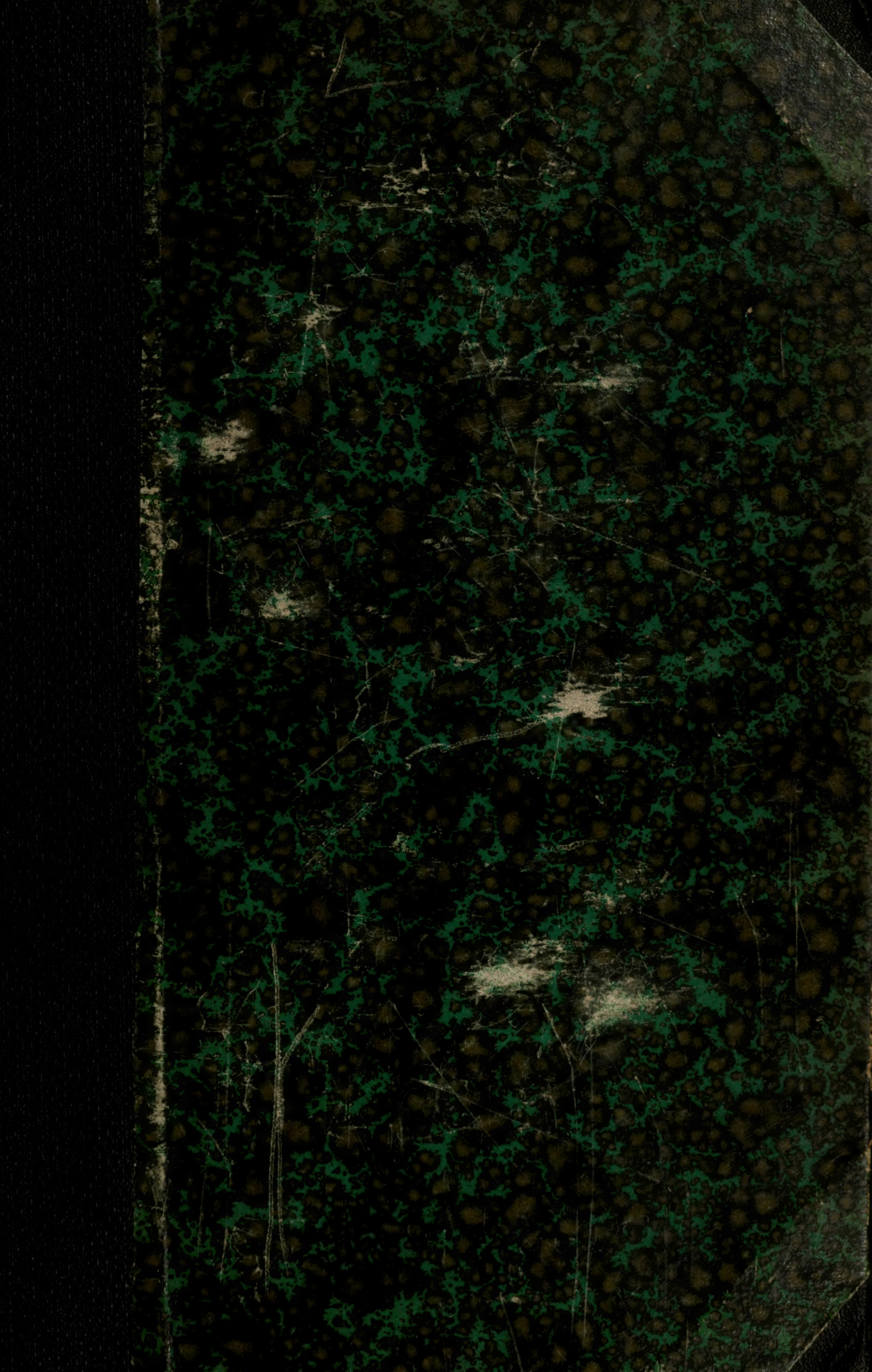
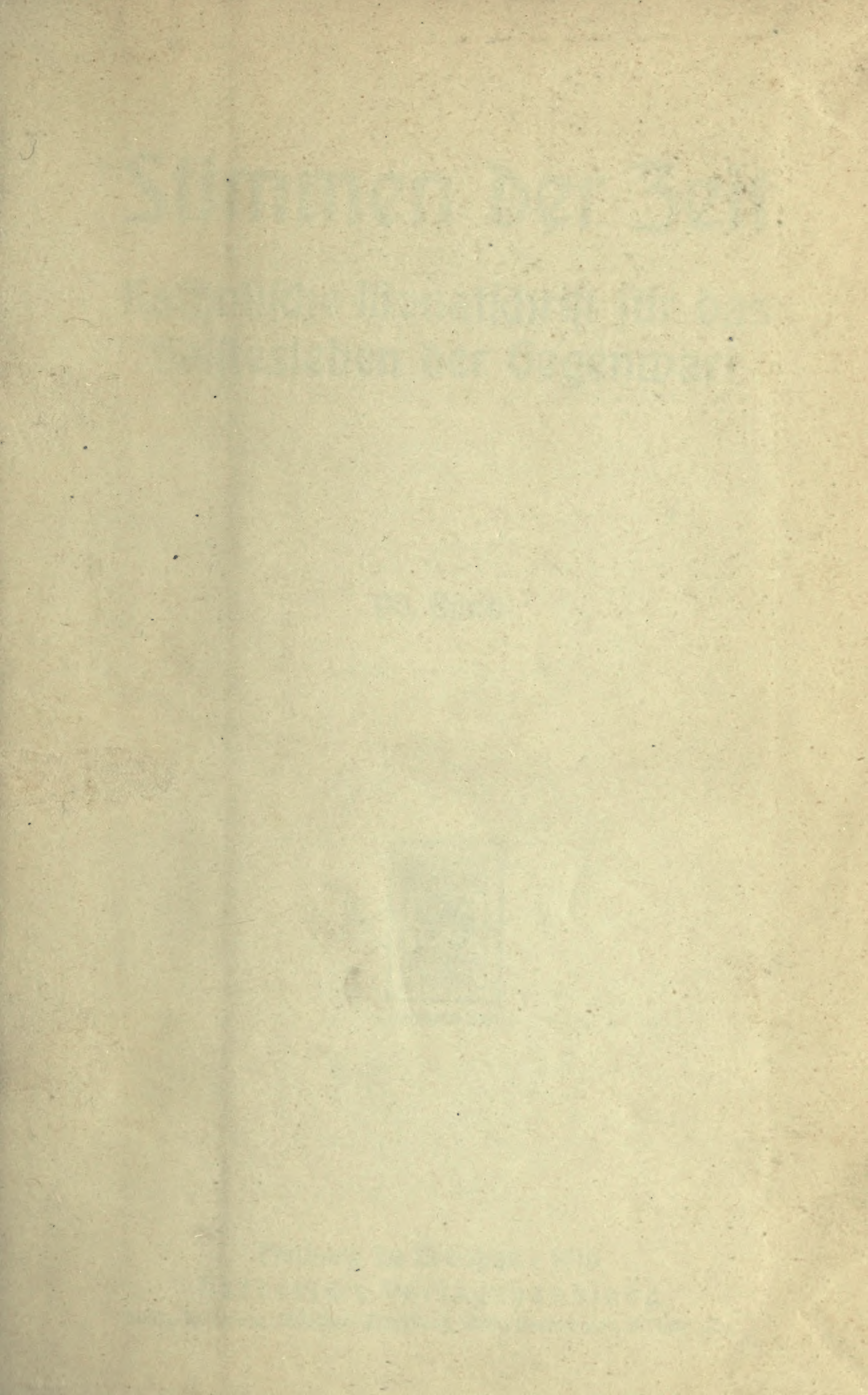




Stimmen der Zeit

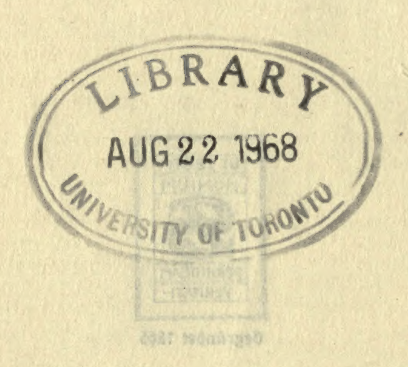
Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart

90. Band



Gegründet 1865

Freiburg im Breisgau · 1916
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Inhalt des neunzigsten Bandes.

Umschau.

Verzeichnis der beigegebenen Abbildungen.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Die Errungenschaften unseres Krieges.

Können wir jetzt schon von Kriegserrungenschaften sprechen? Ist nicht der Friede, der ehrenvolle, dauerhafte Friede die ganze und wahre Errungenschaft der blutigen Kriegsarbeit? Und diese Errungenschaft kommt doch erst in dem Geläute der Siegesglocken zu uns, sie zieht in unser Land erst beim Einzug der blumengeschmückten Truppen, sie kehrt in unsere Städte und Dörfer erst ein, wenn unsere Brüder und Väter nach so vielen langen Kriegsmonaten wieder heimkommen in ihre Häuser und Werkstätten!

Ja gewiß, dieser Friede allein ist es, der uns nötigt, jetzt noch Krieg zu führen und immer weiter zu führen. Leuchtend steht er vor unserer Seele als belebende und ermunternde Hoffnung von unausdenkbarem und unnennbarem Glück. Und doch — er ist nicht die einzige Errungenschaft des Krieges, und vielleicht nicht einmal die größte und wertvollste. Der Krieg hat uns bereits andere Errungenschaften gebracht, die so kostbar sind, daß erst sie dem künftigen Frieden seinen vollen Wert geben — wenn wir sie bewahren. Errungenschaften, die aus dem Krieg in den Frieden hinübergerettet werden sollen, weil gerade der Friede es sein wird, der sie bedroht und in Frage stellt. Vor dem Frieden und für den Frieden müssen sie gerettet werden, die Früchte, die der Krieg, dieser gewaltige und fruchtbare Erzeuger, uns geschenkt hat.

Als vor vierzehn Monaten das gigantische Ringen anhob, da war es uns, als ob neue Morgenröten aufgingen hinter den Bergen, als ob neue Lebensquellen aufspringen wollten in allen Gründen, als ob neues Geisteswehen herangebraust käme von allen Höhen und Tiefen. Da fühlten wir uns, nach dem ersten ungeheuren und unfaßbaren Eindruck, wie neugeboren. Wir erwachten zu einer neuen Wirklichkeit. Wie wenn ein langer und böser Traum verflogen wäre und frische Morgenwinde uns die von Nichtigkeiten und Narrheiten heißgewordenen Stirnen kühlten. Wir sprachen erstaunt und beglückt von der Wiedergeburt des Volkes, von der politischen, sittlichen, religiösen Wiedergeburt. Und es war nicht ganz, nicht alles eine Täuschung. So lange wir leben werden, wir Zeitgenossen

dieses Krieges, werden wir Gott kniefällig zu danken haben, daß wir sie erleben durften, diese Zeit, wo wir unser Vaterland, unsere Seele, unsern Gott neu entdeckten; diese Zeit, wo Gottes Donnersprache über uns redete, so daß selbst die Leichtsinnigsten stille standen und lauschten.

Nicht alles war eine Täuschung. Aber doch manches. Wir wissen heute, daß auch ein solcher Krieg keine Toten auferweckt, daß auch er kein neues Leben schafft, wo es erstorben ist. Nur Schläfer kann er erwecken. Verschüttete Quellen kann er befreien, aber ganz neue lebendige Quellen schaffen kann auch er nicht. Der Krieg hat es den staunenden Augen der Welt geoffenbart, welch unermeßliche Kräfte an Geist und Willen, welch ein sittlicher Ernst, welch rührender Glaube, welch kindliche und männliche Frömmigkeit in unserem Volke stecken. Er hat es geoffenbart, aber nicht erst gebracht; er hat diese Kräfte ausgelöst, aber nicht erst geschaffen. Es ist keiner durch Kriegserlebnisse allein wahrhaft und dauernd religiös geworden, dessen Religion vorher schon tot war. Keiner ist nur durch den Krieg rein und treu und pflichtbewußt geworden, der nicht schon vor dem Krieg wenigstens ein ernstes und redliches Meinen, einen Rest sittlichen Wollens bewahrt hatte. Nicht ein einziger ist in wirklicher vaterländischer Liebe erglüht, der nicht schon vorher in tiefer Seele das deutsche Geheimnis barg: den Idealismus und die schlichte Treue und das reine, warme Gemüt.

Aber eines hat der Krieg uns neu gegeben: Erkenntnisse! Einsichten, zu denen wir in unserer langsamen, grüblerisch vorsichtigen Art wohl in vielen Jahrzehnten nicht vorgedrungen wären: wie viel wir besitzen und wie viel uns noch fehlt, was uns not tut und was wir vermögen. Und wenn wir diese Einsichten fruchtbar machen, indem wir das Fehlende hinzugewinnen und das Vorhandene bewahren und immer neu erwerben, dann sind diese Einsichten wohl die köstlichste Errungenschaft unseres Krieges, wenn auch vielleicht nicht so glänzend wie der äußere Kriegserfolg, wenn auch vielleicht manchem Geschmack bitter mundend. Daß die Hochspannung des Geistes, der rastlose, unverdrossene Arbeits- und Opferwille, der in diesem Krieg mobil gemacht wurde, nicht wieder abgeschirrt werden darf bei der Demobilisierung der Armee, das wird vielleicht manchen erschrecken. Durchhalten! Nicht bloß bis zum Frieden, sondern auch noch im Frieden, das erst wird uns den Krieg ganz gewinnen lassen. Daß wir nicht wieder zurückkehren zu Schlaf und Schlendrian, nicht wieder in „Gemütlichkeit“ uns einlullen, nicht wieder über-

einander herfallen in bitterem Partei- und Bruderzwist, nicht wieder eilfertig und leichtfertig aus den Kirchentoren strömen, durch die wir im August 1914 eintraten, um „auf den Knien zu Gott zu beten"! Und das Fehlende sollen wir ergänzen! Die kundgewordenen Mängel und Schäden und Krankheiten ausbessern und jeglichen bösen Geist, der sich noch versteckt hält, austreiben aus unserem Volk! Das wird manchen überraschen, der da meinte, beim Friedensschluß zu seiner und zu des deutschen Volkes Seele sprechen zu dürfen: „Nun, du gute deutsche Seele, ruhe dich aus und laß es dir wohl sein; iß und trink, denn du hast Vorräte auf viele Jahre, und an gar nichts hast du Mangel." Der Tor, der so spräche! Noch in selbiger Stunde könnte man seine Seele von ihm fordern, und er würde sie verlieren.

Wenn wir die Kräfte nun überschauen, die in der furchtbarsten Not uns die besten Dienste leisteten, die Kräfte, an denen immer noch ein Fehlendes zu ergänzen ist, die Kräfte, die am ehesten dem Verderb und Verlust ausgesetzt sind, dann sind es gute Willenskräfte, reife Erziehungsfrüchte, gesegnete Seelsorgserfolge. Und alle diese sahen wir wie zu einem Bündel gesammelt in dem Einheitswillen des ganzen Volkes, in dem selbstlos sachlichen Opferwillen der Parteien und Stände, der Führer und der Geführten, in dem Geist gemeinsamer, heiliger Liebe und Pflicht, der Krieger und Daheimgebliebene, Mädchen und Frauen, Gemeinden und Familien hinaushob über ihre eigenen begrenzten und engen Interessen und rückhaltlos und restlos sich hingeben ließ an das Beste der Kameraden, der Nachbarn, der Armee, der Stammesgenossen und der Stammesfremden, der Reichsgenossen wie der Bundesgenossen, kurz an das Beste aller zusammen. Wie sehr hat sich doch dieses echt soziale Wollen verstärkt bei den Kameraden in den Schützengräben! Aus allen Schichten der Bildung und des Besitzes sind sie dort zusammengekommen und inniger als Freundschaft und Blutsverwandtschaft, fester als gemeinsame Interessen es je vermocht hätten, hat die kameradschaftliche Liebe sie zusammengeschmiedet. Und vor allem die Gebildeten, die Besitzenden, die Führenden haben im Schützengraben und im Feldlager die Erkenntnis gewonnen, daß jede Führerstellung im Volksganzen eine Aufgabe ist, eine ungeheure Verantwortung, und nicht ein Privileg oder eine Belohnung, nicht einmal für geleistete Dienste oder für eine erreichte Altersgrenze.

Die sozialen Schichten werden in der Heimat und im Frieden sich wieder deutlich voneinander abheben. Aber bleiben muß der Geist der

Kameradschaftlichkeit, der Wille zur Solidarität, den wir jetzt in uns vorgefunden. Ja er muß noch gesteigert, die vorhandenen Lücken müssen ausgefüllt werden. Das sei die Errungenschaft unseres Krieges, in der alle zumal beschlossen liegen!

Die Kameradschaftlichkeit des ganzen Volkes wird sich aber, gleich allem, was fein und geistig ist, wieder verflüchtigen, wenn sie nicht in dauernden Gestalten verfestigt und verkörpert wird, wenn nicht die gewaltige Energie, die sie entbunden hat, aufgefangen und in festen Bahnen der Zukunft zugeführt wird. Nun hat das Volk während des Krieges sich solche feste Formen geschaffen, Organisationen, gesetzgeberische Maßnahmen, soziale Einrichtungen der besten und wirksamsten Art. In diesen Formen steckt eine ungeheuere Vorratsmenge jenes Einheits- und Opferwillens. Bewahren wir diese Formen, indem wir sie den Verhältnissen des Friedens anpassen, und das deutsche Volk wird für immer von jener aufgespeicherten Opferglut zehren können. Wir haben in diesen Einrichtungen einen großen Schritt getan zu dem Ideal des christlich-sozialen Prinzips einer vollen Solidarität aller Stände und Klassen, eines wohltätigen Ausgleichs der miteinander kämpfenden Interessen, eines harmonisch abgestimmten Zusammenwirkens aller staatsbildenden Kräfte. Einen bedeutenden Schritt haben wir getan zur völligen Abschaffung aller Klassenkämpfe. Dem Ziel aller inneren Staatskunst, der Vereinigung von Führung und Freiheit sind wir nähergekommen. Der wahre Begriff der Volksfreiheit beginnt jetzt nach dem dunklen Wirrwarr verwegener Phrasen und Theorien klarer herauszutreten, seitdem die klare und harte Schule des Krieges uns belehrt, daß die Freiheit nicht darin besteht, daß der einzelne oder einzelne Gruppen schrankenlos ihren einseitig selbstsüchtigen Interessen folgen dürfen, sondern darin, daß die Regierenden mit starker Hand und selbstlosem Sinn die Wege weisen, und die Regierten mit reifer Einsicht und freier, verständnisvoller Unterordnung den Führern folgen. Diese Erkenntnis konnten wir alle gewinnen, an den gigantischen Generalstabsplänen so gut wie an der bescheidenen Brotkarte. Und wenn diese Freiheit auch manchen sogenannten „Demokraten" nicht gefällt, so ist sie doch wahrhaft demokratisch, weil sie dem ganzen Volk, dem wahren Demos Kraft und Gedeihen gibt. „Deutschland", so schrieb noch vor kurzem ein feindliches Blatt, „Deutschland zeigt, zu welchen grandiosen und unglaublichen Resultaten man kommen kann, wenn die ganze Bevölkerung organisiert ist."

Wir haben Wege, und was noch mehr wert ist, den Mut gefunden, die Selbstsüchtigen und Beutegierigen zu entwaffnen, ihnen die Möglichkeit zu nehmen, die Not der Zeit auszubeuten. Lernen wir daraus, auch im Frieden die Freibeuter in Schach zu halten! Die Organisationen und Gesetze zu gegenseitigem Schutz und zur Unterstützung der Schwächeren, die geregelte und kontrollierte Verteilung der für die Allgemeinheit notwendigen Lebensgüter an Wohnung und Nahrung wird auch im Frieden in irgend einer Form bestehen müssen, und in der ersten Zeit nach dem Krieg erst recht. Denn es kann sein, daß erst dann die große wirtschaftliche Krisis hereinbricht. Und noch wahrscheinlicher ist, daß ein ungestümes und wildes Jagen beginnt, in dem unzählige schwächere, aber darum nicht weniger wertvolle Existenzen zu Boden getreten werden. Die Begebenheiten nach 1870 sollten uns warnen.

Auch auf geistigem Gebiete haben wir Schutzgesetze zur Anwendung gebracht, haben manche zersetzende Giftquelle verstopft. Daß uns doch für immer dieser prachtvolle Mut bliebe, dem Schmutz, dem Gift, dem frivolen Hohn die Maske der Kunst und des Witzes herabzureißen!

Wir haben die Gebe- und Opferfreudigkeit, den hilfsbereiten Willen und die dienende Liebe himmelhoch emporlodern sehen. Die Flamme war angefacht durch den gewaltigen Sturm. Aber wenn der Sturm sich wieder gelegt hat, wird auch das lodernde Feuer zusammensinken. Die Glut selbst aber darf nicht erkalten, sie muß geborgen werden. Und die geschaffenen Organisationen sind dafür geeignete Gefäße. In ihnen sind Räume und Speicher bereit gestellt, in die ein jeder dauernd hilfsbereite Mensch seine Liebe und seine Hilfe hineinströmen lassen kann. Es schien bisher so vielen gutwilligen Menschen, besonders unter unsern Frauen, an bequemer Gelegenheit zu fehlen, ihre Lebens- und Liebeskraft fruchtbar zu betätigen. Der Krieg und seine vielfältigen Veranstaltungen aber haben nun die tausendfachen Nöten der Menschheit offenbar gemacht und zugleich Wege gewiesen, auf denen jeder Hilfswillige an diese Not herankommen und ihr sein Scherflein reichen kann.

* * *

Die eherne Kraft, mit der im Kriege die Militärgewalt alles vereinigte zum gemeinsamen Ziel, wird ja nachher wieder zurücktreten. Aber das Resultat ihres Wirkens soll bleiben: alle Glieder des Volkes sollen zusammengeschweißt bleiben in Einmütigkeit und gegenseitiger Anpassung.

Das wird aber nur geschehen, wenn die Genauigkeit, mit der jetzt alles „klappt", nicht bloß das Ergebnis des äußeren Zwanges ist, sondern auch eines inwendigen Ineinandergreifens der Seelen, wenn sie aus den Seelen geboren ist. Wir können das Vertrauen haben, daß sie es jetzt ist. Aber es gilt, diese innere Harmonie des Volkes hinüberzuretten in den Frieden, der sehr wahrscheinlich an stürmischen Diskussionen und leidenschaftlichen Gegensätzen überreich sein wird.

Es wird also eine dringende Aufgabe sein, nicht nur die praktisch bewährten Formen staatsbürgerlicher Solidarität dem Frieden zu erhalten, sondern auch die innere staatsbürgerliche Erziehung des Volkes zu vollenden. Das ist aber eine wesentlich sittliche Erziehung. Gewiß muß es der ungebrochene und unentwegte Wille eines jeden Deutschen werden, ein großes und starkes Deutschland zu schaffen und zu erhalten. Doch dies ist erst der Zielgedanke. Er sagt noch nichts von den Voraussetzungen, von den Kräften und Mitteln. Erst wenn das ganze Volk zugleich auch rein, pflichttreu, ideal- und hochgesinnt ist, gottesfürchtig, demütig, gläubig, innerlich entsagungsfroh und abgehärtet; erst wenn der Geist stiller und fleißiger Arbeit in dem eigenen kleinen oder großen Kreis alle beseelt; wenn unser Volk auch künftig von hohler Äußerlichkeit und von törichter Selbstüberhebung über andere Völker sich frei hält, ohne deshalb den Glauben an die eigene Kraft, die Schätzung des Eigenen, Heimatlichen, Bodenständigen zu verlieren, erst dann wird es imstande sein, seinen staatlichen Willen zu verwirklichen. Noch hat der Krieg nicht vermocht, in allen Höhen und Tiefen unseres Volkes und auf allen Gebieten die reine, große Sachlichkeit und die sittliche Lauterkeit zum Durchbruch zu bringen. Möge er nicht zu Ende gehen, ehe auch dies geschehen ist, ehe wir alle gelernt haben, der Sache, der Idee, dem Ganzen, der Gemeinschaft zu dienen; nicht dem persönlichen kleinen Nutzen, nicht der Materie und dem Genuß, sondern der Pflicht, dem Geist und der Liebe.

In der Glut der Kriegsnot mögen zunächst unsere Charakterfehler auf ein erträgliches Maß zugeschmolzen werden. Swoboda hat wohl seinen österreichischen Lesern aus der Seele und dem Gewissen gesprochen, wenn er schreibt (Unser Krieg in seinen sittlichen Werten S. 52): „Wir bitten um etwas größere Ökonomie der Kraft, mit größerer Strammheit, als es bisher geschah, mit gewissenhafter Ausnützung der Zeit und Arbeitsenergie, mit etwas weniger — wie sage ich nur gleich? vielleicht in der Sprachweise Homers: göttlicher Ungenauigkeit — am liebsten würde ich derb und

deutlich sagen, mit einer doppelten kräftigen Kriegserklärung gegen die österreichische Schlamperei und die ebenso österreichische Raunzerei, letztere nur der ins Gefühl übersetzte Ausdruck und die Folge der ersteren." Mit einigem Nutzen können auch wir Süddeutsche um derartige Vorsätze uns bemühen. Die klugen und kritisch begabten norddeutschen Brüder werden leicht selbst ihre Gewissenserforschung anstellen.

Wichtiger noch ist es, daß die großen Laster, welche im letzten Grund den Krieg verschuldet haben, herausgebrannt und restlos verzehrt werden von dem Reinigungsfeuer, das sich rings um uns entzündet hat. Auch unserem Volk gilt das. Denn wer dürfte von jeder Schuld sich frei sprechen? Welches Land wäre nicht durchsetzt von den Samenkörnern des Elends, von den Kriegskeimen, deren Papst Benedikt XV. in seinem ersten Rundschreiben vier Arten aufgezählt hat: Mangel an wohlwollender Liebe im Zusammenleben der Menschen, Verachtung der Autorität, Klassenkampf, und endlich leidenschaftliche Gier nach den vergänglichen Erdengütern.

Die Zeit, die unmittelbar dem Friedensschlusse folgt, wird in der Beziehung eine wahre Krisis sein. Auf die ungeheure Anspannung aller Nerven und Fibern, auf die unsäglichen Entbehrungen und Opfer folgt plötzlich die Entspannung. Und mancher Charakter wird nicht stark genug sein, sie zu ertragen. Es wird eine seelische Reaktion eintreten, ein Schleifenlassen aller Zügel, eine unbändige Gier, sich zu entschädigen und die versäumten Lebensgenüsse nachzuholen. Und so kann die Süßigkeit des neugewonnenen Friedens wie ein Meltau auf kostbare sittliche Kulturen fallen. Dem wird nur vorgebeugt werden durch eine bis in Innerste dringende sittliche Läuterung und Festigung.

* * *

Eine derartige sittliche Festigkeit setzt aber notwendig auch eine religiöse Kraft voraus, die groß genug ist, in den Seelen alle niedern Triebe, selbstsüchtigen Regungen, materiellen Engherzigkeiten, alle Schlaffheit und Ideallosigkeit zu überwinden. Es sei nur an die viel besprochene Erscheinung des Geburtenrückgangs erinnert. In entscheidender Weise kann da nur durch religiöse Mittel geholfen werden. Die patriotischen Erwägungen haben ja durch die Erfahrungen des Krieges ein besonderes Gewicht erhalten. Aber genußsüchtige Männer und Frauen werden dadurch nicht aufgerüttelt. Und schließlich wird in allen Kreisen jede äußere Mahnung fruchtlos verhallen, wenn nicht in den Herzen frisch und unent-

wurzelt die Pflichttreue, die Gewissenhaftigkeit und Opferwilligkeit stehen, die genährt sind an dem Geist lebendigen Glaubens und ernster Gottesfurcht und an den Quellen göttlicher Gnadenhilfe. Ein deutscher Kaisersohn, Prinz Oskar von Preußen, ist es gewesen, der noch vor kurzem die Vereinigung von sittlicher und religiöser Arbeit forderte (in seiner Schrift über die Winterschlacht in der Champagne): „Steuern wir dem fressenden Gift am Marke des Volkslebens, dem ausschweifenden Leben der Jugend und der Genußsucht. Erziehen wir die Jugend wieder zu wahrer kindlicher Frömmigkeit und zum Glauben an den Herrgott, der die Menschenschicksale nach seinem Willen leitet."

Zur Sicherung unserer Kriegserrungenschaften gehört also auch, daß die religiösen Kräfte in immer steigendem Maße entbunden werden. Im neuen Deutschland muß auch das kirchliche Leben und vor allem die Seelsorge teilhaben an den neuen Erkenntnissen, die der Krieg erzeugt hat, an den neuen Mitteln, und vor allem an dem neuen Schwung und Feuer aller Lebensregungen. Die frischen Morgenwinde, die über unser Land wehen, sollen auch über das Gebiet der kirchlichen Seelsorge streichen, und von dort aufsteigend wiederum mit erhöhter Wucht hinströmen über die weltlichen Arbeitsfelder.

Prof. Schrörs in Bonn hat in seiner Schrift: Der Krieg und der Katholizismus, bereits auf mehrere Punkte hingewiesen. Alle seine Gedanken sind von größter Tragweite. Hier sei versucht, seine Anregungen nach der einen oder andern Seite noch deutlicher hervorzuheben und weiterzuführen.

Man hat für die Zeit nach dem Krieg so etwas wie einen neuen Kulturkampf prophezeit. In der alten, überlebten Form wird ein Kulturkampf schwerlich wiederkommen. Was unserem Klerus nach dem Kriege bevorsteht, ist allerdings eine ungemessene Fülle von Arbeit, eine unerhörte Menge neuer Probleme, eine nie dagewesene Anspannung aller Kräfte, auch ein Kampf von äußerster Hartnäckigkeit und Erbitterung; aber es wird nicht ein Kampf gegen irgend welche äußere Übergriffe und „Verfolgungen", nicht ein Kampf von Personen gegen Personen sein, sondern ein Kampf mit den inneren Feinden des Volkes und der Seelen, ein Kampf gegen Sünde, Irrtum, Verführung und Verwahrlosung, gegen geistiges und leibliches Elend, ein Kampf um die Höherentwicklung des religiösen Lebens, ein Kampf um die wahrhaft großen und wichtigen Fragen des Daseins, ein Kampf um Gott und um die Seelen.

Die Neugestaltung der Seelsorge soll also keine Neubelebung des konfessionellen Kampfes bedeuten. Wie auf katholischer Seite der künftige Burgfriede unter den Konfessionen gedacht und erstrebt wird, das ist in diesen Blättern bereits dargelegt worden[1]. Möchte es doch endlich dahin kommen, daß in deutschen Landen die verschiedenen Konfessionen aufhören, anders als mit den Mitteln innerer Überzeugung miteinander zu ringen! Möchte auf beiden Seiten der einzige Wille herrschend werden, die Seelen innerlich zu heben, zu erbauen, zu belehren, zu bilden, zu läutern, zu vergöttlichen. So wird von selbst der Wettkampf der Konfessionen ohne gegenseitige Erbitterung sich abspielen. Es wird sich auch zeigen, auf welcher Seite die höheren Kräfte, das stärkere und reinere Leben sich finden. An den Früchten werdet ihr sie erkennen. Die Früchte des Heiligen Geistes sind aber „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Sanftmut, Glaube, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Keuschheit". Es ist gewiß zu bedauern, daß nicht alle Deutschen gleichen Glaubens sind. Allein das ist in absehbarer Zeit nicht zu ändern. Was in unserer Macht steht, ist dieses: daß sie alle gleicher Liebe seien. Benedikt XV. hat am Jahrestag des Kriegsausbruches in seinem Friedensaufruf auch für die gebetet, „die noch nicht zur römischen Kirche gehören, daß er sie mit uns durch die Bande vollkommener Liebe verbinden wolle". Das wäre wohl in der Tat die beste Formel für das Zusammenarbeiten der Konfessionen: die Wurzelgebiete, die Nährquellen des religiösen Lebens sollen jeder Konfession gesondert zu eigen sein. Wie die Gottesdienste getrennt sein müssen, so auch alle Veranstaltungen, welche die Bildung und Stärkung des religiösen Lebens zum Zweck haben. Aber die Felder, die aus diesen religiösen Quellen bewässert werden, die Gebiete, auf denen die religiösen Kräfte zur praktischen Verwendung und Bewährung kommen, die sollen nicht ohne freundliches Zusammenarbeiten bestellt werden. Es soll kein Gebiet des Kulturlebens geben, kein Gebiet der Wirtschaft, der Politik, der Wohlfahrtspflege und der Nächstenliebe, kein Gebiet der Wissenschaft und des Unterrichts, wo die Angehörigen einer Konfession ausgeschlossen werden oder sich selbst ausschließen, wo nicht alle mit soviel Begeisterung und mit soviel Hingabe mitarbeiten dürfen und wollen, als sie je aus ihren gesonderten religiösen Lebensquellen gewannen. So werden die Konfessionsangehörigen den Zusammenhang untereinander wahren, miteinander vereinigt bleiben in

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift: Bd 89, S. 386 ff.

gleichem Geist und Glauben, und trotzdem nicht von den andersgläubigen Mitbürgern abgesondert sein. Jede Kraft wird möglichst restlos ausgenützt werden und doch mit ihrem religiösen Nährboden innigst verbunden bleiben. Wie dabei die konfessionellen Einheiten, Individuen und Genossenschaften sich zu interkonfessioneller Gemeinarbeit zusammenfinden, wie sie sich organisieren oder kartellieren, das ist dann nur noch eine praktische Frage und muß von Fall zu Fall entschieden werden.

Was nun die religiöse Arbeit, die „Seelensorge", angeht, so hat dieser Krieg ihre ungeheure Wichtigkeit bewiesen. Er hat gezeigt, daß äußere Einflüsse oder Schrecknisse den Menschen nicht religiös machen, ihn nicht dauernd und von innen heraus zu einem religiösen Charakter bilden. Die Volkskreise allein, die schon vorher religiöser Praxis hingegeben waren, deren Frömmigkeit ist unter dem Sturmwehen des Krieges wie eine Flammengarbe emporgelodert, in heroischen und erschütternden Äußerungen des Glaubens, des Gebetes, des Gottvertrauens und der Gottesliebe, der Demut, der Reue und der Leidenskraft. Nur wo das Volk schon in Friedenszeiten und von Kindheit auf sorgfältig herangebildet wurde zu religiöser Tat, wo die Gläubigen durch alle Altersstufen hindurch, im Elternhaus, in Schule und Kirche, in Vereinen und Gesellschaften angeleitet wurden zum Gebet, zum guten Gebrauch der heiligen Sakramente, zu gottgeweihter Pflichterfüllung und reinem Wandel, zu konsequenter Gestaltung des Lebens nach den Anschauungen und Beweggründen des Glaubens, da hat die Religion in der Belastungsprobe des Krieges Wunderkräfte geoffenbart. Mit einem Wort: So weit sich jetzt die religiöse Kraft unseres Volkes bewährt hat, ist sie eine Frucht der Seelsorge gewesen. Insbesondere die katholische Seelsorge kann im allgemeinen von ihren Leistungen wohl befriedigt sein. Es ist nicht so unrichtig, was Dr Emil Sulze noch kurz vor seinem Tode schrieb: „Ihre Seelsorge ist die Macht der römischen Kirche. Sie ist das Christlichste in ihr; das, wodurch sie uns wirklich übertrifft" (Protest. Monatshefte 1914, 164).

Es wird nach dem Kriege vor allem darauf ankommen, daß eine regelmäßige Seelsorge auch die Bevölkerungsschichten erfasse, die ihr bisher entgangen sind, besonders in den Großstädten. Die Sammlung und Betreuung der in besonderem Maße Gefährdeten, der Zugewanderten und der schulentlassenen Jugend wird eine der dringendsten Aufgaben sein. Eine eingreifende Organisation der Hausseelsorge wäre wohl in Angriff zu nehmen. Die Bevölkerung sollte sodann seelsorgerlich geschichtet und geteilt werden,

nach Ständen und Interessengemeinschaften. Es müßte eine allgemeine Einrichtung in jeder Pfarrei werden, daß kein Sonntag vorübergeht, an dem nicht eine besondere Gruppe zusammengehöriger und zusammengeschlossener Gläubigen gemeinsam zur heiligen Kommunion geht: etwa die Kinder, die Mütter, die Männer, die Jünglinge und Jungfrauen. Vor allem muß jetzt schon die Organisation bereitgestellt oder in Aussicht genommen werden, in die unsere zurückkehrenden Krieger als Kommunikanten eintreten. Auch hier gilt, daß die Erkenntnisse und Eindrücke des Krieges nur dann dauernd fruchtbar gemacht werden, wenn sie in einer dauernden Einrichtung Verkörperung und Gestalt gewinnen. Vielleicht wird es am zweckmäßigsten sein, die Kriegsveteranen in eigenen Kommunikantenvereinen zu sammeln und sie allmonatlich nach einer passenden Vorbereitung durch Vortrag und Beicht in geschlossenen Reihen hinzuführen zur Kommunionbank. Überhaupt wird die eucharistische Bewegung leicht einen Mittelpunkt schaffen für intensivere Seelsorge, besonders an den Männern und der Jugend. Eine überraschend schöne Erfahrung haben wir in der Beziehung schon vor dem Krieg an dem in Norddeutschland bereits blühenden „Männerapostolat" gemacht.

Auch für die Schulkinder kann es unmöglich genügen, wenn wir ihnen nur die offizielle Schulkatechese und die Schulmesse bieten. Schon der bekannte und vielerfahrene Jugendsorger P. Dionys O. Cap. hat in einer Konferenz der Münchener Priesterkongregation darauf hingewiesen, daß die Schulmesse auch an Sonn- und Festtagen viel zu wenig individuell und charakteristisch gehalten werde: immer eine stille Messe mit immer den gleichen Gebeten und Gesängen der Schulkinder. Warum nicht auch zuweilen ein Hochamt, ein Vortrag, eine Predigt, eine besondere Feierlichkeit eigens für die Kinder? Warum nicht engster Anschluß in Gebet und Lied an das Kirchenjahr? Die Schätze der Liturgie sind ohnehin zum großen Teil noch ungehoben. Und was gar das Kinderkommuniondekret Pius' X. betrifft, so dürfen wir uns nicht beruhigen, ehe wir es überall, ohne an seinem Geiste zu deuteln, zur Ausführung gebracht haben.

Auch die außerordentlichen Mittel und Wege der Seelsorge sollten gerade jetzt und weiterhin, in einer so außerordentlichen Zeit, zur Anwendung kommen. In der Feldseelsorge, die gewiß in bezug auf außerordentliche Verhältnisse und Anforderungen einzig dasteht, haben unsere seeleneifrigen Feldgeistlichen in wirklich bewundernswerter Weise sich angepaßt und dem Außerordentlichen auch durch eine außergewöhnliche Rührigkeit, Weitherzigkeit und Entschlossenheit Rechnung getragen. Sie haben gehandelt in der

Einsicht, daß die Seelsorgsformen und Seelsorgsmittel für die Menschen da sind, nicht umgekehrt. Und wenn irgend welche Bräuche und Gepflogenheiten ein noch so unantastbares Alter besitzen, sie müssen angetastet werden, wenn sie den veränderten Zeitverhältnissen nicht mehr entsprechen.

Eine Form außerordentlicher Seelsorge hat sich bereits seit Jahrhunderten bewährt: die Volksmission. Sie hat besonders in bewegten und kritischen Zeiten Wunder gewirkt in den Herzen des christlichen Volkes. Gerade unmittelbar nach dem gegenwärtigen Krieg wäre es eine kostbare und seltene Gelegenheit, einmal sämtliche Gemeinden des katholischen Deutschlands systematisch durchzumissionieren. Wenn die Mission von seiten des Pfarrklerus ganzes Interesse findet, wenn sie schon Wochen vorher gründlich und planmäßig von Haus zu Haus vorbereitet wird, wenn sie, wenigstens in größeren Gemeinden, gesondert für Frauen und Männer veranstaltet wird, dann muß sie zu einer wahren und lange vorhaltenden Erneuerung des religiösen und sittlichen Lebens führen. Die Kosten einer solchen Durchmissionierung müßten wohl auch durch eine einheitliche Organisation der finanziellen Mittel aufgebracht werden können.

Die Menge und Größe der herandrängenden Aufgaben wird natürlich die weitgehende und freieste Mithilfe der religiösen Ordensgenossenschaften fordern. Insbesondere wird der Pfarrklerus in den Aufgaben, zu denen er in den großstädtischen Riesenpfarreien unmöglich Zeit und Kraft findet, zu unterstützen sein durch Anstellung von Hilfsseelsorgern. Prof. Faßbender hat auf Grund einer Fülle großstädtischer Erfahrungen die Aufgabe dieser Hilfskräfte dahin bestimmt, daß sie „die Verwirklichung der Idee in die Hand nehmen sollen, welche die im Rahmen des Caritasverbandes für das katholische Deutschland gegründete Vereinigung für Caritashilfe in der Seelsorge sich als Ziel gesteckt hat". „In jeder Großstadtpfarrei eine kleine Vereinigung, in der Priester und Laien einerseits, sowie berufsmäßige und nebenamtliche Helfer anderseits Hand in Hand auf Grundlage eucharistisch-aszetisch-caritativer Betätigung die Caritashilfe als ergänzende Aktion für die ordentliche Pfarrseelsorge nach den Absichten und nach der Anweisung des Pfarrers ausüben!" (Allgem. Rundschau 1915 Nr 17, S. 290.)

Für den neuen, frischen Zug und Geist, der nunmehr in der gesamten kirchlichen Seelsorge ohne Zweifel Platz greifen wird, muß naturgemäß die Geistlichkeit vor allem aufkommen, wenn auch die Mitwirkung der Laien noch so wertvoll und unentbehrlich ist, ja selbst mancherorts die Anregung

und Initiative von Laien ausgehen wird. Darum wird schließlich ein großer Teil der hier besprochenen Aufgaben und Forderungen einmünden in das ewig aktuelle Problem der Ausbildung des Klerus. In diesem Kriege hat eine so innige Berührung zwischen Klerus und Volk stattgefunden, wie noch selten zuvor. Die wohltätige Mischung der Theologiestudierenden und Ordensbrüder mitten unter die Krieger aus den andern Ständen, die von reichem Segen gekrönte Bereitwilligkeit, mit der die Priester das Leben in den Schützengräben, die glühenden Märsche und die kalten Winterfahrten, die Gefahren und Strapazen geteilt haben mit den Regimentern und Divisionen, die ihrer Seelsorge anvertraut waren, all das hat uns aufs neue das Ziel gezeigt, zu dem wir unsere Priesteramtskandidaten erziehen, zum unmittelbaren Leben in und mit dem Volk, zu möglichst lebendiger Berührung mit dem Denken und Fühlen der Volksseele, zu einem gewandten und klug sich anpassenden Verkehr mit Angehörigen aller Stände und Bildungsschichten, vor allem aber zu selbstverleugnendem und opferwilligem Eingehen auf die abgrundtiefen Nöten des Menschenherzens und zu der unermüdlichen und unverdrossenen Arbeitsfreudigkeit und Unternehmungslust, wie sie unserem gesunden und begabten Volk eigen ist, und wie sie in erhöhtem Maße all denen zu eigen sein muß, die unter diesem Volke arbeiten, die dieses Volk führen sollen.

Wir haben in diesem Kriege viel gelernt. Möchten wir es nie wieder vergessen! Wir haben gelernt, daß alle Kräfte des Volkes energisch zusammengefaßt, organisiert und zum gemeinsamen, wohlberechneten Ziele geleitet werden müssen, daß bei einem reifen und mündig gewordenen Volke selbst weitgehende Eingriffe in die Willkürlichkeiten oder auch Freiheiten des privaten Lebens notwendig werden und zum Guten ausschlagen können, zum Segen des Ganzen. Wir haben gelernt, daß ohne äußere Formen und Einrichtungen, ohne feste Bindungen und Gewöhnungen auch der flammendste Idealismus nutzlos und wirkungslos verpufft. Aber auch den überragenden und entscheidenden Wert der Persönlichkeit haben wir mit Staunen gesehen, der Persönlichkeit, die mit ihrer lebendigen Freiheit und ihrem inneren Reichtum erst die Organisationen belebt und bewegt. Auf die Seele des Volks- und Staatsorganismus kommt es an, und diese Seele muß nicht bloß eine gute Schulbildung genossen haben, nicht bloß unterrichtet und kenntnisreich sein, sie muß vor allem rein, treu, selbstlos, opferwillig bis zur Selbsthingabe sein. Ohne sittliche Erziehung und Läuterung, ohne die Pflege eines unbegrenzten sittlichen Idealismus und

Heroismus wird alles Regulieren und Kontrollieren, werden alle Organisationen und Gesetze, alle Techniken und Methoden nichts anderes sein als ein Wust von leeren und toten Formen, unter deren Masse das Volk noch erdrückt wird, wie ein Kind von der Rüstung des Riesen. Und die Rüstung des deutschen Volkes ist wahrlich derart, daß sie die Seelenkraft eines Riesen verlangt; eine schwächliche, weichliche, genußsüchtige und selbstsüchtige Seele wird der Rüstung allein schon erliegen, es bedarf dazu nicht einmal der äußeren Feinde. Die sittliche Stärke aber verlangt wiederum religiöse Erhebung und Festigung, so daß also unsere Kriegserrungenschaften schließlich darin gipfeln, daß lebendigste Religiosität sich durchsetze in allen Volkskreisen. Religiosität aber kann auf größeren Flächen und bis zu wirklich bedeutendem Ertrage nur gepflanzt und gepflegt werden von einer systematischen und geregelten kirchlichen Seelsorge; mit der Fülle ihrer gewöhnlichen und außergewöhnlichen Mittel, mit ihrem reinen Idealismus und ihrer Anpassungsfähigkeit, mit ihrem Willen zu unaufhörlichem Fortschreiten und ihrem unermüdlichen Pilgern und Suchen nach den gefährdetsten und verlassensten Volksgenossen muß diese Seelsorge selbst schon eine der höchsten und edelsten Lebensäußerungen des Volkes sein. In ihrem Ziel aber ist sie in gewissem Sinn entscheidend für unsere Zukunft: daß nämlich die Losung unseres Krieges „Gott mit uns“ zu lebendiger Wirklichkeit werde auch im kommenden Frieden. Unsere äußeren Kriegserrungenschaften werden auf den blutigen Gefilden von Polen und Flandern gewonnen, weil in der Tat Gott mit uns ist. Aber der innere Ausbau, die vollendete Reife und vor allem die unzerstörbare Dauer dieser Errungenschaften wird dereinst in schönen Friedensjahren davon abhängen, daß auch wir mit Gott sind und bleiben.

Peter Lippert S. J.

Neutralität.

Ob Neutralität ein Zeichen der Schwäche ist, ein Privileg der Kleinheit? Einer Neutralität aus Beruf werden sich ja mächtige Staaten nicht unterwerfen, denn sie wird nicht erobert, sondern auferlegt, und eine Neutralität aus Gemütlichkeit oder aus Gnade kostet nur zu leicht, so will es scheinen, weltbeherrschenden Riesen Ansehen, Gesundheit und Leben.

Und dennoch trägt edel geborene und hochgesinnte Neutralität das Gepräge der Größe und Erhabenheit. Sie gehört zu den schönsten Blüten menschlicher Kultur. Sie setzt einen Hochstand von Selbstverleugnung und Menschenliebe, Vertragstreue und gemeinsamem Vertrauen voraus, die bei aller Bildung der alten, heidnischen Welt undenkbar waren.

Es ist von großem Interesse, die Neigung zur Neutralität aus dem innersten Wesen neutraler Mächte und Völker abzuleiten und mit den „neutralen" Eigenschaften zu vergleichen, die sich zum „neutralen" Charakter verdichten. Allerdings wirkt bei den Völkern die seelische Anlage zur Neutralität nicht wie beim Individuum entscheidend ein auf Tun und Lassen; was den Ausschlag gibt, ist hier die Staatsklugheit und die Wohlfahrt der Bürger. Aber die in den Tiefen der Volksseele gelagerten „neutralen" Tugenden beeinflussen das Für und Wider bei Entscheidungen, lenken und beherrschen das „neutrale" Urteil.

Die geborene neutrale Macht ist das Papsttum. Es ist eine Weltpflicht, den hier geborgenen Kräften die Möglichkeit voller Entfaltung zu verschaffen. Noch niemals vielleicht ist es so klar gewesen wie jetzt, daß der Römische Stuhl vollständige Freiheit, Souveränität und territoriale Unabhängigkeit haben muß, um jene Neutralität üben zu können, die eine Flut von Segen über die Völker strömen läßt. Es ist ein Glück, daß wir uns heute den Papst nur noch neutral denken können; daß die Zeiten nicht mehr wiederkommen dürfen, da das päpstliche Rom in Kriege eingriff und vom politischen Parteihader hin und her gezerrt wurde. Und nicht bloß ein bewaffneter Bruch der Neutralität durch den Papst ist für uns undenkbar, auch eine einseitige geistige Parteinahme halten wir nicht mehr für möglich. Alle Katholiken, Staatsmänner, Priester und Laien,

die anders denken, verraten die Religion an die Politik, das Christentum an den Nationalismus.

Als gottgesetzter Hüter der Weltreligion hat der Papst Vater- und Hirtenpflichten zu erfüllen; als Stellvertreter des großen Friedensfürsten darf er nur Gedanken des Friedens führen; als erster Diener des Erlösers, der durch eigene Not und Tod die Menschheit frei machen und einigen wollte, müssen alle seine Gedanken und Wünsche auf Milderung der Gegensätze zielen; als geborener Beschützer der Wissenschaften und Künste sucht er ihnen die Sonne wiederzugeben. Er muß beglücken wollen wie der Meister. Von ihm schon jetzt, im Widerstreit der Meinungen, klare Entscheidungen erwarten, ist Wahnsinn; seine Rolle als kläglich bezeichnen, weil ihm nicht alle Anstrengungen seiner Liebe glücken, ist undankbar.

Wie ein zähnefletschender Nationalismus als selbstsüchtiger Kriegserreger und blindwütiger Bewunderer des Eigenen jede Regung der Neutralität erwürgt, so nährt die vaterländische Eintracht und festgefügte Staatseinheit mehrerer zu einem Ganzen verbundenen Nationen den Beruf und echtesten Geist der Neutralität. Die Schweiz steht da vor der Welt als glänzendes Vorbild. Der Sinn für die verschiedenen nationalen Eigentümlichkeiten und Ansprüche, verbunden mit vollem Verständnis für den ungebrochenen Staatsgedanken, macht den Geist der Besten aus dem Volk überaus empfänglich, die Eigenart anderer Stämme und die Interessen fremder Staaten richtig zu beurteilen. Dieser durch die eigene Staatskunst und das eigene Bürgerglück erleuchtete Geist bildet sich so zu einem Virtuosen der Versöhnung zwischen Nationen und Regierung, nationalistisch orientierten und völkisch gemischten Staaten.

Die Bande der Sprache, die den Schweizer mit andern Nationen verbinden, verteilen seine Sympathien und bewahren sie vor Einseitigkeit, während alle völkischen Dissonanzen aufgelöst und in eine höhere Einheit gesammelt werden durch das feste Gefüge des eigenen Staatswesens.

Auf diese Einheit und Ordnung, auf dieses Zusammenhalten und Glück ist die Schönheit der Heimat, der alle Herzen der Landeskinder zufliegen, gewiß nicht ohne Einfluß. Die erhabene Majestät der Gebirgswelt umschlingt mit wuchtigem Arm den Sohn der Schweiz, weckt auf ihren lichten, freien Höhen den Geist der Unabhängigkeit und Freiheit, schafft in den Herzen jene heilige Ehrfurcht vor Selbständigkeit und Freiheit, die den fruchtbarsten Nährboden bildet für gerechte Neutralität, als Achtung vor dem Eigensein und der Unabhängigkeit der Nachbarn.

Das Zusammenströmen der internationalen Welt an den Schweizer Seen und Gletschern ist nicht bloß ein geschäftlicher Gewinn; die Menschenkenntnis erweitert sich zur Völkerkenntnis, die scharfe Beobachtung vertieft sich zur Kritik; Ströme der friedlichen Völkerwanderung hinterlassen, wenn sie sich Jahr um Jahr zurückziehen, eine breite Kulturschicht, die dann unter der Pflugarbeit des nationalen Genius immer neue Strecken geistiger Gefilde eröffnet; hier reifen Garben und Früchte, die, aus dem Fruchtboden vieler Zonen gewonnen, die Einheit und Zusammengehörigkeit aller Menschenkinder symbolisieren und für eine Zukunft des Glücks durch Frieden vorbereiten.

Die paar Kriegshetzer in der Schweiz ahnen gar nicht, wie wenig sie vom wahren Geist ihres Volkes und Landes besitzen. Die Nörgler, Bekrittler und Narrenpatrioten anderer Völker aber, die mit ihrem chauvinistischen Geschwätz oder mit ihrem breitspurigen Größenwahn die idealen Ziele der schweizerischen Neutralität beschmeißen, offenbaren in diesen allnationalen Grimassen die abstoßende Krüppelhaftigkeit ihrer Weltanschauung.

In korrekter Weise sucht Holland seinem neutralen Beruf nachzukommen. Es schöpft seine Gesinnung aus der selbsterrungenen Ehrenhaftigkeit des Nationalcharakters. In keinem Land wird so aufrichtig und erfolgreich an einer Versöhnung der inneren Gegensätze gearbeitet. Die einseitige Toleranz des 17. Jahrhunderts gewann durch Selbstzucht vernünftige, weitherzige Ausgleiche und ruhige Verträglichkeit an Vertiefung, Verallgemeinerung, Ausdehnung. Und diese rastlose Arbeit im eigenen Land wurde zu einer hohen Schule des Einfühlens und Einlebens in die Eigenart, die Anschauungen und Bedürfnisse anderer Völker.

Überall, im Leben, in der Verwaltung, in Handel und Wandel der Niederlande, zeigt sich eine frische Elastizität, die Abneigung gegen starre Formeln, eine Überwindung nationaler Gebundenheit durch die Bewegungsfreiheit mehrerer Sprachen. Diese Vielseitigkeit macht nachgiebig und nachsichtig, verständnisvoll für andere Art, vornehm und höflich, Eigenschaften, die der neutralen Gesinnung sehr zu statten kommen.

Alle alten Handelsvölker und Handelszentren weisen einen internationalen Zug auf, der überall dort, wo nicht eine augenblickliche Handelsgier das Urteil — immer bewußt, niemals in gutem Glauben — fälscht, das Weltinteresse wach erhält, die biedere Aufrichtigkeit freundschaftlicher Beziehungen mit klugem Geschäftsgeist geschickt zu paaren weiß, und gleichsam den weiten Horizont des Weltmeeres als Bühnenabschluß für das Spiel des Weltschauspiels aufrollt.

Dieser internationale Zug, ein Kleinod echter Neutralität, ist in Holland besonders lebendig.

Es gibt eine Lebenskunst, die für neutrale Stimmung und Haltung ausgezeichnet vorbereitet. Schweden und Dänemark treten da in die Reihe. Wir meinen natürlich nicht die Lebenskunst des niedergehenden Ästhetentums schwindsüchtiger Literaturfexe, die bis zur verwesenden Auflösung gesteigerte Sinnenlust, die übelriechenden Tagebücher der Zersetzungsprodukte qualvoller Seelenanalysen. Aber mitten in jenem bacchantisch-schwülen Taumel, der Leben und Lust gleichsetzt, spielt und lustwandelt in diesen nordischen Ländern eine andere Freudengestalt, ein Bild heitersten Behagens. Sie lehrt Lebensphilosophie. Ihre Jünger verstehen es, mit köstlicher Unbefangenheit und mit den einfachsten Mitteln zu genießen; sie brauchen ungemein wenig, um vergnügt zu sein und sich einen frohen Tag zu verschaffen; man weiß sich mit geringen Kosten gemütlich einzurichten, man zieht geschickt eine Menge kleiner Freuden aus den Zufälligkeiten des Alltags und sammelt am vorbeirauschenden Bach des Lebens Blumen und allerlei glitzernden Tand in Fülle. Diese Lebenskunst ist wunderbar geschickt im Umgehen von Hindernissen, in einem recht anständigen Auskommen mit den Stacheln und Stichen der Umwelt, im Ja und Nein rettender Ausreden, im Zurechtrücken störender Unebenheiten. Sie lärmt nicht im Genuß der Freude; man nickt sich seelenvergnügt zu ohne viel Worte im heitern Besitz derselben Behaglichkeit.

Wir wollen hier dieser Lebenskunst keine Note schreiben; sie ist tatsächlich gemischt mit Oberflächlichkeiten in Menge, mit tausend Unchristlichkeiten und Liederlichkeiten; sie kann zu einem flachen Diesseitsgenuß mit sehr bescheidenen Idealen ausarten; aber in Reinkultur hergestellt, mit keuschem Sinn erfaßt und von christlichen Gedanken und Empfindungen durchsetzt, bietet sie einen schönen und begehrenswerten menschlichen Typus. Und selbst im Mischungsverhältnis, in dem sie tatsächlich auftritt, läßt sich viel Gold aus den Schlacken heben. Dieses Verständnis für schöne, stille und einfache Freuden verleiht dem Herzen eine Liebe zum Frieden, einen Zug des Wohlwollens und des Willens zum Wohltun, die gleichsam eine Welle der Güte über die Grenzen der kriegführenden Nachbarn hinausschicken. Man hält sich neutral, nicht bloß aus Lust am Leben und an der Freude, sondern auch aus wahrer Hochschätzung für die Güter, die der Krieg umnachtet und verwüstet. Man nährt dort eine gesunde Reaktion gegen allzu kriegerische Instinkte; man versucht, und das ist viel-

leicht das Wichtigste, den Maßstab des Völkerglücks an die ungeheuren Opfer und Anstrengungen der ringenden Weltmächte zu legen, und so Licht und Schatten nach hohen kulturellen Gesichtspunkten zu verteilen.

Kommt dazu, wie bei den Dänen und Schweden, die Gabe einer sehr glücklichen Intuition für die anziehenden und liebenswürdigen Eigenschaften der andern Völker und das Talent, sich diesen weichen und sonnigen Seiten anzuschmiegen, so gewinnt das neutrale Urteil an Klarheit und Wohlwollen.

In den ersten Monaten des Krieges blickten alle voll Zuversicht auf Amerika, als den geborenen neutralen Staat. Man erwartete von dort nicht gerade einen himmelstürmenden Idealismus, wohl aber nüchterne Worte des gesunden Menschenverstandes und der Gerechtigkeit und einen gleichmäßig verteilten Reichtum mitleidsvoller Kriegsfürsorge. Viele haben in der Tat diesen Erwartungen entsprochen. Aber viele andere haben uns enttäuscht. Eigentlich nur deshalb, weil den Industriellen Amerikas der Goldstrom der Munitionsfabriken erstrebenswerter erschien als die uneinträglichen Lorbeeren edler Menschlichkeit. Der Ruhm der Neutralität droht im geschäftlichen Kleinkram zu ertrinken.

Dagegen wächst der spanische Sinn für Neutralität ins Große. Zum vollkommenen Neutralitätscharakter bringt der Spanier eine ruhmreiche Nationalgeschichte und eine erschütternde Tragik des Schicksals mit. Es mag ja sein, daß nur die Bedeutendsten des Volkes aus dieser erhabenen Schicksalstragödie Verständnis für nationale Größe anderer Völker und das Mitgefühl mit fremdem Leid ziehen. Die reiche und schöne nationale Erfahrung wird bei denselben Männern des Geistes gekrönt durch eine die reinsten Höhen der Kunst erklimmende Selbstkritik. Sie sind vollendete Virtuosen in dieser politischen, sozialen und ethischen Selbstkritik und darum auch vortrefflich geeignet, „neutrale" Beobachtungen anzustellen und solche Werturteile zu erlassen. Da werden mit abgeklärter Ironie, an der sich geistsprühender Humor emporrankt, angemaßte Macht, eingebildete Erfolge und kulturrettende Donquischotterien zu Lappalien zerstäubt und so in ihre wahren Bestandteile aufgelöst. Die Grausamkeit dieser Zerstückelung wird gemildert und vergeistigt durch die Athmosphäre hoher ethischer Ideale und echter, alter staatsmännischer Weisheit, in die alles getaucht wird. Denn wie der spanische Aristokrat des Geistes die vollendete Kunst versteht, sittliche und philosophische Wahrheiten in ästhetisch einwandfreier Weise mit den Erzeugnissen der Schönheit zu vermählen, so läßt er sich auch bei

allen Urteilen, die seine neutrale Gesinnuug aufbringt, nicht durch Form und Schein besiegen, nicht durch Äußerlichkeiten blenden. Er holt aus den Dingen mit starker Hand die Ideen heraus, er führt die Tatsachen auf Grundsätze zurück und beleuchtet die Tagesfragen aus den unversieglichen Lichtquellen der Sittlichkeit und des Rechtes, der religiösen Kultur und menschlich edler Großmut. Seine Kritik wurzelt in Grundsätzen, und das macht sein neutrales Urteil unbestechlich, sie ist leicht beweglich in ihren praktischen Anwendungen und darum scharfsichtig und zeitgemäß.

Der Genius der neutralen Gesinnung ist von so großem Wert für die Menschheit, zumal zur Zeit weittragender kriegerischer Verwicklungen, daß es im Interesse aller Staaten liegt, den wahrhaft Neutralen Licht und Luft in Fülle zu bieten, daß sie ihrer Segensarbeit walten können. Die neutrale Passivität allerdings ist ein erbärmlicher Schlafzustand. Was der Welt nützt, sind neutrale Taten; und die Möglichkeit, sie zu verrichten, muß den neutralen Staaten geradezu aufgedrängt werden. Sie können nicht ihrem neutralen Charakter gemäß handeln, wenn kleinliche Interessen und die Selbstsucht der Nachbarn ihre Zuflußquellen unterbindet, ihren guten Willen durch Nadelstiche oder Vergewaltigung lähmt, die reine Luft ihrer vom Blutgeruch unberührten Fluren durch den Moderdunst der Verleumdung und Verhetzung verpestet.

Kein Staat kann von einem andern wohlwollende Neutralität verlangen, wenn er ihn seiner durch neutrale Großmut oder Treue aufgezwungenen Not überläßt und zur Verzweiflung der Notwehr drängt.

In neutralen Staaten hat der einzelne keine geringeren neutralen Aufgaben als die nationalen Gruppen und die Regierung. Das Leitmotiv seines Patriotismus fällt in den erhabensten Stunden mit dem der erdumspannenden Liebe zusammen. Er zieht die herrlichsten Melodien aus der Seele seines Vaterlandes, wenn er ein Lied anstimmt, das die Herzen aller Menschen zu rühren und zu trösten vermag. Seine Aufgabe ist, an den stillen, geregelten Flußläufen, die keine Völkergrenzen kennen, entlang zu wandeln, daß sie nicht versanden; er schickt seine rufende Stimme über die Wasser, daß sie die Botschaft der Völkergemeinschaft, der Freundschaft, der Liebe, des Friedens von Land zu Land trage. Der Krieg schafft Wüsten; der Neutrale hütet die Oasen und bepflanzt sie neu. Der Krieg häuft Ruinen auf; der Neutrale behaut in stiller Werkstatt die Bausteine für die kommenden Denkmäler des Völkerfriedens. Der Krieg ist ein Vorwärtsstürmer, der die schönsten Erinnerungen zertritt, in den Wind

streut; der Neutrale sammelt liebevoll die auseinandergewehten Familienerinnerungen der Menschheit, fügt Blatt an Blatt, um bei den ersten Akkorden der Versöhnung das liebe alte Buch der Menscheneinheit mit der Bilderpracht gemeinsamer Kultur vor dem suchenden Auge der aufatmenden Menschenkinder aufzuschlagen.

Die neutrale Presse soll eine Großmacht der Gerechtigkeit sein und ein Stapelplatz für Gedanken künftiger Weltberuhigung. Sie erfreut sich der ungehemmtesten Beziehungen und genießt die vollste Freiheit zur Wahrheit. Ihre Wegweiser dürfen nie abblassen oder gar irreführen. Im Prozeß der Völker stellt sie die Anwälte und Zeugen und Richter.

Neutrale Regierungen werden theoretisch um so zielbewußter und logischer handeln, je einfacher sie den Regeln des gesunden Menschenverstandes folgen. Es gibt eine juristische Buchneutralität, die sich bloß auf das strenge Recht und auf die unangreifbarsten internationalen Abmachungen stützt und jede Bewegung über die Linie des Notwendigen hinaus ängstlich vermeidet. Sie wird selten aufrichtig sein und sich gern hinter völkerrechtliche Klüngeleien und diplomatische Ausflüchte verstecken. Es gibt aber auch eine Neutralität des Billigkeitsprinzips. Sie allein ist voll und echt. Die Regierung, die ihr huldigt, scheut sich nicht, eine ungebärdige, einseitig parteiische Presse im eigenen Land zu zähmen, sie ahndet beleidigende Äußerungen gegen die kriegführenden Völker und ihre Herrscher, sie vermittelt Anfragen und Auskünfte über Gefangene und Verwundete und ergreift jede Gelegenheit, das Los der vom Krieg Gedrückten zu erleichtern. Bei der Ausfuhr von Kriegsmaterial fragt sie nicht nach dem Faustrecht der Industrie und den dehnbaren Bestimmungen der Friedenskonferenzen, sie verbietet einfach jede Lieferung, dagegen sucht sie, so viel wie möglich, Lebensmittel und Arzneien allen kämpfenden Völkern zukommen zu lassen. Wenn ihr ein Nachbarstaat zumutet, gewisse Einfuhrartikel unter keinen Umständen über die feindlichen Grenzen zu lassen, und sie vielleicht aus Selbsterhaltung diesem Ansinnen Folge leisten muß, so trifft sie alsbald ein ähnliches Übereinkommen mit dem geschädigten Nachbarn zu ungunsten des tyrannischen Nebenbuhlers. Sie verbittet sich jede einseitige Kontrolle ihrer vom Geist gerechter Neutralität eingegebenen Maßregeln durch eine der kriegführenden Parteien. Die brutale Wirklichkeit zwingt aber nur zu oft ganz andere Verhaltungslinien auf. Die Selbständigkeit der Neutralität tritt dann in die Schranken gegen den Egoismus der Selbsterhaltung. Man darf nie vergessen, daß die neutralen Völker auf jeden der krieg-

führenden Staaten mit ihren besonderen Interessen, Wünschen, Drohungen Rücksicht nehmen und die Wechselfälle und Äußerungen dieser Rücksicht beständig in die innigste Beziehung zum eigenen Staatswohl bringen müssen. Sie sind an persönliche politische Verpflichtungen gebunden, die alle Vorteile dieser oder jener Maßregel für die Gegenwart des Kriegs und die Zukunft des Friedensschlusses gegeneinander abzuwägen haben.

Die „neutralen" Probleme stellen daher die höchsten Anforderungen an die Staatskunst der führenden Männer und an die Klugheit des Volkes. Nur sehr große und sehr starke Geister vermögen alle Klippen glücklich zu umschiffen. Der ganze Dilettantismus der nichtneutralen Presse offenbart sich in seiner schnöden Scheußlichkeit, da man vom Gesichtswinkel des eigenen Vaterlandes aus den neutralen Weltstandpunkt einschrumpfen lassen will. Die Taten der Neutralität gehören der Menschheit an und müssen als solche geschätzt und gewertet werden. Wer sich nicht dazu erschwingen kann, sollte schweigen oder mit aufrichtigem Zynismus jede Neutralität abweisen, um einzig und allein den eigenen Nutzen gelten zu lassen.

Neben den praktischen Aufgaben, über die neutrale Mächte leider nicht immer Herr sind, haben sie aber auch ideale Aufgaben zu leisten, und das sind die erhabensten.

Auch ein Weltkrieg verwischt nicht vollkommen die Grenzen zwischen Macht und Recht. Alle Weltkultur wäre gefährdet, wenn die rohe Lehre rechtschaffender Gewalt auch theoretisch im Völkerleben zum Sieg käme. Zum Glück beweisen die täglichen Berufungen auf das Recht hüben und drüben das Dasein eines Rechtsbewußtseins. Man verzichtet nicht gern auf den Schein des Rechtes, man bemüht sich sogar um ernste Rechtsbegründungen; es meldet sich also das Gewissen der Menschheit.

Immerhin stehen die Völker im Zeichen des weitherzigsten Probabilismus in allen Machtfragen. Wo das Rechts- und Machtgebiet aufeinander stoßen, begnügt man sich gelassen mit einem mäßig annehmbaren Grund zugunsten der Macht, und fordert vom Recht, sich zu bescheiden und bessere Zeiten abzuwarten. Das ist kein Frevel, wenn die ausschlaggebenden Wahrscheinlichkeiten einiges Gewicht haben. Diese eingestandene Nachgiebigkeit gegen die Macht ist besser, weil aufrichtiger, als die Erzeugung heuchlerischer Rechtssätze, die noch lange nach dem Kriege als Rechtskrüppel von Gnaden des Völkerrechts leben werden. Das Bekenntnis zur Macht, mit einem echten, wenn auch schmalen Rechtseinschlag, ist nun einmal Kriegsmoral zu allen Zeiten. Ein Ausnahmezustand muß es jedenfalls sein, wenn die

Weltkultur nicht sinken soll. Recht und Macht haben eine Geschichte und einen Ahnensaal; aber der des Rechtes ist geistiger und vornehmer; beide haben eine Zukunft: die der Macht weist auf rohe Gewalt, die des Rechts auf kluge Grenzregelungen.

Und da stehen die wahrhaft neutralen Völker auf den Grenzgebieten von Macht und Recht, um jetzt schon zu urteilen und später zu schlichten.

Sie halten die Wage in ruhiger Hand. Man muß sie wägen lassen und ihre Gewichtseinheiten nicht hart kritisieren. Kein Volk sollte sich beschweren, wenn sie einmal ganz anders über die Verteilung von Macht und Recht denken, als es im kriegführenden Land geschieht. Es ist für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit von höchster Bedeutung, daß alle Rechtsbeugungen und Rechtsverletzungen der Kriege ohne jede Schönfärberei und mit allen schrecklichen Einzelheiten aufgedeckt und geprüft werden. Die Wahrheit wird uns frei machen.

Und wie das Recht, so flüchtet sich auch die Kunst, die Schönheit, die Güte in den Schoß neutralen Schutzes.

Die Kunst ist ein köstlicher Fruchtboden für weltbeglückende Neutralität. Wie muß man es da bedauern, daß Italien seinem Beruf untreu geworden. Wie zur zweiten Heimat wurde zahllosen Pilgern dieses Paradies der Kunst. Sie zu genießen, zogen sie dahin, schlugen an den unversiegbaren Quellen der Kunst ihre Zelte auf; immer wieder führte die Sehnsucht sie zurück. Diese Kunst einte die Herzen, glich Gegensätze aus, beleuchtete die Kulturlinien, die seit Jahrtausenden von Volk zu Volk gingen; diese Kunst war ein Hymnus in einer allgemein verständlichen Weltsprache. Die italienische Kunst ist ein Friedensbuch der Menschheit. Ihre ästhetische Mission ist für das Volk, das sie beherbergt, weit wichtiger als alle politischen Anmaßungen und Träume.

Was nun Italien in verblendetem Eigensinn aus seiner Geschichte ausgelöscht hat, die Hut und Pflege der Schönheit mitten in den Schreckbildern des Krieges, das werden, wie die gesittete Welt erwartet, andere neutrale Völker als ein heiliges Feuer bewahren.

Gewiß, auch der Krieg hat seine Schönheiten, eine vierfache, prangende Schönheit: die in blitzender Wehr strahlende Schönheit fest geeinter, glühender Vaterlandsliebe; die warme, sanft schimmernde Schönheit geduldiger, durchhaltender Opferfreudigkeit; die flammende Schönheit kriegerischer Tapferkeit; die wie aus Marmor gemeißelte Schönheit eines genial erdachten, bis auf die letzte Linie und den flüchtigsten Schatten durch-

geführten strategischen Planes. Wir Kriegführende bewundern diese Schönheiten, erheben uns an ihrer Kraft, beugen uns vor ihrer Hoheit. Eigentlich genießen können wir sie nicht. Wollen wir still und künstlerisch genießen, müssen wir unser Herz auf Augenblicke gleichsam neutral machen. Wenn eine meisterhafte Symphonie, die überwältigende Macht des Gesanges, die stille Beschaulichkeit eines Liedes an unsere Ohren heranschwingt und das Gemüt gebannt hält, erzittern wir wie unter dem Kuß des Friedensengels. Wir ruhen unter den Fittigen des allgemein Menschlichen. Sie kommen weit her aus den unendlichen Räumen der Ewigkeit, diese Harmonienmassen; sie schweben daher aus den kriegsfernen Hallen des Friedens, diese Tongebilde, die uns gefangen halten; sie offenbaren sich uns als Eigentum der ganzen Menschheit. Wir hören da die Melodien, die von Menschenherz zu Menschenherz, von Volk zu Volk herübertönen, in schlicht-dankbarem Empfangen und neidlosem Geben, in fröhlicher Geistesgemeinschaft, in alles ausgleichender künstlerischer Freundschaft. Wir erheben unser Auge und sehen entzückt die sanft geschwungenen, sonnenbeglänzten Linien eines Gebirges, das nicht trennt, sondern eint. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen diesem stillen, verklärenden, künstlerischen Genuß und der glühenden Begeisterung bei dem Auflodern eines patriotischen Liedes.

Und wenn Linien und Farben zu wundervoller Harmonie in unserem Auge und Geist verschmelzen, wenn der Marmor lebendig und warm und weich wird, da entrückt uns der Genuß in ein Paradies der Eintracht und Freundschaft durch Kunst. Die großen Meister ziehen Hand in Hand durch die Länder; wir stehen mitten im Reigen der Kunstgeschichte. Der Kriegslärm verstummt. Auf stillen, sonnenbeglänzten Pfaden lustwandelt die Kunst im Kreise ihrer Kinder, lehrt sie eine gemeinsame Sprache, sammelt gleichsam alle Bewegungen zu einer einzigen, prachtvollen Linie, schaut über die Welt hin mit leuchtendem Blick, und, wohin immer die sanften Strahlen ihres Auges fallen, wird es schön und fruchtbar und friedlich. Stiller Genuß ist ein Vergessen der Unrast.

Es scheint, daß es dem Deutschen in seltener Fülle gegeben ist, auch mitten im Kriegslärm, mitten im Feuerzauber der Begeisterung und des Hasses in glücklichen Stunden gesammelt und künstlerisch zu genießen. Die Welt der Töne und der Farben ist bei uns, Gott sei Dank, international geblieben. Wir lächeln nur mitleidig über die kindische Barbarei, die aus patriotischer Hysterie einen Beethoven zertrümmert, Mozart abscheulich findet

und Wagner in Acht und Bann erklärt. In unsern Musiktempeln erfreut man sich weiter an Auber und Bizet und Verdi. Das allein schon ist ein Beweis reiferer und tieferer Kultur. Wenn es so bleibt, werden wir freudiger siegen und nach dem Siege uns leichter wieder finden.

Aber dennoch bleibt es wahr, daß in unsern wilden Zeiten die wahrhaft neutralen Völker den Beruf haben, die Kunst besonders zu pflegen und an ihrem stillen Herd den Genuß der Schönheit gleichsam im Namen der gemarterten Menschheit zu erhalten und zu vermitteln. Es ist eine herrlich hohe Aufgabe, die internationalen Grundlagen der Kunst und der Schönheit heilig zu halten, für sie einzutreten, um die Fühlung mit der Kunst durch immer neue Erlebnisse und Genuß den Völkern zu retten. Ein prachtvolles nationales Aufbäumen gegen schädigende Einflüsse von außen ward durch den Krieg aufgeworfen. Gönnen wir diese Einsicht auch allen unsern Feinden. Wehe aber der Kunst, wenn die Flut der Selbstbesinnung auch die Verbindungslinien fortschwemmt, die von Volk zu Volk gehen.

Internationale Kunst und nationale Kunst sind keine Gegner. Aber bodenständige nationale Kunst besitzt ein feines Empfinden für die morschen Stellen fremder Kunst und für die jede starke Selbständigkeit zerstörende Nachahmungsträgheit. Im Zeitalter des Völkerhasses wird man aber nur zu leicht übertreiben.

Der Kunstgerechtigkeit der Neutralen ersteht da eine wichtige Aufgabe. Sie rettet die übernationalen Grundlagen vor Unterminierung durch die augenblickliche, einseitige, völkische Mißgunst, weist mit unermüdlicher Geduld auf jede wirklich wertvolle Schöpfung aller Zeiten und Völker hin, verurteilt laut und hart und täglich die kulturfeindlichen Strömungen, die das wahrhaft Schöne wegfegen, weil es vom Feind herrührt.

Wenn der Friede kommt, müßten sich gleich Kommissionen aus Gelehrten neutraler Staaten bilden, die mit peinlichster Sorgfalt und Unparteilichkeit eine Geschichte der Zerstörungen schreiben. Alles, was an Denkmälern, Kunstschätzen, öffentlichen und privaten Bücherbeständen und Kostbarkeiten vernichtet wurde, soll hier bis ins einzelne aufgenommen werden, mit Anläßen, Ursachen, Verlauf, Werturteilen. Die Völker müssen auf Jahrzehnte hinaus mit unerbittlicher Aufrichtigkeit an die Kriegsschrecken erinnert werden; die unersetzlichen Verluste muß man verewigen, damit des Krieges Wesen und wahre Gestalt durch die Entfernung nicht verklärt werde. Diese Leistung wird dann nicht bloß der Kunst dienen; sie wird die Menschheit weicher stimmen zur Güte und damit zur Kultur.

Auch die Güte ist ja im Krieg nicht ausgestorben, Gott sei Dank. Sie wirkt um so erhabener, je dreister man sie verleumdet. Der Pflug im Feindesland, von rauhen Soldatenhänden geführt, daß die Fruchtbarkeit der barmherzigen Erde nicht sterbe, die wehmütige Erinnerung an Frau und Kind und Hof, die liebevoll zum verweinten Antlitz der Witwen und Waisen im Feindesland hinabblickt, barmherziges Mitleid ausstreuend und häufig genug die gezückte Waffe hemmend, das Gefühl des gleichen Leids und gleicher Not, das wortlos beredt die verschmachtenden Lippen des verwundeten Feindes zu einem kameradschaftlichen Wort der Dankbarkeit zwingt, sind das nicht wundervolle Früchte der Güte?

Man sammelt eifrig die Dokumente des Hasses. Wer sammelt die Dokumente der Güte? Wer sie erlebt, sollte sie aufzeichnen; wer sie in Feldpostbriefen liest, sollte sie zusammenlegen.

Neutralen Völkern blüht hier eine herrliche Aufgabe. Wenn sie über die Gräber der Verwüstung hinschreiten, sondern sie, gerechter als irgend eine der kriegführenden Parteien, die Kriegsnotwendigkeiten von den Ausschreitungen der Grausamkeit und Härte. Vor allem suchen sie aber nach den Zeugnissen menschlicher Erbarmung und zarten Mitgefühls. Sie finden sie in Menge, in den Heeren aller Nationen. Verblendeter Haß sieht nie das Gute; es muß entdeckt und der Menschheit erhalten werden.

Ein solches Album der Güte wird auch am besten von neutralen Schriftstellern und Menschenfreunden jetzt schon angelegt und möglichst bald nach dem Krieg herausgegeben. Es wird zur Eintracht beitragen. Briefe, Erkundigungen an Ort und Stelle, Erzählungen glaubwürdiger Krieger von echter Herzensbildung, gedruckte Kriegsberichte liefern Stoff in Fülle.

Doch auch jetzt, mitten im Kriegslärm, sollte sich die neutrale Presse auf diesen Beruf der „Güte" besinnen und die Züge der Menschlichkeit, des Edelsinns, der Großmut sorgfältiger sammeln und ausführlicher berichten als die Schreckensszenen und Greuel, die doch nur die Grausamkeit wachrufen und den Haß schüren.

Wie viel Liebe kann der Genius der Neutralität erhalten und wecken, wie viele zarte Empfindungen auslösen, welche Fülle idealer Güter retten, wie kann er vermitteln zwischen Volk und Volk, Kunst und Roheit, Schönheit und Schreckbildern, Güte und Haß. Und dann soll er wandeln über die Erde hin und die Völker lehren, was er selbst geübt. Es mag auf den ersten Blick als ein paradoxes Phantasiestück erscheinen, wenn man

alle diese vergeistigten Grundstoffe, aus denen sich das Genie der Neutralität aufbaut, den Völkern gleichsam einimpfen möchte, um einen auf lange gesicherten Weltfrieden vorzubereiten.

Und doch ist etwas an der Sache. Die Kunstschönheit und die landschaftlichen Naturzauber, die Güte und eine genügsame, unbefangen genießende Lebenskunst, die aus kritischer Wertschätzung des Fremden und aus vernünftiger Selbstbehauptung geborene Weltverwandtschaft und höflich liebenswürdige Gastfreundschaft, das aufrichtige Streben nach Achtung und Verträglichkeit in religiösen, nationalen und politischen Gegensätzen, die besonnene Selbstkritik nach schweren Erfahrungen und vor allem der Friedensgeist christlicher Liebe können zur Beruhigung der Menschheit mehr beitragen als diplomatische Geschicklichkeit und Friedenskongresse. Das allgemein Menschliche ist ein Band der Versöhnung, die gemeinsamen Grundlagen einer hohen Kultur wecken Erinnerungen, die zur freundschaftlichen Zusammenarbeit auffordern, sie legen geistige Stromadern zwischen Volk und Volk bloß, die auch jetzt noch dem wertvollsten Verkehr und Austausch dienen können. Die Einschränkung des zügellosen Genusses und wilder wirtschaftlicher Hast räumen eine Menge Kriegsanlässe hinweg, während die wolkenlosen Sommertage still und rein genossener Freuden eine unstillbare Friedenssehnsucht über die Erde tragen.

Volksenergie und Volksreichtum werden darunter nicht leiden. Man vergesse doch nicht, daß ein Weltkrieg eine Saat von Jahrhunderten, wirtschaftliche Werte vernichtet, die zum Teil für immer, zum Teil auf lange Zeit hinaus der Menschheit verloren gehen. Die Energien aber, die Krieg und Unglück wecken, können, wenn auch in andern Bahnen, durch die Pädagogik des Friedens anerzogen und erhalten werden. Es ist schlecht um ein Volk bestellt, das die schwächenden Wirkungen des Glücks und behaglicher Ruhe nur durch Massenvernichtungen überwinden kann. Das wäre eine Pädagogik der Strafe. Rastlose Friedensarbeit und harte Selbstzucht führen weit sicherer die Völker zu Größe und Reichtum und die Menschheit zum ungetrübten Genuß der Schöpfungen ihres Geistes und ihres Fleißes.

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.

Der italienische Einheitsstaat.

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges erschien das Werk „Deutschland und Kaiser Wilhelm II.“ Der Beitrag, den Fürst Bülow dazu geliefert, erregte, wie leicht zu verstehen ist, großes Aufsehen und fand mit Recht lebhafte Bewunderung; seit den „Gedanken und Erinnerungen“ des ersten Reichskanzlers ist die historisch-politische Literatur durch keine Schrift bereichert worden, die an Rang und Wert neben dem Beitrag des Fürsten Bülow genannt werden könnte. Es findet sich darin ein Satz, der in vorsichtig abgewogenen Wendungen ausspricht, die Sicherung gebe der Dreibund doch jedenfalls und zumindest, daß Italien einen europäischen Krieg nicht benützen werde, um einen Eroberungskrieg gegen Österreich vom Zaun zu brechen. Die denkwürdigen Worte lauten: „Es gibt Politiker, die der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund einen rechten Wert nicht zusprechen wollen. Die Bedenken gründen sich auf den Zweifel daran, ob Italien in der Lage und willens sein würde, in allen vorkommenden Verwicklungen der internationalen Politik mit Österreich und uns Hand in Hand zu gehen. Selbst wenn diese Zweifel begründet wären, was bei der Loyalität der maßgebenden Faktoren in Italien und der politischen Klugheit des italienischen Volkes nicht der Fall ist, so würde damit gegen den Wert der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund noch nicht alles bewiesen sein. Auch wenn Italien nicht in allen Situationen bis zu den letzten Konsequenzen mit uns und Österreich und wir und Österreich nicht in allen Verwicklungen des weltpolitischen Getriebes mit Italien gehen könnten, so würde doch jede der drei Mächte durch den Bestand des Bündnisses verhindert sein, dem Gegner der anderen zur Seite zu treten“ (1, 31). Es entzieht sich der Beurteilung, ob auf diese Worte des Fürsten Bülow die Hoffnung, es möchte so gehen, irgendwie Einfluß nahm, oder etwa die diplomatische Vorsicht, die es vermeidet, „den Teufel an die Wand zu malen“.

Jedenfalls telegraphierte König Viktor Emanuel III. am 2. August 1914 an S. M. Kaiser Franz Josef, er brauche nicht zu versichern, daß Italien gegenüber seinen Verbündeten „eine herzliche und freundschaftliche Haltung“

bewahren werde, „entsprechend den Dreibundverträgen“, entsprechend auch „seinen aufrichtigen Gefühlen“. Aber am 23. Mai 1915 überreichte der italienische Botschafter in Wien die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn als Schlußwort und Endertrag eines dreißigjährigen Bündnisses, das 18 Monate früher abermals und auf Jahre hinaus verlängert worden war. Die Kriegserklärung wurde erstens als Abwehr gegen gegenwärtige und zukünftige Bedrohungen hingestellt. Die zukünftigen Bedrohungen als Kriegsursache richten sich selbst. Nicht minder die gegenwärtigen. Denn es war bekanntlich ein Abtretungsangebot vorausgegangen, das, unter solchen Umständen vollzogen, ohne Beispiel ist in aller Geschichte. Als zweiter Grund der Kriegserklärung werden die „Ereignisse“ miterwähnt, d. h. die für einen Überfall außerordentlich günstige Lage. Das ist nun freilich nicht ohne Beispiel in der Geschichte. Im Jahre 1870 erklärte Visconti-Venosta gerade heraus, der deutsch-französische Krieg sei eine zu gute Gelegenheit sich Roms zu bemächtigen, als daß man sie unbenützt verstreichen lassen könnte. Kardinal Antonelli nahm das mit dem Bemerken zur Kenntnis, hierin habe die sardinische Regierung wahrscheinlich zum ersten und einzigenmal seit zehn Jahren die Wahrheit gesprochen. Der dritte und eigentliche Grund der Kriegserklärung aber sind die „nationalen Aspirationen“, der Wille, die Gelegenheit zu benutzen, um österreichische Gebiete zu erobern. Sind die nationalen Aspirationen an sich schon von unbestimmter Begrenzung und gestatten je nach dem Verlauf des Krieges die Forderungen weiter auszudehnen, so haben die Unterhandlungen gezeigt, daß jetzt schon über die nationalen Aspirationen, die sich doch nur auf italienische Sprachgebiete richten oder auf Gebiete, die irgendwie dazu gerechnet werden können, hinausgegriffen wird. Man verlangt zur Sicherung der *nationalen* Grenze darüber hinaus die *natürliche* Grenze, wie denn Crispi zu Bismarck gesagt hat, die hohen Tauern bildeten Italiens natürliche Grenze. Von je aber war diese Forderung der Vorwand räuberischer Eroberungspolitik, die jede günstige Gelegenheit zum Überfallen der Nachbarn grundsätzlich benützt. Drei Tatbestände kennzeichnen demnach den Eroberungskrieg Italiens: die langfristige Erneuerung des Bündnisses im Dezember 1913, die Verbürgung freundschaftlicher Haltung im August 1914, von da ab fieberhafte Vorbereitung des Krieges, Bedrohung der Grenze, endlich der Angriff.

Es gibt indes einen Schlüssel, der volles Verständnis für diesen Vorgang aufschließt, so daß kein Quentchen Erstaunen übrig bleibt. Er liegt

im Satz des Geschichtschreibers Sallustius Crispus: „imperium facile eis artibus retinetur, quibus partum est, die Herrschaft, wir können auch sagen, eine Großmacht, wird leicht durch eben jene Mittel erhalten, durch welche sie begründet worden ist.“ Kennt man die Mittel, die einst Anwendung fanden, kennt man den Werdegang des italischen Einheitsstaates und erinnert sich an Sallusts alte Weisheit, wird alles begreiflich. Derart ging es von Anfang an; wiederholt es sich, wen wird das Wunder nehmen? Erbliche Belastung kommt zur Geltung. Auch die politische Geschichte kennt sie, kennt Hausfluch und Erbsünde. Wenn je ein Staat bei seiner Begründung solcher Schuld verfiel, so hat der italische Einheitsstaat Anspruch auf ein vollgerütteltes Maß.

Es war, als hätte vor dem Kriege dieser historische Tatbestand und dieses politische Schicksal in grelle, geschichtliche und politische Beleuchtung gerückt werden sollen. In der Festfeier von Quarto und in deren Nachfeier, den römischen Kundgebungen, vollzog sich das. Die Feier war vom Gedanken eingegeben und von der Absicht veranstaltet, daß die Vergangenheit in der Gegenwart wieder auflebe, die Taten der Väter von seiten der Söhne und Enkel Nachahmung fänden. Das einstige Ereignis, das gefeiert werden sollte, Garibaldis Ausfahrt von Quarto zum Überfall auf das Königreich Neapel, ist durch dichtende Geschichte mit Heldenzauber umkleidet worden, und darauf rechnete man, um neue, ähnlich geartete Großtaten zu erwecken; der Wille zum Krieg sollte übermächtig werden. Allein jene Geister, denen obliegt, dafür zu sorgen, daß jede Schuld auf Erden sich räche, scheinen sich dem Festausschuß ungesehen zugesellt zu haben. Dem italischen Einheitsstaat liegt die Revolution im Blut, das ist sein Hausfluch; der nationale Einheitsstaat Italien ist von raffgieriger Eroberungssucht besessen, das ist seine Erbsünde. Der Verlauf des Festes in Quarto und dessen römische Folgeerscheinungen haben das mit zwingender Klarheit kundgegeben.

* * *

Es wäre möglich, den Werdegang des italischen Einheitsstaates fast ausschließlich mit den Worten derjenigen zu erzählen, die dabei beteiligt gewesen sind. Tausende von Auszügen, entnommen vorab den zum Teil sehr vertraulichen Briefen Cavours, Ricasolis, Farinis, La Farinas und vieler anderer, in zweiter Linie den Denkwürdigkeiten und Lebensgeschichten, die von Ereignisteilnehmern oder unmittelbaren Zeugen herrühren, vermöchte man zu einem Gesamtbild zusammenzufassen. Sehr vieles und wohl

ungemein Wichtiges ist noch ungedruckt; allein eine Fülle geschichtlicher Quellen ersten Ranges liegt aufgeschlossen vor. Man würde viele Bände brauchen, um diese sehr verwickelte Geschichte, in der sich Intrigengespinste oft genug unentwirrbar verknäulen, in allen Einzelheiten aufzudecken, obgleich es eine nur kurze Zeitspanne ist, die den Rahmen bildet. Innerhalb eines Jahrfünfts vollzog sich nämlich die tatsächliche Begründung des italischen Einheitsstaates; ja es könnte gesagt werden in siebzehn Monaten (vom Mai 1859 bis Oktober 1860); dabei sähe man ab von der diplomatischen Einleitung (1856—1859) und dem, was als verfassungsrechtlicher Abschluß gilt (Februar, März 1861: Proklamation des Königreichs). Was vor diesem Jahrfünft liegt, ist nur entfernte Vorbereitung des Bodens; mit Ausnahme des Sturmjahres 1848 mehr Träumen als Tun, viel Papier und wenig Wolle. Was nach 1861 hinzukam, sind wichtige und folgenschwere Ergänzungen, jedoch damals bereits in Aussicht genommene und erstrebte. Ein gewiß höchst merkwürdiges Geschehnis, daß in so kurzer Frist eine Großmacht entstand, sechs Staatsgebiete von einem siebten erworben oder annektiert worden sind, vier ganze Staaten, das Königreich beider Sizilien, das Großherzogtum Toskana, die Herzogtümer Parma und Modena, dazu die Lombardei und große Teile des Kirchenstaates. Noch auffallender aber wird es durch die Tatsache, daß derjenige, der alles machte, Cavour, am Anfang dieses Jahrfünfts und noch weiterhin an den italischen Einheitsstaat nicht dachte, sondern zunächst nichts wollte als eine Vergrößerung Piemonts, deren Ausmaß von der Gunst der Umstände abhing, aber nicht über Oberitalien hinausgriff. Dahinter sah er anfangs undeutliche Umrisse eines möglichen italischen Staatenbundes. Und kaum gab es in der Mitte der fünfziger Jahre einen praktischen Staatsmann, der den Einheitsstaat im strengen Wortsinn für ein durchführbares politisches Ziel hielt. Rattazzi bezeugt es, und der mußte es wissen. Lediglich der Mazzinismus wollte die allitalische Republik, den republikanischen Einheitsstaat und die Revolution als das notwendige Mittel zu diesem Ziel. Allein sein Einfluß war seit 1849 erheblich gemindert, die Abneigung in weiten Kreisen gewachsen. Vielen dünkte er eine Ideologie in Wolkenhöhen, die, wenn sie auf Erden erscheint, sich anarchistisch geberdet und alles kompromittiert, was sie anfaßt. Die Achtundvierziger der andern Gruppen dagegen wollten vom Einheitsstaat nichts wissen, kannten kein anderes Ideal als einen Staatenbund von Republiken. Nach den Enttäuschungen und Niederlagen der

jüngsten Zeit erwarteten sie wenig von der nächsten Zukunft. Der republikanische Gedanke hatte an Werbekraft verloren, nicht so der nationale. Aber auch dieser war in politischen Angelegenheiten bundesstaatlich; sprachen doch Führer der nationalen Bewegung zumeist von lombardischer, piemontesischer, toskanischer, römischer, neapolitanischer Nation. Streng unitarisch war also bloß der Mazzinismus. Wie seltsam, daß dessen größter Gegner, Cavour, ein persönlicher Feind jener Richtung und ihres Urhebers, schon 1860 der Schöpfer des italischen Einheitsstaates wurde, er, der noch am 12. April 1856 aus Paris an Rattazzi schrieb: „ich habe Daniel Manin besucht; er ist immer noch Utopist." Zum Beweise heißt es nach zwei weiteren Sätzen: „er will die Einheit Italiens und andere Dummheiten."

Will man den Werdegang des italischen Einheitsstaates innerhalb dieses Lustrums in einem Durchblick zeigen, so muß man sich auf die Umrisse der größten Begebenheiten beschränken und kann nicht vermeiden, Allbekanntes vorzubringen. Versuchen wir es trotzdem, um das Ereignis von Quarto in seinem geschichtlichen Zusammenhang zu sehen. Nicht in sechs Bänden, sondern in sechs kleinen Abschnitten. Die zwei ersten betreffen die unmittelbare Vorgeschichte (1855—1858).

* * *

1. Die Engländer hatten sich in einen Krieg gestürzt und vermochten nicht, die nötigen Soldaten aufzubringen. Das war 1854/55 im Krimkrieg. Zwar konnten sie im 19. Jahrhundert nicht mehr erwarten, einen Landgrafen zu finden wie jenen, an den Voltaire in byzantinischem Schwung schrieb, „selig die Völker, über die Sie herrschen"; das war der nämliche, von dem Friedrich d. Gr. sagte, er verkaufe seine Untertanen wie Vieh an den Metzger. England gedachte der Fortschritte des Jahrhunderts, erinnerte sich an seine damalige Aufgabe, Schutzpatron des Liberalismus auf dem Festland zu sein, beschränkte sich daher auf das Ansuchen um mietweise Überlassung der zum Kriegführen so notwendigen Soldaten und wandte sich damit an Sardinien. Cavour lehnte einerseits mit Entrüstung ab, kam aber anderseits mit dem Angebot entgegen, daß Sardinien als Bundesgenosse der Westmächte am Kriege teilnimmt. In der Tat ging La Marmora mit einem sardinischen Armeekorps nach der Krim ab. Zweck der Übung war, daß man mit Sitz und Stimme am Pariser Kongreß zugelassen werden müsse, wobei sich die Möglichkeit ergeben mochte, eigene Wünsche zur Geltung zu bringen. Zwar ist die Aufgabe des Pariser

Kongresses auf den Friedensschluß beschränkt und mit diesem 30. März 1856 erledigt gewesen, allein Cavour verstand es durchzusetzen, daß in einer unverbindlichen Nachsitzung (8. April) erst Walewski, dann er selbst, schließlich Clarendon die Beschwerden Italiens und seiner Gönner darlegten, die „italienische Frage vor dem europäischen Areopag aufrollten", wie gesagt wurde. Diese diplomatische Probemobilisierung gab Cavour die Gewißheit, auf die Westmächte zählen zu dürfen. Heimgekehrt brachte er seine Erfolge zu voller Geltung, begann wider Österreich nun erst recht eine Politik bissiger Herausforderungen, giftiger Nadelstiche. Für die Kanonen der Festung Alessandria beispielsweise wurde in ganz Italien gesammelt, was zwei Vorteile bot, man bekam die Geschütze gratis und hatte in der Sammler- und Spenderliste ein Verzeichnis der Unbedingten, der Zuverlässigen in allen Gebieten Italiens, einschließlich des lombardisch-venetianischen Königreichs. Diese Liste leistete gute Dienste bei der Organisation des Nationalvereins, die mit Eifer im Verborgenen betrieben wurde. Kaiser Napoleon erntete mittlerweile die Frucht aller Aufmerksamkeiten, mit denen er vom Friedensschluß an den besiegten Gegner behandelt hatte; von der Stuttgarter Begegnung mit dem russischen Kaiser (24.—28. September 1857) nahm er, wenn nicht die Zusicherung, so doch die Zuversicht mit, daß Rußland im Fall eines italienischen Krieges neutral bleiben werde.

2. Orsinis Bombenwurf (14. Januar 1858) war nicht das erste Attentat, das Italiener auf Kaiser Napoleon verübten; diesmal aber benutzte der Kaiser den Vorfall als Lebensversicherung. Jules Favre durfte in der Gerichtsverhandlung Orsinis Brief an den Kaiser vorlesen, der dann in alle Zeitungen kam. Durch den Mund des Attentäters wurde den Italienern kundgegeben, sie seien Toren, dem Kaiser nach dem Leben zu streben, da er der einzige sei, der für Italien etwas tun könne und wolle. Cavour, der bei der ersten Nachricht vom Attentat mit dem Schreckensruf aufsprang, „wenn es nur kein Italiener war", sah an dieser genialen Wendung, die der kaiserliche Gönner der Angelegenheit höchst persönlich gegeben hatte, daß man vorzugehen entschlossen war. Nach einigen Wochen kam „die Hauskatze der Tuilerien", der Leibarzt Conneau, zu Cavour und brachte ihm unter sieben Siegeln der Verschwiegenheit die Einladung nach Plombières. Was bei dieser Begegnung (21. Juli 1858) verabredet wurde, blieb zunächst tiefstes Geheimnis, später konnte man aus den Folgen einiges vermutungsweise abnehmen; seit der 40 Seiten lange Bericht Cavours an den König Viktor Emanuel (Baden-Baden, 24. Juli 1858), zuerst in der

Mailänder Perseveranza vom 24. August 1883, gedruckt worden ist, liegt alles zutage. Der gemeinsame Krieg gegen Österreich wurde für das nächste Frühjahr in Aussicht genommen, als Kriegsziel die Eroberung des lombardisch-venetianischen Königreichs zugunsten Sardiniens festgestellt, wofür Frankreich Savoyen und Nizza beanspruchte und Napoleon zudem die Hand der Prinzessin Klotilde für den Prinzen Napoleon erbat. Italien sollte fürder vier Staaten umfassen, das oberitalienische Königreich des Hauses Savoyen, das mittelitalische Königreich, bestehend aus dem durch Kirchenstaatsstücke vergrößerten Toskana, drittens das römische Gebiet, und endlich das Königreich Neapel, an das nicht gerührt werden dürfe, weil Rußland es schütze. Einige, namentlich dynastische Fragen, blieben der Zukunft vorbehalten, doch sollten die vier Staaten einen Staatenbund unter dem Ehrenvorsitz des Papstes bilden. Ungemeine Mühe bereitete es, einen annehmbaren Kriegsgrund gegen Österreich zu finden. Schließlich kam man überein wie folgt: „Man wird veranlassen", daß die Bewohner von Massa und Carrara eine Adresse an Eure Majestät richten, sich unter ihren Schutz stellen, um das Annektiertwerden bitten. Eure Majestät werden ablehnen, an den Herzog von Modena eine hochfahrende und drohende Note richten", „die dieser d'une manière impertinente beantworten wird"; darauf erfolgt Einmarsch in Massa; daraus ergibt sich der Krieg. Da mit Recht oder Unrecht der Herzog von Modena für den „Leithammel des Despotismus" gelte, sichere diese Kriegsursache auch den Beifall des Liberalismus in ganz Europa. Cavour meint, mit ein paar Schlachten im Potal sei die Sache nicht abgemacht. Man werde in die Gemarkungen des Reiches eindringen, Österreich die Schwertspitze auf das Herz setzen, d. h. in Wien den Frieden diktieren müssen (Chiala, Briefe III VII).

3. Mit den seltsamen Begrüßungsworten, die Kaiser Napoleon Neujahr 1859 an Hübner richtete, kam das Kriegsjahr zur Welt; infolge davon waren die ersten Laute des Neugeborenen Wehegeschrei über Kursstürze. Kaum verging eine Woche, da wurde die schon bedenkliche Lage durch die Thronrede des sardinischen Königs erheblich verschärft: „Trotz aller Achtung vor den Verträgen können wir nicht unempfindlich sein für den Schmerzensschrei, der aus allen Teilen Italiens zu uns dringt." Damals ahnte niemand, daß Kaiser Napoleon, wie seitdem glaubhaft enthüllt wurde, selbst und persönlich diesen Satz in den Entwurf der Thronrede hineingesetzt hatte; niemand wußte, daß der in Massa und Carrara bestellte Schmerzensschrei demnächst fällig werden sollte. Cavour war überglücklich, daß sich alles

programmäßig anließ. Schon am 11. Januar 1859 meinte er, „wir bringen Österreich in eine Klemme, aus der es nur einen Ausweg gibt, Kanonenschüsse!" Ein österreichisches Ultimatum an Sardinien gab nach dem nun in aller Form abgeschlossenen Vertrag den Kriegsfall für Frankreich. In dem gleichen Brief — er war an den sardinischen Gesandten in Bern gerichtet — erklärte Cavour, es scheine ihm keine schwierige Aufgabe, einen solchen Druck auf die französischen und italienischen Kantone auszuüben, daß sie in den Krieg mit fortgerissen würden. Dann müßte die eidgenössische Regierung wider die eigenen Eidgenossen kämpfen, „denen wir dann nach Kräften Beistand leisten". Indes wuchs die Spannung; die napoleonisch-savoyische Vermählung wurde mit so auffallender Eile und Hast ins Werk gesetzt, daß sie den Charakter einer Kriegshochzeit bekam (offizielle Verlobungsverkündigung am 23. Januar, Vermählung am 30. Januar 1859). Schon setzten offenkundige Rüstungen ein. Ein ungemein schwieriger Vermittlungsversuch Englands, durch Lord Cowley geführt, schien doch, nach vielen Widrigkeiten und Schwierigkeiten, in unmittelbarer Nähe des Zieles. Mitten in der Krisis schrieb der Gemahl der Königin Viktoria an die Herzogin-Witwe von Koburg: „Ich erinnere mich an keine so verwirrte, gefahrdrohende Zeit, wie die gegenwärtige. Aus allen Enden der Welt kommen unausgesetzt Telegramme." „Mißtrauen, Haß, Stolz, Bosheit, Ränkesucht, Habsucht, Verstellung diktieren diese Depeschen." Und doch schien der Knoten ohne Zuhilfenahme des Schwertes gelöst werden zu sollen. Am 19. April 1859 machte Cavour böse Stunden durch, da ihm von Paris her zugemutet wurde, klein beizugeben. Will man zuverlässigen Zeugnissen glauben, so trug er sich mit Selbstmordgedanken. Wie dem sei, er war tief unglücklich, als er nach Paris telegraphieren mußte: „Da sich Frankreich mit England verbindet, von Piemont vorhergehende Abrüstung zu verlangen, erklärt sich die Regierung des Königs bereit, der Forderung Folge zu leisten, wenngleich sie voraussieht, daß diese Maßregel für die Ruhe Italiens beklagenswerte Folgen haben dürfte." Hat Cavour in der Tat verzweifelte Anwandlungen gehabt, so rettete ihm Österreichs Ultimatum (23. April 1859 in Turin überreicht) das Leben, ob es gleich diesen Zweck nicht hatte. Nun war der Kriegsfall für Frankreich gegeben. Am 3. Mai erschien Kaiser Napoleons Kriegsmanifest. Trotz aller Einreden Walewskis setzte er den Satz hinein, Italien solle frei werden von den Alpen bis zur Adria, bezeichnete somit den Abreden von Plombières gemäß die Eroberung auch Venetiens als Kriegsziel. Gerade das aber

sollte sich als schicksalsschwerer Entschluß erweisen, da er sein Programm nicht durchführte. Indes hat eben dieser Umstand doch wieder die Entstehung des Einheitsstaates beschleunigt. Zwar war es die französische Armee, die bei Magenta und Solferino gesiegt hat, zwar kam die Lombardei als reines Geschenk des französischen Kaisers an Piemont, dennoch blieb der kaiserliche Gönner, der Venetien erst versprach, dann versagte, ein Schuldner des oberitalischen Königreichs. Mit einer Gerissenheit ohnegleichen benützte Cavour später diese Lage, als das geplante mittelitalische Königreich vom oberitalischen glatt verschlungen wurde, was auf keinerlei Speisefolge vorgesehen war.

4. Der Verzicht auf Venetien, den der Vorfriede von Villafranca einschloß (12. Juli 1859), traf Cavour noch weit schwerer, als jener Schrecken vom 19. April. Er war schon auf die Nachricht von Waffenstillstand hin außer sich. Er ahnte nicht, daß sich dergleichen vorbereite, las die Nachricht im Moniteur, der am 9. Juli in Turin eintraf. Gleichzeitig erhielt er eine Depesche des Prinzen Napoleon und eine aus dem königlichen Hauptquartier. Er rief Nigra und sie reisten dahin ab. La Farina, Artom, Pasolini, Klapka, Kossuth, Canini und andere bezeugen, er sei um drei Jahre gealtert, sei so empört gewesen, als man es nur überhaupt sein kann, von unzähmbarem Zorn. Nie werde dieser Vertrag ausgeführt, sagte er, niemals. Nötigenfalls werde er sich mit Mazzini verbünden. Geradezu unglaublich möchte man die Szene nennen, die er dem König machte, und das Urteil des Königs noch mild finden, wenn er zu Solaroli bemerkte, fu quasi insolente. Auch der so nötige Gönner Prinz Napoleon bekam minder angenehme Proben von dieser Stimmung. Cavour entledigte sich seiner Ämter und zog sich ins Privatleben zurück, was nicht hinderte, daß er mit dem folgenden Ministerium La Marmora-Rattazzi bald in schwere Zerwürfnisse geriet.

Nicht bloß der Verzicht auf Venedig veranlaßte diesen Groll. Im Vorfrieden von Villafranca stand auch der Satz: „der Großherzog von Toskana und der Herzog von Modena kehren in ihre Staaten zurück.“ Selbstverständlich ging diese Abmachung in den künftigen Züricher Frieden über, der ja den Vorfrieden von Villafranca nur weiter auszuführen und genauer zu bestimmen berufen war. Nun ist aber neben dem Krieg in der Poebene und den zwei französischen Siegen eine sardinische Nebentätigkeit in Mittelitalien einhergegangen. Der Nationalverein hatte Stollen gegraben und Minen gelegt. Cavour ließ sie auffliegen, in rascher Folge hatte sich der Umsturz in Modena und Parma vollzogen, in Toskana und

den adriatischen Gebieten des Kirchenstaates, gleichzeitig waren königliche sardinische Kommissäre an die Spitze der Verwaltung getreten; Farini in Modena und Parma, Boncompagni in Florenz, d'Azeglio in den päpstlichen Legationen. Was sollte nun nach dem Vorfrieden da geschehen? Vor seiner Heimreise wollte Kaiser Napoleon Cavour noch sprechen. Nach dieser Audienz schrieb Cavour an La Marmora: „Wenn wir verhindern, daß die Restaurationen vor dem Kongreß stattfinden, so ist viel gewonnen"; nach dem Züricher Frieden war nämlich ein Kongreß vorgeblich in Aussicht genommen. La Marmora gab die Parole aus passato Zurigo, si vedrà. Aber die Herren vom Nationalverein waren große Liebhaber vollzogener Tatsachen. Noch im August veranstalteten sie den Zusammentritt konstituierender Versammlungen, die in allen vier Gebieten die Passivannexion beschlossen, das Von-Sardinien-annektiertwerden. Abordnungen kamen nach Turin, dem König Länder und Leute zu übergeben. Viktor Emanuels Antwort war eine Umschreibung des Wortes La Marmoras und besagte etwa: Geduld, Kinder, warten wir den Friedensschluß erst ab, und nachher geschieht, wie ihr wollt. Inzwischen wurde die Zolleinheit mit Piemont durchgeführt, im Gerichtswesen die Annexion vorbereitet, eine militärische Liga gegründet. Die Freiwilligen dieser vier Gebiete — Ende September waren ihrer 30 000 — zu einer Armee verschmolzen, standen unter dem Befehl des piemontesischen Generals Fanti, der, den Schein zu wahren, aus der Armee des Königs ausgetreten war, und unter Garibaldi. Kaum hatte dieser aber Soldaten, so wollte er auch schon gegen den Kirchenstaat losstürmen, was ernste Verwarnungen aus Paris veranlaßte. Der General, bekanntlich sehr eigenwillig, ging überhaupt eigene Wege und nannte beispielsweise die toskanesischen Freiwilligen „XI. italienische Division". Man könnte sagen, hier trete der künftige Einheitsstaat zuerst in die Erscheinung. Es bedurfte der nachdrücklichsten Einwirkung vonseiten des Königs auf Garibaldi, um ihn zum Aufgeben seines Planes zu bewegen. Zwar hatte der König ihm einen Wink gegeben, bald werde er in anderer Weise noch Größeres für die Einheit Italiens zu tun vermögen. Garibaldi fand aber in dieser Zukunftsmusik keine Entschädigung für gegenwärtigen Ärger und zog sich verstimmt in seine Heimat nach Nizza zurück. Dort scheuchte ihn bald noch größeres Unheil auf, das Gerücht, daß seine Geburtsstadt französisch werden solle.

5. Cavour war und blieb der Unentbehrliche und Unvermeidliche, zumal er in immer schärferen Gegensatz zum Ministerium trat, das es dann vorzog,

ihm das Feld zu räumen. Am 17. Januar 1860 erhielt er den Auftrag zur Bildung des Ministeriums, in dem er wieder das Präsidium und das Auswärtige an sich nahm. Nun war die Einheit Italiens keine „Dummheit“ mehr. Er will Farini, wenn man damit nicht allzusehr in Paris anstößt, das Innere überweisen: „Mit Ihnen wage ich es, zu zweien machen wir Italien, allein kann ich es nicht.“ Geradezu als das Programm der neuen Regierung bezeichnet er diese zwei Richtlinien: „In der innern Politik sind wir konservative Liberale, in der äußern Politik Italianissimi bis an die äußerste Grenze des Möglichen.“ Trotz allem, was vorhergegangen war, blieb Frankreichs Gunst der höchste Wert. Auch sie erschien, und niemand mehr als Cavour, unentbehrlich. Deshalb suchte er, was vorgefallen war, vergessen zu machen. Am 25. Januar 1860 schrieb er an den Prinzen Napoleon: „Wie oft habe ich in meiner Einsamkeit ausgerufen: Gepriesen sei der Friede von Villafranca.“ Gründlicher konnte eine Bekehrung nicht sein, als es die in diesen Worten ausgesprochene ist. Diese Worte waren aber nicht bloß Ausdruck vollkommener Reue. Cavour führt aus, worin er eine völlig veränderte Lage sieht, und deutet an, daß er eine Reihe von Maßregeln des Kaisers wohl verstanden hat, die den Aspirationen mittelitalische Tore aufzuschließen schienen. Nur zu gut hatte er verstanden.

Als Kaiser Napoleon auf die Fortführung des Krieges verzichtete, Venetien aus dem Programm strich, sagte er zum sardinischen König: „Von Savoyen ist nicht mehr die Rede.“ Nach dem weiteren Verlauf der mittelitalischen Angelegenheiten stellte sich ihm aber die Sache nun so dar, erst Zürich abwarten, dann Toskana nebst dem Übrigen stillschweigend gewähren und Savoyen nebst Nizza dafür verlangen. So führte er seine Politik gegen Abschluß des Jahres 1859 und an der Jahreswende. Außerordentliche Sorgfalt verwendete er auf die Pflege eines guten und intimen Verhältnisses zu England; der Abschluß des Handelsvertrages bot dazu erwünschte Gelegenheit. Diese vertrauensvollen Beziehungen ermöglichten ihm, über London aus Wien die Auskunft zu erhalten, daß Österreich nicht beabsichtige, den Großherzog von Toskana mit Waffengewalt zurückzuführen, die betreffende Bestimmung des Friedensvertrages also der Exekutionsklausel entbehre. Nun konnte man den Aspirationen ihren Lauf lassen. Anderseits wußte Kaiser Napoleon, daß das bloße Auftauchen des Annexionsplanes, der Savoyen betraf, in England außerordentlichen Unwillen hervorrufen werde. Um zuvorzukommen, suchte er in der italienischen Frage

Hand in Hand mit England vorzugehen und die Abtretung Savoyens mit der italischen Frage so zu verflechten, daß England wegen des einen das andere wohl oder übel zulassen mußte. Daraus ergab sich dann dieses: König Viktor Emanuel stellte dem Papst vor, Frankreich werde durch die Erwerbung Savoyens eine so dräuende Gefahr für Italien, daß Sardinien sich dawider durch bedeutende Vergrößerung schützen müsse, weshalb er die Romagna herauszugeben nicht in der Lage sei; Kaiser Napoleon dagegen gab der englischen Regierung kund, Sardinien nehme so bedrohlich an Umfang zu, daß Frankreich zu seinem Grenzschutz die Erwerbung Savoyens und Nizzas brauche. Königin Viktoria durchschaute schließlich das ganze Gespinst. Sie gestand am 5. Februar 1860: Wir sind nach allen Regeln der Kunst hinters Licht geführt worden. All das Gerede von wirtschaftlicher Verbrüderung, von innigem Bündnis, von Achtung vor Verträgen, von allgemeinem Frieden war Maske einer Eroberungspolitik. Sardinien vergrößert sich auf Kosten Österreichs, und Frankreich verlangt Schadloshaltung. Die Alpenübergänge sind für den Nachbarn gefährlich, deshalb müssen sie dem Stärkeren gehören. Es soll in Italien das Nicht-Interventionsprinzip unbedingt und unbeschränkt gelten, und Frankreich läßt bis auf weiteres seine Soldaten in der Lombardei, damit die Volksabstimmungen im Schatten der Bajonette vorgenommen werden. Diese mindere Schätzung der Freiheit bei den Volksabstimmungen wurde durchaus geteilt von denjenigen, die das Getriebe kannten. Von der Volksabstimmung in Savoyen sprach Cavour spöttisch als einem Plebiszit, „wie die Franzosen es zu machen verstehen". Er selbst aber schrieb, als sie in Toskana bevorstand: „Man muß sich bemühen, durch alle Mittel den Annexionswunsch des Landes zu konstatieren", und selbst ein so hitziger Freund des Plebiszits im allgemeinen und des italienischen im besondern, ein genauer Kenner zudem florentinischer Geschichten, wie E. Ollivier, gibt zu, Ricasolis selbstherrliches Wesen habe für Toskana den Ausschlag gegeben. Als der französische Botschafter beim heiligen Stuhl, der Herzog von Gramont, die irrige Nachricht erhielt, daß piemontesische Behörden die Abstimmung in Savoyen durchführen sollten, geriet er in große Sorge, daß es da etwa so getrieben würde wie in Toskana und Bologna. Er berichtete an den Piemont günstig gesinnten Minister Thouvenel, fünfjährige Erfahrung habe ihn die piemontesische Verwaltung bis auf den Grund kennen gelehrt; er war früher Gesandter in Turin gewesen. Sein Urteil über das liberale Musterland, wie es die damalige

liberale Presse von ganz Europa pries, lautet: „Nichts ist der rohen Gewaltherrschaft der piemontesischen Behörden vergleichbar.“ Er erklärt, in keinem Lande werde die gesetzlich verbürgte staatsbürgerliche Freiheit schamloser vergewaltigt als in Piemont. „Ich besitze noch ein Dokument, das dem Inhaber gestattet, jeden Beliebigen verhaften zu lassen und zu diesem Behufe die Hilfe jedes Soldaten oder Schutzmannes, Polizisten oder Offiziers in Anspruch zu nehmen. Derlei Erlaubnisscheine werden oft ausgestellt und, wie Sie sehen, gibt man sich nicht einmal die Mühe, sie wieder einzuziehen.“

Die diplomatische Geschichte der zwei miteinander verbundenen Angelegenheiten, Annexion Toskanas und Abtretung Savoyens, ist ein Wirrsal von Plänen und Gegenplänen, Vermittlungs- und Abänderungsvorschlägen, von Anwartschaftsversuchen und Gegnerschaftsgegensätzen. Mitten darin behält Cavour sein Ziel unverrückt im Auge, noch in diesem Frühjahr das Parlament zu versammeln, in dem Abgeordnete der fünf neuerworbenen Staatsgebiete sich einfinden. Bis dahin liefert er, wenn es sein muß, Volksbeschlüsse, prompt und in welcher Form immer, als Volksabstimmung oder als Beschluß eines Vertretungskörpers. Er mußte aber noch ein weiteres liefern, die Abtretungsurkunde, die Savoyen betraf. Sehnlichst wünschte er die Sache aufschieberisch zu behandeln. Er kam immer wieder mit dem Antrag, erst die Annexion, dann die Abtretung; die kaiserliche Großmut erscheine fleckenloser in dieser Abfolge der Ereignisse, jeder Tauschschein werde vermieden. Auch müsse die Abtretung von der Volksvertretung gebilligt werden, und deren Zusammentritt setze die Annexion voraus. In Paris war man diesen Gründen unzugänglich, um so zugänglicher allem Verdacht, den die vorgeschlagene Abfolge zu erwecken geeignet schien. Die englische Diplomatie war in Turin eifrig an der Arbeit zu gunsten der Annexion von Mittelitalien, zu ungunsten der Abtretung von Savoyen. Wie, wenn Cavour nach den Annexionen die Verdienste Englands hervorkehrt und mit Berufung auf die Dankbarkeitsschuld England gegenüber in der Abtretungsfrage schwierig wird? Die Zeit drängte. In Turin arbeitete man mit Hochdruck. Gelingt es nicht, in der Abtretungsfrage rasch und bald zu einem Ergebnis zu kommen, so wird Cavours Abfolge vollendete Tatsache, und man kann am Quai d'Orsay Betrachtungen über die Weisheit der Königin Viktoria anstellen: wir sind nach allen Kunstregeln düpiert!

So entschloß sich Kaiser Napoleon, die Abtretung seinerseits als demnächst zu vollziehende Tatsache vor Europa festzulegen. Das geschah am

1. März 1860 in der Thronrede. Die Begründung war schwierig. Machte er das Nationalitätenprinzip geltend und den Volkswillen, der sich im Plebiszit ausspricht, so stieß er in Rußland an; berief er sich auf die natürlichen Grenzen, so entfesselte er in England noch größeres Mißvergnügen in den leitenden Kreisen und vielleicht einen Aufschrei der öffentlichen Meinung, die immer noch befürchtete, er trage sich mit Eroberungsplänen. Außerordentlich geschickt vermied der Kaiser diese Klippen und sprach nur vom französischen Abflußgebiet der Alpen. Er kam noch zurecht damit; am nämlichen 1. März erschienen in Turin die königlichen Dekrete, welche die Plebiszite in Toskana und der „Emilia" auf den 11. und 12. März anberaumten; die Parlamentswahlen wurden für den 25. März in Aussicht genommen. Es genügte aber nicht, Europa zum Mitwisser zu haben — einen Mithelfer in der savoyischen Frage hätte Kaiser Napoleon nirgends gefunden —, er wollte die Sache verbrieft und besiegelt, so verbrieft und besiegelt, daß keine Ausflucht blieb. Nun setzte sein Hochdruck ein. Am 12. März wurde der Vertrag in Turin unterfertigt. Hier hatte man einen Geheimvertrag verlangt, weil es verfassungswidrig sei, dem Parlament dergestalt vorzugreifen. Allein auch das dünkte verdächtige Ausrede; Cavour war unerschöpflich in Bedingungen und Schwierigkeiten; die Zettelungen mit England hörten nicht auf. Nach nur wenigen Tagen erklärte Kaiser Napoleon, der Geheimvertrag genüge nicht; er verlange einen Vertrag, der möglichst bald im Moniteur abgedruckt werden solle. Benedetti ging eigens nach Turin ab mit dem gemessenen Befehl, einen solchen Vertrag heimzubringen. In den Unterhandlungen mußte er zu der schärfsten Waffe greifen. Er legte einen Befehl des Kaisers an die noch in der Lombardei stehenden Truppen vor, in dem angeordnet wurde, sie hätten statt nach Hause nach Florenz zu marschieren. Benedetti machte geltend, diese kaiserliche Verfügung sei dem kommandierenden General zu überreichen, wenn der Vertrag nicht flugs unterzeichnet werde. Das wirkte. Am 24. hatte man diesen zweiten Vertrag ausgefertigt. Am folgenden Tage vollzogen sich in Mittelitalien die Wahlen, in Paris erschien der Vertrag im amtlichen Blatt. Vollkommene Gleichzeitigkeit der beiden Vorgänge dürfte in der Tat die einzig wirksame Sicherung der Partner widereinander gewesen sein.

War das bereinigt, so brach nun infolge der Abtretung Nizzas ein anderes Gewitter los, das als dräuende Zukunft nicht unerhebliche Gefahren zu bergen schien, nachträglich betrachtet aber nicht viel mehr als Theaterdonner

bedeutete: der Zorn Garibaldis. Schon im Januar hatte er einen Freund beauftragt, den König zu fragen, ob wirklich Nizza, seine (Garibaldis) Geburtsstadt, abgetreten werden solle. Er, Garibaldi, wünsche eine telegraphische Antwort mit ja oder nein. Der König lachte; „telegraphisch ja oder nein ist wirklich nicht übel", antwortete er. „Also ja! Und sagen sie ihm: nicht bloß Nizza, sondern auch Savoyen. Wenn ich mich darein ergeben müsse, die Wiege meines Hauses herzugeben, so könne wohl er sich damit abfinden, daß die Stadt abgetreten wird, in der lediglich er geboren ist." Garibaldi verblieb aber in heillos vergrämter Laune. Schon sahen viele in ihm den Nationalhelden, den Heldenführer in eine neue, große Heimat. Sein Name war eine Fahne. Früher dem republikanischen Mazzinismus innig ergeben und verbunden, war er ein Neubekehrter, dessen monarchische Gesinnung die früheren Freunde ärgerte, ohne den neuen Vertrauen einzuflößen. Im übrigen heute so, morgen anders, je nachdem ihn die Ereignisse trugen und die Umgebung ihn bearbeitete. Mit dem Schein ergebener Gefolgschaft gewann man stärksten Einfluß. Und nicht selten trat dann starrer Eigensinn ein. „Das Herz von Gold, der Kopf der eines Büffels", sagten die Intimen. Als nun am 2. April 1860 das neue großsardinische Parlament zusammentrat, erschien der schon legendäre Held daselbst, um das Gewicht seines Ansehens wider die Abtretung in die Wagschale zu werfen. Das aber mißlang völlig. Er platzte los, ehe das Haus sich konstituiert hatte. Im Getümmel der nun folgenden Geschäftsordnungsdebatte vermochten auch seine Freunde nicht die verfahrene Lage einzurenken, und Cavour setzte die Vertagung der Anfrage durch. Noch tiefer verstimmt als er gekommen war, zog der General von dannen. Nicht in die entfremdete Heimat, die sich demnächst mit 24 448 Stimmen von 24 637 Frankreich übergab. Garibaldi schrieb das der Bestechung zu und der Anwendung roher Gewalt. Er folgte der Einladung eines Freundes und begab sich in die Villa Spinola zu Quarto bei Genua. Dort war im April 1860 seine Hofhaltung, sein Hauptquartier, und Genua sein Werbeplatz, wo sich Freiwillige sammelten. Es läßt sich begreifen, daß Mazzinisten, um den Grollenden zu trösten, sich einfanden; konnten sie doch hoffen, nun werde er wieder einer der Ihrigen. Was führt er im Schilde? Folgt er der Liebe seines Herzens und plant einen Überfall von Nizza? Oder dem Haß seines Herzens und will sich auf Rom stürzen? Oder lauscht er, ob die Sizilianer ihn ernstlich rufen? Bald wußten auch weitere Kreise, daß er sich in höchstem Maß für die aufständische Be-

wegung in Sizilien interessiere, aber mit einer halbverlorenen Sache sich nicht einlassen wolle. Und die Nachrichten lauteten in dem Sinne. Da verfertigten denn Crispi und Bixio, die bei ihm weilten, so günstige Depeschen, so sehnsüchtige sizilianische Briefe, daß der leichtgläubige General sich daraufhin mit einem Male entschloß: wir fahren! Am 5. Mai flog durch Genua das Gerücht, heute nacht schiffen sie sich ein. Prozessionsweise zog man hinaus, um das Ereignis von Quarto mitanzusehen. Nur die Behörden lagen in ununterbrochenem Tiefschlaf, Guerzoni selbst bezeugt es und andere. Zu der Tatsache dieses Tiefschlafes bildet Cavours amtliche, an Europa gerichtete Versicherung einen stimmungsvollen Rahmen: Die rege Wachsamkeit der Behörden vermochte nicht die Ausfahrt zu hindern. Cavour hat gleichfalls amtlich erklärt, die Regierung stehe jedem Akt des Generals vollkommen fremd gegenüber (26. Mai), was aber nach dem Brief an Medici vom 6. August, dem vom 3. August an einen politischen Gegner dahin zu berichtigen ist, „daß das Ministerium nie aufgehört hat, Hilfen jeder Art für Sizilien zu gewähren"; „wenn die Regierung nicht in jeder Weise geholfen hätte, wäre die Abreise des Generals nicht erfolgt". Im nämlichen Brief heißt es, die Abtretungen an Frankreich seien der Kaufpreis für die stillschweigende Duldung der sizilianischen Expedition, während der französischen Regierung eröffnet wird, die Abtretungen trügen die Schuld an der sizilianischen Expedition, da Garibaldis Unwille sich irgendwie entladen mußte. Es erübrigt, einen Blick auf die Folgen des Ereignisses von Quarto zu werfen.

6. Die allbekannten kriegerischen Ereignisse, welche den Fall des Königreichs Neapel und die tatsächliche Vollendung des Einheitsstaates herbeiführten, gliedern sich in drei Akte, die von der Ausfahrt von Quarto am 6. Mai bis zur Begrüßung Viktor Emanuels als re d'Italia durch Garibaldi am 29. Oktober erstreckt werden mögen. Der erste Akt währte genau einen Monat und führt von der Landung in Marsala (11. Mai) zum Treffen von Catalafimi (15. Mai), zum Einzug in Palermo (27. Mai) und der Übergabe der Veste (6. Juni). Nun folgt eine Pause, $2^1/_2$ Monate garibaldischer Diktatur in Sizilien, nur durch den Kampf bei Milasso (20. Juli) unterbrochen. Ein dichtes Gewebe von mazzinistischen Intriguen wird um den Diktator gesponnen. Für sein Walten ist dieses kennzeichnend: Cavour wünscht zuerst dringend, daß Garibaldi auf das Festland übersetze; nur wenn er fort ist, kann man Ordnung schaffen; bald aber meint er umgekehrt: besser, er bleibt, sonst gibt es in Neapel

eine noch ärgere Wirtschaft. Nur etwa drei Wochen umfaßt der zweite Teil der Eroberung des Königreichs. Von der Landung am 20. August bis zum Einzug in Neapel (7. Sept.) geht der viel gepriesene „Triumphzug", dem ein großer Teil der königlichen Armee sich anschloß. Nun war das Unternehmen vollendet, bloß Capua und namentlich Gaëta widerstanden. Vom Standpunkt Sardiniens jedoch schien höchste Gefahr im Verzuge, denn diesmal machte der Mazzinismus äußerste Anstrengungen, um das Werk Garibaldis sich anzueignen. Im dritten Teil des Dramas von Neapels Fall überschreitet Viktor Emanuel die mittelitalische Südgrenze, annektiert unterwegs die Marken und Umbrien, trifft bald nach dem Plebiszit im Neapolitanischen ein und erreicht in der Tat, daß Garibaldi alle Macht abgibt und sich zunächst nach Caprera zurückzieht. Der Erfolg des „Argonautenzuges" wurde von Sardinien verstaatlicht. Sardinien hatte sich ganz Italiens mit Ausnahme des römischen Gebietes und des Venetianischen bemächtigt, und schon im Februar 1861 wurde durch das in Turin versammelte Parlament das italische Königreich ausgerufen. So galt die „italienische Frage" als gelöst; und noch ehe das fertig war, im Oktober 1860, hat Cavour bereits im Parlament deutlich gesagt, auch für die römische Frage gebe es keine andere Lösung als die Annexion.

Das sind die gröbsten Umrisse der Begründung des Einheitsstaates. Wendet man sich nun von diesen Ereignissen zu den Vorgängen und zu Einzelheiten, gelangt man aus einer Vorhalle in ein Labyrinth von Intrigen, in einen Irrgarten von Gegensätzen. Wir heben nur einige Episoden hervor.

* * *

Eben war erst die Abtretungsfrage mit Frankreich ins Reine gebracht und die Annexion von Mittelitalien durchgeführt, vier Wochen vor dem Ereignis von Quarto, da bedeutete Cavour dem sardinischen Gesandten in Neapel, Villamarina, (30. März 1860) Ereignisse von größter Wichtigkeit schienen sich im Süden offensichtlich vorzubereiten. Er wünsche deshalb Auskunft über einige Fragen; so über diese, ob die Möglichkeit einer annexionistischen Bewegung, wie sie eben sich in Toskana vollzog, auch in Neapel vorhanden sei. Vierzehn Tage später (15. April 1860) wandte sich König Viktor Emanuel an seinen caro cugino, den König von Neapel, bat ihn, seinem Staat eine liberale Verfassung zu geben und bot ihm aus „wahrer Freundschaft" ein „immerwährendes Bündnis" an. Anfangs April waren in Turin die neapolitanischen Emigranten versammelt ge-

wesen, hatten nahezu einstimmig beschlossen, die Annexion beider Sizilien an das Königreich Sardinien zu betreiben, und zur Förderung der Sache einen Ausschuß gewählt, in dem La Farina, dem Begründer und Leiter des Nationalvereins, die erste Rolle zugedacht war. Einige Tage darauf begab sich einer von ihnen, La Masa, zum Minister, Grafen Cavour, ihm zu eröffnen, mit oder ohne Hilfe gehe er nebst allen, die sich anschließen wollen, nach Sizilien, er bitte um bündigen Bescheid. Cavour erwiderte, La Farina wird ihnen meine Antwort geben. Sie bestand aus 1500 Gewehren, 5 Kisten Munition und der Erklärung, mehr sei zunächst nicht verfügbar. Dazu kamen 10 000 Lire. 10 000 Lire, ein Tropfen in den Golf von Neapel! Nach wenigen Wochen schreibt König Viktor Emanuel: „Ich habe bereits drei Millionen für Sizilien hergegeben und zwei weitere werden folgen." Das ließ sich hören. Im Augenblick, da der sardinische König diese Liebesgabenrechnung aufstellte, welche die vorläufigen Umsturzkosten des neapolitanischen Thrones ahnen läßt, erfüllte der König von Neapel beide Bitten des teuren Vetters. Er gab eine Verfassung und bat um ein Bündnis. Nichts konnte Cavour unangenehmer sein, als dieser unerwartete Zwischenfall; er, der Tausendkünstler, spricht von „sehr großer Verlegenheit". Zunächst hat er in einem Artikel der Opinione versucht, die Absichten, die den neapolitanischen König leiteten, als er die Verfassung gab, zu verdächtigen. Es sind Worte, die durchaus der Vergessenheit entrissen werden müssen. Sie lauten: „Es geschieht nicht zum erstenmal, daß derlei plötzliche Umschwünge in der Politik eines Staates eintreten; jedesmal aber schienen sie verdächtig und wurden vom öffentlichen Gewissen verdammt. Denn sie beweisen vollkommenen Abgang jeder politischen Moralität und eine Treulosigkeit, die nur Widerwillen einflößen kann und Abscheu." Also sprach Cavour am 29. Juni 1860, weil es ihm damals so paßte, mit dem Vorbehalt, seinerseits Umschwünge vorzunehmen, so oft und so plötzlich als es ihm nützlich schien. Nie gebrach es an Kunstmalern, welche seine Umschwünge als Großtaten eines großartigen Patriotismus anzustreichen verstanden. Und Bewunderer zu Hauf fanden sich ein.

Sizilien war damals bereits in Garibaldis Gewalt. Cavours ganzes Sinnen verbohrte sich nun in die zwei Fragen: Wie nimmt man ihm Sizilien ab, ohne daß er wild wird und sich den ihn umlauernden Mazzinisten in die Arme wirft? Hatte er doch in Genua Bertani als seinen Vertreter beglaubigt, für Cavour „ein Feind, mit dem man nicht umgeht",

weil vollkommener Mazzinist. Die zweite Frage war: Wie richtet man es, daß Neapel ohne Garibaldis Mitwirkung annexionreif wird? In dem Augenblick, wo er im Sinn dieser Aufgabe Minen legt, kamen die neapolitanischen Gesandten mit dem Bündnisangebot nach Turin. Cavour muß zu Mut gewesen sein wie einem Einbrecher, der eben unter seinen Werkzeugen die richtige Auswahl trifft und in dieser Beschäftigung durch den Besuch desjenigen gestört würde, dem er seinen Besuch zugedacht hat. Der Eintretende streckt beide Hände entgegen und sagt: „Ich befürchte Einbruch, helfen Sie mir." Dazu kam, daß Kaiser Napoleon das Bündnis empfahl. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Wunsch in zweifachem Sinn scheinhaft gewesen. Einmal, weil der Kaiser das Bündnis zu wünschen scheinen wollte; sodann, weil er nicht mehr erwartete als ein Scheinbündnis. Cavour dürfte das wohl durchschaut haben und nahm die „sehr große Verlegenheit" von der heitern Seite. Was Neapel betrifft, war ein Aufschub vonnöten; Sizilien aber meinte man schon zu haben. Das gab Cavour in dieser Wendung wieder: „Da die Makkaroni noch nicht gar sind, werden wir auf dem Festland helfen; die Orangen aber, die schon auf unserer Tafel stehen, verzehren wir, das steht fest" (25. Juni 1860). Es gibt in dieser Tragikomödie Augenblicke, denen nicht viel bei Molière an die Seite zu stellen ist. So, wenn Cavour sich von den neapolitanischen Gesandten damit verabschiedet, daß er sagt, es sei vielleicht angezeigt, das Bündnis „auf bessere Zeiten" zu verschieben! Indes war nach drei Monaten die Lage verändert. Orangen und Makkaroni wurden doch unter einem genossen. Man könnte meinen, die Mischung sei wenig bekömmlich. Indes die Anlagen sind verschieden und Übung macht den Meister.

Von besonderem Interesse ist der letzte Kampf um Neapel. Nicht etwa ein offener Kampf Garibaldis wider königliche Truppen, sondern der unterirdische, mit List und Trug geführte Wettkampf zwischen Cavour und den Mazzinisten. Nach den Erfahrungen, die man schon im Mai mit Garibaldis Diktatur in Sizilien gemacht hatte, die im Juni noch übler geworden waren und im Juli dem offenen Bruch zwischen Cavour und Garibaldi zutrieben, hielt Cavour es für das einzig richtige, Garibaldi in Neapel zuvorzukommen, d. h. Heer und Flotte des Königs zum Abfall zu bewegen und auch im Volk „eine annexionistische Bewegung wie in Toskana" zu veranlassen. Die Hauptpersonen in diesem Zwischenfall waren der piemontesische Admiral Persano, der unter einem ritterlichen Vorwand

im Hafen von Neapel vor Anker lag, und der sardinische Gesandte am königlich-neapolitanischen Hof, Villamarina. Persano war nach Neapel beordert worden, angeblich um der königlichen Prinzessin Marie, Gräfin von Syrakus, geborenen Prinzessin von Savoyen-Carignan, sich zur Verfügung zu halten[1]; Cavour hatte ihm aber die Aufgabe zugedacht, die er schon am 31. Mai in die Worte kleidete, „ein Pronunziamento der neapolitanischen Flotte würde den Triumph unserer Sache bedeuten". Doch erst im August wurde der Versuch stärkstens betrieben. Cavours Briefe an Persano, Persanos Dokumente, die dieser in sein Tagebuch aufnahm, genügen, um dem Zwischenfall von Tag zu Tag folgen zu können. Vor allem sei im Auge zu behalten, man müsse der Revolution so Beistand leisten, daß sie vor Europa als ein Durchbruch echter Volksstimmung erscheine, aiutare la rivoluzione, ma far sì, che al cospetto dell'Europa appaia come atto spontaneo sind die Worte Cavours (8. August an Persano). Einem Vertrauten sagte er, „es wäre eine zu große Dummheit, aus der trostlosen Lage Neapels keinen Profit zu ziehen", und Ricasoli meinte, „jetzt ist nicht die Zeit, Gewissensbedenken zu haben, jetzt ist jedes Mittel gut, das zum Ziel führt; nachher reinigt, wäscht man sich, wird wieder anständig". Unaufhörlich befeuert Cavour Persano: „Achtung, Admiral, es naht die entscheidende Stunde" (14. Juli), „es gilt der größten Unternehmung der modernen Zeiten"! „Immer mehr nähert sich die Krisis" (23. Juli), „wir stehen vor dem Ende des Dramas" (30. Juli), „Klugheit, Admiral, Kühnheit, wir stehen in der Krisis" (3. August) usw. Die Befreiung Neapels ohne Garibaldi sei ein gewagtes Unternehmen, müsse aber gewagt werden (an Villamarina 30. Juli). Persano wird aufgefordert, in beständigem Einvernehmen mit Villamarina vorzugehen, dem sardinischen Gesandten! Die eigentlich wirksamen Maßregeln seien Liborio Romano zu überlassen, dem Minister des Königs von Neapel!! Cavour will den General Nunziante, einen neapolitanischen Emigranten, der in Bern weilte, veranlassen, sich nach Neapel zu begeben. Persano werde er treffliche Dienste leisten, und er könne sich ganz auf ihn verlassen, denn Cavour wisse so viel von ihm, daß es ausreichte, um ihn an den Galgen zu bringen. Wie ein Kehrreim kehrt wieder: um alles in der Welt kommen Sie Garibaldi zuvor! Gelingt es, so ist Italien gerettet. Wenn Persano Geld brauche,

---

[1] „Scopo apparente di questa sua missione"; dagegen „scopo reale" Mitwirkung an einem Plan, der den Triumph des nationalen Prinzips in Neapel ohne Dazwischenkunft Garibaldis bezweckt. Cavour an Persano 30. Juli 1860.

solle er es sagen, es werde ohne Verzug geschickt. Kisten mit Munition und Waffen gehen nach Neapel ab; sogar Bersaglieri, die unter Persanos Schiffsmannschaft gesteckt werden. Betreffs dieser Maßregeln wird sorgfältigste Geheimhaltung eingeschärft. Baron Nisco entwickelt am meisten Energie; Baron Nisco soll Geld bekommen. „Machen Sie den Neapolitanern Mut!“ „Diese Leute sind begossene Hühner.“ Sogar die Kosten der Diners, die Persano den begossenen Hühnern gibt, werden versichert. Mit dem Grafen von Syrakus ließe sich etwas machen. Allein Persano scheint sogar dessen Untreue nicht zu trauen. Überhaupt währt es nicht lange, trotz allen Zuredens, und Persano wird mutlos. „Es ist ein Land, um den Kopf zu verlieren.“ „Niemand tut etwas, wenn ich ihn nicht bei den Haaren ziehe.“ Zudem vertragen Persano und Villamarina sich schlecht. Villamarina habe zwar eine irgend welche Verschlagenheit (certa tal quale furbizia), wolle aber vor allem das ganze Verdienst des Gelingens für sich in Anspruch nehmen. Am 24. August telegraphiert man aus Turin an Persano, „die Regierung beginnt der Schwankungen und Zaghaftigkeiten der Neapolitaner müde zu werden“.

Am 26. glaubte Persano nahe am Ziel zu sein. Er meldete, die Abreise des Königs stehe bevor, der Graf von Syrakus sei geeignet, als Diktator ausgerufen zu werden. Die Turiner Antwortdepesche gibt den Bescheid: Syrakus als Aushängeschild zu brauchen, Persano muß Diktator sein und sich unbedingt der Flotte, der Festung, des Arsenals bemächtigen. Man sieht, Cavour liebte es, „auf das Solide loszugehen“, wie Voltaire einmal von einem Politiker des 18. Jahrhunderts sagte. Es schlug aber fehl. Am 27. August berichtet Persano: Der Plan, den König zur Abreise zu veranlassen, „ist mißlungen“. „Die Partei Garibaldis ist sehr tätig und hat hier festen Fuß, während unsere Partei durch ihre Trägheit fiel.“ „Meines Erachtens muß man den Kurs ändern und die Führung der siegreichen Partei übernehmen.“ Cavour antwortete erst am 30. zustimmend. Er hatte bereits den Kurs geändert und einen neuen Plan ausgeheckt, der ihn indes schon länger beschäftigte. Ein persönliches Erscheinen des Königs mit seinen Truppen in Neapel würde Garibaldi entwaffnen. Um zu Land dahin zu gelangen, nimmt man den Weg durch die Marken und Umbrien. Zu bleibendem Gedächtnis daran annektiert man auch diese Teile des Kirchenstaates. Der Einheitsstaat hat dann ununterbrochenen Zusammenhang von den Alpen bis zum Kap Spartivento. Diesen abermaligen Eingriff in den Kirchenstaat konnte man nicht

vornehmen, ohne wenigstens einer stillschweigenden Zustimmung Kaiser Napoleons sicher zu sein. Er weilte gerade in Chambéry. Cialdini und Farini begaben sich dahin. Am 28. August wurden sie empfangen. Zweifellos ist, daß der Kaiser keinen Einspruch erhob. Daß er das vielberufene fate presto sprach, scheint mir ausreichend beglaubigt.

Zwei Tage vor der Audienz in Chambéry gibt Cavour bereits ein schrilles Signal: „Die Stunde naht, daß man in Umbrien und in den Marken zur Tat schreitet. Das Ministerium ist entschlossen, die Bewegung nicht bloß zu unterstützen, sondern sie zu leiten" (an Gualterio, 26. August). Am Tage nach der Audienz vertraut Cavour dem Vertrautesten der Vertrauten dieses an: Sei es unmöglich, Garibaldis Diktatur in Neapel zu verhindern, so werde man ihn doch aufzuhalten wissen. „Eine aufständische Bewegung wird in den Marken und in Umbrien ausbrechen. Unverzüglich werden im Namen der Prinzipien der Ordnung und Humanität Cialdini in den Marken, Fanti in Umbrien einrücken. Sie werfen Lamoricière ins Meer, bemächtigen sich Ankonas. Rom wird für unverletzlich erklärt. Der Kaiser hat alles gebilligt" (an Nigra, 29. August 1860, Chiala VI, 582). Der Gegensatz zwischen Cavour und Garibaldi brach noch einmal in voller Schärfe hervor. Garibaldi glaubte, vom König die Entlassung Cavours fordern zu dürfen. Cavour gibt zu verstehen (an d'Azeglio, 28. September, Bianchi 384, vgl. 381), da gehe es um Königsrecht. Wenn der König sich durch die Drohungen Garibaldis, der von Mazzinisten und Republikanern umgeben sei, die Entlassung abzwingen lasse, so liege sein Krone im Kot (dans la boue).

* * *

Wenn der König sich von Mazzinisten, Garibaldianern und Republikanern durch Drohungen einen Entschluß erpressen lasse. . . . Und nun erinnere man sich der Worte, die bei der römischen Nachfeier des Festes von Quarto Ricciotti Garibaldi auf dem Kapitol gesprochen hat. Sie sind das richtige Nachwort zu der Gedächtnisfeier, der angemessene Vorspruch zur Erpressung des Kriegsbeschlusses; der Hausfluch und die Erbsünde des Einheitsstaates zeigen sich da deutlich und in ihrer ganzen Schönheit. Die Worte lauten: „Volk von Rom! Es genügt dein Wille, um alle Schurken, die uns beeinträchtigen wollen, in die Flucht zu jagen. Tut das, was wir taten, und zwinget mit Faustschlägen in den Rücken die Befehlshaber, ihre Pflicht zu tun. Habt ihr verstanden? Heute schreibt

das Volk die letzte Seite der Geschichte seiner nationalen Befreiung." „Es lebe Italien, es lebe der König. Die Parole ist Krieg oder Revolution."[1]

Derlei Alternativen sind auch ein Erbstück der Redehelden Neuitaliens. Ricasoli ging in Florenz von einem Freund zum andern und wiederholte unentwegt: „die Annexion oder den Tod". Garibaldis Schlachtruf: „Rom oder den Tod" dröhnte durch den Schaft und bis in den Absatz der Halbinsel. Etwas anders geartet war die Alternative Nino Bixios. Als Garibaldi am Volturno aller Mut entsank und der General im Straßengraben lag, sprang Bixio herzu und rief: heut gilt es Sieg oder Tod." Der Abgeordnete Podrecca überreichte bei den römischen Auftritten einen wertvollen Familienbesitz dem römischen Bürgermeister, das Schwert Nino Bixios. Aber obgleich Herr Podrecca Herausgeber des Asino ist, an die erwähnte Szene hat er bei Übergabe seines Weihegeschenkes gewiß nicht erinnert.

Mazzini ist in Genua geboren, sonach lag es nahe, daß man in Quarto seiner gedachte. Immerhin fiel auf, daß im königlichen Begrüßungstelegramm ausdrücklich auf den Propheten des Einheitsstaates hingewiesen wurde, weil das Königshaus den Propheten bis dahin links liegen gelassen habe. Garibaldi selbst gehörte die Feier in Quarto, das versteht sich. Und doch könnte man eine historische Nemesis darin sehen, daß der maßgebende Mann, der nicht bloß Steuermann des Raubschiffes war, sondern geradezu alles machte und alle lenkte, daß der Schöpfer des italischen Einheitsstaates, nach den Blätterberichten zu urteilen, unerwähnt blieb. Cavour hatte gemeint, die revolutionär-republikanischen Strömungen besiegt, den Mazzinismus ausgeschaltet, Garibaldi, den Mann mit der „monarchischen Maske", dessen Walten „Aussaat von Anarchie" war (an Nigra, 22. Sept. 1860), halbwegs gezähmt, halbwegs unschädlich gemacht zu haben. Aber indem er selbst den Einheitsstaat fast ausschließlich mit Umsturzmitteln errichtete, zog der Hausfluch in sein Lebenswerk ein. Massenleidenschaften haben ein zäheres Leben als der einzelne, sei er auch ein noch so gerissener Bändiger dieser Gewalten. Ist eine Staatsgründung mit solchen Mitteln erfolgt, so steht dieser Staat auf vulkanischem Boden. Die Technik des Schürens, des Aufpeitschens von Massengetobe wird immer vollkommener und unwiderstehlicher. Bricht es dann los, wie in den römischen Maitagen, dann haben die begossenen „Intellektuellen" nur die Wahl: mit den Wölfen zu heulen oder sie zu überheulen; können oder

[1] Wiener Arb.-Zeitung Nr 139 vom 20. Mai 1915.

wollen sie das nicht, erübrigt, daß sie wie beklommene Spatzen irgendwo Wetterschutz suchen, bis ihr tauber Weizen wieder blühen mag.

* * *

Was ist nun mit der so oft betonten „Gleichartigkeit des Werdeganges“, die zwischen dem italischen Einheitsstaat und dem Deutschen Reich angeblich bestehen soll? Nichts ist damit, sie ist nicht vorhanden. Das Deutsche Reich entstand 1870, im gleichen Jahr raubte man Rom. Darin liegt keine Werdeganggleichartigkeit. Zwei große Kulturnationen, die bis dahin der politischen Einheit entbehrten, standen fürder als geschlossene Großmächte in der politischen Welt. Diese Tatsache enthält kein Atom „Werdegang“, begründet also auch keine Gleichartigkeit darin.

Nach bald einem halben Jahrhundert ist rein historische Würdigung doch wohl möglich. Man kann sichten und sondern, das Scheinhafte vom Seinhaften, das Unwesentliche vom Wesentlichen, die Art und Wirksamkeit der angewendeten Mittel wohl unterscheiden.

Daß von italienischer Seite die Gleichartigkeit des Werdeganges hervorgehoben wird, begreift sich; denn Italien kann dabei nur gewinnen. Will man aber die „Gleichartigkeit“ ernsthaft würdigen, so betrachte man den schreienden Gegensatz in der Art des Vorgangs, den Mitteln, dem Ziel, dem Ergebnis. Daß zwei nationale Bewegungen, die anfangs republikanisch gerichtet und revolutionär erregt schienen, unter monarchischer Führung zu einem Abschluß kamen, trifft in äußerst ungleichartiger Weise zu. Es greifbar herauszuarbeiten, daß die Gleichartigkeit des Werdeganges ganz und gar nicht vorhanden, muß man Fragen stellen, wie diese: Ist das Deutsche Reich lediglich mit Auslandhilfe und in Abhängigkeit vom Ausland errichtet worden? Hat der deutsche Nationalverein in Bayern, Sachsen, Baden, Oldenburg usw. annexionistische Bewegungen gefördert und die Vertreibung der Herrscher betrieben? Entstand das Deutsche Reich dadurch, daß ein Staat alle andern sich einverleibte, um nachher zu sagen: so, jetzt bin ich das Deutsche Reich? Ist das Ergebnis der politischen Einigung Deutschlands ein Einheitsstaat, der aus Provinzen besteht, oder ein Bundesstaat?

Wie *ein* Mann erhoben sich in Deutschland Fürsten und Volksstämme, in unerhörten Siegen bezwangen sie den Erbfeind deutscher Einheit, bauten einen Bundesstaat auf, das neue Reich. Die Stämme verschmolzen zu einem Volk, die Staaten vereinigt in einem Reich, im Verein schafften es Fürsten und Völker. So wurzelt das Deutsche Reich in den Tiefen deutscher Geschichte, deutschen Volkstums, deutscher Eigenart. **Robert von Nostitz-Rieneck** S. J.

Zur Berechtigung und Ausführbarkeit der Forderung des «weiblichen Dienstjahres».

Das neue Deutschland, dessen wir harren, ist in erster Linie ein Erziehungsproblem. Schon diese Erkenntnis, allgemein verbreitet und in die Tat weiser Erziehungsreformen umgesetzt, wäre eine wertvolle Kriegsentschädigung. Sie scheint auch zu dämmern. Die Jugendpflege, insbesondere der sittliche Schutz der schulentlassenen Jugend, wird voraussichtlich nach dem Kriege mehr Verständnis als bisher in der Öffentlichkeit finden; die Wehrkraft des Reiches soll durch eine systematische militärische Jugendvorbereitung neu grundgelegt und verstärkt werden; es regen sich gesunde Bestrebungen, die angesichts der wirtschaftlichen Aufgaben der Friedensjahre auch dem Handwerk als Erziehungsfaktor eine erhöhte Bedeutung zuerkannt wissen wollen; endlich scheint man diesmal auch die weibliche Jugend nicht vergessen zu wollen. Diesmal, bisher ist sie vom öffentlichen Gewissen leider stiefmütterlich genug behandelt worden.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Forderung des weiblichen Dienstjahres, die, noch vor wenig Jahren zum ersten Mal schüchtern erhoben, jetzt aber, obwohl von Fernstehenden mit Entrüstung abgelehnt, mehr und mehr in den Kreis ernster Erwägung tritt. Der Schriftleiter der konservativen Wochenschrift „Das neue Deutschland" widmet ihr in den Märznummern 18/19 d. J. einen orientierenden Artikel, in dem die verschiedensten Auffassungen zur Sprache kommen. Von der Mathilde Zimmer-Stiftung in Berlin-Zehlendorf wurde sogar ein Preis von 2000 Mark für die beste Bearbeitung der Frage ausgesetzt: „Wie ist eine dem Heeresdienst der Männer entsprechende öffentliche Dienstpflicht der weiblichen Jugend einzurichten?" Auch die Tagespresse bemächtigt sich neuerdings des Themas, alles Zeichen, die darauf hindeuten, daß die Frage bald die breitere Öffentlichkeit beschäftigen wird. Und das tut not, denn das Ziel ist noch so unklar, die Ansichten sind noch so verworren und sich widersprechend, die Forderungen so grundverschieden, zum Teil geradezu uferlos und utopisch, daß sie auch dem Berechtigten, das in der Idee des weiblichen Dienstjahres liegt, leicht verhängnisvoll werden können.

Ein Beweis, wie sehr die Auffassungen über Zweck und Wesen des weiblichen Dienstjahres zur Zeit noch auseinander gehen, ist der Versuch, es mit dem Frauenstimmrecht zu verknüpfen. Von anderer Seite wird das Problem in den weiteren Rahmen des allgemeinen Mädchenschulwesens hineingestellt, was Grabowsky billigt mit der Begründung, daß die gesamte Erziehung der weiblichen Jugend zur Frage stehe. Für die äußere Organisation des weiblichen Dienstjahres wird hie und da eine stark militärische Form befürwortet. Wie der junge Mann soll auch das Mädchen in einem gesetzlich festzulegenden Alter in die Stammrolle eingetragen, für tauglich oder untauglich erklärt, zurückgestellt oder eingezogen werden. Im letzteren Falle rückt es am bestimmten Tage in die Mädchenkaserne, wird uniformiert, vereidigt, besichtigt, treibt schwedische Gymnastik, hat Appell und Parole, alles wie bei den Rekruten. Auch über den Zweck des weiblichen Dienstjahres besteht keine Übereinstimmung. Bald wird der formale Zweck im Sinne einer allgemeinen Erziehung zur Arbeit, Einordnung und staatsbürgerlichen Gesinnung in den Vordergrund geschoben, bald mehr Gewicht auf die Praxis gelegt. Die Praktiker gehen aber wieder in verschiedene Richtungen auseinander. Vielfach wird eine öffentliche Dienstleistung im eigentlichen Sinne vertreten. Die in der Kranken- und Kinderpflege, Haus- und Handarbeit, im Küchen- oder Bürodienst ausgebildeten Mädchen sollen den öffentlichen Anstalten, Kasernen, Krankenhäusern, Heil- und Pflegestätten usw. zur Verfügung gestellt werden, wobei entweder eine allgemeine Ausbildung oder eine behördliche Zuteilung zu den verschiedenen Fächern oder freie Wahl empfohlen wird. Andere fordern die Einführung des weiblichen Dienstjahres, um den dringenden Bedarf an geschulten Kräften für die öffentliche Wohlfahrt, für Caritas und Fürsorge im weitesten Umfange, vor allem auch, angeregt durch die jüngsten Erfahrungen, für den weitverzweigten Frauendienst in Kriegszeiten, zu decken, wobei dann bei Kriegsausbruch an eine Mobilmachung der Frauenwelt wie der Männerwelt gedacht ist. Wieder andere halten die Einführung des weiblichen Dienstjahres zur Steigerung der allgemeinen Erwerbsfähigkeit der weiblichen Jugend für dringend notwendig. Hinsichtlich des Umfanges wird durchweg die allgemeine weibliche Dienstpflicht gefordert mit einer der Berechtigung zum einjährigen Dienst entsprechenden Privilegierung der studierenden weiblichen Jugend.

Dieser kurze Überblick genügt, um die Behauptung, daß die heutige Erörterung des weiblichen Dienstjahres noch vielfach ungeklärt und ver-

worren sei, ja utopisches Gepräge trage, zu rechtfertigen. Es ergibt sich auch ohne weiteres, daß kein einziger der eingeschlagenen Wege vor nüchterner Kritik bestehen kann.

„Weibliches Dienstjahr und Frauenstimmrecht“ ist offenbar eine ganz willkürliche Verbindung. Beide haben genau so wenig miteinander zu schaffen wie männliche Dienstpflicht und Männerstimmrecht. Staaten, in denen keine militärische Dienstpflicht besteht, betrachten nichtsdestoweniger das männliche Stimmrecht als eine selbstverständliche Einrichtung, und andere Staaten, die das Frauenstimmrecht einführten, sind in der Frage des weiblichen Dienstjahres noch genau so weit wie wir. Eine innige Beziehung besteht dagegen zwischen der Forderung des weiblichen Dienstjahres und der Mädchenschulreform; denn darüber herrscht allseitige Übereinstimmung, daß das weibliche Dienstjahr als Krone und praktischer Abschluß der öffentlichen Mädchenerziehung zu denken ist. Das weibliche Dienstjahr verhält sich zum allgemeinen Mädchenschulwesen ähnlich wie die männliche Dienstpflicht zur militärischen Jugendvorbereitung. Die Reform der Mädchenvolksschule und vor allem der Mädchenpflichtfortbildungsschule hat daher darin zu bestehen, auf das weibliche Dienstjahr vorzubereiten. Letzteres aber trägt, richtig verstanden und ausgebaut, seinen Wert und seine Notwendigkeit in sich. Ja es ist für die Reform der Mädchenschule von größter Bedeutung, daß zuerst über ihr nächstes Ziel, das weibliche Dienstjahr, volle Klarheit geschaffen werde. Wenn diese besteht, ergeben sich die entsprechenden Forderungen für den Neubau der Mädchenerziehung von selbst. Es dürfte demnach auch der Klarheit mehr gedient sein, wenn beide Fragen vorläufig wenigstens auseinander gehalten werden. Daher ziehen auch wir diesen Weg vor.

Um Wesen und Zweck des weiblichen Dienstjahres zu erkennen und über seine Berechtigung oder gar Notwendigkeit ins klare zu kommen, ist ein Vergleich mit der männlichen Dienstpflicht naheliegend. Wir stehen heute alle auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht. Die Verteidigung des Vaterlandes mit der Waffe ist die allgemeinste Pflicht der gesamten männlichen Bevölkerung. Diese Verteidigung setzt aber unter den modernen Verhältnissen Fähigkeiten voraus, die nur durch dauernde und ausschließliche Schulung und Übung erworben werden können. Diese Erkenntnis führt für unabsehbare Zeit notwendig zur Forderung der Dienstpflicht in ihrer heutigen Gestalt. Weil die nationale Sicherheit ohne die Wehrfähigkeit der gesamten diensttauglichen männlichen Bevölkerung nicht

gewährleistet ist, kann und muß diese zur Erfüllung ihrer militärischen Dienstpflicht genötigt werden. Es erhebt sich daher die Frage: Hat auch die weibliche Bevölkerung in ihrer Gesamtheit dem allgemeinen Wohle Dienste von solcher Wichtigkeit zu leisten, daß die Befähigung dazu, wenn sie anders nicht gesichert erscheint, in ihrer Jugend erzwungen werden kann und muß? Das ist die Kernfrage, ohne deren überzeugende und zwingende Bejahung die ganze Frage und Forderung einer allgemeinen weiblichen Dienstpflicht in der Luft hängt. Wird dieser Beweis aber erbracht, so ist das weibliche Dienstjahr in irgend einer Form zugleich als eine unbestreitbare Notwendigkeit erwiesen.

Und dieser Nachweis läßt sich grundsätzlich erbringen. Wo möglich noch wichtiger für das allgemeine Wohl als die Wehrfähigkeit der männlichen Bevölkerung ist die allseitige Tüchtigkeit des weiblichen Volksteils für seinen Mutter- und Hausfrauenberuf. Nun ist aber ohne jeden Zweifel die Vorbereitung und Befähigung eines großen, vielleicht des größten Teiles der reiferen weiblichen Jugend zu diesen wichtigen Aufgaben im Dienste des Volksganzen, zu ihrem Mutter- und Hausfrauenberuf, gegenwärtig eine sehr ungenügende. Der schlagendste Beweis dafür sind die großen und bedenklichen Schäden, an denen die heutige Familie leidet, ja ihre drohende Auflösung und Entartung. Wohnungsbarbarei und infolgedessen Untergang des Heimsinnes, Unwirtschaftlichkeit des Haushaltes und daher trotz höheren Einkommens vielfach Not, Unkenntnis der Kinderpflege und daher die trotz Minderung in den letzten Jahrzehnten noch immer erschreckend, in einigen Landesteilen im Vergleich zu den meisten übrigen Ländern geradezu peinlich hohe Säuglingssterblichkeit, Unwissenheit in den elementarsten Regeln der rationellen Ernährung und der Hygiene überhaupt, deshalb physischer Rückgang der Bevölkerung, der sich freilich nicht mit den mehr oder weniger willkürlichen Maßen der Militärtauglichkeit messen läßt, sich aber beim städtischen Nachersatz während des Krieges deutlich gezeigt hat. Alles folgenschwere Volksübel in des Wortes schlimmster Bedeutung. Zwar tragen die großen sozialen Mißstände unserer wirtschaftlichen Entwicklung, vor allem Wohnungselend und Frauenarbeit, schwere Schuld an diesem drohenden Niedergang der unteren Volksschichten, die entscheidende Ursache ist und bleibt aber die Unfähigkeit der Mutter und Hausfrau; denn wo diese nicht obwaltet, treten trotz alledem die erwähnten Übel nicht oder doch nicht in dem Maße in die Erscheinung. Ein lehr-

reicher Fingerzeig, daß ohne die Vernachlässigung anderer sozialer Reformen die Abhilfe doch in erster Linie durch sorgfältige Erziehung und Bildung der werdenden Frauenschaft zur *Mütterlichkeit* anzustreben ist. Dazu bedürfen wir aber unter den heutigen Verhältnissen eines Zwanges, der die gesamte weibliche Jugend erfaßt und der in Anbetracht des Umfanges der erforderlichen Fertigkeiten für einen beträchtlichen Teil über die Fortbildungsschule hinausgehen muß, wir bedürfen in irgend einer Form eines *weiblichen Dienstjahres.*

So allein werden *Zweck* und *Berechtigung* der Idee des weiblichen Dienstjahres ersichtlich. Es kann unmöglich, wie es jüngst in einer Darlegung versucht wurde, die auch die katholische Presse durchlief, als eine Gegenleistung gefordert werden, die der weiblichen Jugend für ihr fortschreitendes Eindringen in Männerberufe auferlegt werden soll. Seine Idee ist vielmehr aus der Not der Zeit geboren, und je mehr diese Not, die Entmütterlichung der deutschen Frauenwelt, in ihrer wahren Gestalt und in ihren verhängnisvollen Wirkungen erkannt wird, desto mehr wird der Ruf nach ihm zunehmen, bis ihm in irgend einer Form Genüge geschehen ist. Kein rein formaler Zweck, so begrüßenswert er als erzieherischer Begleiterfolg sein mag, kann uns aus dieser Not befreien. Die Praxis ist alles, die echt volkstümliche, die kleinen und kleinsten Verhältnisse berücksichtigende Praxis. Es kann sich auch zunächst nicht um eine allgemeine Hebung der weiblichen Erwerbsfähigkeit handeln, die, so sozial berechtigt und segensreich sie auch im einzelnen Falle sein mag, doch hinter der notwendigen Ertüchtigung zum natürlichen Frauenberuf zurücktreten muß. Diese Mahnung scheint heute, wo die Bedeutung des Erwerbberufes der weiblichen Jugend, der für die übergroße Mehrzahl doch nur ein Durchgangsstadium ist, im Vergleich zum künftigen Hauptberufe übertrieben zu werden beginnt, doppelt am Platze zu sein. Ebensowenig kann es die vornehmliche Aufgabe der weiblichen Dienstpflicht sein, die immer reichlicher und dringlicher angeforderten und benötigten freiwilligen Hilfskräfte für unser Wohlfahrts- und Fürsorgewesen zu stellen. Das hieße, die Masse zu Zwecken erziehen wollen, denen sie doch nie dienen wird und dienen kann, denen sie vielmehr in aller Zukunft als Objekt gegenüberstehen wird. Die freiwillige soziale und caritative Betätigung im Dienste des Ganzen und der Organisationen wird immer ein Ehren- und Vorrecht der gebildeten und gesellschaftlich höher stehenden Klassen bleiben, und die nötigen Kräfte werden nach wie vor nur dadurch zu gewinnen sein, daß in

diesen Schichten tieferes religiöses Empfinden und helleres soziales Verständnis geweckt wird. Endlich bleibt auch für eine Verwendung nach besonderer Begabung oder für eine Betätigung nach Neigung während des weiblichen Dienstjahres kein Raum. Ziel und Pflichtenkreis während des Dienstjahres sind für die gesamte weibliche Jugend dieselben entsprechend den Fähigkeiten, die das gemeinsame Wohl von allen zu fordern hat, eifrige, gründliche, umfassende, praktische Vorbereitung auf den Mutter- und Hausfrauenberuf in seinem ganzen Umfange. Damit ist auch der weiblichen Kriegshilfe am besten gedient, denn ein Frauentum, das aus tüchtigen Müttern und Frauen und richtig erzogenen Töchtern besteht, wird auch in Kriegszeiten nie versagen.

So aufgefaßt, ist das weibliche Dienstjahr, von sogleich zu besprechenden Einschränkungen abgesehen, demnach nicht nur berechtigt, sondern eine unbestreitbare und immer dringlichere Notwendigkeit. Zweckmäßig eingerichtet, würde es einen unermeßlichen Segen über das ganze Volk ausgießen und unsere größere Zukunft zu einem guten Teil sicherstellen. Dazu ist freilich zunächst unerläßlich, daß an Stelle der Schlagworte, die man jetzt als praktische Forderungen auszugeben beliebt, eine ruhige, sachliche, allem Phantastischen abholde Überlegung trete. Nur so kann dem wertvollen Kern, der in der Forderung des weiblichen Dienstjahres steckt, der Weg zur Verwirklichung geebnet werden, und das wird noch schwer genug fallen.

Den denkbar schlechtesten Dienst leistet man der Sache, wo eine irgendwie geartete Militarisierung des weiblichen Dienstjahres vertreten wird. Sie vor allem ist mehr als irgend etwas geeignet, den Gedanken des weiblichen Dienstjahres geradezu in Verruf zu bringen. Sie wird auch gerade von der Seite gefordert, die durch übertriebene Betonung der Körperertüchtigung in zudem gänzlich unweiblichen und volksfremden Formen an der Arbeit ist, unsere Mädchenerziehung auf überhaupt falsche Bahnen zu drängen. Diese Richtung, die von tieferer Erfassung des weiblichen Dienstjahres entfernt ist, wird daher auch am gesunden Sinne der Bevölkerung rettungslos scheitern. Die Kasernierung der weiblichen Jugend ist übrigens allein vom geldlichen Standpunkt schon ausgeschlossen. Als grundsätzliche Entführung des Mädchens aus der Familie wäre sie, pädagogisch betrachtet, vollends der unglücklichste Weg, der für die Erziehung zur Mütterlichkeit, dem einzigen nachweisbaren Ziele des weiblichen Dienstjahres, eingeschlagen werden könnte. Daher würde die Bewegung für die

Einführung der weiblichen Dienstpflicht wahrhaft gefördert, wenn jede Art von Militarisierung einmütig und entschieden von Beginn an abgelehnt würde; denn die erste Forderung, die erhoben werden muß, ist die, daß das weibliche Dienstjahr nicht als ein oberflächlicher Abklatsch der männlichen Dienstpflicht vor die Öffentlichkeit trete, sondern in seiner ganzen Art dem weiblichen Wesen auf das sorgsamste Rechnung trage.

Genau so verfehlt stellt sich, vom sozialen Standpunkte aus betrachtet, eine weibliche Dienstpflicht im eigentlichen Sinne heraus. Der Gedanke, die Tätigkeit der Mädchen während des Dienstjahres dem Ganzen unmittelbar dienstbar zu machen, hat nur auf den ersten Blick etwas Bestechendes. Seine ernstliche und allgemeine Durchführung wäre in Wirklichkeit ein wahres Verhängnis für die auf Verdienst angewiesene Frauenwelt. Denn dadurch würden bezahlte Kräfte massenhaft von einem Überangebot unbezahlter verdrängt, zahllosen bedürftigen Mädchen und Frauen wäre die Erwerbsmöglichkeit entzogen, und weite Gebiete der Frauenarbeit wären zu einem Staatsmonopol schlimmster Art erklärt. Dazu haben wir aber nach dem Kriege, der die Massen der zum Erwerb gezwungenen Mädchen, Frauen und Witwen noch beträchtlich vermehrt hat, weniger Grund denn je. Demgegenüber hat es gar keinen Sinn, wenn behauptet wird, das weibliche Dienstjahr würde dem Arbeitsmarkte von vornherein eine ganz veränderte Grundlage geben. Diese Änderung könnte nur darin bestehen, daß die durch dienstpflichtige Kräfte von ihrem ureigenen Gebiet verdrängten Frauen entweder der Industrie zuströmen oder der allerdings gesteigerten öffentlichen Wohlfahrtspflege zur Last fallen, wovon das eine ebenso unerwünscht ist wie das andere. Zuzugeben ist einzig, daß durch eine straffe Organisierung des weiblichen Dienstjahres auch eine beträchtliche Anzahl von bezahlten Stellen neu entstände, ohne daß jedoch dadurch ein auch nur entfernter Ausgleich herbeigeführt würde, zumal da die große Masse der Erwerbstätigen für diese Beamtinnenstellen nicht in Betracht käme. Die Heranziehung der dienstpflichtigen Mädchen zu öffentlichen Diensten stellt sich daher unter jeder Rücksicht als durchaus undurchführbar heraus, so sehr sie an und für sich die Finanzierung des weiblichen Dienstjahres erleichtern würde.

Sogar die Losung einer allgemeinen weiblichen Dienstpflicht stellt sich im Lichte der obigen Ausführungen als eine unbegründete und übereilte Forderung dar. Auch hier liegt eine vielleicht unbewußte Übertragung des Gedankens der allgemeinen männlichen Wehrpflicht auf das weibliche

Geschlecht vor. Die männliche Dienstpflicht ist mit Recht allgemein, weil ohne sie niemand im gegebenen Alter jene Wehrtüchtigkeit nachweisen kann, die von den militärischen Behörden gefordert werden muß. Jedenfalls ist aus Gründen der Wehrzucht eine gemeinsame, dauernde und gleichmäßige Ausbildung unabweisbar. Dieser Gedankengang, der die Einführung der allgemeinen männlichen Dienstpflicht rechtfertigt, läßt sich aber nicht ohne weiteres auf das weibliche Geschlecht übertragen. Zweck und Notwendigkeit des weiblichen Dienstjahres ergeben sich einzig aus der Pflicht einer rechtzeitigen und gründlichen Vorbereitung der Jugend auf ihren zukünftigen Mutter- und Hausfrauenberuf. Diese Vorbereitung wird aber trotz aller sozialen Schäden noch immer in zahllosen Fällen von der Familie geboten. Hier ist es die Mutter, welche die Tochter, sehr oft auch die erwerbstätige, zu allen Hausarbeiten heranzieht und praktisch mit all ihren zukünftigen Pflichten vertraut macht. Diese Familienschule ist eine weibliche Dienstpflicht, mit der keine andere den Vergleich aushält. Um wie viel weiser waren unsere Altvordern, bei denen diese kaum ersetzliche Mutterschule die Regel bildete; sie brauchten sich nicht über ein weibliches Dienstjahr außer der Familie, das im besten Falle einen notdürftigen Ersatz darstellt, den Kopf zu zerbrechen. Ein weiterer starker Prozentsatz der reiferen weiblichen Jugend, die Dienstmädchen, ist nicht nur der Hausarbeiten kundig, sondern übt sie berufsmäßig aus. Für diese beiden Klassen ist demnach das weibliche Dienstjahr zum Teil gegenstandslos. Es ergibt sich überhaupt als leitender Grundsatz: *Jedes Mädchen, das nicht den Nachweis erbringen kann, daß es in der Familie, durch seinen Beruf oder durch den erfolgreichen Besuch einer hauswirtschaftlichen Schule für den Mutter- und Hausfrauenberuf genügend vorbereitet ist, hat sich einer entsprechenden Ausbildung zwangsweise zu unterziehen. Der Befähigungsnachweis muß von jedem Mädchen in einem gesetzlich festzulegenden Alter vor einer öffentlichen Prüfungskommission erbracht werden.* Bei diesem Befähigungsnachweis müßte ebenso großes Gewicht auf *mütterliches* Wissen und Können wie auf *hauswirtschaftliche* Kenntnisse und Fertigkeiten gelegt werden, da ersteres — Gesundheitskunde, Kinder- und Krankenpflege — sehr oft auch den Haustöchtern und Dienstmädchen fast ganz abgehen. *Die weibliche Dienstpflicht bestände demnach darin, daß jedes Mädchen, das diesen Nachweis in*

einem bestimmten Alter nicht erbringen kann, geeigneten privaten oder öffentlichen Einrichtungen zur praktischen Ausbildung überwiesen wird, selbst wenn es damit dem Erwerbsleben auf eine gewisse Zeit entzogen werden müßte. Diese öffentlichen Einrichtungen wären vielleicht als kleine hauswirtschaftliche Halbinternate zu denken, die wo möglich am Wohnorte der Mädchen einzurichten wären und diese abends in ihre Familien zu entlassen hätten, und mit denen die örtliche Säuglingsfürsorge und einige Krankenpflege zu verbinden wäre.

Für die praktische Ausführung selbstverständlich mahnt die finanzielle Seite der Frage zu aller Vorsicht. Es hat keinen Zweck, Riesenprojekte, die Riesensummen verschlingen, mit der Versicherung zu befürworten, daß das angelegte Kapital sich durch die hauswirtschaftliche Tätigkeit der zukünftigen Hausfrauen reichlich verzinsen werde. Die Riesensummen stehen eben nicht zur Verfügung, nach dem Kriege weniger denn je, und die Auffassung der maßgebenden Kreise vom Ernste des Problems ist noch nicht derart, daß ihnen jene Verzinsung genügte. Die hier vorgeschlagene Regelung des weiblichen Dienstjahres dürfte übrigens an finanziellen Schwierigkeiten kaum scheitern. Die weibliche Pflichtfortbildungsschule wird über kurz oder lang doch allgemein eingeführt. Zwei Jahre dürften für sie genügen. Besinnt sich diese Mädchenfortbildungsschule ernstlich auf ihre eigentlichen Aufgaben und gibt man ihr einen recht praktischen Einschlag, so bedarf es für ländliche Gegenden, wo das volksschulentlassene Mädchen in der Familie bleibt, weiterer Veranstaltungen nicht, zumal wenn ihm nach dem Austritt aus der Fortbildungsschule noch zwei weitere Jahre zur Vervollständigung seines hauswirtschaftlichen Könnens gelassen werden. Dasselbe gilt für die Töchter des Mittelstandes und die Schülerinnen der höheren Lehranstalten, die auch die mütterliche und hauswirtschaftliche Ausbildung wahrzunehmen haben. Des weiteren entfallen viele Mädchen, die sich dem Dienstbotenberuf zuwenden. Diese alle werden, wenn ihnen Gelegenheit zur Aneignung des mütterlichen Wissens und Könnens gegeben wird, den hauswirtschaftlichen Befähigungsnachweis, der in der Regel wohl nach dem vollendeten achtzehnten Jahre, für die Schülerinnen höherer Töchterschulen nach Absolvierung der Anstalt, abzulegen wäre, erbringen können und haben damit ihrer öffentlichen Dienstpflicht genügt. Anders die vielen Jugendlichen, die aus der Volksschule unmittelbar in einen familienfremden Erwerbsberuf übertreten, der ihre ganze Zeit in Anspruch nimmt, die Fabrikarbeiterinnen, Lehrmädchen, Ladnerinnen, kaufmännischen Gehilfinnen usw.

Gerade bei diesen Kategorien, deren Zahl ständig wächst, liegt die mütterliche und hauswirtschaftliche Ausbildung durchweg so sehr im argen, daß auch die zweijährige Fortbildungsschule allein keine ausreichende Abhilfe bieten kann. Sie müßten daher, wenn etwa nötig, nach Vollendung des achtzehnten Jahres im Interesse des Ganzen gezwungen werden, dem Erwerbsberuf eine Zeitlang zu entsagen, und sich ausschließlich der öffentlichen oder privaten Vorbereitung auf ihren zukünftigen Hauptberuf als Mutter und Hausfrau zu widmen, wenn sie es nicht vorgezogen haben, sich bis dahin die gesetzlich vorzuschreibenden Fähigkeiten sonstwie anzueignen, was sehr viele, um dem Erwerbsleben nicht entrissen zu werden, ohne Zweifel tun werden. Mädchen, die vorher heiraten, ohne den hausmütterlichen Befähigungsnachweis erbringen zu können, müßten innerhalb einer gewissen Zeit unter gesetzlicher Strafe dazu angehalten werden.

Die Zahl der wirklich dienstpflichtigen Mädchen wird demnach bei weitem geringer sein, als es zunächst scheinen könnte. Für diese darf aber auch die zeitweilige Einstellung des Erwerbsberufes keine weiteren Bedenken erregen, da für das allgemeine Wohl zu viel auf dem Spiele steht. Wenn der Weltkrieg wirklich bewiesen hat, daß das deutsche Volk bei weitem reicher ist, als man vermutete, dann wird die wichtige nationale Forderung des weiblichen Dienstjahres *in solch bedingter und maßvoller Form* auch nicht am Kostenpunkt scheitern dürfen. Zusammenliegende Gemeinden können die notwendigen hauswirtschaftlichen Halbinternate mit Hilfe von Landes- und Kreiszuschüssen, die angesichts der gewaltigen Summen, welche man für männliche Jugendpflege bewilligt hat, unmöglich verweigert werden können, gemeinsam gründen. Aber auch in größeren Städten und starkbevölkerten Industriebezirken, wo die Frage brennender ist, können die erforderlichen größeren Summen bei der Leistungsfähigkeit dieser Gemeinwesen kein ernstliches Hindernis bilden, falls der Wert hauswirtschaftlicher Tüchtigkeit der jugendlichen Erwerbstätigen nur einigermaßen richtig eingeschätzt wird. Übrigens würden sich die Klassen, deren Töchtern die hauswirtschaftlichen Einrichtungen zu gute kommen, auch zu Steuerzuschlägen für diesen Zweck bereit erklären; denn „der Ruf nach dem weiblichen Dienstjahr entstammt", wie Marie Freiin v. Mirbach richtig bemerkt, „aus den unteren Schichten der Bevölkerung angesichts des Elendes, in das der Mangel an wirtschaftlichen Kenntnissen bei der Frau die Familie immer wieder stürzt." [1] Die finanziellen Schwierigkeiten

[1] Jugendpflege, 2. Jahrg. 1914/15, S. 131. München, Verlag Leohaus.

brauchen trotz alledem nicht unterschätzt zu werden, zugleich aber möge auch hier der Hinweis nicht unterbleiben, daß unser Schulwesen hauptsächlich durch das staatliche Schulmonopol so enorm verteuert wird und darum durch weitgehende Unterrichtsfreiheit die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen ganz erheblich verbilligt werden könnte.

Erst nach der Niederschrift dieser Ausführungen gewahrte ich, daß die hier empfohlene Einführung des weiblichen Dienstjahres in der Hauptsache auch auf dem katholischen Kriegsfrauentage am 31. Mai d. J. in Frankfurt a. M. von Frau Bachem-Sieger unter allgemeinem Beifall vertreten wurde. Die dort gepflogene Aussprache, welche die Auffassung der katholischen Frauenorganisationen Deutschlands wiedergab, dürfte für die Verwirklichung der Sache nicht ohne Bedeutung bleiben, zumal wenn die katholischen Frauenverbände das Ziel, das sich nunmehr klarer aus dem Nebel phantastischer Projekte abzuheben beginnt, nicht mehr aus dem Auge verlieren. Anderwärts wird es freilich auch viele geben, welche die hier vorgeschlagene Lösung als eine Verwässerung der weiblichen Dienstpflicht ablehnen zu müssen glauben. Trotzdem aber dürfte, an den Maßstäben der Berechtigung und Ausführbarkeit gemessen, dieser oder einer ähnlichen Form allein die Zukunft gehören. Eines ist jedenfalls gewiß: die nun einmal aufgerollte Frage des weiblichen Dienstjahres darf nicht mehr zur Ruhe kommen, bis sie eine befriedigende Lösung gefunden hat. Sie ist für den Auf- und Ausbau des neuen Deutschlands, wenn es überhaupt eine Zukunft haben soll, eine der ernstesten, wichtigsten und folgenschwersten. Es ist und bleibt nun einmal wahr, was Hedwig Dransfeld in klassischer Schönheit sagt:

> Wohl mag der Mann die großen Zeiten bauen,
> Doch ob er Steine türmt mit starker Hand:
> Weh, wenn das Weib sie glättend nicht verband!
> Es steigt und fällt ein Volk mit seinen Frauen.

Peter Saedler S. J.

Literarische Pflichten unserer nächsten Zukunft.

Wie die genaue Vorbereitung aller Erfordernisse des Krieges uns vom ersten Tage des Feldzuges an zum Staunen der Welt die Überlegenheit verschafft und erhalten hat, so werden wir auch die andere schwere Schicksalsstunde, die von den Friedensglocken eingeläutet wird, nur dann siegreich überstehen, wenn wir uns jetzt für die Aufgaben des Friedens rüsten. Es genügt aber nicht, daß staatliche und kirchliche Verwaltungen, politische Parteien und wirtschaftliche Berufsgruppen, Anstalten der Wohlfahrtspflege, des Unterrichtes, der wissenschaftlichen Forschung ihre Pläne machen und die Mittel bereitstellen, mit denen sie hoffen dürfen, der neuen Lage gewachsen zu sein: auch auf dem Gebiete der Literatur und des Theaters müssen außergewöhnliche Vorkehrungen getroffen werden. Und auch diese Dinge gehen unser ganzes Volk an, weil Wohl und Wehe unseres ganzen Volkes von ihnen berührt wird.

Niemand kann sich heute dem Einflusse der erzählenden und dramatischen Dichtung entziehen. In jedes Haus bringt der Zeitungsroman, in fast alle Häuser kommen außerdem Erzählungen in Zeitschriften oder in Buchausgabe, sehr viele Familien beteiligen sich am Theaterbesuch. Und wer selber keine Romane liest und nicht ins Theater geht, lebt doch mit Leuten zusammen, die beides tun und von beidem in ihren Anschauungen und in ihrem ganzen Wesen beeinflußt sind. Der ausgeprägte Sinn für die Wirklichkeit, von dem die heute lebendige Dichtung beherrscht wird, bringt es naturgemäß mit sich, daß in der Scheinwelt der Papierblätter oder der Bühnenbretter dieselben Ereignisse und Gedanken wiederkehren, mit denen wir uns im wirklichen Leben auseinanderzusetzen haben. So kann es gar nicht ausbleiben, daß wir die Welt, daß wir namentlich die gewaltigen Kulturaufgaben unserer nächsten Zukunft irgendwie mit den Augen unserer Dichter zu sehen beginnen und im Geiste unserer Dichter zu bezwingen versuchen.

An sich ist diese Macht der Dichtung nicht nur segensreich, sondern zum vollen Menschentum notwendig. Das ist oft gesagt worden, aber selten schöner als in Martin Deutingers Vorlesungen über „das Verhältnis

der Poesie zur Religion", die Karl Muth vor einigen Monaten in der „Sammlung Kösel" neu herausgegeben hat. „Nicht das Geträumte", heißt es da (S. 43), „nicht das Geträumte, rein Erfundene und Erdichtete ist Poesie. Wer das Unnatürliche und Überspannte, das leichtsinnige Spiel des menschlichen Witzes für wirkliche Poesie nimmt, der wird von diesem Geist des Scheines und der Lüge allerdings um die Wahrheit, den Ernst und die Kraft des Lebens betrogen. Wer aber von wahrer Poesie begeistert ist, empfängt von ihr erst den rechten Geist der Wirklichkeit, erfaßt jene höhere geistige Wirklichkeit, die wahrer und wirklicher ist als die sogenannte reale und dingliche, sinnlich faßbare Wirklichkeit des Lebens. Die Wirklichkeit, welche dem Geiste erfaßbar ist, ist eine andere als die, welche den Sinnen erscheint. Jene höhere Wirklichkeit zu erfassen und in sinnlich anschauliche Bilder zu kleiden, ist das Werk der Kunst; diese Bilder im Worte zu erklären, das Werk der Poesie. Wo es dem menschlichen Geiste gelingt, den Funken des Lebens festzuhalten, der aus dem Leben überall da hervorbricht, wo die Ewigkeit die Zeit berührt, und diesen Geistesblick in Worte zu fassen, da ist Poesie. Statt das Wirkliche zu verflüchtigen, verwirklicht sie das Ewige und verewigt das Wirkliche. Das innere verborgene Geheimnis des Lebens offenbar zu machen und in durchsichtigen Worten auszusprechen, ist ihr Wesen und ihre Macht."

Gewiß leben in unserer Mitte Dichter von dieser echten und edlen Art. In der Eintönigkeit des Stellungskrieges, in den Leiden der Lazarette, in den niederdrückenden Tagen, die mancher Daheimgebliebene durchkämpfen mußte, sind sie Künder hoher Gedanken und Wecker reiner Gefühle gewesen. Manchmal waren es Dichter, die man in Friedenszeiten nicht geschätzt hatte, weil sie nicht zu denen gehörten, um die eine geschäftskundige Presse den Lärm der Berühmtheit verbreitet hatte. Hoffentlich wird das deutsche Volk ihnen nun dauernd vergelten, was es ihnen von den Kriegsmonaten her zu danken hat, zumal da gerade der Krieg die Hohlheit und Erbärmlichkeit so vieler anderer Dichter und Theater auch denen offenbart hat, die bisher für dieses schleichende Unglück keine Augen und kein Herz zu haben schienen. Die Zustände, in die ein großer Teil unseres literarischen Lebens nach dem kurzen Aufschwung der ersten Kriegswochen wieder hinabgeglitten ist, sind um so unwürdiger und gefährlicher, als durchaus nicht bloß ästhetische Werte auf dem Spiele stehen.

Man hat während des Krieges im Anzeigenteil führender Zeitungen „modern realistische" Romane angeboten, in denen „meisterhafte" Schil-

derungen „aus dem Leben der Entgleisten", aus dem unglücklichen Liebesleben „eines Tertianers", aus dem „Sexual- und Liebesleben der alternden Frauen" verheißen wurden. Der Preis war so niedrig, daß jedermann seine Neugierde befriedigen konnte, und die Bücher wurden noch eigens als „gute und preiswerte Lazarettlektüre" oder als „Geschenke für unsere tapferen Kämpfer" empfohlen. Man hat in den Hauptstädten der verbündeten Kaiserreiche ein Stück aufgeführt, das ein so freisinniger Kritiker wie Julius Hart eine „Brunsttragödie" nennen konnte, in deren „brutalem Naturalismus" dennoch „nicht viel Natur und noch weniger Geist" stecke, und dessen Hauptdarstellerin trotz ihrer großen Technik nicht imstande gewesen sei, „das wilde dumpfe Tierwesen", die „wüste Brunst", die „sexuelle Raserei" der Heldin „ganz einwandfrei", nämlich ganz ohne Geist und Adel, zum Ausdruck zu bringen. Trotzdem — hoffentlich nicht deshalb — weissagte ein Gesinnungsverwandter von Julius Hart, ein Drama mit „so starken Figuren" werde man „noch in Jahrzehnten auf allen Bühnen von Straßburg bis Danzig" spielen. Wieder ein anderer Kritiker berichtete einer Berliner Zeitung über einen Theaterabend der „Neuen Wiener Bühne", an dem „ein entzückendes kleines Mistviecherl von Wienerin" den Zuschauern klar machte, daß sie nicht zwei, sondern drei Männer brauche. Am Schlusse „herzlicher Applaus ohne Radau". Und ein leichtverwundeter Fähnrich, der im Parkett saß, wird nach Ansicht des Berichterstatters „später den Kameraden im Schützengraben mit Begeisterung erzählen, wie lieb dieses Wien ist, für das sie kämpfen". In einem deutschen Hoftheater wurde am 17. Januar 1915 in Abwesenheit des Hofes ein Drama gespielt, über das Karl Muth im Februarheft des „Hochlandes" schrieb: „Das Talent eines Schriftstellers herabzusetzen, um moralisch nachteilige Wirkungen fernzuhalten, die von seinem Werk ausgehen könnten, ist nicht unsere Art. Aber wir können in einem Talent auch keinen Freibrief sehen für literarische Schamlosigkeiten, und Schamlosigkeiten sind es, aus denen sich das gesamte Werk Frank Wedekinds zusammensetzt."

Länger will ich in dieser widerwärtigen Liste nicht fortfahren, obwohl es an Stoff nicht fehlt. Gerne hätte ich das eine oder andere grelle Wort vermieden, aber dann hätte sich nicht zeigen lassen, wie unsagbar traurig es trotz des Krieges steht. Es steht so, daß die „Süddeutschen Monatshefte" im April 1915 (S. 169) schrieben: „Variétés mit literarischen Ansprüchen" müßten die Literatur „verschweinen", wenn sie sich halten wollten, die Hälfte der Theater seien „von Anfang an überflüssige Spekulationen

ohne Existenzberechtigung" gewesen und würden „durch die Konkurrenz rettungslos ins Sensationelle und ins Ordinäre getrieben". Es steht so, daß mitten im „Burgfrieden" die Halbmonatschrift „Bühne und Welt" den Vorwurf erheben konnte: „Nur keine entrüsteten Mienen, meine Herren, ... es gibt Theater, die nach außen und innen schlimmer sind als Bordelle. Denn ihr verkauft zweifaches Gift: auf der Bühne verseucht ihr das Volk, habt ihr das Volk verseucht, und werdet ihr es wieder verseuchen. Hinter der Bühne aber treibt ihr eure Instrumente in die Arme der Prostitution."

Die verwüsteten Gebiete von Ostpreußen und Galizien werden mit staatlichen Mitteln und unter Beihilfe des ganzen Volkes wieder aufgebaut. Es ist gut so, und es wäre herzlos und schmachvoll, wenn das nicht geschähe. Aber müssen nicht alle anständigen Leute ebenso fest und ebenso werktätig zusammenstehen, um endlich wieder aufzurichten, was Literatur und Theater an edelsten Geisteswerten vernichtet haben? Es darf nicht länger geduldet werden, daß gewissenlose Dichter über die Seelen unseres Volkes, über das Heiligtum unserer Familien, über die Reinheit unserer Jugend herfallen wie eine Horde Kosaken! Wenn ein Bühnenleiter es wagt, derartige Stücke aufzuführen, und die Polizei nicht eingreift oder die Rechtsprechung versagt, dann haben die Zuschauer, wie es sich im vergangenen Winter in München und anderswo endlich, endlich gezeigt hat, Mittel genug, dem sauberen Geschäftsmann weitere Versuche zu verleiden. Wie erhaben schaut das Bildungsgelichter dieser Theater auf die Roheit spanischer Stiergefechte herab — und gewiß ist die Freude am blutigen Spiel nicht einfachhin zu loben —, aber ungezählte Theatervorstellungen sind hundertmal schärfer zu verurteilen, und mit vollem Recht erinnert Johannes Mayrhofer in seinem neuen Buche über Spanien daran, „daß in Paris und Berlin und in andern gepriesenen Kulturzentren ungleich zahlreicher und unedler Wesen hingeopfert werden, die noch mehr wert sind als Pferde und Stiere"! Wer sich über die Raubritter vergangener Zeiten entrüstet, die den müde heimkehrenden Kaufmann um den Lohn seines Fleißes und um die nahe Freude des Wiedersehens seiner Lieben brachten, was muß der gegen so manchen Buchhändler empfinden, der mit seiner schamlosen Auslage an den heutigen Verkehrsstraßen auf die vorüberwandernden Opfer lauert, auf Kinder, die noch unberührt sind, auf halbwüchsige Jugend, die so schwach ist — und die doch unsere Zukunft tragen muß! Vor keiner Kanone zittern diese neuen Raubritterburgen, aber sie zittern und sie fallen, wenn ihnen die anständige Kundschaft unerbittlich den Kampf ansagt, der

zum Heile unseres Volkes notwendig ist: den Weg in andere Buchhandlungen.

Es gereicht unserer Kultur wahrlich nicht zur Ehre, daß wir den ganzen Ernst unserer Zeit aufrufen müssen, um für die einfachsten geistigen Reinlichkeitsbegriffe etwas mehr Verständnis zu wecken. Wir würden aber selbst dieses bescheidenste Ziel nicht erreichen, wenn wir nicht schon diesseits jener verrufenen Grenze, wo der unzweideutige Schmutz beginnt, unsere Vorkehrungen träfen. Und um mit den Dichtern zu beginnen: es ist durch die Befunde der auf Erfahrungspsychologie gegründeten Ästhetik nicht bestätigt worden, daß der Künstler widerstandslos dem Geiste gehorchen müsse, der über ihn kommt. Zumal ein Werk von dem Umfange eines Dramas oder eines Romans ist etwas anderes als das Ergebnis eines seelischen Rausches. Soviel kann jeder Dichter der Stunde gebieten, daß er seine Gestaltungskraft von Schädlichem abzulenken und auf Stoffe und Formen zu richten sucht, die den Seelen seiner Leser wahrhaft wohltun. Gewiß sind nicht alle dichterischen Persönlichkeiten dieser Selbstbeherrschung in gleichem Grade fähig, aber auch die schwächsten Stimmungsmenschen können das Beispiel beherzigen, das ihnen Manzoni gegeben hat. Alexander Baumgartner hat in dieser Zeitschrift schon einmal (Bd 74, S. 193) daran erinnert. Im ersten Entwurfe zu den Promessi sposi war die Liebe viel lebhafter geschildert als in der endgültigen Fassung. Der große Dichter erklärte es als seinen Grundsatz, „über die Liebe nicht so zu schreiben, daß die Seele des Lesers dieser Leidenschaft zum Opfer falle"; deshalb habe er vor dem Drucke manche Stellen geändert oder weggelassen, die an sich zu den dichterisch besten seines Buches gehört hätten. Die Welt brauche zwar die bräutliche Liebe, aber sie bedürfe der Vermittlung des Dichters dazu bei weitem nicht so dringend wie zur Erweckung der Nächstenliebe und des Opfermutes. Am 20. April 1915 konnte man sogar in der „Neuen Freien Presse" (Nr 18196) das Bekenntnis lesen, die Menschen wollten zwar zu allen Zeiten von Gefühlen unterhalten sein, und sicher sei die Neigung von Mann zu Weib unter diesen Gefühlen eines der allgemeinsten und menschlichsten, aber „ebenso sicher" sei sie „weder das einzige noch das höchste, wie es in der abgelaufenen Friedenszeit zuweilen den Anschein haben mochte".

Sollten deutsche Dichter auch jetzt noch unter Berufung auf l'art pour l'art die Berücksichtigung außerkünstlerischer Werte ablehnen, dann verdienen sie nichts Besseres, als daß man ihnen auf dieses französische Schlagwort eine französische Antwort gibt und ihnen — frei nach Brunetière —

rund heraus sagt: „Etwas Nachsicht, ihr großen Künstler! Gestattet uns, Menschen zu sein! Erlaubt uns die Meinung, daß es auf der Welt Dinge gibt, die gerade so wichtig sind wie schöne Sätze, oder noch wichtiger! Bildet euch nicht ein, daß wir für euch da wären, oder daß unser Volk gearbeitet, gekämpft und geblutet hätte, um euch auf den Thron zu setzen! Wir denken im Gegenteil, daß auch ihr dem Wohle des Ganzen zu dienen habt. Denn wozu und wovon lebt ihr sonst? Wenn die brave Tüchtigkeit der Philister, die ihr mit Hohn überschüttet, wenn der fromme Glaube und die sittliche Kraft, die euch nichts gelten, Deutschland nicht stark gemacht hätten, wer hätte euch dann in diesem Jahre euer Heim und euer tägliches Brot gesichert? Da also auch ihr trotz all eurer Kunst nur Menschen seid, so erwartet das deutsche Volk von euch, daß ihr durch eure Werke die sittlichen Pflichten erfüllt, die das Leben jedem Menschen auferlegt."

Sittliche Maßstäbe an die Dichtung zu legen und dadurch die Literatur im lebenskräftigen Zusammenhang mit all unsern geistigen Gütern zu erhalten, wird mehr als bisher Aufgabe der Berufskritik sein müssen. Eigentlich ist es doch klar, daß ein Kunstwerk nicht von jedem gleich tief erfaßt wird, daß also ein durch Studium und Erfahrung geschulter Kritiker der berufene Vermittler zwischen den Künstlern und der Gesamtheit der bloß Genießenden ist. Dennoch hat der Jenaer Professor Levin Schücking im „Türmer" (2. Maiheft 1915) den Kunstkritiker als „Kunstfeind" gebrandmarkt, weil so viele Kritiker von heute ein „Spezialistentum" entwickelt haben, „das die Zügel in die Hand genommen hat, aber jenseits allen gesunden Menschenverstandes ist". Sie haben die Kunst zum höchsten Lebensinhalt gemacht, haben sie damit aus ihrer natürlichen Stellung im Lebensganzen herausgerissen und folgerichtig der Verstiegenheit und Unnatur überantwortet. Solche Kritiker haben eine Macht erlangt, die gebrochen werden muß. „Der Direktor eines kleineren Berliner Theaters", schreibt Schücking, „hat mir kürzlich gesagt, bei seinen Uraufführungen seien mehr als 50 Prozent der Zuschauer Berufskritiker. Sie aber entscheiden noch immer über das Los des Stückes für oft ganz Deutschland. Gegen ihre Kritik anzugehen ist nicht ungefährlich und kann nur von jemand unternommen werden, den seine Stellung außerhalb des ganzen Getriebes leidlich unverwundbar macht." Dieser verhängnisvolle Einfluß wird ein Ende nehmen, sobald die Kritiker denkende Leser finden. Denn die werden keiner Kritik trauen, deren Verfasser sich nicht deutlich zu einer

vernünftigen Lebensanschauung bekennt und danach auch das Kunstwerk beurteilt. Ohne diese Grundlage wird übrigens die literarische Kritik niemals jene Sicherheit gewinnen, die sie dringend braucht, um nach den widerspruchsvollen Ungeheuerlichkeiten der letzten Friedensjahre ihr Ansehen wiederherzustellen.

Nicht geringeres Mißtrauen, als es gegenüber einem großen Teile der heutigen Kritik am Platze ist, verdient das Reklameunwesen. Wo der Name dessen, der die Reklame macht, für die Richtigkeit der rein sachlichen Angaben nicht volle Bürgschaft leistet, sind selbst diese mit größtem Vorbehalt aufzunehmen. Was aber darüber hinausgeht, mag es schreiend sein, mag es mit riesigem Umfang und ungeheuern Zahlen prunken, oder mag es durch unscheinbare und selbst geschmackvolle Einfachheit bestechen wollen — das ist für einen Käufer, der auf seine Würde hält, einfach nicht da, höchstens, daß es sein Mitleid oder seine Verachtung weckt.

Die der Kunst zustehende Freiheit wird nicht durch das christliche Sittengesetz bedroht, sondern durch die blöde Furcht, die aus jeder orakelhaft vorgetragenen Empfindung einer oft recht fragwürdigen Ästhetennatur eine künstlerische Forderung macht. Wirklich feststehende Gesetze sind auf dem Gebiete der Kunst so selten, daß selbst gewissenhafte Kritiker in Gefahr geraten, den ästhetischen Wert von Werken, die wegen ihres starken sittlichen Gehaltes eines besseren Loses würdig wären, ungebührlich herabzudrücken. Beispielsweise ist seit Spielhagen die Ansicht, daß in einer künstlerischen Erzählung der Verfasser nie unmittelbar hervortreten dürfe, immer allgemeiner zur Herrschaft gelangt und schließlich fast zum Range einer ästhetischen Selbstverständlichkeit erhoben worden. Vor einiger Zeit hat aber in der „Germanisch-romanischen Monatsschrift“ (VII 161—177) Oskar Walzel im Anschluß an Otto Ludwig mit guten Gründen dargetan, daß diese Art der Erzählung durchaus nicht als allein berechtigt gelten kann. Je bereitwilliger wir in solchen untergeordneten Punkten jeder Anschauung ihr Recht lassen, desto weitere Entfaltungsmöglichkeiten schaffen wir dem Dichter, und desto wirksamer können wir die unerläßlichen Bedingungen gesunder Kunst verteidigen. Natürlich wird es klug sein, die wenigen durchaus gewissen Erkenntnisse auf möglichst sicherem Grunde zu verankern. Deshalb hat Martin Deutinger der Ästhetik keinen ganz glücklichen Dienst geleistet, als er in seinen Odeonsvorlesungen den an sich einleuchtenden Zusammenhang zwischen Dichtung und Religion mit seiner sehr anfechtbaren, auf Schelling zurückgehenden Willenslehre verquickte.

Auf welche Weise die Kritik ihrem Urteil über religiöse oder sittliche Mängel einer Dichtung die gewünschte Wirkung sichern kann, zeigt Josef Froberger in seinen Ergänzungen zu der von Agnes Schräder verfaßten Übersetzung des kraftvoll und lebhaft geschriebenen Werkes „Die Gefahr des Buches", das Antolín López Peláez, den beredten und gelehrten Erzbischof von Tarragona, zum Verfasser hat und daher hauptsächlich auf spanische Verhältnisse berechnet ist, aber auch in Deutschland Beachtung verdient. Froberger warnt davor, durch schwarze Listen längst veralteter und vergessener Bücher, durch Inhaltsangaben unsittlicher Romane oder durch ausdrückliche Hinweise auf anstößige Stellen die Neugierde zu wecken und dadurch für die Erzeugnisse, die man verurteilt, geradezu Reklame zu machen, während Schweigen eine unbedingt tödliche Waffe gewesen wäre. Sobald dagegen ein gefährliches Buch den Leserkreis des Kritikers wirklich bedroht, muß es deutlich gekennzeichnet werden, und Froberger nennt es (S. 188) mit Recht einen „himmelschreienden Unfug", daß „hier und da katholische Kritiker in der Besprechung solcher Erscheinungen nur die künstlerische Form berücksichtigen und von der sittlichen Grauenhaftigkeit vollständig schweigen oder mit einer nichtssagenden Redewendung darüber hinweggehen". Die hier von Froberger erhobene Forderung haben die „Stimmen" von jeher betont. Auch ich habe so gehandelt, und bei Gelegenheit (z. B. Bd 85, S. 569 f) habe ich mich grundsätzlich in diesem Sinne ausgesprochen. Daher habe ich es nie billigen können, wenn man in meinen Darlegungen über die belgische Bibliothèque choisie (Bd 83, S. 125—134) wohl die Freiheit begrüßte, die diese Bibliothek bei der Bücheraufnahme walten läßt, aber nicht ebenso ernst die Beschränkungen beachtete, denen die Benutzung der Bücher unterliegt, und die besondern Verhältnisse, unter denen das Unternehmen von der zuständigen bischöflichen Behörde empfohlen worden ist — obwohl ich das alles ausführlich dargestellt hatte. Ebensowenig durfte man mich in einen unfreundlichen Gegensatz zum Borromäusverein bringen, denn ich hatte an derselben Stelle (S. 128) ausdrücklich anerkannt, daß der strengere Grundsatz des Borromäusvereins den Zielen seiner Volksbibliotheken durchaus entspricht.

Am 10. Juli 1915 schrieb die „Kölnische Volkszeitung" (Nr 553): „Ob die männlichen Geister, die jetzt an verschiedenen Punkten des deutschen Vaterlandes den Kampf gegen das feile Literatentum unternommen haben, Erfolg haben werden? Wir möchten es sehnlichst wünschen! Bedingung dazu ist aber die entsprechende Stimmung in den Reihen der Ge-

bildeten unseres Volkes. Diese sind für das Ergebnis verantwortlich." Wir alle, die wir uns, so gut wir können, um das Heil unseres Volkes mühen, haben ungezählte Male dieses Verantwortungsgefühl zu wecken versucht, und wir werden in unsern Versuchen unermüdlich fortfahren aber Erfolg haben wir nur, wenn sich unter denen, die uns hören, Männer und Frauen finden, die mit Opfermut und Ausdauer die Kleinarbeit in die Hand nehmen. Es ist vorgekommen, daß in Großstädten und selbst in Weltstädten glänzende Versammlungen begeistert einem Redner folgten, der sie zum Kampfe gegen die Verseuchung der Literatur und des Theaters aufrief, daß ganze Scharen sich in die Listen der zu gründenden Organisation einzeichneten — und daß nichts geschah! Wo aber eine tatkräftige, am Ort ansässige Persönlichkeit die entfachte Begeisterung zur Werbearbeit ausnützte und das glänzend entfaltete Programm sofort bescheiden, aber beharrlich zu verwirklichen begann, da sind mit kleinsten Mitteln überraschende Erfolge erzielt worden.

Hoffentlich wird der katholische Kriegsfrauentag, der sich diesen Sommer in Frankfurt a. M. an das mütterliche Verantwortlichkeitsgefühl gewandt hat, nicht bloß eine vorübergehende Ergriffenheit und sehr gute Vorsätze gezeitigt haben. Denn auf die Mütter können wir im Kampfe gegen schlechte Bücher und schlechte Theater nicht verzichten. „Wenn manche Mutter", schreibt Froberger in dem vorhin erwähnten Buche (S. 184), „auch ihren ‚gebildeten' Söhnen und Töchtern gegenüber ihre Pflicht, ihre heilige und verantwortungsvolle Pflicht erfüllen wollte, so stände es in mancher Hinsicht viel besser. Aber wenn die Mutter selbst einen Bücherschrank mit bedenklicher Literatur eingerichtet hat oder auf eine der landläufigen Leihbibliotheken abonniert ist, so werden alle Ermahnungen nicht viel nützen." Neben den Frauen müssen aber auch die zu Hause gebliebenen Männer endlich alle Kraft aufbieten, daß der kommende Theaterwinter den vergangenen nicht gleiche, daß die aus dem Felde zurückkehrenden Krieger eine ihrer großen Taten würdige, vom schmachvollen Schmutze so vieler Jahre gründlich gesäuberte Heimat wiederfinden, und daß die vor dem Kriege verheißungsvoll begonnenen Organisationen, sobald es möglich ist, auf allen Punkten und mit vollem Eifer ihre Arbeit beginnen.

Denn jetzt tut verdoppelte Wachsamkeit dringend not. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß die Entbehrungen und Erschöpfungen des Feldzuges, daß leider auch manche draußen groß gewordene Leidenschaft und selbst das Hochgefühl des Sieges zur Genußgier anwachsen oder wenigstens

nach tatloser Ruhe verlangen. Würde dieser Gefahr nicht vorgebeugt, so fänden alle Giftpflanzen unserer Literatur und unseres Theaters von neuem einen üppigen Boden — und dann wären wir um die besten Früchte der ungeheuern Opfer und Anstrengungen dieses Krieges betrogen. Nach dem Friedensschlusse stehen wir vor der Notwendigkeit gewaltiger wirtschaftlicher und militärischer Kraftanspannung. Denn mögen wir auch den vollsten Sieg erringen: unsere Feinde bleiben uns an Zahl und Gebiet weit überlegen. Wollen wir also nicht untergehen, so müssen wir alles aus unserer Mitte verbannen, was uns verweichlicht und entnervt, alles fördern, was uns erhebt und stärkt. Erst wenn das gelingt, geht die geschichtliche Bedeutung des Krieges an uns ganz in Erfüllung: mit unserer äußeren Freiheit haben wir dann zugleich unsere innere Läuterung errungen. Sonst aber ist über kurz oder lang Knechtschaft und Versumpfung unser unentrinnbares Schicksal. Die Duldung einer Literatur und eines Theaters, die Religion und Sitte untergraben, wäre also geradezu Verrat am Vaterlande!

Und darum müssen die Narben unserer Verwundeten und die Gräber unserer Gefallenen den Männern und Frauen unseres Volkes eine unaufhörliche Mahnung zum heiligen Kampfe sein. Daß Tausende auch jetzt noch beiseite stehen werden, darf unsern Eifer nicht im geringsten schwächen. Wir haben nur die Pflicht, die zu retten, die wir retten können. Diese Pflicht aber haben wir, und wären unser noch so wenige! Wir kämpfen mit unerschütterlicher Zuversicht, denn mit uns kämpft die innere Wahrheit und Güte unserer Sache, und uns ist gesagt worden: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde; ich habe die Welt besiegt!"

Jakob Overmans S. J.

Übersicht.

Die Entdeckung reiner Linien in der experimentellen Vererbungslehre.

Vor genau einem halben Jahrhundert unterbreitete der spätere Prälat des Altbrünner Augustinerstiftes Johann Gregor Mendel dem kleinen „Naturforschenden Verein“ der Hauptstadt Mährens die Ergebnisse einer achtjährigen Forscherarbeit. Es sind die berühmten Mendelschen Regeln über die Vererbungsweise von Unterschieden gekreuzter Organismen, z. B. des rotblühenden Löwenmauls und der Rasse mit elfenbeinfarbigen Blüten. Ihr Wesen besteht darin, daß vielen äußerlich in die Erscheinung tretenden Eigenschaften innere „Anlagen“ oder „Erbfaktoren“ zu grunde liegen, die ihre Selbständigkeit nie verlieren und darum alle möglichen Verbindungen eingehen, nicht unähnlich den Atomen der Chemie.

Damals hat keiner die Tragweite der Entdeckung geahnt, auch Nägeli nicht, der berühmte Verfasser der „Mechanisch-physiologischen Theorie der Abstammungslehre“, dem der Forscher von Brünn andauernd genaue Mitteilungen über seine Versuche mit Pflanzenhybriden machte. Nur Mendel selbst sprach es bereits in seiner Denkschrift (Ostwalds Klassiker Nr 121, 3. Aufl. 1913) offen aus, daß die Frage, um deren Lösung er sich bemühe, für die Entwicklungsgeschichte der organischen Formen von nicht zu unterschätzender Bedeutung sei. Und als die verdiente Beachtung seiner Forschungsergebnisse ausblieb, soll er öfters gesagt haben: „Meine Zeit wird schon kommen.“

Sie kam in der Tat. Vorerst jedoch beherrschten die kühnen Gedanken, die Darwins Buch vom Ursprung der Arten enthielt und auslöste, alle Zweigwissenschaften der Botanik und Zoologie. Die „Vererbung“, deren Erforschung doch die wichtigste Aufgabe gewesen wäre, wurde im Sturm und Drang dieser überschäumenden Zeit als selbstverständlich vorausgesetzt, ohne daß man sich auf die unausweichliche Notwendigkeit einer mühsamen Analyse auch nur besonnen hätte. „Die Vererbungsgesetze sind zum größten Teil unbekannt“, erklärte Darwin in seinem „Ursprung der Arten“, und dabei blieb es.

Endlich im Jahre 1900, als Mendel bereits 16 Jahre im Grabe ruhte, erfolgte die glückliche Wiederentdeckung der verschollenen Forschungen, und nun erstand und erstarkte in unvergleichlich schnellem Wachstum die Wissenschaft der experimentellen Vererbungslehre, die den Mendelismus als ihren Kerngedanken umfaßte und nach allen Seiten weit über ihn hinausgreifend einen neuen Tag

in der Biologie heraufführte. Das aufgehende Licht durchdrang die Grundlagen der Zellforschung und Abstammungslehre, verdunkelte den erbleichenden Glanz der herrschenden Erklärungshypothesen und leuchtete tief hinein in das Dunkel der Keimzellengeschichte und in das Geheimnis der Verkettung organischer Formen. Zugleich fiel mancher überraschende Strahl auf die praktischen Wissensgebiete der Landwirtschaft und des Gartenbaues, der Volksgesundheit und der Erziehungskunst.

Wenn wir nun nach den Grundlagen der neuen Wissenschaft fragen, so bildet neben dem Mendelismus, der vor wie nach ihr Eckstein bleibt, keine Erkenntnis und Methode einen so wichtigen Bestandteil wie die Entdeckung und Zucht der sog. „reinen Linien". Selbst für das Verständnis des Mendelismus sind sie eine hochwichtige Voraussetzung. Die folgende Übersicht soll an der Hand der neuesten allgemeinen Literatur über die wichtigsten Gedanken unterrichten, die zu der Entdeckung geführt haben und wieder von ihr ausgegangen sind.

I. Der neue Grundbegriff der experimentellen Vererbungslehre.

Von der ungeschlechtlichen Fortpflanzung abgesehen, beruht die Hervorbringung eines neuen Lebewesens normalerweise auf der Vereinigung von zwei verschiedenen Keimzellen oder Gameten, der Ei- und Samenzelle. Bei höheren Pflanzen z. B. fällt ein Staubkorn, das die Samenzelle birgt, auf die Fruchtnarbe des Griffels und wächst bis zur Eizelle im Fruchtknoten hindurch. Aus der Verschmelzung mit ihr entsteht eine einzige neue Zelle, Zygote genannt, der Keim eines neuen Lebewesens. Aus dieser einen Anfangszelle entwickeln sich in gesetzmäßiger Folge alle Teile des neuen Organismus, die Gameten für eine neue Generation nicht ausgenommen. Das wundervolle Wachstum vollzieht sich durch den Mechanismus der Zellteilung, die darin besteht, daß die Mutterzelle durch sorgfältige Aufteilung ihrer wesentlichen Elemente den Tochterzellen ganz oder teilweise vermittelt, was ihr selber eigen war. Die Gameten erhalten den vollen Anteil, die andern Zellen oft nur das, was sie zu ihrer eigentümlichen Gestalt benötigen, z. B. um eine Muskelzelle zu werden, eine Nervenzelle usf. Die wesentlichen Elemente, die in fortgesetzter Teilung sich allen Zellen des wachsenden Organismus mitteilen, ruhen im wichtigsten Bezirk der Zelle, im Kern, und heißen wegen der gierigen Art, mit der sie in gewissen Durchgangszuständen Farbstoffe aufnehmen, „Chromosomen". Ihre Zahl ist für jede Organismensorte eine bestimmte; beim Feuersalamander z. B. zählt man 8 kleine und 16 große Chromosomen, und zwar in allen Zellen ohne Ausnahme. Bei der Vereinigung der beiden Gameten zur befruchteten Eizelle würde sich natürlich diese Zahl verdoppeln, was jedoch durch eine eigene „Reduktionsteilung", die vor der Vereinigung die Hälfte der Chromosomenzahl entfernt, verhütet wird. Schon diese Gesetzmäßigkeit läßt uns ahnen, von welcher Bedeutung im Werden und Gestalten der Organismen die winzig kleinen Chromosomen sein müssen. Wer in die Einzelheiten ihrer Geschichte näher eindringen will, findet eingehende Darlegungen, von der Höhe langjähriger Erfahrungen ge-

schrieben, in Straßburgers Schrift „Pflanzliche Zellen- und Gewebelehre", die zwei Tage vor dem Tode dieses Altmeisters der Zellenlehre vollendet wurde, und in der Sammlung „Die Kultur der Gegenwart" als 1. Teil des II. Bandes der „Organischen Naturwissenschaften" erschienen ist (Leipzig u. Berlin 1913). Die tierische Seite des Problems behandelt im gleichen Bande Oskar Hertwig in dem Abschnitt „Allgemeine und experimentelle Morphologie und Entwicklungslehre der Tiere". Hertwig und Straßburger haben bekanntlich zuerst den experimentellen Nachweis geliefert, daß das Wesen der Befruchtung in der Vereinigung der beiden Zellkerne der Gameten besteht und daß der Sinn dieser Erscheinung nicht so sehr in der Anregung zur Neuentwicklung als vielmehr in der Vereinigung von „Vererbungsträgern" zu suchen ist.

Die Gameten sind in der Tat die einzigen stofflichen Elemente, welche die Nachkommen von ihren Vorfahren erhalten. Sie überdauern das Leben der absterbenden Individuen und tragen es weiter von Geschlecht zu Geschlecht als die „unsterblichen" Glieder der Organismenkette. Und mit dem Leben, das sie bedingen, vermitteln sie das kostbare Ahnenerbe, den eigentlichen Erbschatz aus kleinsten stofflichen Elementen, aber in seinem inneren Bau so kraftvoll und reich, daß unter dem Einfluß einer geeigneten Lebenslage die mannigfaltigsten Gestaltungen erstehen. „Die Welt wird schöner mit jedem Tag; man weiß nicht, was noch kommen mag, das Blühen will nicht enden. . . ." Dieses Werden und Wachsen ist jedoch — um heute glücklich überwundene Anschauungen wenigstens zu nennen — weder die Entfaltung eines Miniaturgebildes, etwa einer unendlich kleinen Knospe, die alle Organteilchen in mehr oder weniger fertiger Form enthält und nur bis zur angemessenen Größe ausdehnt, noch ein vollständiges Neuerstehen aus krudem, unorganisiertem Stoff, sondern ein lebendiges Auswirken von tatsächlichen „Anlagen", von „Erbfaktoren" oder „Genen", von denen jeder auf geheimnisvolle Weise einen harmonischen Teil des Gesamtplans in sich birgt. Mannigfach abhängig voneinander und vom Wechsel des Milieus entwickeln sich aus den kleinsten Anfängen eines winzigen Zellgebildes die neuen Organismen, deren Bau und Funktionsplan jede Entwicklungsphase in allen ihren Teilen örtlich und zeitlich beherrschen. Jeder neue Organismus ist somit eine selbstbildende Entfaltung tatsächlicher „Anlagen", deren Gesamtheit eine organische Art darstellt. Was man sich unter den „Anlagen" konkret zu denken hat, weiß niemand. Gewiß bestehen die innigsten Beziehungen zwischen „Anlagen" und lebendigen Chromosomengebilden, aber welcherart die wechselseitige Abhängigkeit oder Bedingtheit sein mag, ist ebenfalls ein vollkommenes Rätsel.

Schon aus der Entstehungsweise eines neuen Organismus ergibt sich, wie ungenau es wäre, wollte man Vererbung ohne weiteres als eine „Übertragung" von äußerlich sichtbaren Merkmalen charakterisieren. Das äußerlich Sichtbare wird nicht übertragen; es entsteht vielmehr in jeder Generation von neuem, und zwar infolge einer mannigfaltigen Reaktion bestimmter Anlagen auf die Einwirkung der Lebensbedingungen. Vererbung im eigentlichen Sinn kann immer nur das unveränderte Fortbestehen gleicher „Anlagen" in

Vorfahren und Nachkommen sein, und das umsomehr, weil zahllose Merkmale, die äußerlich in die Erscheinung treten, in Wirklichkeit ganz ohne Einfluß auf die Gameten bleiben.

Dafür bietet, um von älteren Werken abzusehen, die gerade in zweiter Auflage erschienene „Einführung in die experimentelle Vererbungslehre“ von Erwin Baur eine kurze Zusammenfassung vorzüglicher Belege. Auf breiterer Grundlage behandelt die Frage Hugo de Vries in seinem großen Werke „Die Mutationstheorie“, und Étienne Rabaud in Le transformisme et l'expérience, einem Buch, das eine systematische Übersicht bietet über die Forschungen der experimentellen Biologie und die Umgestaltungsfragen der Pflanzen- und Tierwelt. Kultiviert man z. B. die eine Hälfte des gewöhnlichen Löwenzahns irgendwo hoch in den Alpen und die andere Hälfte im Tal, so nimmt jede die besondere „Tracht“ der Berg- und Talpflanzen an. Im Gegensatz zur Talpflanze wird die Versuchshälfte auf den Alpenhöhen zur Zwerggestalt mit kräftigen Wurzeln und kleinen chlorophyllreichen Blättern. Das grüne „Chlorophyll“ der Blätter und die Wurzeln sind ja die beiden Faktoren, welche die Ernährung der Pflanzen zu leisten haben. Auch das Aussehen des Edelweißes ist gänzlich verändert, wenn es, umgekehrt, aus den Höhen in die Gärten des Tieflandes verpflanzt wird. Der warme leuchtende Glanz ist dahin und die neuen Blätter kleiden sich fortan in das dunkle Grün gewöhnlicher Talpflanzen. Und, worauf es hier ankommt, alle Modellierungen oder Modifikationen, die durch solchen Milieuwechsel in den Pflanzen hervorgerufen werden, kehren sich in der gleichen Zeit um, wenn man die frühere Lebenslage wiederherstellt. Bei gewissen Fingerkräutern kann eine solche Ummodlung zehn Jahre umfassen. Die drei Formen des Wasserknöterichs, nämlich die Wasserform, Landform und Dünenform, können trotz der auffallendsten Unterschiede beliebig ineinander übergeführt werden, je nach der Einwirkung des Standortes. Besonders lehrreich ist ein Versuch mit verschiedenen konstanten Rassen der chinesischen Primel. Es gibt eine weiße Rasse, die unabhängig von der Temperatur immer weiß blüht, eine andere dagegen, die bei 20° kultiviert rot blüht und nur wenn bei höherer Temperatur aufgezogen die weiße Farbe annimmt. Es ist also nicht die Farbe, welche den konstanten Unterschied zwischen den beiden Rassen ausmacht, sondern nur die Reaktionsweise auf Temperatureinfluß. In der Tierwelt ist es ähnlich, wie z. B. die Experimente von Standfuß mit Schmetterlingspuppen beweisen und zahllose andere Beobachtungen, die man gewöhnlich als Anpassung an neue Lebensmedien darstellt.

Die Außenmerkmale eines Individuums, wie Baur die äußeren Eigenschaften nennt, hängen somit von zwei Faktoren ab: erstens von der ererbten Reaktionsweise spezifischer „Anlagen“, und zweitens von den mannigfachen Bedingungen der Lebenslage, unter denen das betreffende Individuum aufwächst.

Mit dieser Feststellung haben wir bereits den wichtigsten Grundbegriff ausgesprochen, der die experimentelle Vererbungslehre im Gegensatz zu früheren Anschauungen charakterisiert. Es ist die Unterscheidung zwischen der äußeren Erscheinungsform, dem Phänotypus, und dem inneren Anlageschatz, dem

Genotypus. Der dänische Forscher W. Johannsen hat diese Ausdrücke in die Biologie eingeführt. Er war es auch, der durch eine biologische Entdeckung ersten Ranges den tiefen Sinn der Unterscheidung erschloß und den experimentellen Nachweis lieferte, daß die im individuellen Leben eines Organismus in die Erscheinung tretenden Merkmale und Funktionen keinen sichern Schluß auf die innere Konstitution und somit im Falle des Wiederauftretens der gleichen Eigenschaften in Vorfahren und Nachkommen auf ihre Vererbung gestatten, weshalb alle vorausgehenden Theorien, die nur auf Außenmerkmale aufgebaut sind, wie die Darwinsche Auslese und Lamarcks Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften einer gründlichen Revision unterzogen werden müßten.

Das Hauptwerk Johannsens, das bereits in zweiter, stark vermehrter Auflage vorliegt, führt den Titel: „Elemente der exakten Erblichkeitslehre mit Grundzügen der biologischen Variationsstatistik" (gr. 8°, XII u. 723, Jena 1913). Methode und Resultate werden in diesem vorbildlichen Werke mit ausführlicher Gründlichkeit, feinster Diskretion und vollendeter logischer Schärfe behandelt, doch so, daß das allmähliche Eindringen in das Neuland, das Johannsen erschließt, eine genußreiche Arbeit bleibt. Eine gedrängte Zusammenfassung schrieb Johannsen als letzten Teil eines vortrefflichen Buches über „Allgemeine Biologie", das in dem oben erwähnten Sammelwerk „Kultur der Gegenwart": „Organische Naturwissenschaften" I (Berlin und Leipzig 1915) veröffentlicht wurde. Gerade diese Zusammenfassung ist als Einführung vortrefflich geeignet, wenn auch ein tieferes Verstehen nicht ohne eingehenden Vergleich der beiden Werke erreicht werden kann. Sehr klar, wenn auch in etwas anderem, aber nicht minder reizvollem Zusammenhang bringt Franz Bosch die gleichen Forschungen zur kurzen Darstellung im ersten Teil seiner Schrift „Die neuere Kritik der Entwicklungstheorien, besonders des Darwinismus" (gr. 8°, 136)[1], die 1914 von der Görres-Gesellschaft herausgegeben wurde. Selbstverständlich enthält auch Richard Goldschmidts allseitiges, abgeklärtes Lehrbuch „Einführung in die Vererbungswissenschaft" (gr. 8°, XII u. 546, München[2], 1913) und das eben erwähnte didaktisch hervorragende Werk des Botanikers Erwin Baur ausführliche und einleuchtende Darbietungen über diesen grundlegenden Teil der neuen Wissenschaft. Auch Plates Buch „Vererbungslehre, mit besonderer Berücksichtigung des Menschen für Studierende, Ärzte und Züchter" (gr. 8°, XII u. 519, Leipzig 1913), das in manchen Fragen eigene Wege geht, wird mit Nutzen vergleichsweise herangezogen, ebenso verschiedene Artikel in dem gerade vollendeten zehnbändigen „Handwörterbuch der Naturwissenschaften", z. B. das Stichwort „Variabilität".

Wie gelang es Johannsen, unter Voraussetzung der oben entwickelten Anschauungen, seine neuen grundlegenden Erkenntnisse zu gewinnen, die in der Zucht „reiner Linien" gipfeln?

II. Die Vererbungsgesetze der biometrischen Schule.

Eltern und Kinder sind einander ähnlich, doch nicht gleich, ebenso die Geschwister. Will man die Gesetze der Ähnlichkeit ergründen, muß man zugleich

die Eigenart der Abweichungen erforschen, die man im allgemeinen mit dem vieldeutigen Wort „Variabilität“ bezeichnet. Der Klarheit halber sei schon hier die neue Einteilung der Variabilität angeführt, welche die Vererbungslehre fordert. Demnach unterscheidet man nur noch „erbliche“ und „nichterbliche Merkmale“ und nennt letztere wohl auch „Modifikationen“ und erstere „Variationen“. Die Variationen heißen „Mutationen“, wenn es sich um unvermittelt sprungweise auftretende Eigenschaften handelt. Jene Forscher, welche die Ansicht vertreten, daß alle erblichen Variationen sprungweise auftreten, pflegen nur „nichterbliche Modifikationen“ und „erbliche Mutationen“ zu unterscheiden. Hinzu kommt natürlich die mannigfache Gestaltung, die durch den Kombinationswechsel der Gameten in der geschlechtlichen Fortpflanzung entstehen.

Da man den Außenmerkmalen nie ansehen kann, ob sie erblich sind oder nicht, muß schließlich das Zuchtexperiment entscheiden, in welche Gruppe ein Außenmerkmal gehört. Das messende Studium der kleinsten Unterschiede in Vorfahren und Nachkommen, wie z. B. der Größe der Blätter eines Baumes, des Zuckergehaltes von Rüben, der Fruchtbarkeit der Hühner, der vielfältigen Modellierungen des Milieus usf. bildet den natürlichen Ausgangspunkt für alle Vererbungsfragen und verdient eine um so höhere Beachtung, als der Darwinismus die Vererbungsmöglichkeit dieser Art von Außenmerkmalen als selbstverständlich annahm.

Quételet, ein belgischer Mathematiker — sein Hauptwerk „Anthropométrie“ erschien 1871 in Brüssel —, war der erste, der quantitative individuelle Abweichungen mathematisch zu fassen suchte. Er verglich z. B. die Größe von 25 878 nordamerikanischen Soldaten miteinander. Die Untersuchung führte zur Feststellung, daß die Länge der einzelnen Soldaten von einem bestimmten Mittelwert nach oben und unten mit gleicher abnehmender Häufigkeit abweicht. Soldaten von mittlerer Größe (1,77 m) sind am häufigsten, kleinste (1,55 m) und größte (2 m) am seltensten. Die Häufigkeit der Zwischenstufen hängt von ihrer Entfernung vom Mittel ab. Den Mittelwert bei gleichmäßiger Verteilung nach beiden Seiten nennt man gewöhnlich den „Typus“ der gewählten Eigenschaft. Im vorliegenden Falle war 1,77 m der Typus der Körperlänge im Bestande — technisch „Population“ genannt — von 25 878 Soldaten. Die Gesetzmäßigkeit der Quételetschen Messungen wurde in zahlreichen Fällen bestätigt, z. B. beim Gewicht von Samen, bei der Blättergröße von Bäumen, bei der Anzahl der Strahlen in den Randblüten von Astern oder in den Flossen von Fischen usf. Sie erweckte die Wissenschaft der Biometrik, welche sich zur exakten Untersuchung der Mannigfaltigkeit der Organismen mathematischer Methoden, besonders der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der Kombinationslehre bedient. Eine eingehende kritische Darlegung der Biometrik findet sich sowohl in dem oben angeführten Hauptwerk von Johannsen als auch in der ausführlichen Abhandlung „Anfangsgründe der Biometrik, der Variationen und Korrelationen“, die der greise Schweizer Zoologe Arnold Lang seiner monumentalen Schrift „Die experimentelle Vererbungslehre in der Zoologie seit 1900“ (Jena 1914) eingegliedert hat (S. 201 bis 464).

Im Anschluß an Quételet war es zuerst der geistvolle vielseitige Francis Galton und später der Mathematiker K. Pearson, das Haupt der englischen biometrischen Schule, die den wichtigen Satz exakt zu beweisen suchten, daß bei fortgesetzter Auslese die Abweichung einer Eigenschaft von ihrem Typus vererbt werden könne. Damit sollte die artbildende Kraft der Darwinschen Selektion und die ganze Abstammungslehre eine mathematische Fassung erhalten. Das wichtigste Resultat der wertvollen Messungen ist das nach Galton benannte „Rückschlaggesetz" und das „Gesetz vom Anteil der Vorfahren an der Erbschaft der Nachkommen". Danach treten in der Tat Abweichungen in der Ahnenreihe der Vorfahren vom Typus ebenfalls in den Kindern auf, nur in stets geringerem Grade, entsprechend der Entfernung der Vorfahren von den Nachkommen. Samen besonders großer Platterbsen z. B. sind ebenfalls durchschnittlich größer als Samen mittlerer Größe, doch ist der Erblichkeits- oder Rückschlaggrad nur ein bestimmter Bruchteil der elterlichen Abweichung vom Typus. Um ein praktisches Beispiel anzuführen, würden hervorragende Menschen weniger hervorragende Nachkommen haben und entartete Geschöpfe weniger entartete Kinder hervorbringen. Anderseits könnten Familien durch sorgfältige Auslese bei der Heirat in wenigen Generationen einen verbesserten Typus bilden, und selbst der Schlamm der Großstädte wäre nicht entartet genug, um eine aufsteigende Verjüngung unmöglich zu machen. Nach Galton soll der Beitrag jedes Vorfahren $= (\frac{1}{2})^n$ der elterlichen Eigenschaften betragen, wobei n den Grad der Verwandtschaft bedeutet. Einer der Urgroßeltern würde z. B. $(\frac{1}{2})^{2 \cdot 3} = (\frac{1}{2})^6 = \frac{1}{64}$ zum Erbschatz der Urenkel beisteuern. Nach Pearson soll sich die rückwärtige Abnahme des Einflusses noch etwas rascher vollziehen. Jedenfalls schien der mathematische Nachweis geliefert zu sein, daß eine fortgesetzte Auslese in gleicher Richtung, welche in einer Population zur Durchführung gelangt, allmählich den Typus der Population, den Durchschnittscharakter in der Richtung der Auslese verschiebt, da ja in jeder Generation wenigstens ein Bruchteil der Abweichung der Eltern vom Mittelwert geerbt wird. Man begreift daher, wie Pearson die Galtonsche Formel in der Biologie für so epochemachend halten konnte, daß er sie mit dem Gravitationsgesetz in der Astronomie verglich.

Allein die berühmten Gesetze ruhen trotz aller statistischen Genauigkeit auf tönernen Füßen. Denn sie beziehen sich auf ein rein äußerlich einheitliches Gemenge von Typen und nicht, wie es ein biologisches Vererbungsgesetz unbedingt erfordern muß, auf einen innerlich einheitlichen Typus. Um dies recht drastisch zu sagen, hat Darbishire auf die Gesetze die Scherzfrage angewandt, warum weiße Schafe mehr fressen als schwarze. Der Unglückliche, der nicht die Masse anschaut, sondern das einzelne Schaf, meint natürlich, man wolle wissen, warum gerade mit der weißen Farbe ein größerer Appetit verbunden sei, während es sich doch nur darum handelt, ob die Menge der viel zahlreicheren weißen Schafe mehr frißt als die der weniger zahlreichen schwarzen. Das ist leicht gesagt, nachdem der prinzipielle Fehler glücklich entdeckt ist, was jedoch bei Galtons Populationen durchaus nicht so einfach ist wie in Darbishires Scherzfrage.

III. Johannsens Entdeckung.

Für die Vererbungslehre können nur jene Individuen als gleich angesehen werden, deren Gameten die gleichen Erbfaktoren oder Gene besitzen. Auf die Außenmerkmale kommt es gar nicht an. Im Gegenteil. Diese werden oft sehr verschieden sein, je nach dem Milieu. Es können auch die äußeren Faktoren die Entfaltung bestimmter Anlagen hindern, während sie anderseits oft Wirkungen hervorbringen, die in andern Fällen allein durch die Anlage entstehen können. Das Beispiel der Primel wurde oben bereits angeführt. Etwas Ähnliches ist bei zwei Maisrassen der Fall, von denen die eine stets rot gefärbte Kolben hervorbringt, während die andere dies nur unter Einwirkung des Lichtes leistet. Eine Population ist darum nur dann biologisch einheitlich, wenn alle Individuen trotz äußerer Verschiedenheit die gleiche Lebensgrundlage, dieselben Gene besitzen.

Es fragt sich nun, stellen Galtons Populationen eine solche biologisch einheitliche Menge von Individuen dar oder beschränkt sich die Einheitlichkeit auf rein äußere Merkmale, die selbstverständlich in dem Hin und Her der Abweichungen einen typischen Mittelwert aufweisen? Diese Frage kann nur durch eine genaue biologische Analyse entschieden werden. Das Bedürfnis nach innerem einheitlichen Material führte Johannsen zu seinen Zuchtexperimenten mit „reinen Linien", welche die Vererbungsgesetze der englischen biometrischen Schule mit einem Schlage zu Fall brachten und unter den Trümmern manch stolze Hypothese begruben.

Eine reine Linie ist der Inbegriff aller Nachkommen eines einzelnen Individuums, das sich nur auf dem Wege der Selbstbefruchtung, d. h. durch Bestäubung mit dem Blütenstaub derselben Einzelpflanze vermehrt, so daß eine Vermischung mit *fremden* Anlagen als gänzlich ausgeschlossen gelten darf. Solche reine Linien zeigen hin- und herläufige Abweichungen mit typischem Mittelwert, genau so wie Populationen. Nur sind die Ergebnisse vieljähriger Experimente, an deren Zuverlässigkeit kein Zweifel möglich ist, von Grund aus verschieden. Ein einziges Beispiel sei angeführt. Johannsen wählte reine Linien von Mutterbohnen im Gewichte von 30, 40, 50, 60 und 70 mgr zur Aussaat und berechnete das mittlere Gewicht der Tochterbohnen. Es ergab sich, daß im Gegensatz zu Galtons Populationen der Steigerung im Gewicht der Mutterbohnen *keine* Steigerung im mittleren Gewicht der Tochterbohnen entspricht. „Wir haben demnach", so schloß Johannsen, „‚Erbe‘ 0 und Rückschlag 100; in Worten gesagt: in der reinen Linie ist keine Erblichkeit der persönlichen Beschaffenheit der Individuen gefunden. Alle Nachkommengruppen gehören in gleichem Grade dem Durchschnittstypus der Linie an." Dasselbe Resultat ergibt eine fortgesetzte Auslese in einer Reihe von Generationen. Niemals wurden durch Selektion von individuellen Abweichungen innerhalb einer reinen Linie erbliche Wirkungen, eine dauernde Verschiebung des Typus beobachtet, auch nicht, wenn die Auslese jahrelang in die Nachkommenreihe eingriff. Die Unterschiede zwischen den Individuen einer reinen Linie sind eben rein äußerlich. Es sind *nicht-erbliche Modifikationen*, abhängig von der Reaktionsweise gleicher Anlagen auf verschiedene Lebensmedien,

nicht aber von innerer Anlageverschiedenheit. Die Populationen dagegen umschließen wegen der vorausgehenden Kreuzungen sehr oft verschiedenartige Anlagen. Daher der Einfluß der Auslese, welche die vermengten Typen voneinander isoliert und durch Aufzucht der am glücklichsten abweichenden Form eine Verschiebung der Population vortäuscht. Die Verschiebung ist rein äußerlich; innerlich wurde keinerlei Änderung erzielt.

Als treffliche Illustration zur Charakterisierung des Unterschieds sei auf die Erfahrungen der Saatzuchtanstalt Svalöf in Schweden hingewiesen, die mit den Experimenten Johannsens prächtig übereinstimmt. In Svalöf hatte man eine Reihe Versuchsfelder mit Getreide bepflanzt, doch so, daß jedes Feld nur Samen von Individuengruppen mit bestimmten Eigenschaften erhielt, z. B. mit gleichem Körpergewicht, von gleicher Ährenform. Auf diese Weise hoffte man Felder mit einheitlichem Bestand zu erzielen. Es gelang nicht. Die Mannigfaltigkeit der einzelnen Bestände war trotz der Auslese kaum geringer als vorher. Nur in einem einzigen Fall erreichte man — und zwar sofort in der ersten Generation — den erwarteten Erfolg, nämlich wenn man ein Feldchen nur mit den durch Selbstbefruchtung erhaltenen Samen isolierter Individuen, also mit reinen Linien bepflanzt hatte. Die Auslese konnte die verschiedenen reinen Linien voneinander isolieren; war das geschehen, so war ihre Macht erschöpft. Verschiebung von Mittelwerten einer Eigenschaft in der Richtung der Auslese blieb ausgeschlossen.

Johannsens Ergebnisse haben mannigfache Bestätigungen erfahren, selbst durch sachgemäß angepaßte Experimente mit fremdbefruchtenden Pflanzen und Tieren, wie z. B. mit Hühnerrassen, deren Leistungsfähigkeit im Eierlegen keine Verschiebung des jährlichen Durchschnittes in der Richtung der Auslese zuläßt. Freilich gibt es noch manche Fälle, die der Klärung bedürfen, aber es kann schon jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, daß überall grundsätzliche Übereinstimmung vorhanden ist. Auch die sorgfältigen Untersuchungen, die z. B. de Vries im ersten Band seiner „Mutationstheorie" anführt, um die Leistungsfähigkeit der Darwinschen Selektion zu prüfen, erhalten durch die Entdeckung reiner Linien ihre Erklärung und Berichtigung. De Vries erhöhte die 12—14 Körnerreihen von Maiskolben in fünf Jahren auf 20 Reihen Mittelwert und hielt die gewonnene Verbesserung durch fortgesetzte Selektion für vier Jahre fest. Im Licht der reinen Linien erkennt man sofort, daß es sich nur um eine fortschreitende Reinigung gehandelt haben kann, nicht aber um eine innere Veränderung durch Selektion. Allerdings sank die Reihenzahl der Kolben nach Aufhören der Selektion in drei Jahren nur auf 14—16. Doch ist der kleine Unterschied gegenüber den Ausgangskolben sicher nur rein äußerlich, wie er bei Populationen gewöhnlich eintritt. Hätte es sich um reine Linien gehandelt, wäre der Rückschlag ein vollkommener gewesen. Durch Zerlegung einer Population in reine Linien ist in der Tat mit einem Schlag das Maximum der Veränderungsmöglichkeit erreicht. Eine fortgesetzte Auslese für drei oder mehr Generationen ist vollkommen überflüssig.

IV. Ergebnisse.

Johannsens Entdeckung und die Zuchtexperimente mit reinen Linien führen zu Ergebnissen von weittragender Bedeutung.

Als wichtigste Erkenntnis bezeichnet Johannsen selbst — und alle Vererbungsforscher mit ihm — die klare Unterscheidung zwischen der äußeren Erscheinungsform, den „Außenmerkmalen" oder „Phänotypen", und der inneren Grundlage, dem „Genotypus". Denn, wie auch der Mendelismus aufs glänzendste bestätigt, können phänotypisch gleiche Individuen genotypisch sehr verschieden sein. Bei Kreuzungen von rundsamigen gelben Erbsen z. B. mit kantigen grünen weist die erste Nachkommengeneration nur runde gelbe Erbsen auf; doch aus dem Wiedererscheinen von kantigen grünen Erbsen in der zweiten Generation folgt, daß die Anlage zur Hervorbringung kantiger grüner Erbsen nur im Phänotypus verschwunden war, nicht aber im Genotypus. Man darf daher aus dem Auftreten elterlicher Merkmale und Funktionen in den Kindern nicht ohne weiteres auf Vererbungsvorgänge schließen. Letztere sind nur anzunehmen, wenn die äußere Ähnlichkeit zwischen Vorfahren und Nachkommen nur auf genotypische Übereinstimmung zurückgeführt werden kann, was durch Zucht reiner Linien, durch Mendelsche Kreuzung und durch indirekten Ausschluß anderer Ursachen, zumal der ausgleichenden Wirkung des Milieus, in jeder Gruppe von Erscheinungen zu untersuchen ist. Hierin liegt der t i e f s t e G e g e n s a t z zwischen der neuen exakten Vererbungslehre und der Vergangenheit.

Die Einheiten der Vererbungslehre sind daher nicht die „guten" Linnéschen Arten oder ihre zahllosen Unterarten, die man auch wohl als ebenbürtige Varietäten oder Elementararten bezeichnet hat, wie z. B. die zahlreichen konstanten Formen des Hungerblümchens Draba verna. So groß der Wert der Klassifikation nach äußeren Merkmalen für die Unterscheidung der organischen Formen sein mag, so kann sie doch nur systematisch-biologische Kollektivbegriffe bilden, die zumeist eine sehr große Zahl reiner Linien umfassen. Die exakte Vererbungslehre bedarf letzter biologischer Einheiten, sog. „Biotypen", welche n u r genotypisch identische Individuen umfassen ohne Rücksicht auf ihr phänotypisches Aussehen. Denn, wie Arnold Lang in dem orientierenden ersten Teil seines tiefgründigen Werkes vergleichsweise anführt, „die Aufschrift auf der großen Mappe sagt nichts Sicheres über die Adressen der eingeschlossenen Briefe".

Aus diesem Grundgedanken ergibt sich sofort die p r i n z i p i e l l e R e v i s i o n s b e d ü r f t i g k e i t aller Versuche, welche den Erweis der Vererbung auf Ähnlichkeit von Außenmerkmalen und Außenfunktionen zurückführen. Alle älteren Schriften über Vererbung und Abstammung — die besten nicht ausgenommen — werden hiervon betroffen. Nur e i n Beispiel zur Erläuterung. Nicht selten hat man die Reifungsverschiebung von Getreidesorten als vererbbare Eigenschaft bezeichnet. Hunderttägiger Sommerweizen aus Norddeutschland brauchte in Christiania im ersten Jahre 103 Tage, im zweiten Jahre 93, im dritten 75; die Körner der dritten Generation wurden bei Breslau ausgesät und reiften in 80 Tagen. Ganz abgesehen davon, daß die Reifungsverschiebung nach einigen Generationen wieder

verschwand, beweist dieses Experiment nichts für Vererbung. Jeder Weizen enthält eine ganze Reihe von Linien mit ungleicher Reifezeit. Es braucht also nur, wie de Vries bereits vermutete, eine unbewußte Auslese frühreifer Individuen stattzufinden, um die Reifeverschiebung zu erklären, was um so einleuchtender ist, weil die langsam reifenden Linien im kurzen norwegischen Sommer überhaupt nicht ausreifen und folglich sich auch nicht vermehren.

In vorliegendem Falle liegt überdies eine weitere Fehlerquelle vor, die nicht unerwähnt bleiben darf. Es ist die sog. „Nachwirkung", die eine Vererbung vortäuscht, indem zuweilen gewisse Abweichungen für mehrere Generationen erhalten bleiben, obgleich die veränderten Lebensmedien, die sie hervorgebracht hatten, wieder normal sind. Die Vererbungsforscher führen eine ganze Reihe von Beispielen an. Der Schwanz von Mäusen, die bei 21° C aufwachsen, ist um fast ein Drittel länger, als wenn die Aufzucht bei 5° erfolgt. Werden nun die jungen Mäuschen beider Sorten unter gleichen Wärmebedingungen gezüchtet, so tritt das unterschiedliche Schwanzwachstum wieder auf. Die „Wärmemäuschen" entwickeln lange Schwänze, die „Kältemäuschen" dagegen kurze. Doch die Erscheinung ist nur die Nachwirkung einer Temperatur, der die jungen Mäuseembryonen ausgesetzt waren, ehe sie das Licht der Welt erblickten. Bei Einzelligen kann es mehrere Generationen dauern, bis die Nachwirkung überwunden ist. Doch dann ist die „ererbte" Eigenschaft wieder dahin. Der sog. „wunderbare Spaltpilz" z. B., der zuweilen als blutrotes Mal auf Hostien auftritt, wechselt seine Farbe durch Veränderung der Nahrung oder bei Temperaturerhöhung. Züchtet man ihn bei 30—35° C, so wird er allmählich weiß, ein Farbwechsel, den er später unter normaler Temperatur durch einige Generationen hindurch beibehält. Nur ganz allmählich setzt die unterdrückte Farbstoffbildung wieder ein. In allen diesen Fällen handelt es sich um rein phänotypische Modifikationen, welche den Gametenzustand, die genotypische Grundlage unberührt lassen.

Am empfindlichsten wird natürlich die biologische Bedeutung der englischen Vererbungsgesetze und der Darwinismus getroffen. Johannsens Kritik ist geradezu vernichtend. Er hält es für „völlig evident", daß die neue Vererbungslehre „die Grundlage der Darwinschen Selektionslehre ganz beseitigt hat". Darwin habe seine Lehre, der gewiß eine große geschichtliche Bedeutung zukomme, sehr wesentlich auf die Resultate der künstlichen Selektion der Züchter seiner Zeit gestützt, indem er offenbar mit vollstem Recht natürliche und künstliche Selektion als vergleichbar betrachtete. Doch seine theoretischen Voraussetzungen bei der Vererbungsfrage seien prinzipiell unrichtig. Seinen an sich richtigen Erfahrungen über Selektionserfolge hätte die Analyse völlig gefehlt und darum hätten sie überhaupt nicht richtig gedeutet werden können. Darum finde die Darwinsche Selektionslehre absolut keine Stütze in der Vererbungslehre und — so fügt Johannsen herausfordernd hinzu — „welche Stütze hätte sie sonst?"

Auch alle andern Hypothesen, welche auf „erblicher Anpassung", auf „Vererbung erworbener Eigenschaften" oder ähnlichen Gedanken mit mehr oder weniger

nahem Anschluß an Lamarck fußen, lehnt Johannsen ab, weil die exakte Vererbungslehre keine einzige Tatsache aufgedeckt hätte, die als Stütze dienen könnte.

Dieser Schluß hat zweifellos seine volle Berechtigung, soweit er auf das Grundsätzliche geht, und gerade darin liegt das Verhängnisvolle für die betroffenen Hypothesen.

Doch eine andere Frage ist, ob es überhaupt keine ursprünglich rein phänotypischen Veränderungen gibt, die genotypisch werden. Das ist der Kerngedanke des vielumstrittenen Problems der Vererbung erworbener Eigenschaften. August Weismann, der diese Frage so energisch und erfolgreich behandelt hat, wollte mit den Anekdoten über die Vererbung von Verstümmelungen aufräumen. Für 22 Generationen beraubte er 1592 Mäuseexemplare ihres Schwanzes. In keiner einzigen Zucht erschien auch nur ein einziges schwanzloses Mäuschen. Das ist ohne weiteres verständlich, da ja wirklich nicht einzusehen ist, wie derartige Verstümmelungen vollständig entwickelter Organe die Keimzellen beeinflussen sollen. Doch wie ist es, wenn irgend ein Merkmal noch während seiner Entwicklung beeinflußt wird, etwa gerade während der sicher festgestellten Empfindlichkeitsperiode? Ob auch dann der Genotypus unveränderlich bleibt? Ob nicht dann auf indirektem Wege durch Vermittlung der veränderten Körperzellen eine Art Induktion stattfinden kann, welche den Gametenbestand erschüttert und neue Biotypen schafft?

Zur Beantwortung dieser Frage wie zur Erörterung der hochbedeutsamen Mutationen, die sicher erblich sein können, ist jedoch zunächst ein Eingehen auf die Ergebnisse des Mendelismus unerläßlich; denn es ist ja gerade die Kreuzungsanalyse, wie sie uns Mendel gelehrt hat, welche Johannsens Zucht reiner Linien ergänzt und das Geheimnis der genotypischen Grundlage selbst zu entschleiern sucht.

Hermann Muckermann S. J.

Besprechungen.

Philosophie.

Friedrich Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. Zweiter Teil: Die mittlere oder die patristische und scholastische Zeit. Zehnte, vollständig neu bearbeitete und stark vermehrte, mit einem Philosophen- und Literatoren-Register versehene Auflage. Herausgegeben von Dr **Matthias Baumgartner.** gr. 8° (XVII u. 658 und 266*). Berlin 1915, Mittler. *M* 15.—

Angesichts der buntscheckigen Mannigfaltigkeit der Weltanschauungen der verschiedenen Denker, Zeiten und Nationen war es ein praktischer Griff, und dank der immer reicher werdenden Ausbeute der heutigen intensiven philosophiegeschichtlichen Forschung war es schier eine unabweisliche Notwendigkeit geworden, die vier umfangreichen Bände des bewährten Überwegschen Grundrisses an Fachkenner der jeweiligen Perioden zu verteilen. Nur durch Arbeitsteilung konnte sich das Werk auf der Höhe des Fortschritts halten, nur durch Spezialisierung ließen sich die großen unleugbaren Mängel der letzten Auflagen abstellen.

Prof. Baumgartner in Breslau, der durch seine in den Baeumkerschen „Beiträgen" veröffentlichten Untersuchungen, durch seine der Asterschen Sammlung „Große Denker" einverleibten Monographien über Augustinus und Thomas sowie andere gründliche Arbeiten verdiente Gelehrte, war für die Scholastik der rechte Mann. Und noch eine Eigenschaft, die ihn besonders empfahl: Baumgartner ist katholischer Theolog. Es dürfte sich allmählich auch in interkonfessionellen und interreligiösen Fachkreisen die richtige Einsicht Bahn gebrochen haben, daß den innersten Geist und den ganzen Reichtum, kurz den Genius der patristischen und scholastischen Weisheit nur ein mit katholischem Dogma und kirchlicher Wissenschaft Vertrauter zu ergründen vermag.

So hat denn die vorliegende Auflage zunächst die seltenen und hohen Vorzüge ihrer Vorgängerinnen bewahrt: vollständige Zuverlässigkeit und gewissenhafte Benützung der Quellen, Reichtum des dargebotenen Stoffes, zahlreiche wörtliche Belege aus den Werken der Philosophen, sachgemäße Darlegung ihrer Lehren, peinliche Genauigkeit in den bio- und bibliographischen Angaben sowie verhältnismäßige Vollständigkeit des Literaturvermerks.

Wenn aber sodann das Vorwort bemerkt: „*Die umfassenden Erweiterungen prägen der jetzigen Auflage gegenüber allen früheren den Charakter eines völlig neuen Buches auf*", so hat diese Behauptung ihre volle Berechtigung. Dem Umfang nach ist das Werk von 403 auf 924 Seiten gewachsen. All die glänzenden Forschungsergebnisse der letzten

Jahrzehnte: der Baeumkerschen und Löwener, Dominikaner- und Franziskanerschulen, eines Ehrle, Grabmann usw. sind darin verarbeitet. Um ganz von den Erweiterungen abzusehen, welche die Spekulation der Väterzeit erfahren hat: vollständig neu sind die beiden prinzipiell so wichtigen Paragraphen über Quellen und Methoden der Scholastik, sodann die Karolingische Renaissance, der Kampf gegen die Dialektik in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, die Summisten in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, die ältere Franziskanerschule und der Augustinismus, der Kampf für und gegen Thomas, der lateinische Averroismus, Mathematik und Naturwissenschaft im 13. Jahrhundert, in der Hauptsache neu auch der umfangreiche, hochinteressante Paragraph über die Spätscholastik mit ihren bislang unbekannten modernen Problemstellungen über Erkenntnistheorie, Substanz- und Kausalbegriff nebst ihren im Geiste der heutigen Mechanik und Astronomie formulierten Sätzen über Fallgesetze, Bewegung der Erde um die Sonne usw. Gedankengänge von vielen Philosophen, deren Namen in der vorigen Auflage nicht einmal erwähnt oder die doch auf einer Viertelseite erledigt wurden, finden nunmehr eine liebevolle, ausführliche Analyse.

Vor allem wird die Hochschätzung und der Sinn für Mathematik und mathematisierende Auffassung, für Natur- und Sprachwissenschaften, für Experiment und Induktion, durch welche sich außer Albert d. Gr. und Roger Bacon noch manch andere Naturfreunde des Mittelalters, ja ganze Schulen, wie die Oxforder im 13. und besonders die Pariser im 14. und 15. Jahrhundert auszeichneten, aktenmäßig, an der Hand der neueren Forschungen belegt und damit das landläufige Vorurteil berichtigt, als ob sich die Scholastik prinzipiell auf bloße Bücher- und Autoritätsweisheit festgelegt und gegen Beobachtung und nichtdeduktive, von Einzelerfahrungen ausgehenden Methoden verschlossen habe.

Weiterhin macht sich das Bestreben bemerkbar, dem ursächlichen Zusammenhang der Ideen nachzugehen. Nach echt genetischer Geschichtsbetrachtung werden Begriffe und Theorien retrospektiv durch viele Glieder hindurch bis zu ihrem Ausgangspunkt verfolgt: da wird der Werdegang des scholastischen Aristotelismus mit neuen Schlaglichtern erhellt, die Beziehungen der christlichen zur arabisch-jüdischen Philosophie wiederholt gestreift, da führt die Quellenanalyse des Augustinismus vom 13. Jahrhundert durch Frühscholastik, arabisch-syrische Weltweisheit, Väterspekulation bis zum Neuplatonismus und zu Platon hinauf. Ähnlich spürt das Auge des Literarkritikers der wahren Herkunft einflußreicher, zuweilen vom sagenhaften Halbdunkel einer erdichteten Urzeit umwobener Schriftdenkmäler nach: so den im Mittelalter hochangesehenen pseudodionysischen Schriften, so dem viel gelesenen und oft zitierten, fälschlich Aristoteles zugeschriebenen Liber de causis mit seinem neuplatonischen Einschlag, so werden Motive und Faktoren, die in dem für die scholastische Methode grundlegenden Werk Sic et non Abälards wirksam sind, bereits bei früheren Kanonisten entdeckt, so wird eingehend die verwickelte Summistenliteratur und die noch verzweigtere Überlieferungs- und Übersetzungsgeschichte aristotelischer und arabischer Schriftererzeugnisse gewürdigt. Ebenso wird auch auf die den Systemen innewohnende, fortschrittlich vorandrängende

Dynamik und Fruchtbarkeit hingewiesen. Es wird die Wahlverwandtschaft zwischen dem mittelalterlichen und modernen Gedanken nachgewiesen, der urkundliche Beweis erbracht, daß viele Problemstellungen, die man bislang als eine durchaus originelle Errungenschaft der „aus dem dogmatischen Schlummer“ erwachten Neuzeit, eines Descartes, Locke, Hume, Kant bewunderte, bereits dem „finstern, unkritisch nachbetenden Mittelalter“ geläufig waren, mit andern Worten, daß sich trotz des jugendlichen, titanenhaften Niederreißens der Renaissancemenschen und des selbständigen Grundlegens einer neuen Philosophie, wie es den Denkern des 17. und 18. Jahrhunderts eigen war, viel mehr intellektuelles Gut aus der Scholastik in die neuere Philosophie hinüber gerettet hat, als ihre Begründer es sich und andern eingestehen wollten.

Die vollkommene Beherrschung der fast erdrückenden Literaturmassen ermöglichte es sodann dem Herausgeber, manche schiefe, ja geradezu irrtümliche Anschauung, die leider nicht bloß in weiten Kreisen unserer akademisch und nichtakademisch Gebildeten, sondern selbst bei Gelehrten von Beruf Kurs haben, als völlig unwissenschaftlich nachzuweisen. Es sei zunächst auf zwei weit verbreitete prinzipielle Vorurteile hingewiesen: Erstens, Scholastik ist sozusagen nichts als ehrfurchtsvolles, fast blindes Anlehnen an die Autorität — kirchliche oder wissenschaftliche — ohne persönliche Eigenart des Denkens; zweitens, die mittelalterliche Philosophie ist keine gegenüber der Theologie als Glaubens- und Offenbarungswissenschaft selbständige Vernunftwissenschaft mit ihr eigentümlichen Erkenntnisprinzipien und Forschungsmethoden.

Nun zeigt selbst einem Laien im Fach ein Rundgang durch diese farbenprächtige Galerie mit den scharf geschnittenen Köpfen eines Augustin, Anselm, Albert, Thomas, Scotus, mit den charakteristischen Profilen eines Origenes, Petrus Damiani, Roszellin, Abälard, Roger Bacon, Heinrich v. Gent, Durandus, Ockham, Eckhart, ein Blick in das Spiel der erbitterten, oft Jahrzehnte und Jahrhunderte hin und her wogenden Kämpfe zwischen Konservativen und Fortgeschrittenen, Realismus und Nominalismus, Welt- und Ordensklerus, Thomisten und Scotisten, Metaphysikern und Kritikern, Augustinismus und Aristotelismus, die entgegengesetzten Theorien über das Grenzgebiet zwischen Wissen und Glauben, über das Verhältnis von Leib und Seele, Sinnes- und Verstandeserkenntnis, die Grenzen der Metaphysik, die scharfe Absage an grundlegende Philosopheme des hl. Augustin, wodurch seine Anhänger den Bestand der Philosophie geradezu gefährdet sahen, und die noch kühnere Herausforderung des Aristoteles und seiner Spekulationen, auf welche sich die Führer der Araber festgelegt haben, was es mit der Wissenschaftlichkeit der ersten Anschuldigung für eine Bewandtnis habe. Prof. Baumgartner faßt denn auch das Kapitel über die Quellen dahin zusammen: „Alle philosophischen Richtungen des Altertums kommen zu Wort“ (S. 207), „das mittelalterliche Philosophieren war keineswegs so uniform, wie vielfach angenommen wurde“ (S. IX).

Auch zur Beantwortung der Frage nach der Selbständigkeit der scholastischen Philosophie als Vernunftwissenschaft bringt der Grundriß reiches Material. Ohne

Zweifel und mit vollem Recht respektierte der christliche Denker den Glaubensinhalt als Leitstern der Wahrheit, gegen die er nicht trotzig anstürmte. Gewiß waren ihm auch viele Probleme durch das Dogma und die daraus sich ergebenden Spekulationen aufgegeben. Im übrigen aber leitete er selbständig seine Folgerungen aus reinen Vernunftprinzipien und aus der Erfahrung ab. Der Vorwurf der Abhängigkeit von Theologie und Autorität wird bereits durch das gerade von der mittelalterlichen Weltweisheit und ihrer bis ins kleinste fein durchgeführten Technik, im Gegensatz zum theologischen Wissenschaftsbetrieb geprägte Axiom widerlegt: tantum valet autoritas, quantum valent rationes. Es wird dieser auch uns geläufige Satz nur selten aus seinen Entstehungsgründen heraus betrachtet: während im theologischen Wissenschaftsbetrieb die Autorität, mag es nun die der Heiligen Schrift oder der heiligen Väter oder einer Konzilsdefinition sein, die gesamte Grundlage der Beweisführung ist, gilt sie dem Philosophen an sich gar nichts. Was haben auch die weitläufigen, scharfsinnigen Untersuchungen in Logik, Metaphysik, Psychologie, Kosmologie, Ethik, ja selbst in der natürlichen Gotteslehre, was ihre Theorie über Materie und Form, Akt und Potenz, Universalien direkt mit der Glaubenshinterlage zu tun? Ob ein Denker in seinen breit angelegten quaestiones disputatae, quodlibeta und andern Traktaten, in seinen foliodicken Aristoteleskommentaren dem Thomismus oder dem Scotismus oder dem Augustinismus näher stand, das war an sich für das Dogma belanglos. Mochte selbst seine philosophische Orientierung seinen theologischen Spekulationen die Wege bahnen, seine Erkenntnisquellen, sein Beweisverfahren war streng rationell, auch dann noch, wenn ihm die Theologie zuerst des Rätsels Lösung gegeben hatte. Freilich diente ihm die philosophische Autorität eines Meisters wie Aristoteles, Augustin, Thomas sehr oft als Führerin. Wer aber der Scholastik wegen dieser Gefolgschaft die Selbständigkeit absprechen will, der muß sie ebensosehr, wenn nicht in noch höherem Grade den Modernen, vorab dem 19. und 20. Jahrhundert absprechen; denn in ihnen wirken ebenso stark außer Descartesschen, Humeschen usw. vor allem kantische Motive und Tendenzen nach, wie im Mittelalter aristotelische. In dem Paragraphen „Die Quellen der Scholastik" löst der Herausgeber auch eigens dieses aktuelle Problem, vielleicht hätte er es noch ausführlicher, auf breiterer geschichtlich induktiver Grundlage diskutieren dürfen.

Den großen Fortschritt der vorliegenden Auflage in weniger prinzipiellen Einzelfragen erlaubt der Raum nur noch an einem Beispiel nachzuweisen. Bekanntlich setzt nach vielen Darstellungen von Nichtkatholiken bereits mit Scotus († 1308) der „Zusammenbruch" der Scholastik ein. Die Parallele zwischen Scotus und Kant ist allmählich trivial breitgetreten; der Voluntarist Scotus verhalte sich zum Intellektualisten Thomas wie Kant zu Leibniz, Scotus und Kant die Kritiker, Thomas und Leibniz die dogmatischen Metaphysiker. Noch in der 9. Auflage Überwegs steht zu lesen: „Beide basieren die Überzeugungen, für welche ihnen die theoretische Vernunft keine Beweise mehr liefert, auf den sittlichen Willen" (S. 323). Weiterhin soll Scotus durch seinen absoluten Indeterminismus möglichst nahe an die modernen voluntaristischen Hypothesen gerückt

werden. All diese kühnen Abweichungen decke er dann durch den der Scholastik geläufigen Satz von der doppelten Wahrheit, wonach etwas philosophisch wahr sein könne, was theologisch falsch ist und umgekehrt. Diese logische Ungeheuerlichkeit haben freilich seit längerem ernst zu nehmende Historiker, unter dem Druck der Tatsachen, der christlichen Philosophie nicht mehr anzuhängen gewagt.

Da nahm der gewiegteste Scotuskenner unserer Tage, P. Minges O. F. M., eine Behauptung nach der andern nach streng moderner, monographischer Methode vor. Aus diesen Ergebnissen arbeitet nun Prof. Baumgartner die vera effigies des Doctor subtilis wuchtig heraus. Und siehe da! Trotz allen Gegensatzes zu Thomas in Einzelfragen steht er ganz auf dem Boden der Scholastik, also wohl vor dem Beginn ihres „Zusammenbruches": Harmonie zwischen Glauben und Wissen, verstandesmäßige Erfaßbarkeit der metaphysischen Seinsordnung. Ja einhellig mit Thomas lehnt er die augustinische Erkenntnislehre ab, betont er die Realität der Universalien, faßt er das Verhältnis der Seele zum Körper als das der Form zur Materie, gewährt er dem erkannten Objekt Einfluß auf die Willensentscheidung. Freilich spricht Scotus gegenüber Thomas energisch von einem Primat des Willens, mit dem Primat der praktischen Vernunft bei Kant hat er damit aber nichts gemein. Bei Kant handelt es sich um einen Primat von erkenntnistheoretischer und metaphysischer, bei Scotus von rein psychologischer Bedeutung, vornehmlich im Sinne der höheren Bewertung der Strebevermögen gegenüber den Erkenntniskräften; wie denn überhaupt der Primat des Willens im heutigen Sinn, als ob ontologisch und erkenntnistheoretisch das Streben, Fühlen und Wollen das Primäre und Ursprüngliche wäre, der gesamten Scholastik durchaus fern liegt.

Diese wenigen Proben mögen zeigen, wie die kundigen Kämpen aus unsern Reihen, unbeirrt durch alles gegnerische Ignorieren der „überwundenen" Scholastik — wohl auch den vielen wahrheitswidrigen Entstellungen, Vorurteilen und gelegentlichen gehässigen Schmähungen zum edeln Trotz — in den vergilbten Bibliotheksschätzen während der letzten Jahrzehnte rastlos geforscht haben und in welch dankenswerter Weise vorliegendes neue Werk diese Schätze einem größeren Leserkreis so leicht zugänglich gemacht hat.

Gleichen Schritt mit den inhaltlichen Verbesserungen halten die formellen. Gerade in der Darstellung ließ Überweg-Heinze noch viel zu wünschen übrig. Diese Mängel machten sich aber um so fühlbarer, wenn man die Überwegsche Art mit der glänzenden und anregenden Darstellung eines Eucken, Lange, Willmann, Windelband verglich. Gewiß läuft kühne Konstruktion, impressionistische Sprache, weitläufige Milieubetrachtung nur zu leicht Gefahr, der nüchternen Sachlichkeit und geschichtlichen Treue Abbruch zu tun. Indes etwas mehr Abrundung wäre auch nicht zu viel gewesen. Fast überschriftlos schloß sich in lehrhaft gestrengem Ton Paragraph an Paragraph, seitenlang war in den Literaturangaben Foliant- und Doktordissertation alinealos aneinander gereiht. Der Grundriß glich allmählich einem weitläufigen, düstern Herrenhof, auf dem Geschlecht um Geschlecht dem ursprünglichen Bau Flügel und Anbau gerade nach Bedürfnis und Zeitgeschmack angeklebt hatte.

Da haben nun die neuen Besitzer gründlich Wandel geschaffen. Unbarmherzig ist außer den Ausgaben der Philosophen und deren Übersetzungen der gesamte

Literaturbericht in einen eigenen Anhang verbannt, dessen Paginierung mit Sternchen versehen ist. In diesem ansehnlichen Anbau selbst — 266 besternte Seiten sind es geworden — herrscht wohltuende Ordnung. Den 47 Paragraphen im Text entsprechen ebenso viele im Literaturbericht. Allgemeine Darstellungen größerer und und kleinerer Zeitperioden, Zeitschriften, Lexika, Enzyklopädien und andere hilfswissenschaftliche Beiwerke sind reinlich von der monographischen Literatur geschieden. Innerhalb der einzelnen Paragraphen hat wiederum die Übersichtlichkeit durch deutlich in die Augen springende Unterabteilungen gewonnen. „In vielen Fällen ist der Versuch gemacht, mit der chronologischen Aufeinanderfolge eine sachliche Gruppierung zu verbinden" (S. VII). Welcher Fortschritt! Man vergleiche z. B. die Thomas-Literatur in den früheren und in der jetzigen Ausgabe! Unwillkürlich wird man an das frühere Durcheinander und die jetzige künstlerisch orientierte Aufstellung der vatikanischen Pinakothek erinnert. Nunmehr folgt sich Literatur zu a) Leben und Schriften des hl. Thomas; b) Allgemeine Darstellungen; c) Glauben und Wissen; d) Die thomistische Logik und Erkenntnislehre; . . . k) Die thomistische Sozial- und Wirtschaftsphilosophie; . . . s) Thomas von Aquin und die Neuzeit. Ließe sich nicht in einer neuen Auflage bei bedeutenderen Werken ganz kurz ein Wort der Charakteristik und Wertung hinzufügen, damit auch der philosophisch interessierte Nichtfachphilosoph schnell sieht, welcher unter den zahllosen Bänden seinen aktuellen Bedürfnissen und Zwecken am dienlichsten ist?

Der eigentliche „Text, wie er aus der neunten Auflage übernommen wurde, hat überall stilistische Verbesserungen erfahren mit der Tendenz, ihn einfacher, flüssiger und lesbarer zu machen" (S. VII). Dieses anerkennenswerte Bemühen des Herausgebers hat denn auch dem Inhalt einen klaren, einfach schönen, edeln, passenden Ausdruck verliehen.

Die Architektonik ist im Prinzip dieselbe geblieben, in der Anwendung reicher durchgeführt. In jedem Paragraphen wird der in Kleindruck ausführlich entwickelte Inhalt zuvor auf ein bis zwei Seiten Großdruck mit kräftiger Linienführung und reliefartiger Herausarbeitung der Leitgedanken kurz skizziert. Diese lichtvollen, scharf pointierten Überblicke sind Meisterstücke wissenschaftlich zusammenfassender Darstellung. Wie wuchtig sind da oft die charakteristischen Züge einer Periode, eines Denkers herausgemeißelt, wie treffend ist da in § 35 die Charakteristik der Hochscholastik, in § 46 die der Spätscholastik, wie heben sich deutlich Augustinismus und Aristotelismus, Albert d. Gr., Thomas und Scotus voneinander ab! Weniger befriedigen dürfte vielleicht ein oder die andere Partie in der Patristik; durchaus einseitig ist z. B. Augustins Prädestinationslehre dargestellt.

In der ausführlichen Auseinanderlegung des Lehrinhaltes nötigt vor allem die Sicherheit und Leichtigkeit in der Entwicklung abstrakter, schwer faßlicher Begriffe und verwickelter Gedankengänge Bewunderung ab. Namhaft gehoben wird das Vertrauen des Lesers in die Treue der Wiedergabe durch die zahlreichen, passend ausgewählten Belegstellen aus den letzten Ausgaben der Philosophen. Vielleicht wird aber mancher Historiker mit dem Rezensenten das Gefühl nicht los, als seien auch in der vorliegenden Auflage häufig die verschiedenen Lehrsätze eines Denkers oft nur lose aneinander gereiht, anstatt organisch aus bestimmten Prinzipien oder psychologisch aus seiner Eigenart abgeleitet zu werden. Es lassen sich nun freilich große, lebenswahre, die reiche Wirklichkeit widerspiegelnde Systeme nicht more geometrico, wie etwa Descartes mit Spinoza den verunglückten Versuch gemacht haben, aus ein paar Abstraktionen deduzieren. Indes lassen sich doch bei einheitlich ver-

anlagten Denkern — und dazu gehören ohne Zweifel die Fürsten der Scholastik — ohne allzu große Gefahr willkürlicher Konstruktion und subjektiver Färbung viele ihrer Sätze als tief innerlich, logisch und metaphysisch miteinander verknüpft nachweisen; manche ihrer Theorien sind durch ihre geistige Umwelt mitbedingt, andere wiederum von vielleicht unbewußt mitschwingenden Gefühlswerten, kausal beeinflussenden Willensimpulsen getragen. Dieses einende Band aufdecken, diese ganz bestimmt abfärbende Umwelt kurz zeichnen, diesen geheimnisvollen Seelengrund ergründen gibt der Darstellung einen besondern Wert und Zauber. Indes wird der verehrte Herausgeber sicherlich selbst diese Erwägungen angestellt, die angedeutete Art aber, weil mit der ganzen bewährten Anlage des „Grundrisses" schwer vereinbar, bewußt geopfert haben.

Nach einer kurzen Einleitung zur gesamten christlichen Philosophie und einer längeren zu der der Väterzeit werden in je zwei Abschnitten die beiden Perioden der patristischen und scholastischen Zeit behandelt. In den Einleitungen kommt nach kurzer Charakteristik der beiden Perioden vor allem der spekulative Lehrinhalt der neutestamentlichen Schriften, Christentum und Hellenismus, Juden- und Heidenchristentum, die Katholizität der Kirche zur Sprache. Die Patristik gliedert sich in die vor- und nachnicäische, die Scholastik in Früh- und Hochscholastik. Erstere führt bis etwa 750, letztere bis 1500.

M. de Wulf führt seine vielgelesene Histoire de la philosophie médiévale bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Welche Auffassung von den Grenzmarken des Mittelalters ist wissenschaftlicher und welche praktischer? Umgekehrt trägt die verbreitetste Geschichte der neueren Philosophie, die Falckenbergs, den bedeutsamen Untertitel: von Nikolaus von Kues († 1464) bis zur Gegenwart. Wer will sich auch erkühnen, die Marksteine zwischen Mittelalter und Neuzeit aufzurichten und vorauszusagen, ob nicht Historiker späterer, noch mehr fortgeschrittener Geschlechter Cartesius als den eigentlichen Begründer der neueren Philosophie verleugnen werden, wie unsere Zeit rücksichtslos Bacon v. Verulam als den Vermittler des modernen Gedankens abgetan hat, obschon er noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als der Vater der Neuzeit verehrt wurde?

Jedenfalls hat die jetzige Verteilung und Abgrenzung des zweiten und dritten Bandes Überwegs das durchaus Unwissenschaftliche und für uns Katholiken Peinliche an sich, daß die zweite Hochblüte der Scholastik nirgends auch nur annähernd ihrem Wert und ihrer geschichtlichen Stellung entsprechend gewürdigt wird. Suarez findet mit drei Seiten noch in etwa Gnade, die bedeutenden Scotisten werden überhaupt nicht namhaft gemacht, die berühmten Zentren spanischer Spekulation scheinen — Coimbra wird allerdings einmal gestreift — im Lande Nirgendwo zu liegen, von den vielen großen Dominikanern bekommen nur vereinzelte wie Cajetan, Franz von Vittoria, Soto eine leichte Kopfverneigung, die meisten werden durch tiefes Schweigen geehrt. Gleich darauf aber (S. 45 ff des dritten Bandes, 11. Aufl. 1914) werden geschwätzige Dilettanten wie Theophrastus Bombastus Paracelsus und schwärmerische Utopisten wie Campanella trotz seines Mönchsgewandes auf breitem Piedestal zur Geltung gebracht; Bacon v. Verulam, dem doch die gesamte naturwissenschaftliche und philosophische Fachwissenschaft fast alle geschichtliche Bedeutung abspricht, werden sogar 18 Seiten

gewidmet (§ 9 des dritten Bandes). Und doch kann sich das 16. Jahrhundert der Neuscholastik an Zahl von klangvollen Namen, Fruchtbarkeit in Leistungen, Tiefe und Klarheit der Spekulation wohl mit dem 13. messen, während es mit all diesen Vorzügen und überdies mit seinem Verständnis für wissenschaftlichen Fortschritt, Reichtum der behandelten Probleme, Eleganz der Darstellung unvergleichlich hoch über der Spätscholastik steht.

Vielleicht daß den Herausgebern im Interesse vollendeter Objektivität die Anregung nicht unerwünscht ist: Ließe sich nicht vom jetzigen Herausgeber des zweiten Bandes oder einem andern Fachmann in der Scholastik die Bearbeitung der erwähnten scholastischen Periode, entsprechend ihrem Wert und ihrer geschichtlichen Bedeutung, der Darstellung des Mittelalters oder der Neuzeit einverleiben?

Nach all dem Schönen und Lobenswerten, was wir, gewiß zur hohen Freude aller Freunde der geistesstarken Vorzeit, und mit eigenem innern Hochgefühl anerkennen durften, müßten wir nun zum Schluß diese Glanzleistung des Herausgebers nur empfehlen, wenn nicht ein von früher stehen gebliebener Abschnitt eine Einschränkung dringend nötig machte. Auf uns durchaus unverständliche Weise hat sich die vom reinsten Rationalismus getragene Darstellung des vierten und fünften Paragraphen der früheren Auflagen, zum Teil wörtlich, in die neue Ausgabe hineinverirrt. Die ganze Klangfarbe der Sprechweise ist durch und durch rationalistisch; rationalistische Gewährsmänner werden in Menge zitiert, katholische Autoren und ihre Ansichten sind nur mit Mühe herauszufinden. Vor allem ist die Gottheit des menschgewordenen Wortes so verblaßt und verschwommen ausgedrückt, wie nur Rationalisten von der Richtung Harnacks und Ritschls schreiben können. Die Grundwahrheit des Christentums von der hypostatischen Vereinigung der beiden unvermischten Naturen in der einen Person des göttlichen Wortes, wie sie das Neue Testament sonnenklar zum Ausdruck bringt und das christliche Altertum in hartem Geistesringen glorreich verteidigt hat, wird nirgends ausgesprochen.

Sonst aber verdient das Werk wärmste Empfehlung. Wir wünschen es nicht bloß in den Händen von Fachphilosophen und Fachtheologen, sondern auch in jeder Bibliothek von Religions- und Oberlehrern, Seelsorgspriestern und andern akademisch Gebildeten, die Zeit und Trieb haben, sich mit der Gedankenwelt der philosophia perennis vertraut zu machen; vor allem aber empfehlen wir es den Kandidaten der Theologie zu eifrigem Studium.

Bernhard Jansen S. J.

Founders of modern psychology. By Stanley Hall. 8° (VII u. 471) Newyork 1912, Appleton. $ 2,50.

Stanley Hall hielt 1912 an der amerikanischen Columbia-Universität vor einem gemischten Publikum sechs Vorlesungen über die Pioniere der modernen Psychologie. Das vorliegende Werk ist eine Erweiterung dieser Vorlesungen, behält aber die leichtverständliche Form bei. Es werden der Reihe nach Zeller, Lotze Fechner, Ed. v. Hartmann, Helmholtz, Wundt in ihrem Leben und ihren wissenschaftlichen Leistungen vorgeführt, auch von jedem ein Bild gebracht. Die Vorlesungen haben darin einen besondern Reiz, daß Hall bei seinem sechsjährigen

Universitätsstudium in Deutschland mit den meisten der beschriebenen Forscher in Berührung trat. Mit Hartmann und Fechner war er einigermaßen persönlich bekannt, er arbeitete im Laboratorium unter Helmholtz und war der erste amerikanische Schüler Wundts.

Gehen wir auf die einzelnen Biographien ein, so hat wohl Zeller mit dem Titel des Werkes am wenigsten zu tun. Er ist neben seiner Leistung in Geschichte der Philosophie bekannt als einer der eifrigsten Parteigänger der extremen Tübinger Schule im Sinne Baurs. Die weitläufige Behandlung der Lehren Baurs vom Urchristentum, seiner Mythenhypothese und entschlossenen Leugnung alles Übernatürlichen läßt vermuten, daß Stanley Hall mit diesem Lebensbild eine Propaganda für seinen eigenen freireligiösen Standpunkt vorhat. Nach seiner Behauptung wird die christliche (!) Kirche nicht wesentlich geschwächt, indem sie ihren Glauben an Wunder, an Inspiration, Menschwerdung Gottes für „mehr historische" Begriffe ihres Ursprungs darangibt. Diese Worte sprechen klar genug, besonders da Hall auch bei jeder andern Gelegenheit aus seiner Neigung zu antireligiösen Anschauungen kein Hehl macht.

Wesentlich anziehender ist die Gestalt Lotzes, der sich zeitlebens bemüht, das Wertvolle aller Wissenschaften in einer gesunden philosophischen Gesamtanschauung zu vereinigen. Seine Hauptsorge war, zwei Weltanschauungen zu vereinigen, die Naturwissenschaft mit ihrer strengen Logik der Kausalität und des Mechanismus und anderseits die Bedürfnisse des menschlichen Herzens, die Schöpfungen der Kunst, die Religion, die ethischen Grundsätze und Werte, die, wie er sagt, wahrer sind als alles andere. Der Mechanismus ist nach ihm in der Ausdehnung universal, aber an Wichtigkeit überall untergeordnet. Ohne die weitergehenden Wünsche und Hoffnungen verfallen die Menschen dem Pessimismus. Daraus erschließt Lotze einen gewissen, freilich nicht genügenden Glauben an Gott und jenseitiges Leben. Hall vermißt in diesen Spekulationen wissenschaftliche Philosophie, die für ihn mit Positivismus zusammenfällt. Er sieht in dem System Lotzes eine Art Hedonismus, die einen veranlaßt zu glauben, was einem gefällt — ein offenbares Mißverständnis.

Mit allem Recht wird Fechner als Begründer der modernen Psychologie gefeiert, seine bahnbrechende Leistung in der Schaffung der Psychophysik gewürdigt. Aber für das Verständnis der Eigenart Fechnerscher Spekulation legt Hall noch mehr Gewicht auf die durch alle seine philosophischen Schriften durchgehende Verteidigung der Allbeseelung. Nach seiner Anschauung nehmen alle Lebewesen Teil an der Weltseele, die unendlich vollkommen ist, mit Gott eins ist und alle Dinge zu ihren Organen hat. Das glaubt er mit dem Christentum vereinigen zu können.

Ed. v. Hartmann kann wegen der bedeutenden Rolle, die er das Unbewußte spielen läßt, auch mit der modernen Psychologie in Verbindung gebracht werden, freilich nicht mit der eigentlichen experimentellen Psychologie. Seine erbitterten Angriffe auf alle Formen des Christentums sollen nach Hall nicht berechtigen, ihn einen Feind desselben zu nennen, da er in Wirklichkeit „das liebte, was er für die Religion der Zukunft ansah". Es wäre interessant zu erfahren, von

welchem Philosophen man das nicht sagen kann. Ein wirkliches Anrecht auf Beachtung verdient Hartmann eher durch seine Haltung in den strittigen Fragen des Darwinismus, des Vitalismus usw.

Die meiste Sympathie bringt Hall dem genialen Physiker Helmholtz entgegen. Sicher hat dieser durch sein Werk über die Tonempfindungen und die physiologische Optik sich um die Sinnespsychologie unvergängliche Verdienste erworben. In den Augen Halls ist er weit mehr als selbst Wundt der ideale experimentelle Psycholog, der die Methoden stets dem Gegenstand unterordnet.

Den meisten Raum nimmt die Behandlung der psychologischen Lebensarbeit Wundts ein. Besonders dessen Hauptwerk, die jetzt in sechster Auflage in drei Bänden vorliegende physiologische Psychologie, wird in eingehendster Weise analysiert. Die Eigenart Wundts ist es, genau zu definieren, zu unterscheiden, zu klassifizieren. Er ist weniger Experimentator als Ordner, Systematiker. Dabei legt er einzig Wert auf das Experiment, das aus den Elementen alles aufzubauen erlaubt. Andere Quellen der psychologischen Erkenntnis, wie Kinderforschung, Tierpsychologie, Psychopathologie schließt er grundsätzlich aus, betrachtet sie als minderwertig. Die einzige Abweichung, die er sich gestattete, war seine Völkerpsychologie, wo er durch Zusammenstellen, Ordnen, Abwägen Großes leistet. Die Gesamtmenge des von Wundt Geschriebenen ist ungeheuer; sein Einfluß auf das Anwachsen der neuen Psychologie besonders auch im Ausland ein gewaltiger gewesen. Er gründete das erste psychologische Laboratorium, dem ungezählte andere in Deutschland und dem Ausland folgten.

1914 erschien bei Meiner in Leipzig auch eine deutsche Übersetzung des Hallschen Werkes, worin die weniger zur Psychologie gehörigen und in anderer Beziehung, wie gezeigt, angreifbaren Biographien von Zeller und Hartmann ausgelassen sind.

Joseph Fröbes S. J.

Der Pragmatismus in der Geschichte der Philosophie. Von Dr Edwin P. B. Waibel. 8° (92) Bonn 1915, Ludwig.

Der Pragmatismus war die neueste stärkere Welle, die in unserer Zeit die philosophische Welt bewegte. Sein Anspruch war vor allem, eine neue Antwort auf die Frage zu wissen, was die Wahrheit sei. Nichts anderes, meinte er, als Bewährung oder Bewahrheitung im Leben, erfolgreiche Wirksamkeit. Auch Irrtum und Unwahrheit gehörten zur Wahrheit, sofern sie lediglich verschiedene Stufen der Bewahrheitung darstellten. Soviel Wirkungswert — power to work — und Nützlichkeit für das Leben im weitesten Sinn, soviel Wahrheit. Da für diesen Wahrheitsbegriff der Mensch mit seinen Bedürfnissen das Maßgebende ist, nannte F. C. S. Schiller die Lehre Humanismus.

Als Ganzes ist der Pragmatismus rasch abgelehnt worden. Wie er aber nicht von ungefähr entstand, sondern in der gesamten modernen Philosophie starke Wurzeln hatte, zeigt Waibel durch einen dankenswert reichen Aufwand sorgfältiger Belege. Als ausgebildetes System besonders von Engländern und Amerikanern gepflegt, lag er schon in den zu Empirismus und Utilitarismus neigenden

Anfängen der neueren englischen Philosophie. Als man dann immer häufiger und durchgreifender Welt und Erkenntnis auf das Subjekt, den Willen, die Tat gründete, eine bleibende, von der menschlichen Veränderlichkeit unabhängige Wahrheit leugnete, alles im Strom der biologischen Entwicklung untergehen ließ, war man zum Pragmatismus reif, und die in der Luft liegenden Gedanken bedurften nur noch der Gruppierer und Sprecher. Waibel nimmt auch Kant als Vorläufer des Pragmatismus in Anspruch; denn trotz unverwischbarer Gegensätzlichkeiten verhält sich doch Kants praktische Vernunft, die alle für das Leben nötigen Ideen hervorbringt, während die theoretische Vernunft nur in beschaulichen Hinterzimmern haust, schon pragmatistisch genug.

Dagegen macht es wenig Mühe, pragmatistische Berufungen auf Sokrates, Aristoteles oder die Scholastik zurückzuweisen und die aus dem Zusammenhang gerissenen Äußerungen, auf die sich jene Berufungen stützen, durchaus antipragmatistisch zu erklären. Nur wo auch das Altertum Subjektivismus, Relativismus, Skeptizismus hervorgebracht hat, bietet es den modernen Pragmatisten Bausteine; F. C. S. Schiller mag immerhin Protagoras, dem der Mensch das Maß aller Dinge war, als „Schutzpatron" seines Systems rühmen, und Waibel zeigt, wie der skeptische Karneades schon die ganze neue „Wahrheitslehre der Jugendlichen, Starken und Männlichen" vertrat. Es wäre sonderbar, wenn sie sich nicht schon bei den Indern fände, die wie das Abendland alle bedeutenderen philosophischen Möglichkeiten in ihrer Weise durchgearbeitet haben. Waibel führt nur einen Denker aus der Nyaya- und Vaiseshika-Philosophie an. Langakshi Bhaskara lehrt, daß man auf eine Vorstellung hin handeln müsse, um zu finden, ob sie wahr sei. Bewahrheite sie sich in der Erfahrung, so sage sich der Handelnde z. B.: „Die in mir entstandene Vorstellung des Wassers ist wahr, da sie ein erfolgreiches Streben bewirkt hat. Was nicht wahr ist, bewirkt kein erfolgreiches Streben, wie die irrige Vorstellung des Wassers." Die Wahrheit definiert dieser Philosoph: „Richtige Erkenntnis ist eine sachgemäße Vorstellung, und Sachgemäßheit ist, was ein erfolgreiches Streben hervorzubringen geeignet ist" (S. 9 f). Das ist gewiß echt pragmatistisch. **Otto Zimmermann** S. J.

Kunstgeschichte.

Die Pflege der kirchlichen Kunst. Winke für ihre Beurteilung und Behandlung. Von Dr O. Döring. Vorwortlich eingeführt von Sr Exzellenz Bischof Antonius v. Henle. 8° (132) Regensburg 1914, Pustet. *M* 1.20; geb. *M* 2.— — Die Entwicklungsphasen der neueren Baukunst. Von Paul Frenkl. Mit 50 Abbildungen und 12 Tafeln. 8° (VIII u. 186) Leipzig 1914, Teubner. *M* 6.—; geb. *M* 7.50. — Sechs Bücher vom Bauen. Zweiter Band: Die äußere Erscheinung der einräumigen Bauten. Von Dr ing. Friedrich Ostendorf. Mit 219 Textabbildungen. 8° (372) Berlin 1914, Wilh. Ernst & Sohn. *M* 10.—; geb. *M* 11.—.

Der Pflege der Denkmäler der Vergangenheit wird heute ein reges Interesse entgegengebracht, und zwar nicht bloß von seiten der staatlichen und kirchlichen Be-

hörden, sondern auch von privater Seite. Mit Recht. Jedes Denkmal hat, ob groß oder klein, bedeutend oder unbedeutend, sowohl für die Geschichte im allgemeinen wie für die Geschichte der Entwicklung des künstlerischen Schaffens seine Bedeutung, und zwar eine um so größere, je mehr wir in der Zeit fortschreiten, je mehr darum die Vergangenheit sich von uns entfernt, und je mehr die Gefahr besteht, daß die Monumente nach den Gesetzen des natürlichen Zerfalles oder sonstwie zugrunde gehen. Besondere Aufmerksamkeit und Pflege erheischen natürlich jene Denkmäler, welche wie Merksteine im Verlauf des Entwicklungsprozesses dastehen oder als Meisterwerke hervorragen. Gerade beim Klerus sollte die Denkmalpflege lebhaftes Interesse finden, da ein großer, wenn nicht der größte Teil der Monumente der Vergangenheit dem kirchlichen und religiösen Gebiet angehören oder dieses doch nahe berühren. Man darf deshalb auch das Schriftchen von Döring „Die Pflege der kirchlichen Kunst" recht willkommen heißen, das in einfacher, aber entsprechender und sachkundiger Weise dem Klerus die Wichtigkeit der Denkmalpflege zeigt, die Grundsätze, die für sie gelten, darlegt und Anweisungen zur Beurteilung der Monumente und ihrer Erhaltung gibt. Das Büchlein wird, wie auch der hochwürdigste Herr Bischof von Regensburg in dem empfehlenden Vorwort hervorhebt, gewiß großen Nutzen stiften, und zwar sowohl hinsichtlich sorgfältiger Erhaltung des Bestandes als hinsichtlich etwaiger Restaurationen, deren Vornahme notwendig werden kann. Was die Herstellung von Photographien der Monumente und deren Hinterlegung in dem Pfarr- oder Diözesanarchiv anlangt, so ist das zweifellos sehr zweckmäßig. Nur muß in Bezug auf das Fixieren der Kopien, das Waschen, das Aufkleben und die Art des Kartons, der als Unterlage dient, die äußerste Sorgfalt beobachtet werden. Andernfalls hat die Sache keine Bedeutung, weil dann die Photographien bald so verderben, daß sie fast völlig wertlos werden. Haben doch selbst Photographien, bei denen nach jeder Richtung aller Fleiß angewendet wurde, nur eine beschränkte Daseinsdauer, wie jeder erfährt, der eine Sammlung photographischer Aufnahmen gemacht hat.

In der Schrift „Entwicklungsphasen der neueren Baukunst" datiert Paul Frenkl den Anfang der neueren Baukunst gegenüber Versuchen, welche ihn weiter hinaufrücken möchten, von Brunellesco an. Mit Recht. Denn erst mit diesem setzt in der Architektur die bewußte Hinwendung zur Antike ein. Die Entwicklungsphasen, in welche er die neuere Baukunst scheidet, sind die gewöhnlichen: Renaissance, Barock, Rokoko und Klassizismus. Die auf den Klassizismus folgende, auf Wiederbelebung der mittelalterlichen Architektur zielende Bewegung blieb außer Betracht. Den Gegenstand des Buches bestimmt der Verfasser dahin, daß er erstens die Pole suchen will, zwischen denen jedes der vier Elemente der Architektur: Raum, Körper, optische Erscheinung und Zweck, Stilphase um Stilphase schwingt, zweitens suchen will, was ein Phasenbündel gegen das vorhergehende und nachfolgende als Einheit erscheinen läßt und sonach das durchgehende Charakteristikum einer Epoche ist. Dabei sieht er aber davon ab, was die neue Baukunst in den verschiedenen Ländern infolge einheimischer Tra-

ditionen und sonstiger örtlicher Beeinflussungen an Eigentümlichkeiten und Besonderheiten zeigt, und faßt nur das ins Auge, was sich in ihr als das Wesentliche, als das allen Sonderarten Gemeinsame darbietet.

Was die Entwicklung der Raumform anlangt, so glaubt der Verfasser als Charakteristikum der ersten Phase die Raumaddition, als die der zweiten die Raumdivision bezeichnen zu müssen. Die dritte sieht er durch die bis zur äußersten Konsequenz getriebene Anspannung der vorhandenen Richtung bestimmt, die vierte durch ihre Beziehungslosigkeit zu beiden Polaritäten. Die Körperform zeigt nach Frenkl als kennzeichnende Eigentümlichkeit in der ersten Entwicklungsphase die Ausstrahlung eigener Kräfte, in der zweiten und dritten den Durchlaß fremder Kräfte, mit dem Unterschied, daß dieser in der zweiten verbunden ist mit einem Sichstemmen gegen die durchgehenden Kräfte, in der dritten mit einem Mitgehen mit ihnen. Der vierten eignet eine Vermischung beider Polaritäten. Die optische Erscheinung wird in der ersten Phase charakterisiert durch Einbildigkeit, d. i. bei beliebig vielen Standpunkten ergibt sich ein einziges, stets sich gleichbleibendes architektonisches Bild, in der zweiten durch Vielbildigkeit, d. h. das architektonische Bild oder die Vorstellung der gesamten optischen Erscheinung des Bauwerkes schließt eine Vielheit von Teilbildern in sich. In der dritten Phase steigert sich die Vielbildigkeit, die vierte bedeutet eine teilweise Rückkehr zur Einbildigkeit. Unter dem Zweck als Element eines Architekturwerkes versteht Frenkl nicht die in diesem verkörperten praktischen Zwecke, sondern die in dem Bau sich aussprechende und ihn beherrschende kulturelle, intellektuelle, ethische und religiöse Geistesrichtung, die sog. Baugesinnung. Über den Zweck in diesem Sinn sagt er: „Die erste Phase orientiert die Zwecke vom Standpunkte einer freien Persönlichkeit, die zweite vom Standpunkt einer gebundenen. Die dritte gibt dieser Gebundenheit den Charakter der Abhängigkeit des Bauherrn von einer bewundernden Menge. Die vierte Phase ist allgemein durch die Unpersönlichkeit der Bauten charakterisiert." Auf den katholischen Kirchenbau angewendet, will das heißen:

„Die Kirche ist" in der ersten Entwicklungsphase „die Wohnung Gottes, sein Thronsaal, aber nicht ein Audienzsaal. Geistlichkeit und Laien sind hier zu Gast, sie sind im Grunde überflüssig oder wenigstens gleichgültig, denn jenes höchste vollkommene unabhängige Wesen, das hier thront, kümmert sich nicht viel um die anbetende Menge, es existiert auch ohne Gottesdienst fort ... Mensch und Gott stehen sich als isolierte Potenzen gegenüber." „Zwar ist es Christus, der in diesen Kirchen verehrt wird, der sich im Hostienwunder der gläubigen Menge mitteilt, aber das Gefühl der völligen Unabhängigkeit, das die Raumaddition, die Kraftausstrahlung, die Einbildigkeit erzeugt, steht im Gegensatz zu den Ideen der Sündhaftigkeit und Erlösung. So findet zwar ein christlicher Gottesdienst statt in diesen Kirchen, aber sie scheinen für einen andern Gottesdienst bestimmt, von einer andern Gottheit bewohnt, einer Gottheit im Sinne Epikurs vielleicht, oder von der Idee der absoluten Gottheit."

In der zweiten Phase ist sie zwar auch noch Thronsaal, „aber sie ist gleichzeitig der Audienzsaal für die große Menge geworden; ein geschäftiges Heer von

Priestern vermittelt die Audienz und insofern gerät die Laienwelt und in gewissem Sinne sogar Gott in Abhängigkeit von dieser Priesterschaft. Es entsteht nicht der Eindruck, daß der Priester und Laie gemeinsam vor Gott stehen, der Priester steht zwischen Gott und Laienwelt, und eine pendelnde Bewegung geht vom Priester nach beiden Seiten. Der Klerus hat nicht jene Abgeschlossenheit wie im Mittelalter, der Jesuitenorden soll nicht durch einen Überschuß von Frömmigkeit die Sünden der Laien wettmachen.... Ein solcher Klerus sperrt sich nicht halb unsichtbar in einem Priesterchor mit seinem besondern Altar ein, kennt keinen Lettner mit einem vor ihm aufzustellenden besondern Laienaltar.... Die deutliche Vorzeichnung für Beichte, Kommunion und Predigt bringt jene Wechselwirkung zwischen dem im Hause wohnenden Gott und der weltlichen Menge hervor, die dem Raum die geistige Doppelrichtung gibt. An die Stelle des Monologs tritt der Dialog, an die Stelle der in sich ruhenden platonischen Idee tritt der durch Gebete und christlichen Lebenswandel bestimmbare, gnadenreiche Gott; er steht in ununterbrochener Beziehung zur Menschheit. Die Kirche hat den Zweck, der vorausgeformte Schauplatz der Wechselwirkung zwischen Gott und der Menschheit zu sein. Die Zwecke sind nicht mit der Verehrung eines vollkommenen höheren Wesens erschöpft, sondern beruhen auf der Vorstellung, daß dieses Wesen vom Menschen die Einhaltung einer bestimmten Handlungsweise fordert, wogegen es ihn von seinen Sünden erlöst. In diesem Sinne ist der Kernzweck die Wirkung, die von Gott ausstrahlt, und in diesem Sinne möchte ich den Zweck der Kirche zentrifugal nennen — zentrifugal natürlich nicht nach dem Sprachgebrauch der Mechanik als Tangentialkraft, sondern einfach zur Bezeichnung der vom geistigen Kern ausstrahlenden Wirkung, die eine Antwort in der Handlungsweise der Besucher fordert und daher von diesen sich subordinierenden Teilen abhängig ist."

Über die die dritte Phase charakterisierende Bauidee hören wir: „Das katholische Kirchengebäude ist nach wie vor das Wohnhaus Gottes. In der ersten Phase ist es für einen Gott gemacht, der unwandelbar, als Idee der Vollkommenheit ein in sich abgeschlossenes Wesen, den Kult zu seinen Füßen gleichgültig duldet, und deshalb wurde die Vollkommenheit der sichtbaren Elemente wichtiger als ihre Eignung für den Kult. Zu dieser Gesinnung kehrte man nicht zurück; Gott blieb das barmherzige, erlösende höchste Wesen wie im 17. Jahrhundert, aber als König der Könige wohnt er jetzt wie ein Fürst. Sein Haus wird ein Festraum.... Die Champagnerlaune, die den Fürsten kennzeichnet, ist in dem Reichtum und der Ungebundenheit des Ornaments am stärksten zu sichtbarer dauernder Form geworden, und wie dieses Ornament in seiner ungebrochenen Weltlichkeit auf den Raum der heiligen Sakramente übertragen wird, gesteht man ein, daß man sich Gott vorstellt wie einen Nachahmer Ludwigs XIV. Wenn der Landesherr sich eine Amalienburg baut, so soll es Gott nicht schlechter haben.... Die extreme Steigerung der zentrifugalen Gesinnung übertrug sich indirekt auch auf den Sakralbau; er erweckt den Eindruck, daß jenes barmherzige höchste Wesen wie ein Kavalier gewertet sein will, daß es ihm sehr darauf ankommt, seinen Reichtum, die leichte, spielende, schwebende Existenz ins rechte Licht zu setzen."

Über das Wesen und die charakteristischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Phasen der neueren Baukunst wurde schon manches gedacht und geschrieben. Einheit ist aber bislang nicht erzielt worden. Frenkl geht bei seinen Untersuchungen aus von den vier Elementen der architektonischen Schöpfungen, und

das ist zweifellos ein Fortschritt. Denn wenn auch die jedem derselben eigenen Erscheinungen in der gleichen Entwicklungsphase aus der gleichen Wurzel, den gleichen Kulturbedingungen hervorgehen und darum auch Verwandtschaft zeigen, ja zeigen müssen, so sind sie doch in sich bei den einzelnen Elementen je nach deren Charakter verschieden; es ist daher nur entsprechend, daß alle Elemente gesondert und für sich betrachtet werden. Ob dagegen die Polaritäten, welche der Verfasser als das unterscheidende Merkmal der vier Entwicklungsphasen für die einzelnen Elemente glaubt feststellen zu können, wirklich ihr Stigma bilden und ob alle seinen diesbezüglichen Ausführungen zustimmen werden, scheint mir sehr zweifelhaft. Oder läßt sich z. B. als kennzeichnende Eigentümlichkeit der zweiten Phase der Raumentwicklung wirklich die Raumdivision bezeichnen? Von Raumdivision, scheint es, kann doch nur da die Rede sein, wo ein einheitlicher Raum durch innere Einbauten, Galerien, Emporen u. a. aufgeteilt wird, nicht aber dort, wo an einen einschiffigen Kirchenraum seitlich zwischen den Streben Kapellen angefügt werden, wo ein höherer Mittelraum mit eigenem Oberlicht um niedrigere Seitenschiffe bereichert wird, oder das eine Kircheninnere, wie in der Klosterkirche zu Banz oder in San Marco zu Madrid sich aus einer Summe aneinandergereihter Einzelräume zusammensetzt. Ob sich überhaupt ein so verwickelter Vorgang wie die Entwicklung, welche die neuere Baukunst in ihren einzelnen Phasen in Bezug auf die vier Elemente der Architektur erfahren hat, in wenige Begriffe zusammendrängen läßt? Ganz ablehnen muß ich die Ausführungen über die jeweilige Zweckgesinnung, welche den katholischen Sakralbau in seinen verschiedenen Entwicklungsphasen charakterisieren soll. Sie zeigen einen auffallenden, tiefgehenden Mangel an Verständnis des katholischen Lehrgehaltes, des katholischen Kultes und der katholischen religiösen Ideenwelt. Die oben angeführten Stellen zeigen das zur Genüge. Freilich ist es für einen Draußenstehenden sehr schwer, sich in die katholische Ideenwelt hineinzufinden, zu einem Einleben und Einfühlen in sie sich durchzuringen. Es soll darum auch diese Bemerkung kein Vorwurf sein; das um so weniger, als der Verfasser sich ersichtlich bemüht, alles Verletzende zu vermeiden. Immerhin kann nicht genug betont werden, wie notwendig es ist, daß der Nichtkatholik, der über katholische Dinge und Anschauungen wissenschaftlich urteilen will, möglichst vorurteilslos und möglichst tief in katholisches Wesen sich einzuleben suche und daß er katholisches Wesen von katholischem Standpunkt aus verstehen lerne. Geschieht das nicht, so muß es zu Mißverständnissen und schiefen Auffassungen kommen.

Im übrigen bekundet die Arbeit eingehende, gründliche Beschäftigung mit ihrem Gegenstand; sie ist reich an neuen Hinweisen, an geistvollen Wahrnehmungen und an trefflichen Bemerkungen. Eine leichte Lektüre ist sie freilich nicht, sie verlangt von dem, der sie erfassen will, ein wirkliches Studium. Ich glaube nicht, daß eine etwas schlichtere, durchsichtige Darstellungsweise ihr zum Nachteil gewesen wäre.

Die Angabe (S. 48), daß bei den Kirchen der Jesuiten die Emporen fast ausnahmslose Regel sind, ist nicht zutreffend; nicht einmal für Italien, wo die

Jesuitenkirchen ohne solche sogar bei weitem in der Mehrheit sind. Die Emporen im Gesù zu Rom, hier veranlaßt durch das bedeutende Höhenmaß des Schiffes, haben in den übrigen Kirchen des Ordens wenig Nachahmung gefunden. Häufig sind dagegen in den italienischen wie nichtitalienischen Jesuitenkirchen vereinzelte Oratorien oder Logen. Die Wanddurchbrüche, durch welche die Kapellen des Schiffes im Gesù und ähnlichen Anlagen verbunden sind, kommen, weil durch rein praktische Gründe veranlaßt und eng begrenzten praktischen Zwecken dienend, als Zirkulationsmöglichkeiten wohl nicht in Betracht. Mit der S. 48 erwähnten Profeßhauskirche von Salamanca ist wohl die zu Sevilla gemeint. S. Bartolomeo zu Modena ist meines Wissens kein Umbau, sondern ein Neubau, zu dem am 23. Februar 1607 der Grundstein gelegt wurde. Die Kirche ist dreischiffig mit Nischen in den Seitenwänden der Abseiten. Eine entscheidende Stimme hatten die Jesuiten auf dem Tridentinum (S. 155) keineswegs.

Die „Sechs Bücher vom Bauen" wollen keine Gebäudelehre, keine praktische Anweisung zur Ausführung der mannigfaltigen Arten von Bauwerken sein, sondern eine „Theorie des Entwerfens". Dem Verfasser, Professor an der Großherzoglich Technischen Hochschule zu Karlsruhe, ist es nicht vergönnt gewesen, sein weit angelegtes Werk zu vollenden, da er inzwischen auf den Schlachtfeldern des Westens den Heldentod für das Vaterland gestorben ist. Der vorliegende zweite Band, der kurz vor Ausbruch des Krieges an die Öffentlichkeit trat, ist zum Monument geworden, das Ostendorf sich selbst geschaffen hat.

Das Buch behandelt im ersten Abschnitt die äußere Erscheinung der Bauten im allgemeinen und die bei ihr in Betracht kommenden Gesichtspunkte, und zwar unter Einbeziehung der mehrräumigen Bauten, deren äußerer Erscheinung im einzelnen der folgende Band des Werkes gewidmet sein sollte. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich dann an der Hand zahlreicher Beispiele mit den verschiedenen Arten einräumiger Bauten, profanen wie kirchlichen.

Ostendorfs Anschauungen über die äußere Erscheinung eines Bauwerkes weichen merklich ab von denen, die heute sonst über diesen Punkt in Fachkreisen und Nichtfachkreisen beliebt werden und als maßgebend gelten. Ein Entwurf soll nach ihm die einfachste Erscheinungsform für ein gegebenes Bauprogramm darstellen, und zwar nicht bloß nach seiner inneren Seite, der Raumverteilung und Raumgruppierung, sondern auch nach seiner äußeren, der Einordnung des Baues in den für ihn bestimmten Raum und seine Umgebung, denen entsprechend die Gesamtanlage räumlich zu gliedern und auszubilden ist. Ostendorf verlangt für die äußere Erscheinung Einheitlichkeit, Geschlossenheit, Beiseitelassung alles dessen, was willkürliche, nicht aus dem Wesen des Bauprogrammes sich ergebende Zutat ist, Klarheit, Gesetzmäßigkeit, untadelige Verhältnisse, Symmetrie, alles Eigenschaften, die einem auf möglichsten Wechsel in der Außenwirkung eines Bauwerkes ausgehenden architektonischen Schaffen fremd, um nicht zu sagen, ein Greuel sind. Von einer malerischen Architektur mit ihren vielen, oft genug herzlich schlecht begründeten An-, Aus-, Ein- und Umbauten und ihrer unter dem Gesichtspunkt größter und reichster Mannigfaltigkeit entworfenen Außengliederung will er nichts wissen, ebensowenig wie von der für manche, Architekten wie Laien, zum obersten

architektonischen Lehrsatz gewordenen Forderung, ein Bau müsse von innen nach außen entworfen werden. Freilich verlangt auch Ostendorf, daß die innere Raumbildung eines Bauwerkes in der äußeren ihren Ausdruck und ihr Echo finde. Was er aber abweist, und mit Recht, ist eine Anordnung, Verteilung und Gruppierung der Innenräume, bei der keine Rücksicht auf eine einheitliche, geschlossene Außenerscheinung genommen ist, sondern wo es dem Architekten beliebte, das Innere aus diesem oder jenem Grunde, dieser oder jener Stimmung gerade so und nicht anders zu ordnen. Der Außenbau ist nach Ostendorf nicht ausschließlich bedingt durch den Innenbau; die Bauidee und der Bauentwurf muß gleichmäßig beiden sich zuwenden, beide dem Bauprogramm gemäß in Einheit miteinander entwickeln. Hierbei sollen aber nicht sog. künstlerische Stimmungen, die man heute so gern als die Seele aller Kunst bezeichnet, leitend oder gar entscheidend sein, sondern große, klare, fest umrissene, harmonische und einheitliche Baugedanken. Solche Baugedanken lassen sich erfassen; indem wir sie aber erfassen, fühlen wir uns gehoben, erbaut; denn sie führen uns ein in die künstlerische Ideenwelt und in die Geisteswerkstatt des Architekten, ermöglichen es uns, den architektonischen Gedanken des Meisters bei uns nachzudenken, in unserem Geiste nachzuschaffen. Stimmungen sind nicht bloß sehr wandelbar und wechselnd nach Zeit, Geschmack und Mode, sondern auch durchaus subjektiv und darum nicht für jedermann gleich verständlich. Was den einen erwärmt, anheimelt, läßt den andern kalt, findet bei dem andern keine Antwort.

Ostendorf ist keineswegs ein Feind neuzeitlicher Bestrebungen auf dem Gebiete der Architektur, er ist aber nicht einseitig und läßt der Vergangenheit Gerechtigkeit widerfahren, gesteht auch den sog. historischen Stilen die Existenzberechtigung zu. Der Stil ist für ihn überhaupt nicht die Hauptsache bei einem Architekturwerk, sondern der architektonische Gedanke. Jener gibt die Form, dieser ist die Seele des Bauwerkes.

Vielleicht wird man die eine oder andere der Forderungen Ostendorfs nur mit einer gewissen Einschränkung annehmen, im ganzen aber sind diese sicher der Beachtung wert. Einseitiger Akademismus ist es zweifellos nicht, was den heutigen Schöpfungen der Architektur das Heil bringen kann, noch weniger aber kann dies jene neuzeitliche Richtung, die als Regel und Norm für alles architektonische Schaffen, gleichviel ob es die Ausgestaltung des Baugedankens oder die Form betrifft, einzig die subjektive Auffassung und Stimmung des Architekten als maßgebend und entscheidend anerkennt. Man protestiert selbst schon gegen eine bloße Typisierung, von einem Stil nicht zu reden; mehr noch, man wehrt sogar jede Beschneidung der Auswüchse, die etwa ein Architekt sich zuschulden kommen läßt, als unberechtigte Vermessenheit ab. Unbeschränkte Freiheit nach aller Richtung hin ist es, was man für den Architekten verlangt. Daß da Willkür und Wirrwarr nicht ausbleiben und eine große, einheitliche Zeitarchitektur, welche die Elemente einer naturgemäßen Fortentwicklung in sich trägt, unmöglich erblühen kann, liegt auf der Hand, wird aber auch für jeden, der sich ein unbefangenes, selbständiges Urteil bewahrt hat, zur Genüge durch den heutigen Stand der Architektur erwiesen.

„Die architektonischen Aufgaben“, schließt der Verfasser, „sind so viel komplizierter geworden, als sie ehedem waren. Ist das aber ein Grund, die alten Einheiten zu zerstören? Sollen wir nicht vielmehr erst recht alle Kräfte zusammenfassen, um sie zu erhalten, ja um sie noch prägnanter auszubilden? Und wie bringt man die Tage hin? Man sehnt sich nach dem der Zeit entsprechenden formalen Ausdrucke, nimmt die ungeheuerlichsten Produkte für ernst, wenn sie nur diesem durch nichts motivierten, aber von einer nicht geringen künstlerischen Unkultur zeugenden Wunsche entgegenkommen, und sieht darüber nicht, daß es, was die allgemeine Anschauung von architektonischen Dingen anlangt, rückwärts und weiter rückwärts geht. . . . Es ist, als ob man sich verabredet hätte, das bißchen, was von alter Tradition allenfalls noch vorhanden sein könnte, vollends zu zerstören. Ist nun die zerstörte Einheit etwa auch der der Zeit entsprechende Ausdruck? Dann würden wir in einer Zeit des absoluten architektonischen Unvermögens leben.“ Es dürfte der neuzeitlichen Architektur in Deutschland sicher nicht zum Schaden gereichen, wenn sie diese Worte der ernsten Beachtung würdigte, welche sie verdienen.

Joseph Braun S. J.

Umschau.

Umschwung in der Wertung des Naturrechts.

Gibt es noch ein Völkerrecht? Diese Frage ist seit dem Ausbruch des Krieges oft laut geworden, und gewichtige Stimmen haben sie verneint und von einem Zusammenbruch, einem Bankrott des ganzen zwischenstaatlichen Rechtszustandes gesprochen. Noch jüngst hatte sich Prof. Theobald Ziegler („Voss. Ztg." Sonntagsbeil. Nr 33) in diesem Sinne geäußert. So schlimm liegen nun die Verhältnisse nicht. Denn wenn auch noch so viele Verletzungen des geltenden Völkerrechts vorgekommen sind, so folgt daraus ebensowenig ein Zerfall des Völkerrechts selbst, als aus dem Überhandnehmen der Diebstähle ein Zerfall oder Bankrott des Eigentumsrechts folgt.

Auch in den andern Kriegen des abgelaufenen Jahrhunderts sind viele schlimme Taten gegen das Recht und die Gebräuche der Kriegführung vorgekommen, und von den Balkankriegen der jüngsten Zeit haben unparteiische Zeugen behauptet, es gebe kein Gebot des Völkerrechts, das in diesen Kämpfen nicht mit Füßen getreten worden sei, und dabei hätten die Christen vor den Türken nichts vorausgehabt.

So traurig diese Verhältnisse sind, so haben sie doch auch eine gute Wirkung im Gefolge gehabt, weil sie Anlaß wurden, daß man sich in der weiteren Öffentlichkeit ernstlicher mit der Frage beschäftigte: Welches ist das Wesen und die Grundlage des Völkerrechts, und besonders des Völkerrechts im Kriege? Man darf nämlich nicht vergessen, daß es auch für die Zeit des Friedens ein internationales Recht oder Völkerrecht gibt; doch gegenwärtig richtet sich natürlich die Aufmerksamkeit fast einzig auf die Gesetze und die Bestimmungen des Rechts zum Krieg und des Rechts im Krieg. Hier ist es dann wieder zu allermeist das Notrecht und Notwehrrecht, das die Geister beschäftigt.

Aber da entsteht sofort die Vorfrage: Gibt es im Völkerrecht so etwas wie ein Recht der Notwehr, und wo steht es geschrieben? Wir haben schon bei einer früheren Gelegenheit in dieser Zeitschrift (Bd 89, S. 86 ff) darauf hingewiesen, daß man diese Frage nur dann befriedigend lösen kann, wenn man das Völkerrecht nicht lediglich auf dem etwa vorhandenen Gewohnheitsrecht, den sog. Kriegsgebräuchen, und den zwischen einer Anzahl zivilisierter Staaten abgeschlossenen Verträgen aufbaut, sondern vor allem ein ewiges, dem menschlichen Belieben entzogenes Naturrecht anerkennt.

Wir können nun mit Genugtuung wahrnehmen, daß in jüngster Zeit die Stimmen sich mehren, welche das vielfach verkannte Naturrecht wieder zu Ehren bringen möchten. Es scheint uns nicht überflüssig zu sein, wenn wir

einige solche Zeugnisse, die entweder ausdrücklich und mit Bewußtsein oder wenigstens der Sache nach und mehr oder weniger unbewußt auf die Gedanken des Naturrechts im Sinne der christlichen und katholischen Sittenlehre zurücklenken, festzuhalten suchen.

Da ist es zuerst Prof. Lammasch in Wien, Mitglied des internationalen Schiedsgerichtshofes im Haag, also einer der berufensten Vertreter des Völkerrechts, der wiederholt auf die bringende Not hinweist, daß dem Völkerrecht wieder eine ethische Grundlage gegeben werden müsse, und zwar im Anschlusse an die Lehren der christlichen Philosophie, wie sie vom hl. Augustinus und vom hl. Thomas meisterhaft dargelegt sind.

Nachdem Lammasch auf die Verdienste der genannten Kirchenlehrer, sowie der ihre Gedanken weiter ausbauenden Lehrer Franz v. Vittoria und Suarez hingewiesen hat, sagt er in einem Vortrag in Salzburg (abgedruckt in der österreichischen Zeitschrift „Fels“ [Hft 17/18, Wien 1915]. Ähnlich im „Hochland“, XII. Jahrg., Dezember 1914).

„Ich denke, wir haben nach dem Ende des Weltkrieges eine zweifache Aufgabe vor uns: wir haben eine theoretische Pflicht gegenüber der Vergangenheit und eine praktische Pflicht für die Zukunft zu erfüllen. Gegenüber der Vergangenheit obliegt uns die Verpflichtung, den reichen Schatz zu heben, den die katholische Völkerrechtsliteratur des Mittelalters und der Neuzeit bis zum Westfälischen Frieden birgt. ... Unsere Pflicht für die Zukunft scheint mir darin zu liegen, die Propaganda für die friedliche Schlichtung künftiger Konflikte unter den Staaten durch Schiedsgerichte und Vermittlung unbeteiligter Mächte nicht ausschließlich andern politischen und religiösen Parteien zu überlassen, sondern auch die Katholiken Österreichs und Deutschlands dafür zu interessieren... Freilich wird durch pazifistische Vereine und Reden der Krieg nicht aus der Welt geschafft werden. Dazu ist nötig, daß die Ideen des Christentums unser ganzes Leben, vor allem auch unser politisches Leben durchbringen. Soll der ‚verhängnisvolle Haß und das entsetzliche Blutvergießen‘ dauernd aus der Welt geschafft werden, wenigstens aus der christlichen Welt des Abendlandes beseitigt werden, wie es das Gebet Benedikts XV. erfleht, so muß vor allem der Haß aus den Herzen der Menschen gebannt werden, mit dem jetzt jedes Volk und jeder Staat den Fortschritt des andern an Reichtum und Macht verfolgt. ... Das wird aber nur dann möglich sein, wenn wir überhaupt aufhören, den Fortschritt der Menschheit nur in Macht und Reichtum zu erblicken, wenn wir die heidnische Vorstellung in uns abtun, daß der Staat über den Gesetzen der Moral stehe, daß dem Staatsmann als solchem zieme, was ihn als Menschen entehren würde.“

Prof. Lammasch macht, wie man sieht, kein Hehl aus seiner katholischen Überzeugung. Aber was er in obigem sagt, sind Gedanken, die auch von andern Gelehrten mit nicht so ausgesprochen katholischer Anschauung geteilt werden. Prof. Friedrich W. Foerster in München kommt in einem Artikel der „Friedenswarte“ (XVII, 3./4. Hft, April 1915) zu ganz ähnlichen Ergebnissen:

„Unter dem Zwang der rohesten Grundsätze des Daseinskampfes betrachten viele edelgesinnte Staatsmänner es geradezu als ihr persönliches Opfer, daß sie ihre privaten sittlichen Empfindungen ganz zurückstellen müssen, damit nur ja ihre Nation

im Wettbewerbe der Übervorteilung keinen Vorteil verliere.... Es müssen weite führende Kreise in jedem Volke zur Einsicht gebracht werden, daß die sittlichen Mächte auch realpolitisch entscheidende Mächte im Volksleben sind. Es muß die Loslösung der Politik vom Sittengesetz als ein Grundfehler auch des politischen Denkens erkannt werden.... In der christlichen Anschauung ist die Überordnung des Sittengesetzes über den Cäsar zum vollen Durchbruch gelangt. ‚Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen!‘ Ambrosius, der dem Kaiser wegen politischer Untaten den Eintritt ins Kirchenportal verwehrte, symbolisiert den universellen, das ganze Leben umfassenden und durchdringenden Anspruch des Gewissens. Die religiöse und kirchliche Heiligung dieser Oberhoheit ist seit der Renaissance in immer weiteren Kreisen verblaßt, ohne daß etwas Neues an ihre Stelle getreten wäre; infolgedessen haben in vielen Seelen heute die Staatszwecke wieder eine völlig heidnische Übermacht über die sittlichen Zwecke erhalten."

Nach einem Hinweis auf Machiavelli, Napoleon und Bismarck, die ähnlichen Maximen der falschen Realpolitik huldigten, kommt Foerster auch auf die heute vielgenannten Namen Treitschke und Bernhardi zu sprechen, und es ist erfreulich, wie kräftig und mutig er sich von ihnen lossagt: „Ich möchte meinen heutigen Vortrag als einen Protest dagegen betrachten, daß etwa die Treitschkes und Bernhardis das letzte Wort des deutschen politischen Denkens seien."

„Das eine ist klar," sagt Foerster zum Schluß, „daß die Menschheit über die bisherige Höhe der Politik hinausstreben muß, oder es wird ein neuer Weltbrand kommen, in den die menschliche Kultur überhaupt versinkt. Es ist kein Zweifel, daß man die Größe eines künftigen Staatsmannes danach messen wird, ob er nur eine kurzsichtige Geltung des Machtgrundsatzes darstellt, oder ob er sein Volk durch weise, großmütige Einordnung in die Wirklichkeit des übernationalen Lebens geläutert und geführt, ob er durch den Geist seiner Außenpolitik den inneren Schwierigkeiten die alleinheilende sittliche Kraft zugeführt hat. Die Unterordnung der Politik unter das Sittengesetz hat aber nicht nur die Bedeutung, daß die Politik wirkliche Realpolitik wird, sie hat auch für unser ganzes Gewissensleben eine unbeschreibliche Bedeutung.... Wir werden im sozialen Geist erst wahrhaft Fortschritte machen, wenn die soziale Idee auch in die Völkerbeziehungen eingedrungen ist, wenn die Völkerkonflikte nicht mehr egozentrisch, sondern sozial behandelt werden, und auch für die Religion wird die große Stunde erst schlagen, wenn das Heidentum aus der Politik verschwindet, wenn der Bankrott des ganzen Machtwesens erkannt wird und wenn die Völker begreifen werden, daß das Licht des Lebens nicht nur gegeben ist, um den Sonntag zu erleuchten, sondern auch den Alltag zu durchstrahlen, alles Zeitliche mit dem Ewigen zu verbinden und von den ewigen Wahrheiten aus auch dem staatlichen Leben Kraft zu geben."

Ein anderer Gelehrter, der das Völkerrecht nicht auf die bloße geschriebene Abmachung und eine etwaige Erzwingbarkeit stützen will, ist Prof. Zitelmann in Bonn. In einem Kriegsvortrag: „Haben wir noch ein Völkerrecht?" (Bonn 1914, Cohen), sagt er ganz allgemein: „Das Recht wirkt auch ohne übergeordnete Zwangsgewalt, so wie die Sätze der Moral auch wirken; es zeigt seine Rechtsnatur darin, daß es vom Menschen als eine übergeordnete Macht anerkannt wird — darin, und nur darin besteht sein Dasein. In dieser Weise ist nun

auch das Völkerrecht wahres Recht.“ Welcher Art jene übergeordnete Macht sei, hat Zitelmann unmittelbar vorher klar ausgesprochen: „Ich tue das [was das Recht verlangt], weil es mir eine Gewissenspflicht ist, dem Recht Folge zu geben.“ Das ist genau die Lehre des Naturrechts im Sinne der christlichen Schule.

Sehr beachtenswert ist eine Gedankenreihe, die Prof. Joseph Kohler in Berlin zu unserer Frage entwickelt. In seinem „Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie“ (VIII, 4. Hft, Berlin, Juli 1915) nimmt er mit einem umfangreichen, auf eine weitschichtige Literatur und Kasuistik gegründeten Aufsatz Stellung zur Lehre vom Notrecht. Kohler knüpft ebenfalls an Thomas von Aquin und die Scholastik an und zollt diesen Lehrern Anerkennung wegen ihrer klaren Aussprüche über das natürliche Recht, das in Notfällen die Befugnis verleihe, gegen das positive, geschriebene Gesetz zu handeln. Er findet allerdings an ihnen auszusetzen, daß sie diesen Grundsatz nicht folgerichtig zu Ende gedacht hätten. Darum sei ihre Lehre in diesem Stücke noch einer Ergänzung bedürftig.

Kohler meint nämlich, Thomas betrachte die zehn Gebote des Dekalogs wesentlich als positive Gebote Gottes, denen gegenüber kein Naturrecht und kein Notrecht geltend gemacht werden könne. Nur für den Notdiebstahl habe Thomas eine scheinbare Ausnahme gelten lassen.

„So lag die Lehre im argen; die Scholastik glich auch hier dem Adler, dem die Flügel gestutzt sind; man kam nicht über das Dogma hinaus, und das im Geleite der Scholastik einhergehende Recht wußte sich keinen Weg. Da war es das Naturrecht, das die Bahn brach. War auch schon die Scholastik bis zu einem gewissen Grade naturrechtlich, so war sie in bestimmte Schranken gewiesen; das Naturrecht des 17. Jahrhunderts befreite sich davon: es ging von der unbedingten ratio aus, die auch vor dem kirchlichen Gebot nicht Halt machte. Allerdings war diese ratio einseitig und in vielem willkürlich. . . . Die individualisierende ungeschichtliche Methode führte zu dem Unterschied zwischen dem Naturzustand und dem Zustand des Gesetzes. Die Rechtsordnung ist nach dem Naturrecht nichts von selbst Gegebenes, sondern etwas Gewordenes; sie ist durch menschlichen Willkürakt anstelle des Urzustandes gesetzt worden. Dieser Gedanke beherrscht auch die Lehre vom Naturrecht“ (a. a. O. 423 f).

Dieser Darstellung gegenüber dürfte doch ein wichtiger Vorbehalt angebracht sein. Gewiß ist die Vorstellung vom Naturzustand und Naturrecht, wie sie vom englischen und französischen Deismus und der Aufklärung erdacht wurde, mehr als einseitig. Aber bei dem hl. Thomas und den Scholastikern hat das Wort Naturgesetz und Naturrecht einen ganz andern Sinn. Einen geschichtlich gegebenen Naturzustand lehnen sie ausdrücklich ab. Dafür ist bei ihnen die Rede von dem Gesetz, das Gott der natürlichen Vernunft des Menschen als unveräußerliches Erbteil eingepflanzt hat und das sich im Gewissen kundgibt. Was Kohler gegen jene Naturrechtler betont: „Die Rechtsordnung ist nichts Sekundäres, das auch fehlen könnte, es ist nicht so, als ob auch außerhalb der Rechtsordnung ein menschliches Dasein möglich wäre und man mithin beliebig den Vorhang des Gesetzes zurückziehen und den Naturzustand wieder eröffnen könnte, worin die

Menschheit gewissermaßen unverhüllt in ihrer Nacktheit hervorträte", das haben auch die Scholastiker mit Aristoteles bereitwillig anerkannt. Die Rechtsordnung ist nach ihrer Lehre nur ein Teil der sittlichen Ordnung, und wie es für sie niemals einen Zustand ohne sittliche Pflichten gab und geben kann, so ist weder für den einzelnen Menschen noch für die menschliche Gesellschaft je ein Zustand ohne Rechtsordnung, ohne Geltung des Naturrechts denkbar.

Die zehn Gebote des Dekalogs aber haben nach Thomas und seiner ganzen Schule nur darum und nur soweit bleibende Geltung, weil und soweit sie der Ausdruck des Naturgesetzes sind.

Allerdings erscheinen die zehn Gebote im Pentateuch auch als positives, geschriebenes Gesetz Gottes, aber in dieser Eigenschaft waren sie nach Thomas nur für das Volk der Juden und für die Zeit des Alten Bundes gegeben. Als positives Gesetz lassen sie demnach allerdings nicht nur Beschränkungen zu, sondern sind für die Christen tatsächlich außer Kraft gesetzt. Thomas veranschaulicht das am Gebot der Sabbatheiligung und am Verbot der religiösen Bilder. Der wesentliche Inhalt des Dekalogs aber ist darum keiner Einschränkung oder Ausnahme zugänglich, weil er sich mit dem natürlichen Sittengesetz deckt und weil ein Vernunftgesetz seinem Begriff nach keine Ausnahme, keine Dispensation zuläßt. Das sagt Thomas ganz deutlich an derselben Stelle, die Kohler für seine Auslegung anführt (2, 2, q. 100, a. 8). Nur muß man die ganze quaestio 100 im Zusammenhang und nicht einen Artikel allein vor Augen haben. „Gesetze oder Gebote", sagt er, „bedürfen dann einer Dispensation, wenn ein besonderer Fall eintritt, wo eine wörtliche Befolgung dem Endzweck des Gesetzgebers zuwiderliefe. Solche Gebote aber, welche die Wahrung des Gemeinwohles und die Ordnung der Gerechtigkeit und Sittlichkeit selbst (unmittelbar) zum Inhalt haben, entsprechen ebendarum genau der Absicht des Gesetzgebers, und darum sind sie keiner Dispens fähig."

Wenn aber, so sagt er weiter, andere untergeordnete Bestimmungen beigefügt wären, welche eine bestimmte Art und Weise festlegten, wie jener Zweck zu erreichen sei, so könnte hierin unter besondern Umständen eine Ausnahme oder Dispensation eintreten. Es ist also nicht die dem Ursprung entsprechende Heiligkeit des Gebotes, sondern eben die auch von Kohler betonte Wahrung der wichtigsten „Lebensgüter", also der Zweck, welcher entscheidet.

Thomas trägt darum auch kein Bedenken trotz des fünften Gebotes, das für ihn zweifellos ein Gebot des Naturrechtes ist, nicht nur die Hinrichtung schwerer Verbrecher, sondern auch die Tötung im Krieg und in der Notwehr zu gestatten, wie auch Kohler berichtet. Er betrachtet das aber nicht als Ausnahme oder Dispens vom Gebot Gottes, sondern er lehrt, das richtig verstandene Gebot begreife diese Fälle gar nicht in sich. Auch ist zu beachten, daß er dort, wo er von der Notwehr redet, keinen Unterschied macht zwischen ungerechten und unschuldigen Angreifern.

Diese Andeutungen dürften Prof. Kohler, der in anderem Zusammenhang „das unvergleichliche Genie des Thomas" (a. a. O. 536) bereitwillig anerkennt,

hinreichend überzeugen, daß er in der Frage des Notrechtes seine Bedeutung nicht völlig gewürdigt hat, und daß es nicht notwendig ist, bei Hegel in die Schule zu gehen, um die von Kohler mit Recht vermißte und erstrebte Vertiefung der neueren juristischen Theorien und Anschauungen durch rechtsphilosophische Gedanken in die Wege zu leiten. Die Lehre vom Recht und zumal von Naturrecht muß nur wieder als ein Gebiet der Moralphilosophie behandelt werden, wie es vor alters geschah.

Alle Anerkennung verdient es aber, daß der gelehrte Jurist es nicht verschmäht hat, sich mit eigenen Augen in der Summa des Aquinaten und sogar in den mächtigen Abhandlungen des Bischofs Covarruvias umzusehen. Das Beispiel ist der Nachahmung wert. Schade nur, daß er nicht an der Hand einer neueren Bearbeitung der scholastischen Ethik, etwa an V. Cathreins „Moralphilosophie" oder wenigstens an dessen kleinerer Monographie „Recht, Naturrecht und positives Recht" (Freiburg i. Br. 1909) sich das Verständnis der alten Meister erleichtert hat. Möge er auf dem beschrittenen Weg viele Nachfolger finden!

Matthias Reichmann S. J.

Der russische Zar als „Kaiser" auf der Carta Marina Waldseemüllers vom Jahre 1516.

Waldseemüller hat den russischen Zaren bereits im Jahre 1516 auf seiner großen Seekarte durch den Titel imperator ausgezeichnet. Mit dem Kaisermantel geschmückt (vgl. die nebenstehende Abbildung) thront „der Herrscher" aller Reußen in der Nähe seiner Hauptstadt, der Moscovia regalis. Krone und Zepter zeigen seine Herrscherwürde, ein großes Kreuz neben ihm seine religiöse Überzeugung an. Die Überschrift: Hic dominatur Magnus princeps et imperator Russie et Moscovie, podolie et plescouie rex, lautet in deutscher Übersetzung: „Hier herrscht der Großfürst und Kaiser von Rußland und Moskau, der König von Podolien und Plescovien."



Der Zar als Kaiser 1516. (Phot. G. Richen S. J.)

Darstellung und Legende sind für die damalige Zeit höchst merkwürdig. Auf dem „Erdapfel" des Martin Behaim vom Jahre 1492 heißt der Titel des

russischen Herrschers: „herzog von Moscha", keine bildliche Darstellung zeichnet ihn aus, wie das bei den benachbarten Fürsten, z. B. dem König von Polen, der Fall ist. Auf der großen Welt- und Wandkarte Waldseemüllers von 1507 werden Rußland und Moskau in keiner Weise erwähnt. Auf den russischen Gefilden tummeln sich da noch die nördlichen Skythen, die hiperborei scithe. Nur das wegen seines Handels einst so berühmte Nowgorod ist als nogardia eingezeichnet. Wie Fortschritt, so verrät diese Eintragung zugleich Rückständigkeit, denn Nowgorod schmachtete bereits seit dem Jahre 1478 unter der Herrschaft des Großfürsten von Moskau, von dem Waldseemüller nichts zu melden weiß. Auf der modernen Karte von Sarmatien in der Straßburger Ptolemäus-Ausgabe von 1513 finden sich nur die Angaben: Ducatus Mosckovia, Russia Alba und die Stadt Moskua.

Wie mag nun Waldseemüller dazu gekommen sein, daß er drei Jahre später so auffallend genaue Kenntnis (vgl. die Weltkarten Waldseemüllers, herausgegeben von J. Fischer und F. v. Wieser, Innsbruck 1903, Tafel 17) über Rußland und seine Nachbargebiete vermitteln konnte?

Als ich bald nach der Veröffentlichung der beiden Weltkarten Waldseemüllers einem der besten Kenner der russischen Geschichte, P. Pierling S. J., den Zaren als „Kaiser von Rußland" zeigte, da erklärte er sofort, daß Darstellung und Bezeichnung des Zaren als „Kaiser" für die russischen Geschichtsforscher vom allergrößten Interesse seien. Zum erstenmal werde hier der Zar in einem Druckwerke als Kaiser bezeichnet, und zwar zu einer Zeit, in der sich die gleiche Übersetzung des Wortes Zar auch vorübergehend in Aktenstücken angewendet finde.

Mehr als zehn Jahre sind seit der Unterredung vergangen. Andere Arbeiten hinderten mich, die Lösung dieses neuen kartographischen Rätsels zu versuchen. Hätte ich allerdings geahnt, daß ein Peter d. Gr. ohne Zweifel die Karte ebenso hoch und womöglich noch höher geschätzt hätte, wie heutzutage die Amerikaner „den Taufschein Amerikas", die Weltkarte Waldseemüllers vom Jahre 1507, so hätte ich mich doch wohl schon früher mit der Lösung befaßt. So aber begnügte ich mich damit, die Sache im Auge zu behalten und gelegentlich Freunden alter Karten oder Gelehrten, die sich für russische Geschichte interessierten, die Zeichnung (selbstverständlich nicht als Porträt!) und die Legende zu zeigen, so auch dem Professor Dr Joh. Mathis aus Vorarlberg, der sich eingehender mit der russischen Politik Maximilians I. beschäftigte. Seine kurz vor Ausbruch des Krieges erschienene treffliche Programmarbeit: „Kaiser Maximilians I. östliche Politik hauptsächlich in den Jahren 1511—1515" (Leoben 1914) gab mir neue Anregung und machte mich mit der notwendigen Quellenliteratur bekannt.

Vor allem interessierte mich der kaiserliche Gesandte „Schnitzenpaumer Ritter von Sonnegg" (S. 14 f), der im Februar 1514 über Preußen und Livland in Moskau anlangte, um eine umfassende „Vereinigung" der Nordstaaten gegen Polen in die Wege zu leiten. Statt sich an die gegebenen Weisungen zu halten und auch Dänemark in das Bündnis einzubeziehen, ließ sich Schnitzenpaumer überreden, mit Rußland allein sofort ein Bündnis abzuschließen, wie es die Russen

nur wünschen konnten. Noch mehr! er verbürgte sich für die unveränderte Annahme dieses eigenmächtigen Vertrages durch den Kaiser.

Schon Anfang Juli traf Schnitzenpaumer, von zwei russischen Gesandten begleitet, wieder in Wien ein. Am Kaiserhofe war man erstaunt und bestürzt über den auch formell ungehörigen Vertrag. Doch entschloß man sich, „um Schnitzenpaumer bei den Russen nicht zu beschämen und die russische Botschaft nicht unverrichteter Dinge nach Hause kehren zu lassen", die Urkunde auszufertigen, allerdings mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß sie gegen eine andere ausgetauscht werden müsse, die der Kaiser später übersenden werde (vgl. Fiedler, Die Allianz zwischen Kaiser Maximilian I. und Vasilji Ivanovič, Großfürsten von Rußland, von dem Jahre 1514. Sitzungsbericht der phil.-hist. Klasse der kaiserl. Akademie XLIII, Wien 1863, 188).

Tatsächlich wurde am 4. August 1514 in Gmunden eine Vertragsurkunde auf Pergament ausgefertigt, welche den Abmachungen Schnitzenpaumers genau entsprach. Nachdem sie mit einem goldenen Siegel versehen und vom Kaiser durch Küssen des Kreuzes in Gegenwart der russischen Gesandten bekräftigt worden war, wurde sie den Gesandten feierlich überreicht. Diese übergaben ihrerseits eine in russischer Sprache ausgefertigte Urkunde gleichen Inhaltes, die ebenfalls mit einer goldenen Bulle versehen und vom Zaren durch Küssen des Kreuzes beschworen war. Diese älteste russische Originalvertragsurkunde wird heute noch im k. und k. Haus- und Staatsarchiv in Wien aufbewahrt. Die Urkunde Maximilians genoß in Rußland bis in die jüngste Zeit das höchste Ansehen, vor allem deshalb, weil in ihr der Zar nicht weniger als neunmal mit dem ehrenden Titel „Kaiser" bedacht ist. Ein Satz aus dieser Urkunde, der unter den obwaltenden Umständen durch den Kontrast wirkt, und in dem die Bezeichnung Kaiser gleich dreimal vorkommt, möge hier einen Platz finden. Nach Nennung der beiden Herrscher mit ihren großen Titeln heißt es: „Wir [Maximilian] sollen sein mit Ihme [dem Zaren Wasilij] in Brueferschafft und in Ainigkeit und in Freundschafft bis zu unser Lebent und unser Kinder mit euren Kindern in Freundschafft und in Brueferschafft und in Ainigkeit, so lang als Got gibt; und wer wirt uns Maximilian, Römischen Kunig und zu Hungern und unser Kayserliche Majestät, ein Freundt, der soll Euch großen Herrn Basili, von Gotes Genaden K a y s e r und Herrscher aller Reußen und Großfürsten auch Freundt seyn, und wer unser Veindt ist, der soll auch Eur Veindt seyn, und wer wirt Euch, großen Herren Basili von Gotes Genaden K a y s e r und Herrscher aller Reußen und Großfürsten, ein Freundt, der soll uns auch Freundt sein, und wer Euch Veindt ist, der soll auch uns Veindt sein; und wo wirt Euch, unsern Brueder großen Herren Basili von Gotes Genaden K a y s e r und Herrscher aller Reußen und Großfürsten, unser Hilfe bedörfflich auff die Eure Veindt, so sollen Wir Euch helffen in der Warheit nach diesem unsern Brief als uns Gott hilfft, und wo wirt uns Eur Hilffe bedörfflich über unser Veindt, so sollt Ir uns desgleichen helffen in der Warheit nach diesem unserm Brief als Euch Got hilfft" (Fiedler 244).

Wie man sieht, hat der geschmeidige Diplomat mit dem Titel Kaiser nicht gespart. Wasilij scheint aber dem Titel keinen besondern Wert beigelegt zu haben. In keiner Weise nahm er es übel, daß in den späteren Jahren das Wort Zar nicht mehr mit Kaiser übersetzt wurde. Aber bereits sein Sohn Iwan IV., der Grausame, berief sich bei der Inanspruchnahme des Kaisertitels auf die Urkunde Maximilians von 1514 (Übersberger, Österreich und Rußland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts I, Wien 1906, 84). Peter der Große hat die Urkunde zum Beweise dafür, daß er den Titel „Kaiser aller Reußen" mit Recht führe, im Jahre 1718 mit einem Faksimile der Unterschriften und der goldenen Bulle herausgeben und eine russische und französische Übersetzung beifügen lassen (Fiedler 197). Gegen dieses Beweismittel erschien eine Gegenschrift unter dem Titel: „Unmaßgebliche Gedanken über den zu Petersburg im Jahre 1718 gedruckten Brief Kaiser Maximilians I. an Basilius, Großfürsten der Russen". Form und Inhalt der Urkunde sowie das Zeugnis der bedeutendsten Historiker wurden zum Erweise der Unechtheit des Aktenstückes ins Feld geführt. Hätte man damals am russischen Hofe unsere Darstellung des Zaren auf dem Throne mit einer Kaiserkrone auf dem Haupte und mit der Überschrift Imperator gekannt, so hätte Peter der Große der Publikation der Urkunde Maximilians sicher auch ein Faksimile unserer Karte beigefügt, und die Verteidiger der Rechtmäßigkeit des Kaisertitels hätten sich damals und bei der erneuten Herausgabe der Urkunde im Jahre 1851 ebenfalls auf die Carta Marina von 1516 berufen. Sie hätten dies wohl mit um so größerem Rechte tun können, als Darstellung und Legende der Karte auf einen erstklassigen Gewährsmann und auf die zweite von Maximilian angekündigte Vertragsurkunde, in der gleichfalls der Titel „Kaiser" vorkommt, zurückzuführen sein dürften.

Über diese zweite Urkunde, in der Maximilian zum letztenmal das Wort Zar mit Kaiser wiedergibt, berichten uns die Quellen, daß sie am 17. Dezember 1514 von den kaiserlichen Gesandten Dr Jakob Ösler und Moritz Burgstaller in Moskau angeboten wurde. Der Zar bezeugte zwar eine ungewöhnliche Ehrerbietigkeit: bei der Nennung des Namens Maximilian hat er jedesmal den Kopf „geschlagen" (verneigt), aber von der Annahme der Ersatzurkunde wollte er nichts wissen. In einer zweiten Audienz wurde den kaiserlichen Gesandten bestimmt erklärt: der Kaiser habe durch Küssen des Kreuzes, die höchste Bekräftigung, die erste Urkunde bestätigt, nicht aber die zweite, es sei daher unmöglich, die zweite Urkunde als Ersatz gelten zu lassen. Trotz aller Einwendungen der beiden Gesandten verharrte der Zar auf seinem Standpunkte.

Gegen dieses Vorgehen des Zaren ließ Maximilian am 19. Mai 1515 um 9 Uhr früh in der Pfalz zu Augsburg durch Dr Konrad Peutinger feierlichen Protest einlegen. Im Namen des Kaisers erklärte Peutinger vor dem kaiserlichen Hofrate, vor eigens geladenen Zeugen und Notaren sowie vor den beiden Gesandten Dr Jakob Ösler und Moritz Burgstaller den uns bereits bekannten Verlauf der Verhandlungen mit Rußland. Nur dem zweiten Vertrage komme bindende Kraft zu. Eine notarielle Urkunde, die bei Fiedler (S. 260—264)

abgedruckt ist, gibt uns heute noch Kunde von diesem rechtsgeschichtlich bedeutsamen Vorgange.

Der Titel „Kaiser“ findet sich, wie schon bemerkt wurde, auch in der verbesserten Urkunde, allerdings nicht neunmal, aber doch einmal; er wurde somit aufs neue bekräftigt. In der Protesterklärung, die Peutinger als „Anwalt und Prokurator“ des Kaisers in Augsburg vorbrachte, ist keine Rede davon, daß der Kaisertitel irrtümlich angewendet worden sei. Für die Jahre 1514 und 1515 ist also die offizielle Bezeichnung „Kaiser“ für den russischen Zaren vollkommen sichergestellt, wenn auch dieser Ehrentitel tatsächlich aus falscher Wertung des Wortes Zar entstanden ist. Aber wie mag Waldseemüller Kunde davon bekommen haben? Auch diese Frage kann, wie mir scheint, in einer annehmbaren Weise beantwortet werden.

In der oben erwähnten Arbeit des Prof. Dr Mathis und in den von ihm namhaft gemachten Quellen ist wiederholt ein Dr Jakob Ösler genannt, in der Protestationsurkunde Peutingers allein sechsmal. Maximilian bezeichnet ihn dort als „unser getreun lieben Doktor Jakob Ösler“, Peutinger als „Dr Jakoben Ösler“ und als den „Hochgelerten Jakoben Ösler“. Wiederholt schon hatte ich die Stellen, in denen des Dr Jakob Ösler Erwähnung geschieht, gelesen, ohne zu ahnen, daß Martin Waldseemüller wohl gerade diesem Manne die neue Kunde über Rußland und seinen „Imperator“ verdanken dürfte. Der Name Ösler kam mir allerdings bekannt vor und er schwand mir auch nicht mehr aus dem Gedächtnis, bis er mich an den Namen Äßler erinnerte. Die Ähnlichkeit der Namen ist allerdings so groß, daß ich mich heute wundere, daß mir der so wohlbekannte Dr Jakob Äßler, der Herausgeber der Straßburger Ptolemäus-Ausgabe von 1513, nicht gleich in den Sinn gekommen ist. Über die Beziehungen dieses Doktors beider Rechte einerseits zu Waldseemüller und anderseits zum Kaiser Maximilian habe ich in dieser Zeitschrift (Bd 87, S. 359 f) eine kurze Miszelle veröffentlicht, und zwar zur Erinnerung an den vierhundertjährigen Gedenktag der berühmten, von Waldseemüller und seinem Freunde Ringmann (Philesius) vorbereiteten und von Dr Jakob Äßler dem Kaiser Max gewidmeten Ptolemäus-Ausgabe. Vergeblich habe ich damals in der reichen Literatur über die Straßburger Ausgabe nach näheren biographischen Aufschlüssen über den Herausgeber Dr Jakob Äßler gesucht. Merkwürdigerweise findet sich auch in den eben erwähnten historischen Arbeiten nicht die geringste Andeutung darüber, wer und woher der so oft erwähnte Dr Jakob Ösler sei. Daß es sich in beiden Fällen um dieselbe Persönlichkeit handeln dürfte, scheint mir keine zu gewagte Vermutung zu sein. Die verschiedene Schreibweise Äßler und Ösler kann für die damalige Zeit keine Schwierigkeit bilden, um so weniger, als es sich nicht um eigenhändige Aufzeichnungen handelt. Daß der Kaiser Maximilian einen Juristen mit der Sendung nach Moskau betraute, ist wohl anzunehmen. Auch darin sehe ich keine Schwierigkeit, daß er in unserer Voraussetzung einen Juristen gewählt hätte, der ihm ein Jahr vorher ein monumentales geographisches Werk gewidmet hatte. Daß Ösler, wenn er mit Äßler wirklich

identisch war, seinem Freunde Waldseemüller über seine Gesandtschaftsreise zum „Kaiser" von Rußland Mitteilung gemacht hätte, erscheint um so wahrscheinlicher, als Waldseemüller damals gerade mit der Fertigstellung seiner großen Seekarte, der Carta Marina von 1516, beschäftigt war.

Wie berechtigt aber auch die Vermutung erscheinen mag, daß der Gesandte Dr Jakob Ösler und der Straßburger Rechtsgelehrte Dr Jakob Äßler eine und dieselbe Persönlichkeit sind, so wäre es doch übereilt, dies als feststehende Tatsache hinstellen zu wollen. Dazu bedarf es noch weiterer Anhaltspunkte. Trotz aller aufgewendeten Mühe und trotz aller Anfragen ist es mir bisher nicht geglückt, etwas Näheres über den Gesandten Maximilians oder über den Straßburger Rechtsgelehrten zu ermitteln. Hoffentlich gelingt es einem der freundlichen Leser. Sollte sich aber auch die Vermutung nicht bestätigen, so wird damit an der Tatsache nichts geändert, daß Waldseemüller zuerst den Kaisertitel für den russischen Zaren auf einer Karte und überhaupt zuerst im Drucke bietet, und zwar zu einer Zeit, in der Kaiser Max den Titel ausnahmsweise in zwei Vertragsurkunden angewendet hat.

Zum Schlusse sei hier nur noch darauf hingewiesen, daß dem Kaiser Josef II. bei seinem Besuche in Moskau die Urkunde Maximilians vom Jahre 1514 mit der Titulatur „Kaiser" vorgelegt wurde. Josef II. las sie, wie Karamsin (Geschichte des russischen Reiches VII 450) erzählt, mit Interesse und sagte dann lächelnd zu den Archivaren: „Meine Herren, zeigen Sie das dem König von Frankreich." Karamsin fügt erklärend hinzu, der Hof von Versailles habe sich lange geweigert, die russischen Zaren als Kaiser anzuerkennen.

Joseph Fischer S. J.

Die Kriegsunterstützung der unehelichen Kinder.

Mit vielen andern Fragen wurde auch die der Unterstützung unehelicher Kinder durch den Kriegsausbruch wenigstens zu einer vorläufigen Lösung spruchreif. Bei der großen Zahl derer, die bisher ihren gesetzlichen Pflichten nachgekommen waren, aber jetzt ins Feld zogen, war es klar, daß etwas geschehen mußte. Das Archiv deutscher Berufsvormünder unternahm es deshalb, dem deutschen Reichstag in seiner denkwürdigen Sitzung vom 4. August 1914 einen Antrag auf Kriegsunterstützung der unehelichen Kinder zu unterbreiten. Der Antrag fand einstimmige Annahme mit der Bestimmung, daß die Unterstützung gewährt werde, wenn die Verpflichtung des Eingetretenen zur Gewährung des Unterhalts rechtlich festgestellt sei. Damit war für den Augenblick geholfen. Aber es erscheint durchaus folgerichtig, dem Kinde nun auch einen Anspruch auf Hinterbliebenenunterstützung zu gewähren.

Hier erhebt sich indessen die Frage: soll diese Hinterbliebenenunterstützung ebenfalls ganz gleichartig ehelichen und unehelichen Kindern zukommen? Sieht man auch davon ab, daß es sich jetzt nicht mehr darum handelt, in wenigen Stunden ein Notgesetz unter Dach und Fach zu bringen: es besteht außerdem ein tiefgehender, grundsätzlicher Unterschied zwischen den beiden Unterstützungen,

die eine verschiedene Handhabung durchaus zu rechtfertigen scheint. Bei der Kriegsunterstützung handelt es sich zwar um keine Armenunterstützung, aber doch um eine eigentliche Unterstützung, die zur Voraussetzung eine gewisse Bedürftigkeit hat. Die Hinterbliebenenversorgung dagegen besteht nach dem Gesetz von 1907 in einer eigentlichen Rente, einer Pension, die ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse automatisch beim Todesfall eintritt. Unterstützungen haben die unehelichen Kinder stets bezogen. Völlig neu dagegen wäre die Auszahlung einer öffentlichen Rente an sie. So kennt z. B. noch die Reichsversicherungsordnung nur Waisenrente für die ehelichen Kinder eines verstorbenen versicherten Vaters. Wenn durch die Bewilligung eines Rentenanspruchs auch die Gleichstellung des ehelichen mit dem unehelichen Kinde allein noch nicht erreicht wird, so wäre eine derartige Maßregel doch zweifellos ein weiterer Schritt in dieser Richtung. Bei der Erwägung, ob eheliche oder uneheliche Kinder durch das Militärhinterbliebenengesetz in gleicher oder verschiedener Weise berücksichtigt werden sollen, handelt es sich also nicht etwa um die Frage, sollen die Unehelichen überhaupt berücksichtigt werden, sondern darum, ob man mit der vollen und ausreichenden Versorgung und Erziehung des unehelichen Kindes zugleich seine Gleichstellung mit dem ehelichen verleihen bzw. dieser vorarbeiten will.

Daß das Gesetz vom 4. August 1914 die Gleichsetzung der unehelichen und ehelichen Kinder nicht bewirken wollte, bemerkt Prof. Klumker, der Hauptvertreter des Archivs deutscher Berufsvormünder, ausdrücklich in der Zeitschrift für das Armenwesen (XV 296). Selbst die Meinung Klumkers, daß hingegen durch die neue Gesetzesfassung ein Familienverhältnis zwischen dem unehelichen Kinde und seinem Vater anerkannt, das uneheliche Kind zu der Familie der Mannschaften gerechnet werde, scheint keineswegs eine so selbstverständliche Folgerung zu sein, wenigstens wenn man unter Familie die innige häusliche Gemeinschaft und die aus dieser Hervorgegangenen versteht. Zunächst liegt in dem Gesetz doch nur die Anerkennung der sittlichen Pflicht des Erzeugers, die auch das bürgerliche Recht sanktionierte, zum Unterhalt des Kindes beizutragen. Man konnte gewiß dem Gesetz beistimmen und trotzdem der Meinung beipflichten, die Stadtrat Dr Köhler-Leipzig im Zentralblatt für Vormundschaftswesen (1913, S. 5 u. 6) bei Besprechung eines norwegischen Gesetzentwurfes kundgab: „Was den Erzeuger des unehelichen Kindes mit diesem verbindet, ist die natürliche Blutsverwandtschaft. Insofern und insoweit liegt zwischen beiden das Verhältnis nicht anders als zwischen dem ehelichen Kinde und seinem Erzeuger in der Ehe. Aber nun der grundsätzlich — von hier nicht in Frage kommenden Ausnahmefällen abgesehen — maßgebende Unterschied: In der Ehe vereinigen sich Mann und Frau einmal zur vollkommenen und dauernden Lebensgemeinschaft, zum andern zur Erzeugung von Kindern, die diese innigste Gemeinschaft der Familie teilen sollen; außerhalb der Ehe vereinigen sich Mann und Frau weder zu dauernder Gemeinschaft noch zum Zwecke der Kindererzeugung, sondern zum vorübergehenden geschlechtlichen Verkehr, etwa noch — beim Konkubinat — zu

vorübergehender Lebensgemeinschaft. Das hat der Verfasser des Entwurfs meines Erachtens nicht genügend berücksichtigt, das übersehen auch bei uns jene, die, weil sie es mit dem unehelichen Kind gut meinen, glauben, es müsse mit dem ehelichen familienrechtlich usw. gleichgestellt werden.“ Man wird diese Worte auch heute noch billigen, ja heute sogar erst recht! Da der Krieg so viele Familien zerstört, in manch andere schwere Zerrüttung wirtschaftlicher und seelischer Art getragen hat, verlangt das wohl verstandene allgemeine Beste mehr denn je weitesten Schutz jener „innigsten Gemeinschaft der Familie“. Dort, wo ein uneheliches Kind wirklich an der Familiengemeinschaft des Vaters teil hat, bieten sich auch jetzt Mittel und Wege, es den ehelichen gleichzustellen. Daß aber, wenn es unvermeidlich ist, der einzelne für das Wohl des ganzen Volkes ein Opfer bringen muß, hat wohl kaum eine Zeit eindringlicher gelehrt als das vergangene Jahr.

Die Worte Dr Köhlers, der selbst zu den Unterzeichnern der Eingabe vom 4. August gehört und stets im Sinne seiner Stadt Leipzig, die in der Sorge für die unehelichen Kinder einen hervorragenden Platz einnimmt, tätig gewesen ist, zeigen zugleich, daß man es mit diesen Kindern wirklich gut meinen kann, ohne indessen für ihre möglichste Gleichstellung mit den ehelichen in familienrechtlicher Hinsicht einzutreten. In dieser Sorge und dem Wohlwollen für das Kind finden sich, wie auch die einmütige Abstimmung vom 4. August 1914 gezeigt hat, alle edel und rechtdenkenden Volksgenossen zusammen. Wenn die Vertreter unserer großen Städte dabei sehr in den Vordergrund treten, so ist dies bei der großen Zahl der unehelichen Kinder, die der Sorge unserer Städte anheimfällt, leicht zu verstehen. Es wäre aber ein großer Irrtum, zu glauben, daß deshalb andere weniger warm für diese Kinder fühlen. Es sei als Beispiel nur hingewiesen auf die Worte, mit denen Pfarrer Lewek-Berlin in der „Caritas“ (1915, S. 285) für die Adoption unehelicher Kinder wirbt. Es bricht sich ja auch in nichtkatholischen Kreisen erfreulicherweise allmählich die Anerkennung Bahn, daß gerade die vielgeschmähten Einrichtungen des Mittelalters, die Findelhäuser, wenn auch unvollkommene, so doch von ihren Stiftern gutgemeinte Erstlingsversuche waren, das Los dieser Kinder zu lindern.

Angesichts dieser Übereinstimmung in der Sorge für das Wohlergehen des Kindes selbst wird sich gewiß auch bei der kommenden Durchsicht des Militärhinterbliebenengesetzes ein Weg finden lassen, den alle einhellig betreten können. Neben andern Wegen, die eine Beziehung zu den geleisteten oder doch pflichtigen Unterhaltsbeiträgen herstellen wollen, wäre es denkbar, einfach für jene Kinder, deren Erzeuger nicht wiederkehrt, die Form des Mannschaftsunterstützungsgesetzes unter angemessener Berechnung der Unterstützungen beizubehalten.

Constantin Noppel S. J.

Emanuel Geibel.

(Zum 17. Oktober 1915, dem 100. Gedenktag seiner Geburt.)

„Niemals magst du reinen Mutes
Schönes bilden, Gutes tun,
Wenn dir Schönes nicht und Gutes
Auf demselben Grunde ruhn."
(Geibel, „Sprüche".)

Nicht dem eitlen Prunk einer rauschenden Jubelfeier sollen diese Zeilen dienen, sie wollen vielmehr zu einer ernsten Selbsterforschung mahnen, ob wir dem Dichter gegenüber die heilige Pflicht der Dankbarkeit gewahrt haben. Dankbar heißt doch nur, wer der Schuld gegen einen Wohltäter gerne gedenkt. Einem edlen Sänger aber lohnt nicht ein marmorner Denkstein oder erzenes Bildwerk, sondern nur die Treue, womit die Nachfahren anhänglichen Sinnes auf den Pfaden vorschreiten, die der Finder und Bahner durch Dornen und Dickicht gebrochen hat. Unter den Pfadfindern und Bahnbrechern des vergangenen Jahrhunderts steht Geibel nicht an letzter Stelle, und so muß sich die ernst gemeinte Weissage aus der tief ergreifenden Grabrede, die vor 30 Jahren Pastor Lindenberg dem Dichteroheim hielt, von neuem erfüllen: „Solange noch unsere Kinder mit Jubel die Knospen des Mai begrüßen und die Wolken wandern sehen am himmlischen Zelt, solange noch deutschen Jünglingen, deutschen Männern das Herz aufgeht beim Gedanken an das Vaterland, das ‚eine, große, wundervolle', solange noch Tiefe und Reinheit des Gefühls die Zierde deutscher Weiblichkeit ist, solange noch ernste deutsche Gemüter das Geheimnis der Sehnsucht, ‚das Heimweh nach der Ewigkeit' empfinden — so lange wird Emanuel Geibel, der fromme deutsche Sänger von Gottes Gnaden, in den Herzen unseres Volkes unvergessen bleiben." Wem aber dieser markige „Beichtspiegel" für seine Selbsterforschung zu sehr von der freundschaftlichen Verehrung eingegeben scheint, der mag die ruhige Rede zu Grunde legen, die kein Geringerer als Wilhelm Scherer zur Gedächtnisfeier des dahingeschiedenen Dichters in Berlin gehalten hat. Überzeugender, als es hier geschieht, kann wohl nicht ausgeführt werden, wie Geibel im Leben „die gewaltige Botschaft von dem Werte der Poesie, von dem Glanz unserer Sprache, von dem Priestertum der Kunst verkündete", und wie er „auch nach seinem Tode ein Wegweiser und Zielzeiger, ein Führer, ein Erzieher, ein Lehrer seines Volkes bleiben werde: ein Führer zur Schönheit, ein Erzieher zum Maß, ein Lehrer der Form". Scherer hat in seiner geistreichen Art den innersten Kern von Geibels Wesen und Wirken schön und scharf gezeichnet: die geschlossene Weltanschauung und eine tiefgründige Vaterlandsliebe; darin liegt seine Vorbildlichkeit.

Der äußere Lebensgang Geibels läßt sich recht anschaulich an der Hand seiner Dichtungen darstellen. Die Heimat — „kein Land ist ihm so süß als das machtvolle Lübeck, die hochgegiebelte Vaterstadt" — und der „Ernst des Vaters" und „der Mutter heiter Gemüt" und das „fabelhaft Entzücken" der Knabenjahre leben dem Dichter in stets dankbarer Erinnerung. In seinen idyllischen „Schulgeschichten" gedenkt er nicht nur seiner Jugendfreunde E. Curtius, Niebuhr,

Litzmann und Wattenbach, sondern auch der Lehrer, die ihm die frohe Begeisterung für das klassische Altertum als Lebensgewinn in sein leicht empfängliches Herz pflanzten. Nach glänzend bestandener Reifeprüfung sollte er Theologie als Lebensfach wählen und bezog zwanzigjährig die Hochschule in Bonn, mit der reizenden Umgebung am „grünen" Rhein — „o heiliger Strom, behüt dich Gott!" Aber schon nach einem Jahre vertauschte er Bonn mit Berlin, um sich nach eigener Neigung der Philologie zu widmen. Hier fehlte zwar „die Natur, Wiese, Wald und Wasser", dafür aber wuchs der Freundeskreis und erfüllte sich durch Vermittelung Bettinas von Arnim der lang gehegte Wunsch, „auf hellenischem Grund die Sonne Homers zu schauen". Der zweijährige Aufenthalt im Lande der Griechen zugleich mit seinem anregenden Gefährten Curtius schuf Geibel zum Dichter um, wie sein „ernstes Gelübde" bezeugt:

„Mutig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt."

Was er hier gewann, anerkannte er dankbar in einem seiner „Distichen aus Griechenland":

„Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank ich's;
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt."

Im Jahre 1840 kehrte er wieder in die Heimat zurück, des Wiedersehens froh, wie er es aufjubelnd schildert:

„Denn was immer die Welt mir Köstliches draußen geboten,
Süßer empfand ich das Glück, wieder zu Hause zu sein."

Jetzt begannen seine „gesangerfüllten Wanderjahre", bis ihn (1852) Maximilian II. nach München berief. Da gründete er — „ein seliger Mann" — mit seiner „Ada" ein leider nur zu kurzes Familienglück, das der Tod nach kaum drei Jahren (1855) zerstörte. Neun Jahre später starb auch sein edler Gönner, dem er dankerfüllten Herzens in dem tief empfundenen Gedicht „Am Ostersamstag" (1864) ein dauerndes Denkmal gesetzt hat. Bei dem Nachfolger fiel der Dichter durch seine bekannte Begrüßungsode an den König von Preußen völlig in Ungnade. Er zog sich ohne Groll in seine Vaterstadt zurück, wo ihn am 6. April 1884 ein sanfter Tod von langjährigen Leiden erlöste. Das dankbare Lübeck hat seinem großen Sohne ein Standbild errichtet und nach ihm den „Geibelplatz" benannt, und jetzt betreibt eine Geibel-Vereinigung die Pflege seiner Dichtungen und will zur 100. Geburtstagsfeier eine Geibel-Ausstellung veranstalten.

W. Scherer hat den Dichter „eine geschlossene Persönlichkeit", „einen Priester nicht bloß des Schönen, sondern auch des Guten" genannt, den „Festigkeit und Treue nie verließen", „der nie den vorübergehenden Forderungen der Mode gedient, nie dem Geschmack der Menge geschmeichelt, sich nie zum Sklaven einer literarischen Parteimeinung gemacht hat", „der der sittlichen Mission der Poesie stets treu geblieben ist", „dessen reines und richtiges politisches Denken in Poesie aufging". Diese weiten Umrisse lassen sich leicht durch Einzeichnung kleinerer Züge, die sich dem Leser der Gedichte ungesucht in Fülle darbieten, zum lebendigen Bilde vervollständigen. Welch eine demutsvolle Lebensauffassung spricht

aus dem innig aufrichtigen „Gebet“ mit dem Grundton: „Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!“ Und was der Dichter in einem der „Sprüche“ von jedem Menschen fordert, hat er selbst erfüllt:

„Streb' in Gott dein Sein zu schlichten,
Werde ganz, so wirst du stark:
All dein Handeln, Denken, Dichten
Quell' aus einem Lebensmark!“

Seinen Sängerberuf hat er in dem Gedicht an Friedrich Wilhelm IV. gekennzeichnet:

„So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.“

Wie er das eheliche Lebensglück auffaßte, steht in einem der Briefe aus Karlsbad an seine „Ada“: „Das ist ja der höchste Segen des Ehestandes, daß einer den andern auch innerlich heben und tragen, daß einer dem andern täglich besser, reiner und himmlischer werden soll.“ Die zahlreichen und am meisten bekannten Lieder über Naturbetrachtung sind nichts anderes als eine lebendige Predigt der Allmacht und Liebe Gottes. Ebenso tief religiös aufgefaßt klingen die vielen Anempfehlungen von sittlichen Tugenden, wie beispielsweise der Reinheit:

„Sei nur rein wie der Schwan, und es sprossen von selber die Flügel
Dir zu begeistertem Schwung hoch an den Schultern empor“,

oder der Entsagung und des Gebetes:

„Wer dem Genuß nachjagt, der schmiedet sich selber die Fessel;
Freiheit findest du nur, wenn du Entsagen gelernt. —
Strecke die Hand nur empor im Gebet! Gott faßt sie von oben,
Und die Berührung durchströmt dich mit geheiligter Kraft.“

Am innigsten aber hat er dargestellt, wie ein Mann auch den schwersten Schicksalsschlag gottergeben ertragen muß, da er den Verlust „des Teuersten, was er auf Erden besaß“, seiner „Ada“, beweint und dann schließt:

„Durch die Schatten des Grams wie ein Strahl bricht plötzlich der Glaube,
Der im Schwersten den Schluß waltender Liebe noch ahnt.“

An die rein religiösen Gedichte, wie „Weihnacht“, „Ostermorgen“, „Pfingsten“, „Vom Beten“ u. a., soll nur noch kurz erinnert sein, um den Beweis vollkommen erbracht zu haben, daß Geibel eine durch und durch christlich fromme Mannesnatur gewesen ist. Im sog. Kulturkampf der siebziger Jahre hat er leider aus übertrieben mißverstandener Begeisterung für das neue Deutsche Reich einige scharfe Sprüche gegen Rom verfaßt, die 1896 aus dem „Nachlaß“ veröffentlicht wurden.

Auf dem Gebiete der vaterländischen Lyrik hat Geibel eine bleibende Bedeutung. Er ist nach Schenkendorf unser edelster „Kaiserherold“. Was Deutschland in drei Jahrzehnten an Hoffnung und Schmerz bewegt hat, findet sich alles

in seinen Liedern zusammengefaßt. Die Liebe zum Vaterland steht in seiner frühesten Begeisterung begründet:

„Seit zum Jüngling ich erstand
Aus der Kindheit Traume,
Dir gehör ich, Vaterland,
Wie das Blatt am Baume."

All diese Lieder, angefangen von „Friedrich Rotbart" bis „Zur Friedensfeier" am 18. Juni 1871, sind mehr oder weniger noch in treuer Erinnerung, viele davon, wie das „Kriegslied" aus dem Juli 1870: „Empor mein Volk, das Schwert zur Hand" und die Siegeshymne „Am 3. September 1870", waren volkstümlich geworden und haben ihn damals wie noch jetzt nicht bloß zum Liebling der deutschen Jugend gemacht, sondern ihm auch den Dank seines Kaisers verdient. „Es ist das schöne Vorrecht des Dichters", schrieb ihm Kaiser Wilhelm I. im November 1871, „das, was die Nation als erhabenstes Ziel ihrer Wünsche im Herzen trägt, mit prophetischer Begeisterung zum Ausdruck zu bringen", und der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen hat in einem Trauerbrief nach dem Tode des Dichters geäußert: „Ihm gebührt der Ruhm, als echter Herold des Reiches die Wiederherstellung desselben und des Kaisertums besungen zu haben."

Mit der Hundertjahrfeier von Geibels Geburt fällt als ein zwar nebensächliches, aber doch bedeutsames Ereignis zusammen, daß nach 30 Jahren seines Todes seine Werke frei geworden sind und deshalb die weiteste Verbreitung erwarten dürfen. So ist die achtbändige Ausgabe der gesammelten Werke bei Cotta im Preis bedeutend herabgesetzt worden, und ausgewählte Veröffentlichungen haben Hesse, Reclam und Habbel begonnen. Die zweibändige Auswahl von Dr Franz Drexl[1] verdient deshalb eine besondere Beachtung, weil der I. Band die Gedichte Geibels geschmackvoll ausgesucht in ganz selbständiger Gruppierung bringt: Lieder (S. 1—116), Klassisches Liederbuch (S. 117—138), Übersetzungen französischer Lyrik (S. 139—154), Zeitstimmen (S. 155—177), Heroldsrufe (S. 179 bis 196), Sonette (S. 197—212), Balladen und Erzählungen (S. 213—290), Distichen (S. 291—298), Erinnerungen aus Griechenland (S. 299—305), Sprüche (S. 306—313), Gnomen (S. 314—319). Der II. Band enthält die vier Dramen „Brunhild", „Echtes Gold wird klar im Feuer", „Sophonisbe" und „Meister Andrea". Ganz eigenartig sind die Anmerkungen in der Art eines kurzen Wörterbuches jedem Bande angefügt. Ob sich „Brunhild" für die Schule eigne, wie E. Herford befürwortet[2], mag doch des bedenklichen Stoffes wegen billig bezweifelt werden. Im übrigen ließe sich diese Auswahl für Schule und Haus empfehlen. Hoffentlich wird die zweifellos zeitgemäße Geibel-Feier nicht den alten Untersuchungseifer über des Dichters „Verwertungen" fremder Quellen

---

[1] Habbel (Regensburg) 1915, I. Bd 334 S., II. Bd 331 S., je *M* 1.50.

[2] Wissenschaftliche Beilage zum Thorner Jahresbericht 1905, Progr. Nr 44; die Abhandlung hat so ziemlich alles benützt, was bis zu dem Jahre über Geibel geschrieben war.

neu aufleben machen; solche Arbeiten mögen gut gemeint sein, den Ruhm Geibels vermehren sie schwerlich. Der Dichter selbst hat ihnen das Urteil gefällt:

„Woher ich dies und das genommen? —
Was geht's euch an, wenn es nur mein ward.
Fragt ihr, ist das Gewölb' vollkommen,
Woher gebrochen jeder Stein ward?"

Schließlich wäre es zu wünschen, daß eine gerechte Werteinschätzung der Geibelschen Dramen sich allenthalben bewähre, und daß man sich dabei erinnere, was Männer wie Scherer und O. Ludwig als ihr Kunsturteil darüber ausgesprochen haben.

Am kürzesten und zugleich am treffendsten hat Leuthold Geibels Bild gezeichnet:

„Ganz kennst du unsere Zeit, doch, fremd der Spaltung
Der wogenden Partei'n und ihrem Toben,
Hast du gewendet deinen Blick nach oben
In selbstbewußter, priesterlicher Haltung!

Ein schönes Bild harmonischer Entfaltung
Hast du uns, Unvergänglicher, gewoben
Und einmal noch auf ihren Thron gehoben
Die Kunst durch formvollendete Gestaltung.

Das Lied ist dir wie wenigen gelungen,
Die ernste Weisheit auch ward dir gegeben:
Du holst den goldnen Schatz der Nibelungen.

Nicht einer Zeit, die rasselt, gilt das Streben
Des Dichters, der für alle Zeit besungen
Das, was unendlich ist im Menschenleben."

Nikolaus Scheid S. J.



Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Weltkrieg und Nationalismus.

I. Nationalismus, Staatsgedanke und nationale Kultur.

Der Weltkrieg brachte, so sagt man, so schreibt man, den Sieg des Staatsgedankens über den Nationalismus, dauernd und endgültig, wie man hofft. Österreich-Ungarns Einheit ist vorbildlich. Die völkischen Gegensätze schweigen dort, die Rettung und glorreiche Zukunft der Donaumonarchie ist das festgesteckte Ziel großartiger Anstrengungen und Opfer. In Deutschland haben Dänen und Polen und Elsässer ihre Sonderinteressen dem Staatsgedanken untergeordnet. Selbst Albions herrischer Rassenstolz verstand sich, freilich aus Not, Afrikaner und Asiaten zur militärischen Gleichberechtigung zwangsweise einzuladen. Rußlands Völkergewirr wird nur durch staatliche, gewiß nicht durch nationale Bande zusammengehalten. Auch die dunklen Typen im französischen Heere sollen den selbstbewußten Zügen nationalen Ehrgeizes einige große Striche der Weltgroßmacht hinzufügen. Der „heilige" Krieg hat zweifellos kein nationales Gepräge, und nicht das Echo des Sammelrufes bei entlegenen arabischen Stämmen, sondern die staatlich gefestigten Kräfte des Kriegsrufers am Bosporus werden entscheidend eingreifen. Für Japans Ausdehnungsgelüste aber sind deutlich genug staatliche, nicht rein völkische Gesichtspunkte maßgebend.

Es ist nicht ganz leicht, diese allgemeinen Gedankengänge so in Einzelheiten zu zerlegen, daß die volle Wahrheit hervorleuchtet. Immerhin scheint es bedenklich zu sein, von einem Sieg des französischen und englischen Staatsgedankens über den nationalen zu sprechen. Die Heranziehung fremder Rassen zum Krieg hat ja den Schein einer aus der Idee der Weltmacht aufstrebenden übernationalen Toleranz; aber der letzte Grund dieser Großmut ist doch ein aus nationalem Ehrgeiz, militärischer Schwäche und staatlicher Gewalt zusammengeschweißtes Gebilde. Der Franzose kämpft aus Liebe zur Nation, mehr als aus Liebe zum Staat. In Großbritannien hat aber der Krieg das Verhältnis der Nationen zum Staat in keiner Weise zu Gunsten des Staatsgedankens wesentlich verschoben. Indien, Südafrika und Irland sind Zeugnis genug. Auch in Deutschland darf man nicht, wie in Österreich, von einem neuen Sieg des Staatsgedankens sprechen. Das

Große und Einheitliche, was hier gekommen ist, war für besonnene Denker keine Überraschung, es kamen nur die Kräfte an die Front, die alle schon bereit dastanden. Das elsässische Problem ist ein staatliches, kein nationales. Als Volk gehören ja die Elsässer und Lothringer zu Deutschland, nicht zu Frankreich. Wenn die Sympathien einiger über die Vogesen langten, so waren sprachliche und Familienbande, auch gewisse Gewohnheiten der äußeren gesellschaftlichen Kultur an der Arbeit. Allerdings leisteten Polen und Dänen treue Heeresfolge, aber kein vernünftiger Mensch durfte zweifeln, daß diese Volksteile unter den gegebenen Umständen ihre militärische und parlamentarische Staatspflicht erfüllen würden. Die schwierigen nationalen Probleme bleiben hier bestehen. Der Zusammenbruch eines gierigen Nationalismus zeigte sich dann freilich auch im Scheitern der panslawistischen Träume Rußlands. Aber die polnische und ukrainische Bewegung, der rein dynastische Kriegsgehorsam des russischen Soldaten und die zunehmende Unzufriedenheit im Land zeigen allein schon, daß Rußland von einem Sieg des modernen Staatsgedankens noch sehr weit entfernt ist. Eine Lehre scheint allerdings der furchtbare Krieg der Welt zu geben: Die Bürgschaft für einen dauernden Weltfrieden geben starke Staatengebilde, wie sie durch die Macht der Geschichte geworden sind, nicht künstlich geformte, scheinbar noch so natürliche nationale Verbände. Die staatlichen Interessen verschiedener zu einer Einheit verschmolzener Völker sind einschneidender als die Träume eines Staatenbundes aller die gleiche Sprache redender oder doch stammgleicher Nationen.

Und die Ursachen des Krieges, bezeugen sie nicht bereits das Vorwiegen der staatlichen Interessen vor den völkischen? Der Wirtschaftskrieg, der Kampf um das staatliche Dasein, um die Großmachtstellung, um die Beherrschung des Meeres, um eine führende Rolle offenbaren freilich in erster Linie staatliche, nicht nationale Gesichtspunkte. Die Wahrheit ist aber doch wohl die, daß wir es hauptsächlich nationalen Leidenschaften zu verdanken haben, wenn diese Schwierigkeiten nicht durch die Staatskunst, sondern durch einen Weltbrand gelöst werden. Ein geradezu klassisches Beispiel liefert Italien. Nicht bloß allitalienische Hitzköpfe, sondern Leute, die sich von rein staatsmännischen, allerdings machiavellistischen Gesichtspunkten leiten lassen, fordern Gebietsabtretungen im Norden und eine sichere Grundlage für erweiterte Seerechte. Aber sie suchen ihr Ziel auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen zu erreichen, während die nationalen Kriegshetzer in ihrem Größenwahn und ihrem blinden Haß gegen andere Völker

den Krieg so zum Selbstzweck machen, daß sie das, was sie auf friedlichem Wege erlangen könnten, erkämpfen wollen, wenn es sein muß, selbst unter Preisgabe der völkischen Grundsätze.

Hat uns also der Nationalismus den Weltkrieg gebracht?

Die von Serbien geschürten nationalistischen Wühlereien, Rußlands allslawische Gelüste, die vergeltungsschwangere Werbearbeit am französischen Volk, die von einseitig völkischen Gesichtspunkten geleitete franzosenfreundliche Politik der belgischen Staatsmänner, der englische Rassenstolz und Rassenegoismus, die Einheitsbestrebungen und der Deutschenhaß der italienischen Irredentisten haben zweifellos den Krieg vorbereitet und eine Menge Anlässe zusammengehäuft. Nationalistische Theorien erhitzten seit Jahrzehnten die Köpfe und griffen immer wieder mit frevelndem Leichtsinn in die ruhige Entwicklung des geschichtlich gewordenen staatlichen Gleichgewichts Europas. Während die Weltwirtschaft, die Friedensbestrebungen der erstarkenden internationalen Bande und die durch ungeheuer verwickelte Lebensverhältnisse immer mehr geforderte Organisationstätigkeit machtvoller Staatswesen den Staatsgedanken täglich mehr zur Reife brachten, nährten völkische Fanatiker den teils revolutionären teils räuberischen Gedanken einzig berechtigter Nationalstaaten und unterwühlten so die Grundlagen der bestehenden gesellschaftlichen Gebilde und des Friedens. Unter dem Druck dieser halb offenen halb versteckten Machenschaften mußte sich der Staatsgedanke, den in erster Linie Deutschland und Österreich-Ungarn vertreten, zur Abwehr rüsten und den Weg der bewaffneten Notwehr beschreiten. Das war die große Sünde des Nationalismus, daß er gegen ein Weltgesetz gesellschaftlicher Entwicklung der Menschheit anstürmte; das ist seine Tragik und sein Verhängnis, daß die Kriegsnot, die er heraufbeschworen hat, Irregeleiteten aus dem eigenen Lager die Augen geöffnet hat und den Sieg des Staatsgedankens anbahnt.

Mit einer Klarheit, die bisher nicht einmal den Gegnern aufgeleuchtet war, offenbart sich jetzt die Definition dieses falschen Nationalismus: Er ist die krankhafte Sucht eines Volkes, alle Menschen, welche seine Sprache reden, in einem Staatswesen zu vereinigen, verbunden mit dem Bestreben, andere Nationalitäten, die zur Abrundung und Kräftigung des Nationalstaates notwendig zu sein scheinen und ausgebeutet werden können, unter Preisgabe des Nationalitätsprinzips zu unterjochen.

Diese tragikomische Wendung, diesen Umschlag ins Gegenteil mußte der Nationalismus sich gefallen lassen, weil er bei einiger Einsicht dem modernen Gesetz machtvoller Staatenbildungen sich nicht entziehen konnte.

So ist denn heute der Nationalismus in seiner krassen Form ein wandelnder Widerspruch, eine ebenso gaunerhafte wie gönnerhafte Heuchelei, eine lebendige Lüge. Als Theorie, daß jede große Sprachengruppe einen selbständigen Staat bilden müsse, hat er weder geschichtliche noch philosophische Gründe zur Verfügung. Vor allem ist er ein erbarmungsloser Kriegserreger. Für ihn sind Recht und Geschichte ein leeres Wort. Er greift in die alten barbarischen Zeiten zurück, da Volk wider Volk rang, weil die Parole galt: Griechen oder Barbaren. Seine Grundsätze, die er freilich nur auf andere Nationen anwendet, kennen keine Weltwirtschaft und keine Weltkultur auf der breiten Grundlage der Mitarbeit und des entsprechenden Mitgewinns aller Völker, Staaten, Weltteile. Er kennt nur die Vorherrschaft, die Erwerbstyrannei und die gnädige Vorsehung einer Nation, einer Rasse. Der Glanz seines Namens ist ihm das Entwicklungsgesetz der Welt. Er will alles vernichten und zertreten, um die Erde allein zu haben. Seine Tatparole ist die größere Ehre und der Glanz des Volkes, nicht, wie unter der Herrschaft des echten Staatsgedankens, die Wohlfahrt der Bürger.

Eine Vereinigung mehrerer Völker zum Staat widerspricht dem wahren Staatszweck nicht, gefährdet auch nicht notwendig die Existenz der verschmolzenen Nationen. Also versagen die einzigen Gründe, die gegen einen aus mehreren Nationen gebildeten Staat sprechen könnten. Ja die Wohlfahrt der Untertanen kann in einem solchen zusammengesetzten Gebilde in vielen Fällen besser gefördert werden als in den engeren Grenzen eines Nationalstaates. Es gibt Völker, die wenig Ordnungssinn und wenig organisatorische Talente haben; sie bedürfen einer Ergänzung. Erst dann können sie große politische, wirtschaftliche und soziale Aufgaben lösen, durch Zucht und Disziplin das Glück der einzelnen sichern. Wenn bei einem Volk das Gefühl oder die Einbildungskraft überwiegt, wird die mehr verstandesmäßige Anlage eines andern Stammes eine treffliche Mischung ergeben, die zu den höchsten Zielen befähigt.

Es scheint auch richtig zu sein, daß der einzige Weg zu einem gesicherten Frieden über einen mitteleuropäischen Staatenbund als Einleitung zu einem Weltbund führt. Dagegen schürt der Nationalismus seinem Wesen nach stets neu auflodernde Kriegsbrände.

Ist es aber für eine Regierung nicht leichter und jedenfalls naturgemäßer, wenn alle Bürger des Staates dieselbe Sprache reden? Die Leichtigkeit begründet unter ernsten Menschen noch kein Recht. Mit dem

Naturgemäßen ist es aber eine eigene Sache. Es wurzelt entweder in einem mechanischen Gesetz, das mit Notwendigkeit wirkt, oder in einer sittlichen Satzung, die verpflichtet. Im Leben der Völker gibt es aber keine andern naturgemäßen Gesetze als die aus einer inneren Notwendigkeit geborenen staatsbildenden Kraftäußerungen und die aus dem Wesen des Staates erstehenden allgemeinen Rechte und Pflichten der Regierung und der Untertanen gegeneinander. Die ersten Staatenbildungen sind naturgemäß national. In der Weiterentwicklung ist aber das naturgemäß, was sich ohne Verletzung der Rechte anderer Staaten geschichtlich herausbildet oder durch spätere stillschweigende oder tatsächliche Anerkennung der Beteiligten rechtlich geworden ist. Auf dieser Grundlage sind alle modernen Staaten entstanden. Der Nationalismus leugnet das alles und untergräbt damit alle Pfeiler der gesellschaftlichen Ordnung und des Völkerfriedens. Er macht die Spracheinheit zur staatsbildenden Ursache, während sie doch nur in den Uranfängen der Menschheit eine Bedingung des Zusammenschlusses war. Er erhebt damit das völkische Element zum Herrn über das staatliche, hebt so die Staatshoheit auf und ruft den Grundsatz der permanenten Revolution aus.

Übrigens vergessen die fanatischen Nationalisten gründlich eine der klarsten Lehren der Geschichte. Sie rechnen alle Völker, die dieselbe Sprache reden, zur Nation und ziehen sie in die nationalistischen Gelüste hinein, auch wenn sie einem andern Staatswesen eingegliedert sind. Nun ist es doch historische Tatsache, daß die heutige Spracheinheit der verschiedenen europäischen Völker ausnahmslos in ihren Grundursachen nicht dem Nationalleben, sondern dem Staatsleben zu verdanken ist. Völker *verschiedener* Rassen und Sprachen verschmolzen zu einem Staat, und durch den *Sieg einer Sprache* ward die Einheit erzielt. Von dieser Seite betrachtet, ist also der nationalistische Chauvinismus eine geschichtliche Sinnlosigkeit. Man vergesse doch nicht vollkommen die Adern der Völkerwanderung in Spanien und Italien, die fränkische Eroberung Galliens, das Völkergemisch in England, die slawischen Vorstöße tief nach dem Westen und Süden hinein, das Kunstgefüge russischer Sprach- und Staatseinheit.

Der nationale Größenwahn, dessen verderbenbringende Wirkungen geschildert wurden, ist zum Glück niemals die Ausgeburt eines ganzen Volkes. Denn Völker als Ganzes sind niemals närrisch. Er kommt zur Welt als Wahnidee eines ehrsüchtigen Machthabers, als Rettungsgedanke einer versinkenden politischen Partei, als Profithäresie einer industriellen Sekte, als wilder Aufschrei heimlicher Führer eines geknechteten Volkes,

als aufbrechendes Geschwür brutaler Herrenmenschenphilosophien. Dann kann er allerdings für kurze Zeit ganze Schichten eines Volkes anstecken und vergiften. Dieser nationale Größenwahn führt stets dieselben Waffen: heimlichen politischen Mord, unterirdische, revolutionäre Verschwörungen, Afterbündnisse mit religiösen Überspannungen, heuchlerisches Mitleid mit dem wirklichen oder vorgeblichen Unglück stammverwandter Angehörigen eines andern Staates, vergilbte historische Ansprüche, die längst durch anerkannte Tatsachen überholt sind, und das ekelhaft salbungsvolle Seufzen über unterdrückte Menschenrechte. Gegen diese Krankheit helfen keine Kriege und keine Friedenskonferenzen, keine Polizei und keine Wohltaten. Nur ein richtiger Ausgleich zwischen dem Staatsgedanken und den nationalistischen Bestrebungen kann Heilung bringen.

Man muß da gleich die Wahrheit feststellen, daß es neben jenem rabulistischen Nationalismus auch einen berechtigten gibt, und neben dem großen Staatsgedanken auch einen tyrannischen. Nationalismus ist nicht bloß die einseitige Kleinwelt politischer Quacksalber, die mit dem Wörtchen „all" vor ihrem Volksnamen die Rechtsverhältnisse übernationaler Staaten und die Ansprüche anderer Völker auslöschen wollen; man faßt darunter auch die wohlbegründeten Forderungen eines Volkes oder einer Rasse zusammen. Dieser echte Nationalismus bekämpft den tyrannischen Staatsgedanken, der alles nach dem erhabenen Vorbild und Ideal glattrasierter Beamtenmienen ebnen und ausgleichen will; er schätzt und schützt nationale Kultur und nationales Leben, er verteidigt Sprache und nationale Eigenart, weil er weiß, daß dies das Wesen eines Volkes ausmacht, und daß ein Volk seinem Staat, dem es eingegliedert ist, keine großen Dienste mehr leisten kann, wenn ihm die Regierung mit eiserner Faust die Kehle zuschnürt und es dabei auffordert, nach den bestehenden Gesetzen regelmäßig zu atmen. Auch in einem Staat, der nur aus einer einzigen Nation besteht, können völkische Lebensbedingungen durch Einschnürungen staatlicher Vergewaltigung unterbunden werden.

Die allgemeinen Grundlinien eines richtigen Ausgleichs zwischen den National- und den Staatsrechten sind allerdings leichter einzuzeichnen als die praktischen Einzelheiten.

Wenn eine glückliche Klugheit oder die harte Faust der Geschichte mehrere Nationen zu einem Staatsverband zusammenschließt, muß die Staatsidee über die Volksidee siegen. Das Staatswohl, der Staatszweck sind entscheidend. Wie das Wohl des einzelnen, der Familie, der Ge-

meinde dem Staatswohl weichen muß, so wird der kleine Kreis der Nationalität vom größeren, dem Staatsorganismus, umschlossen und muß ihm seine Güter unterordnen. Im Staatsverband kann das einzelne Volk seine Ideale nur erreichen, wenn es der schaffende Geist des Staatsganzen belebt und durchdringt. Der weitere und höhere Gesichtspunkt des Staates darf sich nicht einengen lassen durch die Glücksphäre der eingegliederten Nationen. Harte Gegensätze würden den Körper zertrümmern. Wie aber der Staat heilige Pflichten gegen Personen, Familien und Gemeinden hat, so liegen ihm auch unveräußerliche Aufgaben ob, die Eigenheiten der einzelnen Volksstämme zu berücksichtigen, ihre Interessen zu fördern, ihre Wünsche zu erfüllen, soweit es das Staatsinteresse gestattet. Und hier hat denn in christlichen Staaten der Geist des Christentums seinen Einfluß geltend zu machen. Verbriefte Verträge dürfen nicht vergessen, religiöse Rechte müssen heilig gehalten, nationale Güter soviel wie möglich geschont und gepflegt werden. Die Kirche wird immer fordern müssen, daß alle Bedingungen, welche eine ungestörte und blühende Religionsübung begründen, lebendig bleiben.

So einleuchtend diese allgemeinen Grundsätze sind, so unentwirrbar gestalten sich oft die praktischen Anwendungen. In der Sprachenfrage kommen militärische Gesichtspunkte und Verwaltungsprinzipien zu entscheidendem Wort. In die Schulfrage spielen die mehr oder weniger alten Kulturen der eingegliederten Völker herein; das Alter ihrer Geschichte, der Stand der geschriebenen Literaturen werfen sich in die Wagschale. Die größten Aufgaben rufen hier das Genie des Staatsmannes auf den Plan.

Da gilt es vor allem, die Kulturkräfte, die im Nationalcharakter schlummern, von den Kulturgütern, die durch den Staat erzeugt werden, zu sondern. Es gibt auch eine staatliche Selbstverleugnung zu Gunsten des Völkischen, die den Staat zur Vollkommenheit erzieht und den staatlichen Egoismus eindämmt.

Man muß mit einer Art gewalttätiger Liebe zur Gerechtigkeit den heiligen Herd nationaler Kultur in den Mauern eines gesunden Nationalismus festhalten, jetzt, da uns ein wahnwitziger Nationalismus den Weltkrieg vorbereitet hat. Man muß sich damit zum ruhigen Abwägen zwingen, versuchen unparteiisch zu urteilen, die geschichtlichen Verdienste der kulturschaffenden nationalen Bestrebungen von den mörderischen Übergriffen verwilderter nationaler Hoffart sondern. Die Menschheit darf an ihren

schönsten Gütern nicht irre werden, wenn wohltätige Kräfte, Friedenskräfte, ruhig arbeitenden, segenspendenden Händen entgleiten, ihr Bett verlassen und wie rohe Elemente wüten. Der leider weitverbreitete Gedanke, daß nationale Kulturen nur hinter Festungsgürteln und im Donner der Geschütze sicher sind und Nachbarn vernichten müssen, um bestehen zu können, sollte der Einsicht weichen, daß nationalistischer Größenwahn die Kulturerrungenschaften des eigenen Volkes zertrümmert, daß dagegen alle nationalen Kulturen zur Weltkultur sich sammeln können und erst dann der Menschheit das Glück höchster Bildung und Gesittung bringen.

Eine ruhige Betrachtung des Altertums erweckt fruchtbare Gedanken über den Zusammenhang von Nationalismus und nationaler Kultur.

Die heiligen Schriften des Alten Bundes sind ein gottgeschriebenes Lehrbuch echt nationalistischer Arbeit, blühender nationaler Kultur und eines aus der Grundlage des Nationalismus aufgebauten Staatswesens. Sie erzählen uns, wie Gott selbst sich ein besonderes Volk auserwählt, es gebildet und geführt, mit eifersüchtiger Sorgfalt vor einer schwächenden Mischung mit andern Völkern bewahrt hat. Der religiöse Hochstand und die Reinheit der Sittenlehre dieses Volkes flossen aus seiner Vereinsamung. Die außerordentliche Zähigkeit im Festhalten der Eigenart sind ein Ergebnis dieser langen, aber doch nur zeitweiligen nationalen Absperrung. Auch die wundervolle Originalität des Schrifttums Israels quillt aus dem tiefen See streng gehüteter nationaler Ideale. Berührungen mit den Kulturen der Umwelt sind dadurch gewiß nicht ausgeschlossen, Anlehnungen und Entlehnungen, politische und literarische, wirtschaftliche und gesetzgeberische, lagen auf der Linie der göttlichen Führungen. Sie nahmen aber der starken Eigenart nichts von ihrer Kraft und ihrer Frische. Es ist auch müßig zu fragen, was aus dem Judenvolk geworden wäre, wenn es sich mit andern Völkern von alters her inniger verschmolzen hätte.

Der Geschichtschreiber hat hier eine hohe Schule des Nationalismus vor sich. Auch die Philosophie der Geschichte kann die reichsten Fragen aus den Schicksalen des auserwählten Volkes hervorholen, aufrollen, zergliedern, nicht um auf Grund einer falsch verstandenen göttlichen Tat allgemeine Werturteile über den Nationalismus zu fällen (denn Gottes individuelle Leitung eines einzelnen Volkes schafft keine Gesetze), noch weniger um nach den Anfängen eines Nomadenvolkes mitten in einer Welt brennender und mordender Horden ein Lehrbuch über Krieg und Frieden zu

verfassen, wohl aber um die Frage nach dem Wert nationaler Kulturen und ihrer Ansprüche in unparteiischer und wissenschaftlicher Weise anzugreifen. Ausgezeichnet kann man da den Unterschied beobachten zwischen den nationalen Bestrebungen der echten Patrioten, der Propheten, und dem nationalistischen Größenwahn verbohrter Alljuden, zwischen dem nationalen Heldentum der Makkabäer und den Anfängen jener nationalistischen Einseitigkeit, die später im Pharisäismus endete.

Die kostbaren Einsichten, welche uns die Geschichte des jüdischen Volkes vermittelt, wiederholen sich in den Geschichten der andern Völker des Altertums. Wir können da beobachten, daß die großen geistigen Kulturen, welche der Weltkunst und der Weltliteratur unvergängliche Werte schenkten, auf streng nationalem Boden wuchsen, während die materiellen Kulturgüter, der hohe wirtschaftliche Aufschwung, die im ungeheuern Raum der Geschichte zunächst nur einen Augenblickswert hatten, aus mächtigen Staatengebilden herauswuchsen. Die National- und Weltstaaten wurden zertrümmert, die Schätze nationaler Kunst und Bildung blieben im Besitz der Menschheit. Wir betrauern freilich auch den tragischen Untergang der geistigen Kulturen einzelner hochgebildeter Nationen und Volksstämme als einzige Folge der Unfähigkeit der Eroberer und ihrer Staatsmänner, nationale Eigenheiten, Talente, Kunstgewohnheiten, seelische Kräfte zu verstehen und zu erhalten. An sich besteht gar kein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen den staatserhaltenden Kräften und Interessen von Weltreichen, die mehrere Nationen politisch zusammenfassen, und den geistigen Sonderinteressen der Kunst- und Literaturgedanken staatlich eingegliederter Volksstämme. Alle Ruinen, welche im Verlauf der Geschichte aufgehäuft wurden, sind auf Rechnung der verständnislosen Gewaltpolitik zu setzen.

Und was uns das Altertum lehrt, das offenbart in gleicher Weise die weitere Entwicklung der Menschheit. Überall das gleiche Gesetz, die gleichen Erfahrungen. Bestätigt wird die wichtige Erkenntnis, daß die Wissenschaft als geistige Kultur auf andern Bahnen verläuft als Literatur und Kunst. Sie hat auch insofern mehr internationalen Charakter, als sie durch mächtige Staatengebilde gefördert und durch ungeschickten Druck auf das nationale Genie weniger geschädigt wird. Wir beobachten dann, daß das Fortleben und die mehr oder weniger unbewußte Nachahmung des wundervollen staatsmännischen Weitblicks der Römer und die Anpassungsfähigkeit germanischer Völkerschaften blühende nationale Kulturen, ja selbst die Sprache unterworfener Völker erhielten, förderten, sogar zur

Herrschaft brachten und dadurch der Menschheit ungeheure geistige Güter und Werte retteten.

Alles kommt auf das richtige Verständnis und die richtige Einschätzung der nationalen Kultur an. Sie ruht in der Seele des Volkes, in seiner Sprache, seiner Eigenart, in seiner Phantasie und seinem Gefühlsleben, seiner physischen Grundorganisation, seiner geistigen Schöpferkraft und Unternehmungslust, der Ruhe und Beharrlichkeit seines Willens. Aber alle diese Keime und Eigenschaften können erst in einem geordneten Staat zur Betätigung und Reife gedeihen, zunächst in einem Nationalstaat. Bricht dieses Staatswesen auch zusammen, so können zwar die Früchte der erworbenen Kultur zum Gemeingut der Menschheit werden; lebenskräftig ist aber die Kultur nicht, wenn kein neues Staatsgebilde Schutz und Führung übernimmt. Sie kann jetzt wunderbar zur Entfaltung kommen, sie kann auch untergehen. Unter den Fittichen einer weisen Regierung muß die aus dem engeren Bann des Nationalstaates in den Weltraum eines verwickelteren Gebildes eintretende völkische Kultur an Tiefe und Vielseitigkeit gewinnen. Erst jetzt kann sie in die innigsten Beziehungen zur Weltkultur treten, ihr Licht leuchten lassen, neue Anregungen gewinnen und ausnützen, an der großen Tafelrunde gewichtig mitsprechen. Sie kann geben und empfangen.

Die Gesamtkultur des Staates hängt von der richtigen Mischung und regen, friedlichen Mitarbeit aller Teilkulturen der eingegliederten Nationen ab. Bei dieser Arbeit ist nun der Nationalismus der größte Feind. Er wird durch den Staat oder durch die Nationen selbst gezüchtet. Der Staat zieht ihn groß durch Verachtung, Lähmung oder Unterdrückung der ererbten nationalen Kulturen; er ruft so Widerstand und Haß hervor. Die Nationen erzeugen ihn aus ihrem Schoße durch einseitige, dem Reichsgedanken widerstrebende völkische Anmaßungen. Das Ergebnis ist in beiden Fällen das gleiche: die großen Aufgaben des Staates werden gehemmt durch innere Zwistigkeiten, die nationale Kulturarbeit stirbt langsam ab an politischen Umtrieben, die Durchdringung aller Kulturen desselben Reiches wird unmöglich. Der Nationalismus hat alles verdorben. Er wird beschworen und besiegt, wenn der Staatsgedanke und die nationalen Kulturen den Weg voller Eintracht beschreiten.

Nur ein Teil von dem, was man nationale Kultur nennt, ist Staatsaufgabe, aber auch der Nationalismus darf in die innersten Arbeitsräume des Staatsgedankens nicht ungestraft eindringen. Eine Sonderung beider Gebiete ist höchste Staatskunst und wertvollste nationale Kulturarbeit. Die

Schaffenslust des Volksgeistes liefert die Werte und Güter, die sich zur völkischen Kulturbesonderheit und Kultureinheit sammeln, und sie bietet dem Staate die Steine, aus denen er einen mächtigen Flügel im Bau der Bürgerwohlfahrt aufführt. Werden diese Kräfte durch eine kleinliche oder starr herrische innere Politik unterbunden, wird die Freiheit zur Entfaltung des nationalen Genies gehemmt, oder will gar der Staat, in Verkennung seines Wesens und seiner Aufgaben, die Erzeugung jener geistigen Früchte, die aus der Volksseele fließen, in den Kreis seiner Kanzleien und in den Bann seiner Verordnungen ziehen, so verwandelt er durch diese aufgezwungene Staatsgunst die köstliche Volkskunst in langweilige Staatskunst, den fröhlich schmiedenden Siegfried in ein trockenes und steifes Büreaukratengespenst. Schutz und Aufsicht und Förderung auf diesem Gebiete sind der Aufgaben genug für den Staat, überall dort, wo aus dem Volksinnern frische Quellen lebendigen Schaffens sprudeln, die es selbst gewinnen, lenken, ausschöpfen kann. Und wie viele andere Aufgaben, politische, militärische, wirtschaftliche, die unmittelbar aus dem Staatsgedanken entspringen, liegen dem Staate ob!

Religiöse Vertiefung, Wissen und Erfindungen, Schönheit und Lebenskunst, geistige Vorbereitung der großen Staatsarbeiten, Mitarbeit daran, ihre Verbreitung und Ausnutzung, das sind die Berufspflichten des wahren „Nationalismus". Sie werden nicht gefördert, sondern gestört und vernichtet, wenn sich der Nationalismus dem Staatsgedanken und dem Staatszweck gleichsetzt. National, nicht nationalistisch, das ist also das Losungswort. Die nationale Kultur erblüht am hoffnungsreichsten, der Staat erstarkt zu sicherster Einheit und höchster Wohlfahrt, wenn die Kräfte des nationalen und des Staatsgedankens getrennt marschieren und vereint schlagen.

II. Nationalismus und Religion.

Auch bei uns muß man umlernen. Deutsche Aufrichtigkeit läßt es sich nicht nehmen. Ehedem wollten auch ernste wissenschaftliche Kreise den Nationalismus für Staatszwecke nutzbar machen. Sie glaubten seine Klauen durch einige Klauseln und Einschränkungen abstumpfen zu können. Jetzt ist es wohl voller Tag geworden. Der Nationalismus ist ein Todfeind der historisch gewordenen Staaten und ihrer Rechte. Die Nationalstaaten aber, die nationale Weltstaaten werden wollen, können nur durch Heuchelei und Inkonsequenz ihr Ziel verfolgen.

An Stelle des Nationalismus mit seinen Anmaßungen zur Staatenbildung tritt der Grundsatz der nationalen Kulturen aller Völker inner-

halb des Staates und die Heilighaltung aller nationalen Rechte durch den Staat. Der Nationalismus will diese Kultur und diese Rechte seinen Zwecken dienstbar machen. Der neueste Szenenwechsel bietet ein religiöses Schauspiel: Moderner Nationalismus, der je nach seinen Aussichten den Anschluß an das Christentum suchte oder ihn mit Abscheu von sich wies, vom Christentum aber immer abgeschüttelt wurde, spielt sich an einigen Stellen seiner Schlachtlinie zum Bundesgenossen der Religion oder doch religiöser Gedanken auf. Der Grund dieser Schauspielerei ist deutlich genug. Der jetzige Weltkrieg schließt schon durch die Zusammensetzung der Bündnisse, die ihn tragen, religiöse und konfessionelle Gesichtspunkte vollkommen aus. Der Nationalismus kann aber seine Wühlarbeit nicht durchsetzen, ohne die nationalen Leidenschaften durch Hinweis auf die Gefährdung der nationalen Kulturen, die er „erlösen" will, aufzupeitschen. Da nun die Religion das leuchtende Kronjuwel in der Schatzkammer dieser Kulturen ist, muß er versuchen, Fühlung mit ihr zu gewinnen. Er rechnet nicht schlecht, denn er hat allen Idealismus abgelegt und ist zum Schacherer geworden. Siegt unsere Sache, denkt er, so muß die Religion den völkischen Zwecken dienstbar gemacht werden. Sie muß einen einheitlich nationalen Zuschnitt erhalten. Kann man doch diese Einheit als religiösen und staatlichen Gewinn hinstellen. Siegt aber die Staatsidee auf der ganzen Linie, so müssen die staatsfeindlichen Kräfte aus dem Schoß des Nationalismus gezerrt werden, um im geheimen zu knistern und zu flüstern. Das Heiligtum der Religion bietet da eine Art Freistätte. Und so rüstet sich der Nationalismus rechtzeitig, in die Mantille der Frömmigkeit gehüllt, zu einem kleinen Kirchgang. Die Maske ist christlich, das Herz ist heidnisch. Es kann nicht anders sein. Denn jede nationale Einengung des Christentums, alle völkischen Maßregeln, die aus eigenem Arsenal die Schutz- und Trutzwaffen religiöser Einheit herausholen, widersprechen dem Geist und Wesen der Weltreligion. Die Nationalisierung des Christentums, auch nur auf dünnen, oberflächlichen Schichten, bleibt ein verwegenes Unternehmen, der Religion und dem Staate gleich gefährlich. Da wird die Religion durch politische Umtriebe entkräftet, und der Staat durch den Widerstand des religiösen Selbsterhaltungstriebes beunruhigt.

Wie falsch dieses Liebäugeln des Nationalismus mit dem Christentum ist, wird man erst recht gewahr, wenn man die geschichtlichen Beziehungen des Nationalismus und der Religion im allgemeinen in Erwägung zieht.

Wo immer sich die Genossen eines Stammes oder mehrere Stämme, die als ein Volk bezeichnet werden können, zu einer staatlichen Gemeinschaft vereinigen, wird die mitgebrachte Religion, soweit sie ein Ergebnis menschlicher Einbildungskraft und menschlichen Gefühlslebens ist, soweit sie auf engbegrenzten Familientraditionen und Stammeseigentümlichkeiten ruht, gewissen Erweiterungen oder doch Änderungen unterworfen werden. Denn vieles, was die Familien und die kleinen Stämme religiös zusammenhält, religiöse Vaterrechte, patriarchale Gewohnheiten mit religiösem Einschlag, örtliche Zauberprivilegien der Priester, tyrannischer Aberglaube der Häuptlinge und manches andere lehnt sich gegen das größere Staatsgebilde auf und wird zertrümmert oder umgeformt. Solche Umbildungen gehen nicht ohne schwere Kämpfe vor sich, und dabei wird die Stammesreligion zur natürlichen Bundesgenossin der einzelnen Volksteile. Bildet sich allmählich eine Staatsreligion aus, muß sie, schon um ihr Dasein zu sichern, kräftigere Äußerungen des nationalen Lebens der Einzelstämme zu unterbinden suchen und wird so bald zu einem politischen Machtmittel in den Händen der Regierung.

Der Kampf um die Eigenart des Stammes und auf einer breiteren Grundlage um die Eigenart der Nation innerhalb eines umfassenderen Staatengebildes ist dann zum Teil ein religiöser. Dabei wird die Religion die Partei des Staates oder des Nationalismus ergreifen, je nachdem sie Staatsreligion oder nationale Religion ist. Erst eine Weltreligion könnte eine andere Stellung einnehmen.

Was wir hier in einem kleinen Bild beobachtet haben, bewährt sich auch bei Annahme eines größeren Maßstabes.

Es gab nationale Religionen, es gab Staatsreligionen[1], es gab dynastische Religionen. Die griechische Religion der Kunst wurzelte so tief im Wesen und im geschichtlichen Werden des Volkes, dessen Genius sie ihren Aufbau verdankte, daß sie mit dem Tod des alten Hellenentums auch ihren letzten Atemzug aushauchen mußte. Schon das Aufleuchten des Panhellenismus mußte ihren Pulsschlag hemmen, ihren Untergang besiegeln. Sie war geborene Feindin des allgriechischen Staates und Stütze auch der extremsten nationalen Bestrebungen. Wenn dagegen eine nationale Religion,

---

[1] Unter Staatsreligion verstehe ich hier und im folgenden eine in ihrem Ursprung, Wesen und Leben vom Staat abhängige Religion, nicht die Staatsreligion im mittelalterlichen und modernen Sinne.

wie die jüdische, in rein geistiger Gottesverehrung und ethischen Gedanken gipfelt, mußte sie zwar der Einverleibung des Volkes in einen fremden Staatsverband widerstreben, es bleibt aber verständlich, daß sie, selbst nach dem Untergang des nationalen Staates und ihres liturgischen Mittelpunktes, fortleben, ja das Volk selbst zum Dasein gleichsam zwingen konnte.

Die römische Staatsreligion vermochte das Staatswesen, in dessen Rechtssystem sie mit eisernem Band eingefügt war, nicht zu überleben. Aber dieser Weltstaat und dieses Rechtssystem selbst waren so allgemein menschlich und so elastisch, daß sie nur im Geist voreingenommener heidnischer Staatsmänner den Untergang der Religion mitmachen mußten. Das römische Weltreich konnte sich mit einer neuen Weltreligion verbrüdern. Die römische Religion selbst mußte aber als eine aus juristischem Geist geborene Götterverehrung alle jene, freilich auch nur jene Religionen bekämpfen, welche wie die christliche ein eigenes Recht in Anspruch nahmen.

Dynastische Religionen, der Phantasie, der Herrschsucht, der Grausamkeit tyrannischer Völkergebieter entsprungen, natürliche Todfeinde aller nationalen Bestrebungen, erlagen, sobald ihre Schöpfer erblaßten.

Die Geschichte der Religionen offenbart uns noch andere Formen, die weder national noch staatlich waren, obwohl sie naturgemäß dem Geist dieses oder jenes Volkes entstammten. Ihr ethischer Grundgehalt, an keine äußeren Formen streng gebunden, ihr philosophisches Wesen prägte ihnen einen internationalen Stempel auf, der ihnen weit über die Grenzen der ursprünglichen Heimat Eingang verschaffte. Man denke nur an den Buddhismus. Die orientalischen Kulte, die das römische Kaiserreich überschwemmten, verleugneten zwar ihren Ursprung niemals, sie arbeiteten auch mit festen Formen und Liturgien, führten aber einen so reichen Strom allgemein seelischer Erhebungen und anziehender Geheimzustände mit sich, daß sie verwandte Saiten in den Seelen der verschiedensten Völkerfamilien rührten. Sie hatten mit der damaligen Gesellschaft die krankhafte Überkultur sinnlicher Neugierde und hysterischer Aufregungssucht gemeinsam und entzückten erschlaffte Seelen zum Schauer religiöser Perversität.

Diese geschichtlichen Tatsachen bringen uns wertvolle Einsichten. National- und Staatsreligionen, die sich in die Grenzen eines Landes und Volkes einschnüren, müssen die Krankheiten und den Tod ihres Brotherrn mitmachen. Sie werden, ihres himmlischen Berufes uneingedenk, kraft geschichtlicher Notwendigkeit nationalen oder staatlichen Sonderinteressen dienen, mehr irdisch schwer als geistig, mehr politisch als überweltlich sein. In

das völkische und staatsmännische Spiel hineingezogen, werden sie sich nur allzu leicht von Machiavellis Geist stärker als vom Idealismus einer Politik des Seelenheils und der Gottinnigkeit leiten lassen. Der Priester, der, wie im alten Rom, gefügigen Göttern das Staatswohl abzwingen muß, wird die mangelnde Vorsehung des widerspenstigen Olymps durch die Kunstgriffe virtuoser Verlogenheit ersetzen. Gott hat dann nichts zu tun, als seine Weltpläne nach den jeweiligen Staatsgeschäften einzurichten. Die Religion wird zu einem Ressort der Regierung. Das Staatsrecht schreibt den Dienern der Religion vor, was sie von der Gottheit erbitten, welche Rechte sie Gott einräumen dürfen. Und wenn, wie bei den Griechen, nicht so sehr Gesetzparagraphen als künstlerische Menschenvergötterung, nationale Liebhabereien und das ganze soziale Leben Staat und Religion zu einer Einheit verbinden, kann der Kultbeamte nur jene sittlichen Wahrheiten und jene Jenseitswerte mit seinem Einkommen für vereinbar halten, die auf dem Markt der öffentlichen Meinung gangbar sind.

Wo immer der Staat die Religion meistert, werden sich mit zunehmender Erkenntnis und Aufklärung die Philosophen und Denker der Religion bemächtigen, um statt der gebundenen oder gar feilen Priesterschaft zu eigentlichen Priestern ihres Volkes zu werden. Das Theater, der Lehrsaal bauen sich zu Tempeln religiöser Unterweisung aus, die religiösen Meinungen der freidenkenden Intelligenz sammeln sich zum heißumstrittenen Dogmenersatz der Volksgenossen. So treibt die nationale und Staatsreligion religiösem Indifferentismus entgegen.

Diese Entwicklung ist so wahr und notwendig, daß man einige ihrer Züge selbst bei Naturvölkern beobachten kann. Nur ersetzt hier eine uralte reinere Überlieferung das selbständige Denken. Was die neueste Forschung über die Stammesweihe der „Wilden" ausgegraben hat, bringt das merkwürdige Ergebnis, daß der nationale Religionsbetrug der Stammeszauberer durch die uralte Überlieferung der Stammesältesten ergänzt wird. Diese Tradition enthält die Keime reiner religiöser Anschauungen, die strengstens geheim gehalten werden müssen, weil sie, allgemein zugänglich gemacht, den grausamen Bann der Vorurteile und des Aberglaubens, auf dem das nationale Leben aufgebaut ist, einreißen würden [1]. Wo aber, wie bei den Juden, ein von Gott geoffenbartes Religionsgesetz allmählich durch Herrscher und eine abhängige Priesterschaft in seiner Reinheit ge-

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd 88 (1915) 522 ff.

fährdet wird, ergeht Gottes Wort an das unabhängige Kollegium der Propheten, die eigentlichen Denker und Philosophen Israels.

Wenn Volk und Staat zusammenfällt, prägt sich das angedeutete Gesetz am deutlichsten aus. Die Nationalreligion, die dann immer in gewissem Sinne Staatsreligion ist, verliert ihren Charakter als Sache der Menschheit, als absolute Wahrheit, als rein überweltliche Macht, als geistige Monarchie und reiht sich unter die menschlichen Lebensbedingungen des Volkes und des Staates ein. Sie sinkt zu einem veränderlichen Kulturfaktor herab, zu einer Dienerin der weltlichen Volks- und Staatsinteressen. Sie wird immer mit der Zeit zu einer Gefahr für den Staat. Denn der suchende menschliche Geist erkennt mit steigender Notwendigkeit den Widerspruch zwischen dem allgemein menschlichen, übernationalen Begriff der Gottesgemeinschaft und dem engen, unnatürlichen Zwang eines nationalen Kultes oder einer nationalen Kirche und sucht alle Staatsgrundgesetze, die aus politischer Notwendigkeit Staat und Glauben auf rein nationaler Grundlage zusammenschweißen, zu durchbrechen.

Ganz anders steht es mit einer Weltreligion, die kraft ihres Berufes die Nationalkultur und den Staatsgedanken fördern will. Nur eine von Gott gestiftete Religion vermag sich auf die Dauer aller irdischen Gewichte zu entledigen. Als Weltreligion erblickt sie im spießbürgerlichen Nationalismus einen gefährlichen Nörgler und Feind. Er will sie klein und völkisch zahm machen, daß alles hübsch beisammen bleibe innerhalb der Grenzpfähle, daß sie in kleidsamer Nationaltracht auf stillen Landpfaden wallfahrte, daß sie kleinlaut und geduldig seinen Redeschwall ertrage und zur rechten Zeit den Gläubigen zurufe: „Jetzt nur nett Bravo rufen, liebe Leutchen, und für die heilige Sache des erhabenen Nationalismus hübsch andächtig beten!“ Schüchternen Nationalreligiönchen bleibt meist nichts anderes übrig als unter Knixen zu gehorchen, naiv dumm oder zornig knirschend.

Die Weltreligion geht gelassen lächelnd an diesem Jahrmarkt nationalistischer Reklame vorbei. Niemand ist vaterländischer und im richtigen Sinne nationaler als sie. Sie war es ja, die auf den Pfaden der Wildnis oder auf breiten Kulturstraßen zu den Völkern kam, dort durch Urgestrüpp, hier durch Überluxus den Weg sich bahnend zu des Volkes heimlichstem Herd und verborgen unberührtem Heiligtum gottgeschenkter Himmelssehnsucht und reiner Ahnungen. Sie mußte das Herz auskundschaften, das sie weich stimmen und gewinnen wollte. Unter alten

Bäumen dem Zauber weiser Sagen lauschend, am Bache des Volkslebens Welle um Welle beobachtend, daß ihr nichts entgehe vom Farben- und Lichtspiel nationalen Sinnens und Fühlens, von all den Millionen Teilchen und Stäubchen, die sich von altehrwürdigen Schollen allgemein menschlichen Denkens und Strebens losgelöst und erhalten hatten, sammelte sie alle diese Schätze völkischer Erinnerungen, Erwerbungen, Erwartungen, sichtete und nahm daraus, was als ewiges Angebinde der Menschenseele, als natürliche Gottesgabe, rein und duftig wie Waldblumen, in den Kranz ihrer göttlichen Wahrheiten sich einreihen ließ. Und wenn sie dann das Volk auf seinem Weg zur Staatenbildung begleitete, oder mit Millionen eines Kulturvolkes, die sie erobert hatte, vor den Staat hintrat, ihre Sendung und ihre Rechte kündete, fühlte sie sich als Mitbesitzerin des wertvollsten Teils der nationalen Kultur, als Gründerin neuer Kulturwerte und Schöpferin weit auslangender Kulturperioden. Der Staat brauchte nicht zu fürchten, daß sie durch Förderung krankhafter oder herrschsüchtiger Reste aussterbender Nationalkulte die Einheitsgedanken staatlichen Weitblicks behindere, denn ihre religiösen Lehren waren über alles einseitig Nationale weit erhaben; sie hatte aus dem Ewigkeitserbe der Menschheit, das auf seiner Wanderung ein verkümmertes nationales Gepräge erhalten hatte, wieder das allgemein Menschliche herausgeholt und in seine Rechte eingesetzt. Die national-religiöse Kultur brauchte nicht zu fürchten, daß der Staat sie zermalme, weil die mächtige Gestalt der Weltreligion zwischen Volk und Staat stand, vermittelnd, bittend, fordernd.

Nur weil die Rechte der Weltreligion auf göttlicher Einsetzung beruhen, können sich die religiösen Rechte der einzelnen zu einem Staatsganzen verbundenen Nationen auf die Dauer gegen übergreifende Staatsrechte oder gegen die Ansprüche einer machtsüchtigen Staatsreligion durchsetzen. Dann werden sich aber auch die nationalen Anmaßungen nicht auf die Religion stützen können. Der religiöse Kleinstaat, die religiöse Klüngelei nationaler Hauskirchen haben keinen Raum. Die Weltideale der Weltkirche lassen sich nicht in den engen Bann der Sonderinteressen eines einzelnen Stammes zwingen. So ist auch der Staat vor dem verräterischen Bund einer Nation mit ihrer Nationalreligion sicher. Die Weltreligion kann nie nationalistisch sein, weil sie dadurch ihr Wesen vernichtet sähe. Sie wird auch als Staatsreligion im modernen Rechtssinn niemals die Eigenart eines einzelnen Volkes andern Nationen aufdrücken wollen; denn sie ist mit den Interessen einer bestimmten Sprachgruppe niemals unzertrennlich verbunden.

Dem unbedingten Ideal rein nationaler Staatenbildungen hat sich die Weltkirche nie angeschlossen.

Da steht denn eine große geschichtliche Tatsache im Vordergrund. Die erdumspannenden Gedanken der Weltkirche sympathisierten niemals mit dem kleinlichen Aufbäumen zwerghafter Organismen gegen umfassende, rechtlich gestützte Staatengebilde. Selbst in der Zeit der Verfolgungen hat der einheitliche römische Staat der Ausbreitung des Christentums wider Willen gedient. Die Kirche hat eine Art Dankespflicht empfunden. Sobald sie frei wurde, hat sie treu zum Weltstaat gehalten. Der Gedanke einer christlichen Weltmonarchie erfüllte ihre größten Söhne. Sie erzog die kleinen Völker zu weltweiten Gedanken und Bestrebungen. Etwas wie ein Weltrecht schwebte ihr als Ideal vor. Ihre gottentflossenen Friedensgedanken lassen in sonnenverklärter Ferne das Bild einer Weltverbrüderung erscheinen. Ihre eigene Geschichte hat sie nur zu oft belehrt, daß die Tyrannei der Zwerge weit unerträglicher ist als die Tyrannei der Riesen.

Wie aber die Weltkirche immer für die Schwachen und Unterdrückten eintrat, so war sie auch stets bemüht, den katholischen Glauben und die Kulturen der Völker, die großen Staatengebilden eingefügt waren, möglichst zu schützen und zu retten. Man muß aber nun sorgfältig unterscheiden zwischen dem, was sie aus ehernem Pflichtbewußtsein tat, was sie als Makkabäermutter in Märtyrergesinnung forderte und litt, und dem, was sie als Vermittlerin, als gütige Fürsprecherin, als Beschützerin der Künste und der nationalen Kulturen zu erreichen suchte. Wie für die Rechte des einzelnen Menschen und der Familie, so wird die Weltkirche stets für die unveräußerlichen Rechte der Völker eintreten. Sie muß es tun als Stiftung Christi und Vollstreckerin seines Willens. Christus ist ihr eben nicht der gute große Mann, der Wohltaten spendend im milden Glanz gottbegeisterter Worte am See Genesareth wandelte; er ist ihr Herr und Gesetzgeber, dem sich alle Menschen und Herrscher fügen müssen. Sein Recht geht über alles Staatsrecht. Aber die wirklichen Rechte der Nationen im Gebiet eines Staatswesens richtig zu bestimmen, das ist die Schwierigkeit.

Kraft ihrer göttlichen Sendung wird die Weltkirche zunächst jene christlichen Rechte der Nationen schützen und vertreten, die sie vom Staat überhaupt fordert. Sie wird niemals die freie Religionsübung ihrer Kinder, die christliche Erziehung der Jugend, den ungehemmten Verkehr der Gläubigen mit Rom preisgeben. Sie wird also jenes Maß nationaler Freiheiten und nationaler Äußerungen in Sprache und Selbständigkeit, Unter-

richt und gesellschaftlichem Leben verlangen, ohne das jene religiösen Ziele nicht erreicht werden können. Noch so wünschenswerte politische Freiheiten aber, die keinen Zusammenhang mit der Religionsfreiheit haben, wird die Weltkirche nicht zum festen Programm ihrer Bestrebungen zu Gunsten einer Nation schlagen. Sie wird zu vermitteln suchen, wird aber nicht fordern.

Es ist klar, daß alle Katholiken als treue Söhne ihrer Kirche die nationalistischen Treibereien verurteilen müssen. Wenn Christen die Ideale des Nationalismus auf ihren Schild einmeißeln, bringen sie der Religion und dem Staat in erhöhtem Maße alle Schäden, welche nichtchristliche Nationalreligionen nur jemals erzeugt haben. Denn dort floß der Bund aus der Natur der Religion selbst heraus, hier steht er zu ihr in vollem Gegensatz. Der krasse Nationalismus, wie wir ihn oben geschildert haben, ist der feindliche Gegenpart des Christentums. Er setzt an die Stelle der Weltverbrüderung Christi eine Weltfeindschaft, statt Weltliebe kennt er nur Welthaß. Alles, was Christus geplant und eingerichtet hat, um der Menschheit den Frieden zu bringen, Christi Ewigkeitsgedanken einer allumfassenden Interessengemeinschaft aller Erdenbewohner für Zeit und Ewigkeit, vergißt er über seiner kriegslustigen Erlösungsbotschaft für angeblich unterdrückte Stammesbrüder. Der christliche Gedanke erhebt sich mit erhabenem Protest gegen diesen kulturvernichtenden Tyrannen der Menschheit. Er brandmarkt ihn als rohen Rassenegoismus, raubsüchtige Selbstvergötterung, nationalen Götzendienst. Die Weltreligion will mit diesem engbrüstigen Nationalitätenkult nichts zu tun haben. Sein krankhafter Feueratem setzt immer wieder die Welt in Brand und begräbt unter der glühenden Asche vulkanischer Ausbrüche alle heiligen Herde, die Christi Liebe entzündet hat. Die meisten Roheiten der Weltgeschichte stammen aus der Schmiede dieses verkrüppelten Glücksverderbers der Menschheit. In dieser Glut schweißt sich die Religion mit der Politik zusammen.

Wir erleben es jetzt mit erschreckender Klarheit. Die ärgsten Vergewaltigungen der Kirche erscheinen heute verblendeten Nationalisten in Frankreich als unangenehme Mißgriffe schüchterner Staatsmänner. Was man bisher an deutschem katholischem Leben geschätzt und bewundert hat, zerrinnt im Nebel dieses pseudovaterländischen Gedankenchaos zu einem matt erleuchteten, schwach umrissenen, mehr politischen als religiösen Gebilde. Die stärksten Gewebe freimaurerischer Hände werden für die neu eingestellten nationalistischen Augen zu durchsichtigen Gespinsten, die man wie Spinngewebe auseinanderblasen kann. Das Getöse ungeheuerlicher russischer Gewalt-

politik gegen die katholische Kirche vergeistigt sich vor dem Ohr dieser nationalistischen Tonverderber zu einem sanften Säuseln väterlicher, wenn auch etwas bärenhafter Mahnungen. Einige sind aufrichtig überzeugt, daß sie durch diese patriotischen Schwächen der Religion dienen. Sie vergessen bloß, daß die Kirche ihre Lügen nicht nötig hat. Andere gebärden sich nur nationalistisch fromm ad usum Delphini. Sie sind kurzerhand Schurken. Die Tragödie hat hier denselben Ausgang wie die Komödie. Wer im Krieg die Grundsätze verleugnet, hat das Recht verloren, sie im Frieden zu verfechten. Man wird ihm vorhalten, daß er ja selbst die liebenswürdige Unschuld seiner religiösen Gegner anerkannt hat. Man wird ihn höflich ersuchen, die nationalistische Sache durch lammfrommes Schweigen im Winkel weiter zu fördern. Er wird zum ewigen Burgfrieden verurteilt, weil er im Krieg statt des vernünftigen Burgfriedens, den ihm niemand übel nehmen konnte, charakterlose Zugeständnisse machte, die kein Mensch von ihm verlangte. Da ist der nationalistische Komödiant weit besser daran. Wenn es ihm gemütlich warm geworden ist, da seine Pläne gereift sind, legt er die Mantille der Frömmigkeit ab, wie er denn überhaupt an Kleiderwechsel gewöhnt ist.

Aber dieser Zwitterbund des nationalen Fanatismus mit der Religion zeitigt noch schädlichere Früchte.

Die christliche Moral und die erhabensten Ideen der Menschheit werden zu Sklaven des nationalen Haushalts herabgewürdigt. Man erlebt das entwürdigendste Schauspiel, das nur jemals die theatralische Heuchelei nationaler Brutalität in Szene gesetzt hat: das Einherschreiten völkischer Phrasenhelden in den weiten Prachtgewändern altrömischen Heldentums, die Verherrlichung wortbrüchiger Pornographen auf der bekränzten Tribüne vaterländischer Begeisterung, die Apotheose katilinarischer Weltpolitik auf dem Kapitol, die Verbrämung machiavellistischer Treulosigkeit mit dem Glorienschein eines Kampfes für Recht und Gesittung, und, was das Traurigste ist, die Maskerade nationaler Eitelkeits- und Zorngestalten unter dem altehrwürdigen Goldbrokat der Baldachine des Heiligtums, in den Weihrauchwolken erhabenster sittlicher Grundsätze und göttlicher Glaubenswahrheiten auf blutrauchenden Schlachtfeldern eines Weltkrieges, der in seinen Ursachen und seinen Zielen nichts, gar nichts mit Religion zu tun hat. Der unseligste Bund der Religion mit der Politik, der jemals geknüpft wurde. Ja noch mehr. Man entreißt dem Christentum sein kostbarstes Kleinod, den Geist der Neutralität, den Geist der Liebe und Wahr-

heit, den heiligen Willen, zu vermitteln und zu versöhnen. Man will den Gegner schlecht machen, indem man ihm einen Kampf gegen die Religion andichtet, vielleicht des „antiklerikalen" Österreichs gegen das „heilige" Rußland. Man entrüstet sich über übertriebene, zum Teil verlogene Greuel; selbst gelehrte Institute in Frankreich halten es nicht unter ihrer Würde, Haßschriften, aus denen jede Liebe und Gerechtigkeit verbannt ist, zur Vergiftung neutraler Unparteilichkeit zu verbreiten. Wozu mischen sich aber Männer des Friedens, der Kirche, nur um als echt national zu gelten, in dieses Gewoge perversen Klatsches? Sie werden so zu Aposteln des Hasses, sie zwingen zur Abwehr und zum Federkrieg neben dem Kanonenkrieg; denn so verwerflich die Anklage ist, so berechtigt, ja pflichtgemäß ist die Verteidigung.

Die Weltreligion hat so prachtvolle Aufgaben im Krieg. Sie sammelt in den Herzen der Witwen und Waisen aller Völker das gleiche Leid, den gleichen Schmerz, die leise rinnenden Tränen der Armen, die dasselbe erlitten haben und trotz Kampf und Haß sich dort verstehend und verzeihend finden, wo sich Unglück und Geduld umarmen; sie öffnet Herz und Hand des wetterfesten Kriegers, wenn im Feindesland zitternde Kinderhändchen und flehende Kinderaugen um Brot betteln; sie schwebt über blutigen Gefilden, vorbei an Schmerzenslagern und prägt in ihre große, erbarmungsvolle Seele alle Züge des Mitleids, der Güte, der Barmherzigkeit, aus denen sie beim ersten Morgenrot des Friedens den wundervollen Hymnus der Liebe dichtet, der die Welt verbrüdern soll nach den langen gräßlichen Stunden des Hasses; sie sucht schönheitsfreudig nach dem Schönen im Chaos des Häßlichen, nach der Güte im Gewühl des Rohen, nach dem zaghaft leuchtenden Fünklein Erbarmung mitten im grimmigen Wüten harter Notwendigkeit. Und da wollen ihre eigenen Söhne sie hinausschicken, daß sie das Wüste, Tierische, Blutrünstige mit ihren keuschen Fingern aus Trümmern der Verwesung und Vernichtung ausgrabe, daß sie ihres mütterlichen Berufes, sie, aller Menschenkinder Mutter, vergessend, nach allem gierig, heimtückisch, lüstern fahnde, was ihre Söhne entzweien und auf Jahrzehnte verfeinden muß! Gewiß, sie wird nie das Schlechte beschönigen, aber sie weiß zu schweigen, wo andere die traurige Pflicht des Redens erfüllen; sie wird nicht schweigen, wo sie für Grundsätze eintreten muß, aber sie wird nie unter dem Schein der Religion menschliche Ziele, auch nicht die heiligsten, verstecken. Sie wird auch beim Gegner das Gute und Edle suchen, anerkennen, bekannt machen.

Was man aus rein nationalen Rücksichten tut, klügele man nicht unter den deckenden Flügeln der Religion zum Eifer für Gottes Sache, mit fromm entrüstetem Augenaufschlag und unter salbungsvollen Seufzern über die verletzten Rechte der Religion. Kräftige nationale Lügen sind immerhin erträglicher als religiöse.

Die Phrasen der nationalistischen Schreier werden im Kanonendonner verstummen. Das ist ihr wohlverdientes Schicksal. Hoffentlich sinken auch die Umsturzpläne der Nationalisten in ein Massengrab der Vergessenheit und der Verachtung. Was aber leider bleiben wird, das ist das Unglück der Reiche, denen ihre Staatsmänner einen nationalistischen Kurs gaben, die religiöse Not der Völker, die jetzt Nationalismus und Religion zum Bund zwingen wollten. Was bleiben wird als Denkmal ewiger Schande, das ist das unselige Schlagwort „Krieg und Katholizismus" im Sinne jener, die es nicht als Sammelwort der Liebe und Versöhnung, sondern als Kampfwort der Zwietracht und des Hasses erfunden haben. Daß sie die Weltkirche in die Glut der Leidenschaften zerren wollten, ist ein Frevel an der Religion und der Kultur. Das Christentum, die Weltkirche wird über sie hinwegschreiten. Krieg und Katholizismus werden dann in einem andern Sinne zu einem Bunde reifen: die Weltkirche als anerkannte treue Hüterin wahrer nationaler Ideale, die Weltkirche als versöhnende Macht zwischen Nation und Staat.

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.

Die Zulassung des Bösen.

Der Richter der Welt allein weiß, welchen Anteil an der Verursachung des Völkerkrieges sittliche Schuld hat. Nur er kann entscheiden, wie weit auch in Einzelheiten des Krieges Sünde sich eingemischt hat; bloß er kennt die Grenzlinien, die, noch verwickelter als in der Kriegssittenlehre an sich, in den Gewissen der Menschen Erlaubt und Unerlaubt trennen, und einzig er war Zeuge von all dem Umstrittenen, was die erzürnten Gegner einander vorwerfen. Dennoch liegt auf der Hand, daß sittliche Schuld irgendwo, irgendwie Wunden geschlagen, Güter zerstört, Leben gemordet hat. Wenn die vom Kriegsleid Betroffenen seufzen: Warum dies mein Unglück? so heißt die nächste Antwort, sei es ganz, sei es zum Teil, sei es im allgemeinen, sei es im besondern, nicht selten: Wegen der Bosheit der Menschen. Aber warum diese Bosheit? Warum läßt Gott die Sünde zu? Es ist zeitgemäß genug, sich an die seit alter Zeit versuchten Antworten zu erinnern.

Wer den tiefen Ernst kennt, mit dem die christlichen Theologen von der Sünde sprechen, kann sich einiger Überraschtheit nicht erwehren, wenn er zum erstenmal bei ihnen der Streitfrage begegnet, ob die Welt besser wäre, falls es in ihr keine Sünde gäbe, und wenn er gar liest, daß eine große Zahl der bedeutendsten von ihnen mit Nein antwortet. Diego Ruiz de Montoya[1] führt für seine Meinung, daß die Welt mit Sünde geradezu die bessere sei, eine Reihe glänzender Namen auf. Thomas von Aquin gehört mit wiederholten Äußerungen, wenn auch nicht uneingeschränkt, dazu. Sein Erklärer Franz Silvester, der berühmte Ferrariensis[2], will unterscheiden: Der inneren Gütestufe nach, intensiv, sei die Welt mit Sünde weniger gut als die ohne Sünde, weil nämlich eine sündelose Menschheit besser wäre; aber der Ausdehnung des Guten nach, extensiv, gebühre der Welt mit Sünde der Vorrang, weil sie mannigfacheres Gute aufweise. Alfons Anton de Sarasa, der Verfasser der oft gedruckten „Kunst sich

[1] De providentia praedefiniente tr. 1, disp. 2, sect. 3 ff, Lugduni 1631, 26 ff.
[2] Commentaria in libros IV contra gentiles l. 3, c. 71, Antverpiae 1612, 317.

immer zu freuen"[1], möchte in ähnlicher Weise zwar die Frage, ob es an sich besser wäre, daß die Sünde nicht bestände, bejahen, aber ebenso die andere verneinen, ob es besser wäre, daß Gottes Vorsehung die Sünde hindere. Wie Leibniz, und natürlich erst recht Wolff, die Sünde zum Aufriß ihrer „besten Welt" für notwendig hielten, ist bekannt.

Schon die Tatsache, daß diese Streitfrage möglich war, noch mehr, daß sie von hervorragenden Männern in solchem Sinne gelöst wurde, muß eine Mahnung sein, gegen die Vorsehung nicht überschnell wegen der Zulassung der Sünde Klage zu erheben.

1. Die Sünde ist freilich böse, gott- und menschenwidrig. Sie reißt den Menschen aus dem rechten Verhältnis zu seinem Schöpfer und Vater, sie verwirrt alle Ordnungen in der großen Menschenfamilie wie im inneren Menschen selbst, sie tötet allenthalben den Frieden und ist ihrem Wesen nach Streit, Krieg, Zerstörung. Die Sünde ist das Böse schlechthin; das sittliche Übel macht, weit verhängnisvoller als das natürliche (physische) Übel, das nur in untergeordneten Beziehungen schädigt und schmerzt, die Vernunftwesen schlecht in dem, worin eigentlich und letztlich ihr Wert gesucht werden muß. Darum nennen wir anderes nur Übel, die Sünde allein das Böse.

Doch ist die Sünde, wie überhaupt das Übel, nirgends das Erste. Sie stammt aus dem Guten.

Alle lieben die Freiheit. Man wünscht, sich selbst zu bestimmen, und man schätzt die Ehre, sich recht bestimmt zu haben. Obwohl es eine unschätzbare Wohltat wäre, wenn man durch höhere Schenkung oder unfehlbare Fügung gut geblieben wäre, bedeutet es doch auch einen ruhmvollen Vorzug, daß man selber gut gewählt hat. Es ist schön, zum Siege geführt zu werden, aber auch schön, selber zu siegen.

Die modernen Ethiker neigen dazu, das Selbsterrungene, Selbsterworbene bis zum Übermaß zu schätzen. In einer Art von verstiegenem Subjektivismus weisen sie als sittlich belanglos ab, was einem Menschen als Gabe der Natur oder der Gnade, als Frucht der Gemeinschaft der Heiligen oder der Einheit des Geschlechtes in Adam zukommt. Als „Mann mit Schweiß und Schwielen" soll man alles verachten, „wofür man selber nichts kann". Der Mensch soll auch wirtschaftlich nur so viel Recht auf Güter haben, als er erarbeitet. Das sind Übertreibungen[2]. Aber sie

[1] Ars semper gaudendi tr. 6, § 3, Antverpiae 1664, 152 ff.
[2] Max Scheler, Abhandlungen und Aufsätze I, Leipzig 1915, 209 ff.

können dazu dienen, Gottes Absichten bei der Gründung der jetzigen Weltordnung zu beleuchten.

Die Menschheit darf sich hoher Ehre freuen. Zwischen Gut und Böse gestellt, trägt sie in ihrer Hand die Entscheidungen, an denen für Gott und sie am meisten gelegen ist. Himmel und Erde blicken auf sie, von ihr erwartend, wonach sie mehr als nach allem andern verlangen. Mag sein, daß die Menschheit die Erwartungen nicht selten täuscht; aber sie entspricht ihnen auch so oft, daß dem Reich der Sünde ein weltweites Reich des Guten gegenübersteht. Weihrauchwolken aufrichtiger Verehrung, innerer und äußerer, anbetender, dankender und bittender, steigen zu Gott auf. Dem Berufe, die Schöpfung zu unterwerfen, folgt das Menschengeschlecht durch ununterbrochene, regsame Tätigkeit; nicht bloß erhalten hat es sich seit Jahrtausenden, sondern auch an innerer und äußerer Bildung so gehoben, daß es mitsamt dem Antlitz der Erde wie neu geschaffen erscheint. In Treue, Freundschaft, Liebe haben sich die Menschen zusammengeschlossen; Liebreichstes, Selbstlosestes haben sie einander getan, ja in schweren Tagen haben Hunderttausende für ihr Vaterland Blut und Leben geopfert. Das ganze, uralte Reich des Guten aber: es besteht durch der Menschen eigene Wahl! Sie hätten anders handeln können, nichts hätte sie gehindert; die Vorsehung hätte nicht eigens andere Hilfen und Verhältnisse für sie ausgesucht, in denen sie die Probe beständen. Sie selbst entschieden sich für Gott und das Gute.

Solchen Ruhm hat nur die Freiheit. Andere mögen sich anders rühmen; die Freiheit allein steht durch sich selbst. Gott kann darum, nach der Seite dieses Ruhmes hin, nicht gütiger sein, als wenn er die Freiheit schenkt. Er ist auch, wenn er die volle Freiheit verleiht, ganz heilig. Denn sie ehrt Gott nicht minder als die Menschen. Daß der Mensch Gott auserwählt, obwohl keiner es so fügt und ohne Wissen des Menschen herbeiführt, stellt Gott in besonderem Sinne vor Engeln und Welt als Auserwählten, als Geliebten hin. Andere mögen Gott stärker lieben; aber nicht in so augenfälliger Art beweisen sie es.

Gott will und beabsichtigt also mit heiliger Güte die Freiheit und ebenso ihren guten Gebrauch, und zwar von vornherein, mit „vorgängigem Willen", wie die Theologen in Rücksicht auf die etwa eintretende Sünde sagen. Aber die Sünde, von Gutem herkommend, *veranlaßt und bedingt auch Gutes*. Dieses Gute beabsichtigt Gott nicht von vornherein, weil er die Sünde als Mittel zum Guten verschmäht. Aber er verlangt es

als Bedingung, damit er die Sünde zulasse, und nachdem die Sünde einmal vorliegt, also mit „nachfolgendem Willen", will und fördert er es, auf daß er im Guten das Böse beherrsche und dem Guten in allem das letzte, siegreiche Wort wahre.

Das Böse, als der Feind der edeln Natur, weckt das Gute zum Kampf. „Wer ist wie Gott?" ergeht der Schlachtruf der Freunde Gottes, die mit Wort und Tat, mit Opfern und Blut für Gottes Ehre eintreten. Das Böse schafft große Bekenner, Märtyrer, Lehrer. Reine Liebe pflegt die Wunden, den Mitmenschen von der Sünde geschlagen. Da die Ungerechtigkeit Platz greift, zieht die Gerechtigkeit das Schwert. Da die Begierlichkeit tobt, faßt die Mäßigkeit um so fester die Zügel. Da die Feigheit weicht, stellt sich ehern der Starkmut in die Breschen. Durch die Sünde hat das Reich Gottes seine Bewährung. Es ist doppelt so gut, nachdem es zum Krieg gegen das Böse hinaus mußte; unauslöschliche, unersetzliche Ehren bringt es von den Walstätten der Seele heim. Glorreich sind seine Eroberungen durch die Buße. Wem ist die Buße ehrenvoller, Gott, der von neuem erwählt wird, weil er nun als höheres Gut denn die Geschöpfe erkannt ist, oder dem Sünder, der über sich selbst sich erhebend wieder abstößt, was seinen Adel niederdrückte? Gottes Vollkommenheiten endlich glänzen für die Sünder in eigenen schönen Lichtern. Seine Güte wartet als Langmut, bewillkommnet als Barmherzigkeit; seine reine Heiligkeit fährt als Gerechtigkeit mit erhabenen Gewittern dahin. Man kennt das kühne O felix culpa, womit der Karsamstagsgottesdienst die Herrlichkeiten der Erlösung feiert. In Miltons „Verlorenem Paradies" (XII 469 ff) bricht Adam, nachdem ihm der Engel den Ratschluß der Erlösung enthüllt hat, in die Worte aus:

> O Güte ohne Grenzen, ohne Maße,
> Die all dies Gute soll aus Bösem schaffen
> Und Bös in Gutes wandeln, wunderbarer
> Als jene, die aus Finsternis im Anfang
> Das Licht hervorrief! Voller Zweifel steh' ich,
> Ob ich bereuen soll, was ich begangen
> Und auch verschuldet, oder mich erfreuen
> Vielmehr, daß viel mehr Gutes draus soll sprießen:
> Für Gott mehr Ruhm, mehr Gottesgunst den Menschen,
> Und über Strafe soll die Gnade schwellen.

Am Ende, wenn alle Schwankungen der Geschichte vorüber sind, festigt unverrückbar die Ehre Gottes ihr Königtum.

Gott ist so, indem er die Sünde zuläßt, ganz Güte und Gutheit. Er liebt die Sünde in keiner Form und mit keiner kleinen Nebenstrebung seines

Willens; sondern als Gott der lautern Güte liebt er einzig das Gute, das dem Bösen vorangeht, es begleitet, ihm nachfolgt. Gott bleibt ewig der unbefleckte Gegensatz zur Sünde, wie das Licht zur Finsternis, und ewig die wesenhafte Liebe zum Guten. Ja aus Liebe zum Guten, nicht trotz ihrer, läßt er das Böse zu. Er will nicht Gutes hindern, indem er dem Bösen die Möglichkeit nähme, nicht mit dem möglichen Unkraut die keimende Weizensaat stören. Er will nicht, damit keine Unwerte kommen, Werte, Schönheiten, Seligkeiten, Ehren aus der Weltordnung ausschließen, nicht sich und uns berauben, damit Räuber nichts zu stehlen finden. Wir sollen gehen können, auch auf die Gefahr hin, daß wir einmal fallen. Liebe zu uns und zum höchsten Gute läßt die Sünde zu. Gleichviel, ob eine vorzüglichere Offenbarung dieser Liebe möglich wäre, Gott ist in seinen Offenbarungen frei; auch erweist sich in mancher Beziehung die gegenwärtige Offenbarung als die schönste. Ein Spiegel, meint der eingangs genannte Ruiz, erzeugt nicht immer dann die schönsten Bilder, wenn er aus kostbarerem Stoffe besteht.

2. Man würde aber der Vorsehung Gottes nicht gerecht, wenn man nicht auch erkennte, daß ebenso wie der Liebe zu dem Guten, das vor und nach der Sünde liegt, so der Zulassung der Sünde selbst untadelige Heiligkeit zukommt.

Es gibt ein Zulassen, dem innere Gleichgültigkeit gegen das Zugelassene entspricht. Aber Gott verabscheut die Sünde, verbietet sie unter Mahnung und Drohung, gibt Licht und Kraft, sie zu überwinden, ruft sie, wenn sie geschehen, zur Buße oder Strafe. Man darf den Judas beneiden um die Fülle und Größe der Gnaden, die ihn vor seinem Verrat bewahren wollten. Gott bekämpft die Sünde, während er sie geschehen läßt, mit werktätigem, wenn auch aus höheren Gründen nicht mit nötigendem Willen. Auch menschliche Regierungen, bemerkt hierzu Leibniz gegen Bayle[1], lassen Wichtigerem zulieb, z. B. während sie in einen großen Krieg verwickelt sind, eine Unordnung zu; „kann man daraus folgern, daß der Staat sich um diese Unordnung nicht kümmere, oder gar, daß er sie wünsche?" Gott bleibt in allem der Heilige, der das Böse haßt.

Damit ist erst recht ausgeschlossen, daß Gott die Zulassung der Sünde mit innerer Billigung begleite. Gott mißbilligt die Sünde unter allen Umständen; er wünscht, daß sie nicht geschehe und nie geschehen wäre, selbst

[1] Théodicée p. 2, n. 127; Opera philosophica II, ed. J. E. Erdmann, Berolini 1839, 540.

wenn sie der Anlaß zum Allerbesten wird. Wie er die Sünde, den Widerspruch gegen sich selbst, nicht beabsichtigt als Zweck, so beabsichtigt er nicht einmal Gutes, sofern die Sünde dazu Mittel sein will; denn Gutes steht vor dem Allheiligen nie als Zweck des Bösen, sondern höchstens als Bedingung des Bösen. Auch die Formel, die einige Ältere für ein mehr bejahendes Verhalten zur Sünde gefunden zu haben glaubten: Gott wolle nicht die Sünde, aber das Dasein der Sünde, entbehrt der unerläßlichen Reinheit [1]. Umsonst mühte sich Schleiermacher [2], annehmbar zu machen, daß die Sünde in Bezug auf die Erlösung „von Gott geordnet" sei. Unerträglich, wenn auch folgerichtig vom Standpunkte des absoluten Determinismus, behauptete H. C. W. Sigwart [3] schlechtweg, das Böse sei als Grundlage, welche ins Gute umgewandelt werden solle, also als Mittel zum Guten gewollt. Als ob im Himmel oder auf Erden der Zweck ein böses Mittel heiligte!

Dem inneren Verhalten Gottes entspricht die äußere Verwirklichung des Zulassens als ganz göttlich, ganz erhaben über die Irrgänge des Geschöpfes. Allerdings liegt es in der Allursächlichkeit des Schöpfers, daß seine Hilfe bis an die geheimste Werkstätte der bösen Tat hinan in Anspruch genommen wird. Wollte Gott sich auf eine beiseitestehende Zulassung einschränken, die in keiner Weise, weder mittelbar noch unmittelbar, zur bösen Tat beitrüge, müßte im selben Augenblick unsere Welt stillstehen, ja verschwinden.

Gott erschuf die Welt, den Menschen, die Freiheit. Keineswegs naturhaft bös erschuf er sie, verdarb sie auch nicht nach dem Sündenfalle, wie die Reformatoren wollten, zu substantialer Schlechtigkeit und grundsätzlich verkehrten Trieben, verunstaltete sie nicht mit dem „Radikalbösen" Kants. Nicht den Willen zur Sünde gab er, wie Augustinus gerne sich ausdrückt, sondern die Macht zur Sünde [4]. Diese Macht zur Sünde war aber zugleich die Macht zum Guten. Die Kritiker, die „Feinde und Vorforderer Gottes", wie einer der gehässigsten sich nennt, benehmen sich merkwürdig unbeholfen mit ihrem Vorwurf: Gott wollte die Ursachen zur Sünde; das durfte er nicht. Wissen sie nicht, daß es auch bei uns Menschen oft sehr gut ist, Ursachen des Bösen zu setzen? Wären nur bei den Menschen die Bedingungen dazu immer so vollkommen erfüllt wie bei Gott! Die Freiheit,

---

[1] J. J. Urráburu, Theodicaea II, Vallisoleti 1900, 522 ff.

[2] Der christliche Glaube I, § 48 81; Sämtliche Werke 1. Abt. III, Berlin 1835, 248 444 ff.

[3] Das Problem des Bösen oder die Theodicee, Tübingen 1840, 154.

[4] Nicht voluntas, sondern potestas peccandi.

die Gott schafft und auf das sittliche Kampffeld beruft, ist gut. — Gott beabsichtigt keineswegs ihren schlechten Gebrauch. — Das Gute fließt aus ihr ebenso wohl, ebenso unmittelbar wie das Böse. — Die Herrlichkeit der freien Tugend ist Grund genug, auch der freien Sünde offene Bahn zu lassen.

Das wäre ein engherziger Herrscher, der nie wagte, Ursachen und Anlässe des Bösen zu schaffen. Eine engherzige Sittenregel stellen jene kleinen Richter Gottes auf, indem sie behaupten: Da Gott die Sünde hindern könne, müsse er sie hindern; beim Allmächtigen wäre Gestatten gleich Wollen; einzige Bedingung einer erlaubten Zulassung sei der Mangel an Macht[1].

Trotz solcher Kritik seiner Geschöpfe tritt Gott noch näher an das Böse heran: die sündige Tat könnte nicht vollzogen werden, wenn Gott nicht mitwirkte.

Die Reformatoren lehrten darum, Gott bewirke die Sünde schlechthin, er sei ihr Urheber. Der heftige Widerspruch, den diese als Lästerung empfundene Behauptung innerhalb und außerhalb des Protestantismus fand, hatte alsbald zur Folge, daß man zur gegenteiligen Lehre zurückkehrte. Doch taucht die Behauptung gelegentlich wieder auf, natürlich auch als Einwurf bei den modernen Freidenkern, von denen in solchen Dingen niemand feinsinniges Unterscheiden erwartet. Der Unterschied zwischen Mitwirken und Bewirken schlechthin oder Urheberschaft liegt darin, daß das zweite zum mindesten den bestimmenden Einfluß, die entscheidende Wahl verlangt, kraft deren etwas ins Dasein tritt. Wer im wahren Sinn Urheber genannt werden soll, muß mehr als irgendwie geholfen, er muß ausschlaggebend und absichtlich auf das Zustandekommen eines Dinges oder einer Tat gewirkt haben. Diesen Ausschlag aber hat Gott bei der Sünde nicht gegeben. Den Ausschlag gibt der freie Mensch. Wie immer in den geheimnisvollen Tiefen der Seele die menschliche Freiheit und die göttliche Allursache zusammenarbeiten, nur die Freiheit entscheidet, daß die Sünde sein soll; Gott läßt sie entscheiden. Darum ist der Mensch, nicht Gott, Sünder und der Urheber der Sünde[2]. Unterhalb der feinen Spitze der freien Entscheidung aber liegt nichts, was aus sich schon Sünde wäre. Geschähe die Tat im

[1] J. H. v. Kirchmann, Erläuterungen zur Theodicee von Leibniz, Leipzig 1879, 50. Diese Erläuterungen enthalten drollige Schiefheiten.

[2] Daß dies auch gilt, wenn man das eigentliche Wesen der Sünde positiv, nicht rein privativ auffaßt, siehe J. J. Urráburu, Theodicaea II, Vallisoleti 1900, 953 ff, der übrigens die privative Auffassung vertritt. Daß es überhaupt für die moralische Beurteilung nichts verschlage, ob positiv, ob privativ, siehe V. Frins, De actibus humanis II, Friburgi 1904, 425 f.

Traum, wäre sie keine Sünde, sondern höchstens eine Unzier, ein Übel wie andere sittlich gleichgültige Übel[1]. Gott hilft nur zum Leibe der Sünde, nicht zu ihrer eigentlich bösen, belebenden Seele. Die Beurteilung der Mitwirkung zum Bösen gehört, wie jeder Kundige weiß, zu den schwierigsten Gebieten der Sittenlehre; aber die Grundsätze der Sittenlehre widersprechen in nichts dem Verhalten Gottes. Wie es gut und heilig ist, daß ein Priester schaudernd eine gottesräuberische Kommunion spendet, wenn er höhere Gründe hat, das Geheimnis von der Unwürdigkeit des Empfangenden zu bewahren, so ist es heilig, daß Gott wider Willen, aber aus höheren Gründen der Weltregierung zum Bösen in einer Weise mitwirkt, daß man doch nicht von Urheberschaft, sondern nur von Zulassung sprechen darf.

Übrigens berufen sich die Einwände gegen die Zulassung des Bösen weniger auf die Heiligkeit Gottes als auf seine Güte; es liegt ihnen offenbar mehr am menschlichen Wohl, wie sie es mit größerer oder geringerer Kurzsichtigkeit verstehen, als an der Makellosigkeit des Allerhöchsten. Namentlich Bayle, der Zweifler, hat mit einer Unermüdlichkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, Gleichnisse zusammengetragen, aus denen Ungüte der Vorsehung hervorgehen soll: ein Fürst, der Aufruhr in seinem Land anstiftet, damit er nachher seine Größe im Niederschlagen des Aufruhrs zeigen könne; ein Arzt, der seine Kinder die Beine brechen läßt, nur um nachher seine medizinische Geschicklichkeit ins Licht zu stellen; eine Mutter, die ihre Tochter in gefährliche Gelegenheiten führt, dabei gleichgültig den Verführern zusieht usw.

Aber das heißt nicht Einwürfe machen, sondern sich in Gotteslästerungen gefallen. Jene Fürsten und Ärzte Bayles freilich handeln mit selbstsüchtiger Bosheit: sie wollen das Unglück ihrer Mitmenschen als Mittel, um selber glänzen zu können. Aber mit welcher Stirn schiebt Bayle solches dem lautern Wohlwollen Gottes unter? Nicht einmal gleichgültig, wie jene herzlose Baylesche Mutter, ist Gott gegen den menschlichen Schaden; sondern bis in die schwärzeste Sünde, ja bis in die Verdammung hinein begleitet der göttliche Wunsch den Gefallenen, er möchte nie sich in sein Unglück gestürzt haben.

Wohltaten Gottes verdanken wir, daß wir sündigen können. Gebrauchen wir sie gegen Gottes Absicht, werden sie freilich mißbrauchte Wohltaten; aber sie bleiben Wohltaten. „Allein unter allen Lebewesen", sagt Bernhard

---

[1] Dazu wieder ein Vertreter der positiven Auffassung der Sünde: L. Lessius, De perfectionibus moribusque divinis l. 13, c. 26, n. 176—182; Friburgi 1861, 466 ff.

von Clairvaux[1], „ist dem Menschen gegeben, sündigen zu können, kraft des Vorzugs der Freiheit. Es ist ihm aber nicht gegeben, damit er darum sündige, sondern damit er ruhmvoller dastehe, wenn er nicht sündigt, obwohl er sündigen kann. Denn was könnte ihm ruhmvoller sein, als wenn von ihm die Worte der Schrift gesagt werden: ‚Wer ist der, und wir wollen ihn loben?‘ Warum? ‚Denn er hat Wunderbares in seinem Leben getan.‘ Was denn? ‚Da er sündigen konnte, hat er nicht gesündigt; da er Böses tun konnte, hat er es nicht getan‘ (Sir 31, 9 f). Diese Ehre also hat er, solange er ohne Sünde war, bewahrt, und verloren, da er sündigte. Er hat aber gesündigt, da er frei war.... Doch war dies nicht die Schuld des Gebenden, sondern des Mißbrauchenden, der die Fähigkeit, die er zum Ruhm der Sündelosigkeit erhalten hatte, zur Tat der Sünde kehrte. Denn obwohl er sündigte aus dem erhaltenen Können heraus, so doch nicht weil er konnte, sondern weil er wollte." Jemandem die Möglichkeit eines Vorteils zu geben, bemerkt auch der Mohammedaner Murtada, sei eine Gnade, selbst wenn sie aus freiem Willen unbenutzt bleibt[2]. Daran ändert sich nichts, wenn Gott den Mißbrauch der Gabe voraussieht; alle gespendeten Gaben werden dann erst recht selbstlos und ohnegleichen großherzig.

Noch ersichtlicher ist dies, wenn man neben den sündigen Beschenkten zugleich die Guten berücksichtigt, die Gott die Treue wahren. Angenommen, Gott würde den Bösen zuliebe, die durch seine Gaben sich schädigen wollen, die Menschheit nicht schaffen oder sie irgendwie unfrei machen, wären damit nicht die Guten geschädigt? Es wären ihnen, den Guten, ein Ruhm und ein Glück entzogen, die sie durch ehrenvollen Kampf sich erworben hätten, und zwar darum entzogen, weil andere verkehrt und feige sein wollten. Wäre das recht und gütig? Möchte in dem Falle, daß es sich um die Erschaffung nur solcher Menschen handelte, deren Untergang feststeht, es gütig sein, von der Erschaffung abzusehen; aber nicht gütig wäre es in einer gemischten Menschheit, nicht gütig gerade gegenüber den Tapfern und Treuen. Ob auch eine Menschheit möglich wäre mit genau der gleichen inneren Beschaffenheit und inneren Führung wie wir, in der sich aber alle oder mehr sündenfrei hielten oder wenigstens retteten, muß als sehr ungewiß gelten.

---

[1] De gratia et libero arbitrio tractatus c. 7; Migne, Patr. lat. CLXXXII 1014.

[2] M. Horten, Die philosophischen Probleme der spekulativen Theologie im Islam, Bonn 1910, 141.

Nicht umsonst betonten die Alten, man müsse Gott, um sich nicht mit Unrecht über ihn zu beklagen, nicht als bloßen Lenker der Einzelwesen, sondern als Lenker des Alls betrachten[1]. Hier gerade liegt wieder ein Fehler gewisser Gleichnisse Bayles und anderer: vom Arzt, der seinem Patienten Wein zur Verfügung stellt, obwohl er weiß, daß dieser sich schaden wird; vom Vater, der seinem Sohn ein Messer gibt, mit der Voraussicht, daß dieser sich umbringt u. dgl. Diese Gleichnisse zeigen jedesmal einen Mann in einem engen Kreis mit beschränkten Pflichten, ohne Vorsehungsziele weiterer und höherer Art. Aber schon menschliche Obrigkeiten sind anders gestellt. Sie geben mit Recht den Umlauf vieler Dinge frei, von denen sie sicher wissen, daß viele sie mißbrauchen. Sie wollen eben nicht die guten der Bürger unter der Verkehrtheit der leichtsinnigen und verbrecherischen leiden lassen. Was so der zwergigen „Vorsehung" menschlicher Behörden billig ist, muß erst recht der großen Weltvorsehung Gottes billig sein; diese kann zudem weit umfassender, sicherer, endgültiger als die Menschen Gutes aus Bösem ziehen. Wie viel tiefer als jene geringen Gleichniserfinder hat Dante geschaut, als er an sein furchtbares Höllentor die Inschrift setzte: „Mich hat die Liebe gemacht!"[2]

Mit der Güte Gottes stimmt auch hier wieder die Heiligkeit zusammen, die nicht dulden kann, daß wegen der Bosheit der Geschöpfe die Ehre des Schöpfers beeinträchtigt werde. Wie irdische Regierungen sich nicht deshalb in den Ruf der Engherzigkeit bringen können, weil böser Wille sich ihre Weitherzigkeit zunutze macht, so soll Gott nicht einen Ruhm seiner Weltregierung denen opfern, die ihr niederes Vergnügen seinem hohen Willen vorzuziehen entschlossen sind. Das ist schon ein schwacher Regent, schon der Knecht der Rebellen, wenn er Pläne, die sonst ihm und dem Gemeinwesen zur Ehre gereichten, nur darum nicht ausführt, um nicht Rebellen strafen zu müssen. Allgemeines Gut geht vor einzelnem, göttliches vor menschlichem.

Es versteht sich, daß jedes weise Regiment das Gute und das Böse, das aus seinen Maßnahmen erwächst, sorgfältig gegeneinander abwägt: es soll nicht unverhältnismäßig viel Böses zugelassen werden. Welche Maßstäbe hierbei Gott anlegt, können wir nicht deutlich wissen; er allein ermißt die unendliche Würde der göttlichen Ehre, er allein kennt die Größe der Himmelsfreuden. „Die Herrlichkeit der Seligen im Anschauen der

[1] Nicht provisor particularis, sondern universalis.

[2] Fecemi la divina potestate,
La somma sapienza e il primo amore. (Inferno III 3 f.)

Gottheit kann so groß sein, daß die Übel aller Verdammten diesem Gute nicht vergleichbar sind."[1] Nicht einmal das wissen wir, ob es auf Erden mehr Sünde als Tugend gibt, und vor allem nicht, ob von den Sündern mehr Unbußfertige als Bußfertige ins Jenseits treten. Aus willkürlichen Annahmen Einwände schmieden, etwa wie Bayle Gleichnisse ausklügeln, wonach auf hundert Menschen zwei Gerettete kämen, ist sehr töricht. Da Gottes Heiligkeit und Güte anderswoher feststehen, gilt auch die Gewißheit, daß er nicht mehr Böses zuläßt, als durch das Gute aufgewogen wird. Wie im einzelnen alles liege, wird er wie irdische Regierungen eröffnen, wenn die Zeit gekommen ist. Das eben, daß wir an ihm festhalten und ihm vertrauen, obwohl wir Einzelheiten noch nicht nachprüfen können, ist unserer Erkenntnis und unseres Vertrauens Bewährung.

Nach ihren allgemeinen Zügen kennen wir die göttliche Weltregierung hinlänglich, daß wir sie loben müssen, auch wenn, was sie zuläßt, böse ist[2]. Ihre Zulassungen sind hochsinnig und groß. Da sie unsere Vollendung und die Ehre des höchsten Gutes will, wagt sie einen Einsatz, nicht bloß an geschöpflichen Gütern, die übrigens viel mehr die ihren sind, als wenn wir Gott nur als menschlichem Vater und König gegenüberständen, sondern auch an eigenen. Das zweite übersehen wir oft. Während wir selbstsüchtig Bedenken häufen: Wie konnte Gott solches zulassen? duldet er um unserer Ehre willen weitherzig, opferbereit Einbußen an der seinen. Er läßt die Sünde geschehen, das größte und einzige Übel, das die Schöpfung ihm antun kann, er hält ihretwegen den Weltgang nicht auf, er bricht seine Mitwirkung nicht ab. Er scheut sich nicht, schwach zu erscheinen, wie einer, dessen Absichten vereitelt werden, oder unheilig oder ungütig, und er trägt es geduldig, wenn seine Geschöpfe darum an ihm zweifeln, ihn bekritteln oder gar lästern. Unberührt durch dies alles, läßt er seine warme schöpferische Liebe auf dem Guten ruhen, in das alles Böse eingebettet ist.

Seine Treuen aber werden an ihm nicht irre. Seiner Allvollkommenheit gewiß, versuchen sie nur in Ehrfurcht, seine hohen Gedanken nachzudenken. Sie hoffen in starken und in schwachen Stunden auf den Milden, Langmütigen, über Kleinmut und Enge Hocherhabenen. Ja sie lieben den Lenker der Welt, weil er das Böse zuläßt.

Otto Zimmermann S. J.

---

[1] Leibniz, Causa Dei n. 57; Opera philosophica II, ed. J. E. Erdmann, Berolini 1839, 657.

[2] L. Lessius, De perfectionibus moribusque divinis l. 11, c. 6, n. 26, Friburgi 1861, 169.

Das Kulturideal der Großoriente von Frankreich und Italien.

Das Kulturideal, in dessen Namen die Großoriente von Frankreich und Italien die ganze zivilisierte Welt zum Kampfe gegen die Zentralmächte aufzustacheln suchen, wird von ihnen selbst kurz als „Weltrepublik" (République universelle) bezeichnet. Gemeint ist mit diesem Ausdruck eine Neuordnung aller menschlichen Verhältnisse nach Maßgabe der möglichst folgerichtig durchgeführten freimaurerischen Grundsätze.

Als freimaurerisches Fundamentalprinzip kommt hierbei das von der Freimaurerei allgemein als solches anerkannte Humanitätsprinzip in Betracht. Ausgelegt wird dieses Humanitätsprinzip im Sinne der Autonomie des Menschen, wie sie in den Grundsätzen der französischen Revolution und besonders in den „Menschenrechten" von 1789 ausgesprochen ist. Die Devise, mit welcher die genannten Großoriente die von ihnen erstrebte Neuordnung der Dinge kennzeichnen, ist die Devise der französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Das vorstehend in den Hauptzügen skizzierte Kulturideal ist schon im ersten Londoner Konstitutionsbuch der modernen Freimaurerei von 1723 und in der Symbolik der Freimaurerei [1] angedeutet. Nachweislich wurde es von französischen Freimaurern schon früh klar erfaßt und vom französischen Großorient schon von seiner Gründung 1773 an systematisch angestrebt.

In der 1744 erschienenen freimaurerischen Schrift La Franche-Maçonne wird als das „Geheimnis" der Freimaurerei erklärt, daß sie eine demokratische Weltrepublik allmählich vorbereite, welche die Vernunft zur Königin und den Areopag der Weisen zum höchsten Rat hat [2]. Im Werk Les Franc-Maçons

[1] Vgl. darüber meine Darlegungen in der Civiltà Cattolica, Rom 1911, I 3—21 404—418 683—697, II 273—285 563—577, III 147—165; in der Revue Internationale des Sociétés secrètes, Paris, März 1912; in der Catholic Encyclopedia, New York und London 1911, Art. Masonry, und im Staatslexikon der Görres-Gesellschaft, Art. Geheime Gesellschaften.

[2] La Franche-Maçonne, Bruxelles 1744, 17—18. Zu bemerken ist, daß französische Freimaurer damals, wie freimaurerische Forscher selbst feststellen, für ihre Anschauungen in scheinbar antifreimaurerischen Schriften Propaganda machten, die außerhalb Frankreichs erschienen. Vgl. Congrès maçonnique international 1889, amtlicher Compte-rendu des Großorients von Frankreich 1889, 41—42.

écrasés (1746) sind bereits die Hauptzüge des Revolutionsprogramms von 1789 gezeichnet [1]; auch die Stichworte: Freiheit und Brüderlichkeit! finden sich hier schon [2].

Die vom Großorient von Frankreich durchzuführende demokratische Regierungsreform wird in einem vom 26. Juni 1773 datierten Zirkular des Großorients durch die Sätze gekennzeichnet: „Keiner gehorcht einem andern Gesetze, als demjenigen, das er sich selbst auferlegt hat. Dies ist das freieste, das gerechteste, das natürlichste und darum auch das vollkommenste Regierungssystem.“ [3] Die „Freiheit und die Gleichheit“ wurden in Zirkularen desselben Großorients als „das kostbarste Erbe der Freimaurer“ und als der „Eckstein des Ordens“ bezeichnet [4]. Sache der Freimaurerei sei es, so betonten Logenredner, das Wunder der Umwandlung der Welt gemäß diesen Grundsätzen zu vollbringen [5].

Der Ausbruch der Revolution von 1789 selbst wurde in den französischen Logen mit stürmischem Jubel begrüßt. So heißt es z. B. in einer der wenigen uns noch erhaltenen Reden jener Tage, welche anläßlich der Erstürmung der Bastille in der Loge Parfaite union am 23. Juli 1789 vorgetragen wurde:

„Der Triumph der Freiheit und des Patriotismus ist der vollkommenste Triumph des wahren Freimaurers. Von unsern Tempeln, den der gesunden Philosophie errichteten Tempeln, gingen die ersten Funken des heiligen Feuers aus, welches, mit Windeseile von Osten nach Westen, von Norden nach Süden übergreifend, die Herzen aller Bürger entflammte.“ [6]

„Die französische Revolution“, bemerkt einer der unterrichtetsten französischen Freimaurer der Gegenwart, Br.·. Bernardin, 33.·., Friedensrichter in Pont-à-Mousson, „stellt die Fleischwerdung des Wortes der Freimaurerei dar. Die Freimaurerei gab der Menschheit die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte und Frankreich die Verfassung von 1791. Sie verkörperte so ihre . . . Lehre in einer neuen sozialen und politischen Organisation.“ [7]

Wer die nahen Beziehungen kennt, in denen die französische Freimaurerei zur Propaganda der Enzyklopädisten stand, und die vielen in neuerer Zeit, besonders durch die archivalischen Forschungen Gustav Bords bekannt gewordenen einschlägigen historischen Einzelheiten richtig zu würdigen

---

[1] Vgl. Br.·. Boos, Geschichte der Freimaurerei, [2]1906, 192.

[2] Les Franc-Maçons écrasés 1746, 7—13 und Congrès 1889, 45—46.

[3] Vgl. Congrès 1889, 57—58. [4] Vgl. Congrès 1889, 59—60.

[5] Vgl. Congrès 1889, 61.

[6] Vgl. Br.·. Jouast im Monde maçonnique 1859/60, 476 und in Histoire du Grand Orient de France, 1865, 241 f.

[7] Charles Bernardin, Notes pour servir à l'Histoire de la Franc-Maçonnerie à Nancy jusqu'en 1805, Nancy 1910, I 45.

weiß, wird dieses Urteil Br.·. Bernardins kaum übertrieben finden. Selbst die Schreckensherrschaft stellt im wesentlichen nur den Kampf zwischen verschiedenen politisch-sozialen Richtungen der damaligen französischen Freimaurerei dar[1].

War der Großorient von Frankreich so schon im 18. Jahrhundert der Bannerträger der demokratisch-fortschrittlichen Freimaurerei der ganzen Welt geworden, so blieb er es auch im 19. und im 20. Jahrhundert. Offiziell war er von 1800 bis 1870 freilich der Reihe nach imperialistisch, legitimistisch, orleanistisch und dann wieder imperialistisch. Die amtlichen Kundgebungen des Großorients aus dieser Zeit bekunden sogar eine bis zur vollendetsten Charakterlosigkeit gesteigerte Anpassungsfähigkeit an die jeweiligen Regierungssysteme. Unter der äußeren Hülle einer widerlichen Umschmeichelung der jeweiligen Machthaber wurde aber das „heilige Feuer" revolutionärer Grundsätze und Bestrebungen im stillen weiter gehütet und geschürt. Anläßlich der Revolutionen von 1830 und 1848 loderte es, auch für die profane Außenwelt weithin sichtbar, in hellen Flammen empor. Wohl seine größten Triumphe feierte der Großorient von Frankreich anläßlich des Sturzes des zweiten Kaiserreichs und der Begründung der dritten Republik in Frankreich 1870[2].

Die dritte Republik selbst steht seit 1870 bis auf den heutigen Tag in dem Maße unter dem beherrschenden Einfluß der Freimaurerei, daß sie einfachhin als freimaurerische Republik bezeichnet werden kann.

Die zielbewußte, systematische Tätigkeit des radikalen Flügels der französischen Freimaurerei zum Sturz des zweiten Kaiserreichs und zur Begründung der dritten Republik begann 1865. Abgesehen von den inneren politischen und religiösen Zuständen in Frankreich, wurde deren Tätigkeit in besonders hohem Maße beeinflußt durch den Syllabus vom 8. Dezember 1864 und durch das in Aussicht stehende vatikanische Konzil. Der Syllabus wurde in Verbindung mit dem Unfehlbarkeitsdogma als die Ansage eines Kampfes auf Tod und Leben gegen alle Grundsätze und Bestrebungen der Freimaurerei und gegen die ganze von ihr vertretene moderne Gesellschaftsordnung aufgefaßt. Als Hauptbannerträger dieser Gesellschaftsordnung betrachtete es der französische Großorient als seine Aufgabe, dem

[1] Vgl. den geschichtlichen Überblick über die Tätigkeit der französischen Freimaurerei von Br.·. Amiable: Congrès maçonnique international 1889.

[2] Vgl. den geschichtlichen Überblick über die Tätigkeit der französischen Freimaurerei im 19. Jahrhundert von Br.·. Colfavru: Congrès etc. 1889.

Kulturideal der französischen Revolution, das er zugleich sein ureigenstes Kulturideal nennt, nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen Welt zum möglichst vollständigen Siege zu verhelfen.

Die maßgebendsten amtlichen programmatischen Kundgebungen des Großorients von Frankreich aus jener Zeit sind zweifelsohne die Reden, welche 1869—1872 Br.˙. Babaud-Laribière, zuerst als Großredner, hierauf (vom 11. Juni 1870 an) als Großmeister und, nach Abschaffung der Großmeisterwürde am 5. September 1871, als Präsident des Ordensrats hielt.

„Die unabweisliche Notwendigkeit", so führte er am 10. Juli 1869 in der Jahresversammlung des Großorients von Frankreich aus, „welche sich der Freimaurerei aufdrängt, an der liberalen sozialen Bewegung teilzunehmen, ist eine Tatsache, die wir aufs wärmste begrüßen müssen. Die Welt ist in Erwartung großer Ereignisse." „Die aus der Revolution von 1789 hervorgegangene moderne Gesellschaft . . . ist sich nun endlich bewußt geworden, daß in der Stille ein furchtbarer Feind [der im Syllabus und im Vatikanischen Konzil sein Haupt erhebende Klerikalismus] sie in ihren Wurzeln angreift."

„Als Freimaurer und Bürger zugleich bekennen wir uns zu den Ideen des Zeitalters, oder richtiger gesagt, sind unsere Ideen und Bestrebungen vielmehr noch hochsinniger als die des Zeitalters; denn der Ruhm und zugleich die Stärke der Freimaurerei ist es, daß sie ihr Ideal auf den Leuchter stellt, damit es wie ein weithin strahlender Leuchtturm der [profanen] Außenwelt den Weg weise."[1]

„Die alten Religionen", einschließlich der christlichen, sind abgestorben. Aufgabe der stets sich verjüngenden und der Zeitbewegung voraneilenden Freimaurerei ist's, an Stelle der Religionen die Führung der Menschheit zu übernehmen und deren zeitgemäßen Fortschritt zu bewerkstelligen oder doch zu beschleunigen[2].

„Rom . . . mit seinen unveränderlichen Dogmen" ist „eine Totenstadt, in welcher nur die Ruinen groß sind und alles nur von der Vergangenheit, nichts von der Zukunft spricht. Die Freimaurerei aber lehrt im Gegenteil, daß alles im Wandel und im Forstchritt begriffen ist. Sie hat ihren Vatikan in Paris aufgerichtet, wo die Ideen wie in einem großen Schmelzofen durcheinander brodeln und wirbeln, wo sie sich klären und von wo so seit einem Jahrhundert die grandiose Lichtausstrahlung ausgeht, welche die ganze Welt erleuchtet."[3]

„Hier", im „Vatikan der Freimaurerei" der ganzen Welt, „kommen wir aus allen Orienten . . . Jahr für Jahr zusammen, um die Probleme zu lösen, welche die Freimaurerei", als Wegweiserin und Führerin der modernen Gesellschaft, „interessieren". „Denken Sie an die großen Aufgaben, welche Ihrer noch harren!"

„Hat der Unterricht genügende Verbreitung? Sind die das Vereinswesen betreffenden Grundsätze hinlänglich geklärt und verstanden? Sind ferner die Fragen, welche auf das Bibliothekwesen, die Alters- und sonstige Versicherungen,

---

[1] Bulletin du G.˙. O.˙. de France 1869/70, 349 f.

[2] Ebd. 350 f. [3] Ebd. 354.

auf das Gegenseitigkeitsprinzip (mutualité) Bezug haben, nicht ebensoviele Gegenstände, welche unserer Erwägung bedürfen?"

„Wir brauchen nicht zu fürchten, daß es uns je an Stoff für unsere Studien mangeln werde. Tag für Tag tauchen neue Probleme auf. Unter denjenigen, welche sich uns im gegenwärtigen Augenblick am gebieterischsten aufdrängen, stehen zwei im Vordergrund, deren Lösung wir durchzuführen und sicherzustellen wissen werden: Der Friede und die Freiheit!" [1]

Die vorstehend skizzierte lange Programmrede erntete lange andauernden, immer von neuem sich wiederholenden stürmischen Beifall. Zum Bankett, das folgte, erschien an der Spitze einer Deputation des „Höchsten Rates der 33.·." von Frankreich dessen Chef Br.·. Crémieux[2], der ehemalige Präsident der provisorischen Regierung der „zweiten Republik" von 1848 und der Begründer der Alliance Israëlite Universelle, welcher seinerseits wieder Br.·. Léon Gambetta, den Hauptbegründer der dritten französischen Republik, ins politische Leben eingeführt hatte. Er brachte einen begeistert aufgenommenen Toast auf die union intime de tous les Grands Orients aus, d. h. auf das vollkommene vertraute Einvernehmen unter allen Freimaurerverbänden der ganzen Welt mit Hinsicht auf die von der französischen Freimaurerei erstrebten Kulturideale. Hierbei hielt er eine Ansprache, in welcher er, genau wie bei der Inaugurierung der zweiten französischen Republik im Jahre 1848[3], von neuem aufs eindringlichste empfahl, die „freimaurerisch-republikanische Devise": Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! nicht bloß dem Herzen tief eingegraben zu halten, sondern auch in die Tat umzusetzen[4].

Diese Kundgebungen sind in ihrer Gesamtheit für die Bestrebungen der französischen Freimaurerei anläßlich des Sturzes des zweiten Kaiserreichs und der Begründung der dritten Republik höchst bezeichnend.

Zur Kennzeichnung dieser Bestrebungen stellte der Gr.·. Or.·. von Frankreich schon 1869 die anscheinend harmlosen Stich- und Schlagworte: Friede und Freiheit! in den Vordergrund. Tatsächlich erstrebten und erstreben auch jetzt noch die französischen, italienischen, belgischen, portugiesischen und spanischen Freimaurer unter dem Aushängeschild dieser Etikette den Sturz aller Monarchien und Religionen und die Völkerverbrüderung in der antiklerikal-atheistischen Weltrepublik unter Führung

---

[1] Ebd. 354 f. [2] Ebd. 355.
[3] Bulletin du G.·. O.·. de France 1848/49, 66—68.
[4] Ebd. 1869/70, 356—358.

eines freimaurerischen Vatikans, den sich die französischen Freimaurer in Paris denken, die italienischen in Rom. Der Gedankengang, der dieser ihrer Haltung zu Grunde liegt, ist folgender:

Solange Monarchien und Religionen und sonstige damit im Zusammenhang stehende soziale Privilegien, Vorrechte und Ungleichheiten bestehen, ist kein wahrer Friede oder Weltfriede und keine wahrhafte Menschenverbrüderung möglich. Die genannten Ungleichheiten sind die Quelle unaufhörlicher Interessengegensätze und Zwistigkeiten, durch welche die Menschheit beständig zerfleischt wird. Der einzige Ausweg aus dem Wirrwarr und dem Unheil der Spaltungen, durch welche die Menschheit heimgesucht ist, besteht in der folgerichtigen, allgemeinen praktischen Durchführung der freimaurerisch-republikanischen Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! — in der Verwirklichung des antiklerikal-atheistischen Weltrepublikideals. Behufs möglichst rascher und vollständiger Verwirklichung dieses wesentlich freimaurerischen Kulturideals ist ein möglichst intimes Einvernehmen und möglichst geschlossenes Zusammenwirken aller Freimaurerverbände der ganzen Welt mit der französischen Freimaurerei aus allen Kräften anzustreben.

Anläßlich seiner Installation als Großmeister des Großorients von Frankreich am 11. Juni 1870 betonte Br.·. Babaud-Laribière aufs neue den Beruf der Freimaurerei, „die sozialen Umwandlungen zu studieren, vorzubereiten und zu vollbringen“ [1].

Die Mittel, deren sich die Freimaurerei von 1865 bis auf unsere Tage bediente, um die sozialen Umwandlungen im Sinne des freimaurerischen Kulturideals vorzubereiten und zu vollbringen, sind ebenfalls bereits in obiger Programmrede vom 10. Juli 1869 vorgezeichnet. Als die entscheidenden Hauptmittel sind hier an erster Stelle genannt: Die Regelung des Unterrichts- und Volksbildungswesens und des Vereinswesens, selbstverständlich gemäß den Erfordernissen des republikanisch-atheistischen freimaurerischen Kulturideals. Daneben werden noch soziale Reformen zum Besten der Arbeiterbevölkerung erwähnt. Von letzteren war bei der wühlerischen freimaurerischen Agitation in Wort und Schrift allerdings viel die Rede. Mittels überschwenglicher Verheißungen und utopischer Vorspiegelungen suchte die Freimaurerei sich die Unterstützung der breiten Volksmassen für ihre „antiklerikalen“ Bestrebungen zu sichern. In Wirklichkeit konzentrierte sich die ganze freimaurerische sozialpolitische und kulturelle Tätigkeit aber fast ausschließlich auf die Regelung des Volksbildungs- und Vereinswesens gemäß den Erfordernissen des genannten Kulturideals.

---

[1] Ebd. 1870/71, 280.

Nachdem schon 1865 eine starke Agitation von Freimaurern zu Gunsten der „unabhängigen Moral" eingesetzt hatte, gründete Br.·. Jean Macé bereits 1866 die französische Unterrichtsliga. Sie fand sofort die kräftigste Unterstützung seitens der Freimaurerei.

„Die Neugründung des Br.·. Macé", so schrieb Le Monde maçonnique schon im Februar 1867, „scheint uns alle Vorbedingungen eines verdienten sichern Erfolges zu erfüllen. . . . Unseres Erachtens müssen die Brr.·. in Massen dieser segenstiftenden Liga beitreten und im Frieden ihrer Tempel über die Mittel beraten, um deren Gedeihen nach Kräften zu fördern. Ihre Wirksamkeit wird von höchstem Nutzen sein. Die von uns vertretenen Grundsätze sind in vollkommener Übereinstimmung mit den Grundsätzen, welche bei Gründung der Liga den Ausschlag gaben. Die Freimaurerei kann die Liga in ihrem Geiste inspirieren, ohne sich dabei zu kompromittieren." [1]

In kurzer Zeit schon war die Unterrichtsliga zu einer bedeutsamen agitatorischen Macht geworden, welche auch im antibonapartistischen, republikanischen Sinne eine einflußreiche Wirksamkeit ausübte. In der Folge bildete sie, als hauptsächlichster treibender Faktor bei der Durchführung der freimaurerischen Bestrebungen auf dem Gebiete des Unterrichts, der Erziehung und des gesamten Volksbildungswesens, den rechten Arm der Freimaurerei in der profanen Welt.

Bereits am 11. Juni 1870, dem Tage der Installation des Br.·. Babaud-Laribière als Großmeisters, faßte die Jahresversammlung des Großorients von Frankreich einstimmig durch begeisterte Akklamation den Beschluß, für die Sache des unentgeltlichen, obligatorischen Laienunterrichts (Instruction gratuite, obligatoire, laïque) mit dem ganzen Aufgebot seines Einflusses eintreten zu wollen. Dieser Beschluß war wesentlich eine Frucht der Agitation der Unterrichtsliga, deren Begründer und Leiter Br.·. Macé vom Großmeister mit den größten Lobsprüchen überhäuft und als würdig erklärt wurde, für sein hochverdienstliches „zivilisatorisches" Wirken ein öffentliches Denkmal seitens Frankreichs zu erhalten [2].

Unter dem 17. Juni 1870 setzte der Großmeister den Br.·. Jules Simon, als den damals angesehensten Förderer liberaler Unterrichtsbestrebungen in der Kammer, von dem Beschluß des Großorients in Kenntnis [3].

Die entscheidendsten Gesetze, durch welche der Beschluß des französischen Großorients später in die Tat umgesetzt wurde, waren die Volksschulgesetze

[1] Monde maçonnique 1866/67, 640.

[2] Bulletin du G.·. O.·. de France 1870/71, 296. [3] Ebd. 297.

vom 28. März 1882 und vom 30. Oktober 1886. In ersterem wurde durch die Ausschaltung des Religionsunterrichts, welcher durch einen dogmenlosen „moralischen und bürgerlichen" (civique) Unterricht ersetzt wurde, das Schulprogramm, in letzterem an den öffentlichen Schulen das Lehrpersonal laisiert. Daneben betrieb die freimaurerische Unterrichtsliga durch Gründung von Volksbibliotheken und umfassendste Agitation in Schrift und Wort, unterstützt von den atheistischen staatlichen Lehrern, die selbst zahlreich der Loge beitraten, auch die Volksbildung im gleichen Geiste.

In jeder Beziehung im innigsten Zusammenhang mit diesen Unterrichts- und Volksbildungsbestrebungen standen die freimaurerischen Bestrebungen auf dem Gebiete des Vereinswesens. Der ausgesprochene Zweck aller dieser Bestrebungen war die möglichst vollständige Vernichtung alles kirchlichen und selbst jedes religiösen sozialen Einflusses auf die Volksbildung und auf das Volksleben und damit die Vernichtung der katholischen Kirche und aller Religion überhaupt. Die hauptsächlichsten Gesetze, durch welche dieses Ziel auf dem Gebiete des Vereinswesens angestrebt wurde, waren das Vereinsgesetz vom 1. Juli 1901 mit der darauffolgenden drakonischen Unterdrückung der katholischen Ordensgenossenschaften und das berüchtigte „Gesetz vom 9. Dezember 1905 betreffend die Trennung der Kirchen und des Staates".

Die mit dem positivistisch-atheistischen Kulturideal der romanischen Freimaurerei einzig und allein vereinbare Religion ist der Kult oder die „Religion" der Menschheit und des Vaterlands. Demgemäß nimmt auch der „bürgerliche Unterricht" in der freimaurerischen französischen Schul- und Volksbildung die beherrschende Stellung ein. Dieser patriotisch-bürgerliche Unterricht, in welchem Frankreich im Sinne des französischen Großorients als das „Vaterland des Menschengeschlechts" [1], als die Metropole der Aufklärung und aller wahren Kultur und Zivilisation, dargestellt wird, bietet zugleich reichliche Gelegenheit zur Pflege des französischen Chauvinismus und zur Schürung des Hasses gegen Deutschland und Österreich als angebliche Vertreter des „mittelalterlichen theokratisch-militaristischen" Kulturideals.

1889 glaubten die französischen Freimaurer den Zeitpunkt gekommen, die Propaganda für ihr Kulturideal auch im Ausland kraftvoller in die Hand zu nehmen. Ein großer internationaler Freimaurerkongreß zur Jahrhundertfeier der französischen Revolution, gelegentlich der bei diesem Anlaß

[1] So wird Frankreich schon genannt in einer bekannten freimaurerischen Programmrede vom 21. März 1737. Vgl. Civiltà Cattolica 1911 III 149 ff.

veranstalteten Pariser Weltausstellung, erschien ihnen als das geeignetste Mittel hierfür.

Als Zweck dieses internationalen Freimaurerkongresses, welcher im Anschluß an den Jahreskonvent des Großorients von Frankreich am 16. und 17. Juli 1889 zu Paris tagte, gab der Großorient in einem Zirkular vom 2. April 1889 an die Logen seiner Obedienz selbst an:

„Unsere Geschichte, unsere Lehren, unsere Endziele werden durch die hierzu am meisten berufenen Brüder dargelegt und beleuchtet werden.

„Die an unserer Konstitution, besonders in den letzten Jahren, vorgenommenen Modifikationen, welche die Sicherung der vollkommensten Gewissensfreiheit zum Zwecke haben, und die demokratische Organisation unseres Verbandes werden den Vertretern der auswärtigen Verbände erklärt.

„Die Mittel, die Bande der freimaurerischen Solidarität auf alle Freimaurer der Welt auszudehnen, werden den Gegenstand von Anträgen bilden, welche auf dem Kongresse zur Beratung kommen.

„Die Freimaurerei, welche die Revolution von 1789 vorbereitete, hat die Pflicht, deren Werk fortzusetzen. Der gegenwärtige Zustand der Geister drängt sie hierzu.“ [1]

Die Modifikationen an der Konstitution, von denen in Al. 2 die Rede ist, beziehen sich auf die Beseitigung des § 2 des ersten Artikels der Konstitution vom 10. August 1849, der lautete: „Die Freimaurerei . . . hat zur Basis die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele.“ [2] Seit 1865 hatte der radikale Flügel des Großorients für die Streichung dieses Paragraphen leidenschaftlich agitiert. In der allgemeinen Jahresversammlung des Großorients wurde am 13. September 1877 dieser Paragraph im Sinne der positivistisch-atheistischen Anschauungen des Großorients durch einen neuen Paragraphen ersetzt, in welchem die menschliche Solidarität und die absolute Gewissensfreiheit als die Basis der Freimaurerei erklärt wurde [3].

Um die Bedeutung der Erklärungen richtig einzuschätzen, welche über diese Modifikationen des Grundartikels der Konstitution und im Anschluß daran über die demokratische Organisation auf dem Kongreß gegeben wurden, muß man sich gegenwärtig halten, daß gemäß der vom Groß

---

[1] Vgl. Chaîne d'union 1889, 134.

[2] Vgl. Bulletin du G.∴ O.∴ de France 1849/50, 118.

[3] Vgl. ebd. 1876/77, 236—250. — Ganz im Einklang mit obiger Basis der Freimaurerei ist von Freimaurern (z. B. Br.∴ Léon Bourgeois, dem bekannten Staatsmann) auch die offizielle französische Schul- und Volksmoral auf die Basis der Gewissensfreiheit und der Solidarität gestellt worden.

orient gehandhabten freimaurerischen Arbeitsmethode, wie sie schon bei Vorbereitung der französischen Revolution befolgt wurde, die Freimaurerei die von ihr durchzuführenden Reformen zuerst an sich selbst erprobt, um sie sodann in der profanen Welt im großen Maßstab zu verwirklichen. Br.·. Babaud-Laribière hatte dies auch in seiner oben skizzierten Programmrede vom 10. Juli 1869 ausdrücklich von neuem betont.

„Es sind dies Probleme", so sagte er wörtlich, „deren Lösung wir zunächst an uns selbst zu erproben haben, um hierauf auch in der Außenwelt für unsere Lösung einzutreten." [1]

Br.·. Dequaire, einer der maßgebendsten Redner des französischen Großorients auf den internationalen Pariser Freimaurerkongressen von 1889 und 1890, drückte denselben Gedanken auf dem allgemeinen Jahreskonvent des Großorients am 15. September 1888 folgendermaßen aus:

„Unsere Gegner bekämpfen uns in dem Bewußtsein, daß, wenn es ihnen gelänge, die Freimaurerei, diese Zitadelle des freien Gedankens, zu Fall zu bringen, die Welt sehr schnell vom Obskurantismus und vom Autoritätsprinzip wieder zurückerobert sein würde. Als Werkzeug der [republikanischen] Propaganda in monarchischen Staaten macht die Freimaurerei in diesen für eine andere soziale Auffassung Stimmung, indem sie das Verlangen nach Freiheit weckt.

„O du heilige Freimaurerei! durch dreifache Weihe [2] heilige Freimaurerei! Du bist die große Gekreuzigte der Republik! Du bist es, welche für sie leidet, indem du an dir selbst die heilsamen Experimente erprobst! [3]

„So fällt dir die Aufgabe zu, nachdem du bereits die Erzieherin unserer nationalen Vergangenheit warst, nun auch noch die Erzieherin unserer Zukunft, der Zukunft Europas, der Zukunft der ganzen Welt zu sein." [4]

Für das atheistisch-republikanische Kulturideal, welches, im Gegensatz zum alten „theokratischen", an Stelle des „göttlichen Rechts" der alten Weltordnung das rein und autonom „menschliche Recht" als die alleinige Basis aller sittlichen, rechtlichen und gesellschaftlichen Ordnung zur Geltung bringen will, machten in Wirklichkeit sämtliche Referate, Reden und Diskussionen des Kongresses von 1889 Propaganda.

Wir zitieren hier probeweise nur die leitenden Hauptsätze aus der Rede des vom Großorient von Frankreich amtlich bestellten und instruierten Kongreßredners Br.·. Francolin. Es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß schon in dieser Rede, welche die neuere internationale Aktion

---

[1] Vgl. ebd. 1869/70, 354 f.

[2] Angespielt ist wohl auf die Weihe durch die drei Grade.

[3] Bulletin du G.·. O.·. 1888/89, 573—576. [4] Ebd. 579.

des Großorients von Frankreich zu Gunsten der Verwirklichung seines Kulturideals einleitete, aufs nachdrücklichste die Vernichtung des imperialistisch-militaristischen Deutschlands, wie aller Monarchien und Religionen, als das von allen echten Freimaurern heiß ersehnte und schon für die nächste Zukunft erwartete freudige welthistorische Ereignis bezeichnet wird.

Br.·. Francolin führte in seiner Rede, der maßgebendsten Hauptrede des ganzen Kongresses, am 17. Juli 1889 wörtlich aus:

„Meine Br.·.!

„Im Jahre 1000 glaubte die alte abergläubische Welt ihr Ende gekommen; in Wahrheit begann da erst recht ihre Herrschaft. Ihr Todeskampf nahm 1789 seinen Anfang. Ein Jahrhundert später haben wir Sie, meine Brr.·., eingeladen, Zeugen ihrer letzten Todeszuckungen zu sein und zugleich die Morgenröte einer neuen Welt zu schauen, zu der unsere Väter den Grund legten, einer Welt, deren Erstehung unsere Weltausstellung ankündigt; es ist dies die Welt der Arbeit, der Wissenschaft, der Gerechtigkeit und des Friedens (Beifall). Wir sind bessere Propheten als unsere Gegner, und als solche rufen wir letzteren zu: Ganz sicher wird das Jahr 2000 euer Ende besiegeln; die Anzeichen hierfür treten Tag für Tag untrüglicher in die Erscheinung.“ [1]

„Zum Schlusse dieses brüderlichen Kongresses möge es mir verstattet sein, einen Blick auf die Zukunft der Freimaurerei zu werfen und die Aufgaben, die uns noch obliegen.“ [2]

„Die wahre Aufgabe der Freimaurerei“ besteht in der Erforschung der richtigen Lösungen der sich aufdrängenden „sozialen Probleme“. Diese Lösungen findet die Freimaurerei in den freimaurerischen Grundsätzen und in den Losungsworten, welche die „Devise unseres ganzen Ordens“ sind: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ „Diese Devise führen wir vielleicht in unsern Reden allzuviel im Munde; nie und nimmer aber können wir zuviel darin tun, ihren tiefen Sinn zu ergründen und alle Folgerungen daraus zu ziehen.“ (Beifall.)

„Wer wird der Welt zum Bewußtsein bringen, wie und durch welche Organe [3] inmitten freier Völker die Volkssouveränität ausgeübt werden muß? Wer wird ihr immer wieder in Erinnerung rufen, daß für die wirkliche Emanzipation der Intelligenzen die Erziehung der Massen die unentbehrliche Vorbedingung ist?

---

[1] Congrès maçonnique international du Centenaire 1789—1889, Compte rendu etc. Paris. Secrétariat général du G.·. O.·. de France, rue Cadet 16, 1889, 143.

[2] Congrès etc. 1889, 144.

[3] In Wirklichkeit betrachtet die Freimaurerei in allen Staaten, in welchen sie beherrschenden politischen Einfluß besitzt, sich selbst als die eigentliche Inhaberin und als das wahre Organ der Volkssouveränität, welche sie als „König der Könige“ (Königliche Kunst) oder als „Zar der Zaren“, wie das amtliche Bulletin du G.·. O.·. de Belgique 5911 (1910/11), 87, sich ausdrückt, vorwiegend durch die von ihr eingepeitschte und gelenkte öffentliche Meinung ausübt.

Durch dieses unablässige Studium der sozialen Reformen, die durchgeführt werden müssen, wird die Freimaurerei die republikanische Entwicklung [in der ganzen Welt] fördern.

„Die soziale Revolution ist's, welche unsern gemeinsamen Feind zu Falle bringen wird, wie sie alle Tyranneien Europas und der ganzen Welt untergräbt (Beifall), ganz wie Heinrich Heine mit Prophetenblick schon 1835 vorhersagte:

„‚Ihr werdet demnächst bei unsern Nachbarn Zeuge eines Zusammenbruchs (craquement) sein, im Vergleich mit welchem eure Revolution nur ein Kinderspiel war.'"

„Der Tag wird kommen, an welchem bei den Völkern, die weder ein 18. Jahrhundert noch ein 1789 hatten, die Monarchien und die Religionen zusammenstürzen. Dieser Tag ist nicht mehr fern. Das ist der Tag, den wir erwarten. An diesem Tage werden alle Enterbten emanzipiert, alle Ungerechtigkeiten gesühnt, alle Privilegien beseitigt, alle vergewaltigten Provinzen [Elsaß-Lothringen, Posen, Galizien usw.] ihr Selbstbestimmungsrecht wieder erhalten.

„Dann werden alle Großlogen und alle Großoriente der ganzen Welt sich in einer Universal-Verbrüderung zusammenfinden. Die Spaltungen und die Landesgrenzen, durch welche die Freimaurerei getrennt ist, werden dann verschwunden sein. Das ist das glanzvolle Zukunftsideal, das uns vorschwebt. (Beifall.) Unsere Sache ist es, den Tag dieser allgemeinen Verbrüderung zu beschleunigen." [1]

Zur Bezeichnung dieses Zukunftsideals bedürfen wir eines universalen Losungswortes und Sammelrufes.

„Unsere Marseillaise gab die Losung aus: Zu den Waffen gegen alle Tyrannen!"

„Die Freimaurerei wird bei Verwirklichung ihres Zukunftsideals ebenfalls ihren Sammelruf haben, welcher die Losung aller unterdrückten Völker, aller verfolgten genialen Denker und aller mißhandelten Schwachen sein wird. Nach 1870 lautete die Losung der französischen Freimaurerei: Schulen, Schulen und abermals Schulen!" — „Jetzt . . . gibt die Freimaurerei die Losung aus, welche alle sozialen Forderungen der Enterbten der ganzen Welt, der Opfer aller Arten von Despotismus, Aberglauben und Unwissenheit, in einem Worte zusammenfaßt, welche die Lösung aller schwierigen Probleme in sich begreift; die Losung, welche eine neue Nacht vom 4. August vorbereitet, welcher vielleicht die Inhaber der von der Reaktion neue aufgerichteten Privilegien zum Opfer fallen; die Losung, in welche Ihr, Br.·. der ganzen Welt, mit uns einstimmen werdet, da sie ja nur die alte Losung der Freimaurerei ist, wie sie deren Losung gegenwärtig ist und in Zukunft auch bleiben wird. Diese Losung lautet: Gerechtigkeit, Gerechtigkeit und abermals Gerechtigkeit!" (Nicht enden wollender Beifall. Dreifache Beifallssalve.) [2]

In der Nacht vom 4. August 1789, von der hier die Rede ist, wurde von der französischen Nationalversammlung, in Gutheißung der vollendeten

[1] Congrès etc. 1889, 147 f. [2] Ebd. 147—149.

Tatsachen, das Feudalsystem abgeschafft[1]. Unter den von der Reaktion neu aufgerichteten Privilegien sind zweifelsohne die sozialen Ungleichheiten zu verstehen, durch welche sich die Besitzlosen den besitzenden Klassen gegenüber benachteiligt fühlen. Wie aus dem ganzen Zusammenhang der Rede hervorgeht, bezeichnet die Losung „Gerechtigkeit" im Munde der vom Großorient von Frankreich geführten fortschrittlichen Freimaurerei wieder nichts anderes als das bereits mehrfach gekennzeichnete freimaurerische Weltrepublikideal.

Das bei dieser Gelegenheit gegründete „Internationale Bureau", neuerdings „Freimaurerische Weltgeschäftsstelle" genannt, spielte seither bei der Propaganda für das Kulturideal des Großorients von Frankreich die führende Rolle. Sein Begründer und Leiter Br.·. Quartier-la-Tente entfaltete in Wort und Schrift, mittels einer umfassenden brieflichen Korrespondenz und zahlreicher Agitationsreisen nach den verschiedensten Ländern und durch Veranstaltung internationaler freimaurerischen Konferenzen, Zusammenkünfte und Kongresse eine ganz außerordentlich rührige und verhältnismäßig auch erfolgreiche Tätigkeit. Da auch die Erfolge, welche das Internationale Bureau in germanischen und anglo-amerikanischen Freimaurerkreisen erzielte, hauptsächlich wieder durch die Verwendung des trügerischen Aushängeschilds: Freiheit, Weltfriede, Völkerverbrüderung! errungen wurden, ist es zur Charakterisierung der wahren Bestrebungen dieses Bureaus notwendig, dessen Entstehungsgeschichte und Wirksamkeit eingehender zu schildern. Durch diese Schilderung wird zugleich das Kulturideal der romanischen Freimaurerei, in dessen Dienst das Bureau steht, in der lichtvollsten und überzeugendsten Weise weiter gekennzeichnet.

Den unmittelbaren Anlaß zur Begründung des Internationalen Freimaurerischen Bureaus gaben die Verhandlungen auf dem zweiten Pariser internationalen Freimaurerkongreß vom 31. August bis 2. September 1900. Aus diesen Verhandlungen ist der wahre Charakter des Bureaus in der untrüglichsten und offenkundigsten Weise zu ersehen.

Schon gleich bei der ersten Begrüßung führte hier Br.·. Ed. Quartier-la-Tente als Großmeister und Hauptdelegierter der schweizerischen Großloge Alpina aus:

„Es gereicht uns zu großer Freude, uns hier beim Großorient von Frankreich zu befinden, mit welchem wir die freundschaftlichsten Beziehungen unter-

[1] Vgl. A. Aulard, Histoire politique de la Révolution Française, [2]1905, 38. — Am 4. August 1914 erfolgte auch die Kriegserklärung Englands an Deutschland.

halten und die Bande der Freundschaft stets inniger zu knüpfen wünschen.... (Beifall.) Sie erinnern uns oft an ... etwas, was in diesem kritischen Moment[1] nur ein Zeichen der Erkenntlichkeit für diejenigen darstellte, welche unsere Geschichtsprofessoren waren; denn ... die Revolutionen Frankreichs gingen den unsrigen voraus, und wir waren nur Ihre Schüler. Wahr ist, daß wir treue Schüler sind, die den Unterricht ernst nehmen und die sich beeilen, die großen Ideen, welche dem Gehirne Frankreichs entsteigen, in die Tat umzusetzen, und welche möglichst bald zum Ziel kommen wollen."

„Zum Schlusse drängt es mich noch, Ihnen im Namen der schweizerischen Großloge Alpina zu sagen, daß wir den auf der Tagesordnung des Kongresses stehenden Fragen ein ganz besonderes Interesse entgegenbringen und von ganzem Herzen den Augenblick herbeisehnen, in welchem die Weltfreimaurerei nur mehr eine einzige Familie bilden wird. Wir interessieren uns hierfür in ganz besonderer Weise und werden keine Anstrengungen scheuen, um die hierauf bezüglichen Wünsche des freimaurerischen Kongresses von 1900 zu verwirklichen."[2]

Letztere Worte bezogen sich auf das erste Thema der Tagesordnung des Kongresses von 1900, welches lautete:

„Über die Herstellung ständiger Beziehungen zwischen den maurerischen Mächten [Verbänden] der ganzen Welt, gleichviel welcher Obedienz oder welchem Ritus sie angehören, zum Zwecke einer gegenseitigen Förderung zur Erforschung der wissenschaftlichen, philosophischen und soziologischen Wahrheiten."[3]

Man beachte hier wieder die scheinbar völlig harmlose Fassung zur Bezeichnung der bereits aktenmäßig dargelegten hochrevolutionären Bestrebungen des Großorients von Frankreich.

Die entscheidenden Ausführungen und Erklärungen des Br∴ Quartier-la-Tente vom 31. August 1900, auf welche hin die Gründung des Internationalen Bureaus beschlossen wurde, lauteten:

„Ich will versuchen, Ihnen unsere Ansicht über dieses Thema mitzuteilen, welches uns von kapitaler Wichtigkeit zu sein scheint.... Hätten wir das Thema zu formulieren gehabt, so würden wir gesagt haben: Dringlichkeit der Herstellung ständiger Beziehungen usw. (Beifall.) Diese Dringlichkeit drängt sich uns in der Tat auf." „Angesichts der Reaktion, die mehr oder weniger überall das Haupt erhebt, ist es von Wichtigkeit, daß auch bei uns ... die Einheit der Anschauungen, der Herzen, der Geister, der Seelen herrsche, welche uns befähigt, diese Reaktion zu besiegen und in der ganzen Welt die Herrschaft des Lichtes zu

---

[1] Hier ist jedenfalls auf Dienste angespielt, welche schweizerische Freimaurer französischen im Kriege 1870/71 leisteten.

[2] Congrès maçonnique international 1900, amtlicher Compte rendu des Generalsekretariats des Großorients von Frankreich, Paris 1901, 19 20.

[3] Congrès maçonnique international 1900, 28 29.

proklamieren (Lebhafter Beifall). Wir erheben ja den Anspruch, das Licht zu verbreiten. Als wir schweizer Freimaurer uns mit dieser Frage befaßten, erinnerten wir uns des Ausspruches des großen Archimedes: ‚Gebt mir einen Stützpunkt, und ich werde die Welt aus den Angeln heben.' In der Vereinigung der freimaurerischen Kräfte der ganzen Welt werden wir den Stützpunkt haben, mittels dessen wir die Welt aus den Angeln heben werden." (Erneuter Beifall.) „In den verschiedenen Diskussionen, welche im Schoße der Großloge Alpina stattfanden, kamen wir zum Entschluß, auf dem internationalen Freimaurerkongreß von 1900 aus aller Kraft darauf hinzuarbeiten, daß man dort nicht mit Erörterungen im allgemeinen sich begnüge, sondern tatsächlich zur definitiven Lösung des Problems komme." (Beifall.)[1]

„Dem Vorwurf gegenüber, welchen man den unzähligen Kongressen, die stattfinden, macht, daß sie zu keinem praktischen Ergebnis führen, ist es wünschenswert, daß der freimaurerische Kongreß von 1900, der in der Hauptstadt Frankreichs abgehalten wird, auch etwas zustande bringe."

„Was uns vorschwebt, was wir durch diesen Kongreß verwirklicht zu sehen wünschen, ist die Begründung eines die Vertreter sämtlicher Großoriente umfassenden Komitees, welches darauf hinarbeiten soll, den Zusammenschluß aller freimaurerischen Kräfte der ganzen Welt für den Triumph der uns teuern Ideen und für die Errichtung der Weltrepublik (République Universelle) zu bewerkstelligen."

„Im Namen der Schweiz erlaube ich mir, Ihnen zu erklären, daß alle schweizerischen Freimaurer die Ideen sich zu eigen machen werden, welche auf diesem Kongresse die Oberhand gewinnen und welche zur Folge haben werden, ... daß die Aufgabe energisch in die Hand genommen wird, ein internationales Bureau ins Leben zu rufen, das mit zäher Beharrlichkeit darauf hinarbeitet, die Großoriente [d. h. sämtliche Freimaurerverbände] der ganzen Welt einander näher zu bringen und zu diesem Zwecke eine Zentrale für Auskünfte zu schaffen, die allen Freimaurern zugänglich sind ..., um hierdurch alles, was uns voneinander trennt, zu beseitigen und uns so zu einer gewaltigen Armee zusammenzuschließen, welche [im Sinne unserer freimaurerischen Zukunftsideale] zur Eroberung der Menschheit auszieht."[1]

Beim Schlußbankett des Kongresses bezeichnete Br.·. Quartier-la-Tente als die unmittelbare Aufgabe des von ihm zu begründenden Internationalen Freimaurerischen Bureaus die Herstellung der Alliance Maçonnique Universelle, d. h. des engeren Zusammenschlusses der Freimaurerei der ganzen Welt[2].

Mit Bezug auf diesen von Br.·. Quartier-la-Tente geprägten Ausdruck brachte einer der maßgebendsten Wortführer des Großorients von Frankreich, der bereits genannte Br.·. Dequaire-Grobel, folgenden Toast aus:

[1] Ebd. 38 39. [2] Ebd. 146.

„Sie, Herr Quartier-la-Tente, haben unser Werk Alliance Maçonnique Universelle getauft; diese Benennung wird ihm bleiben; vor der ganzen Welt wird dadurch die Aufgabe bezeichnet, welche die Franc-Maçonnerie Universelle zu vollbringen hat." (Lebhafter Beifall.) [1]

„Meine Brr∴! Sie haben die schweizerische Großloge beauftragt, die internationalen Kongresse und Konferenzen (assises internationales) vorzubereiten, aus welchen die wahrhafte Weltfreimaurerei, als Vorläuferin der Weltrepublik, hervorgehen soll." [2]

Aufgabe des schweizerischen Bureaus ist es, auch die bisher gegen die Beschickung unserer Kongresse sich noch sträubenden freimaurerischen Verbände zur Beteiligung an unserem nächsten Kongreß zu bestimmen. Ist ihm dies dann gelungen, so werden wir nach diesem Kongreß „zur Eroberung aller öffentlichen und politischen Gewalten in Europa und in der ganzen Welt ausziehen; wir werden ausziehen zur Eroberung der sozialen Gewalt, welche die allgemeine Emanzipation herbeiführen wird" [3].

„Im Sinne dieser unserer Zukunftsideale erhebe ich mein Glas. Es soll leben hoch der Kongreß von 1900, welcher den Zusammenschluß der Weltfreimaurerei einleitet! Es soll leben hoch der von der schweizerischen Freimaurerei zu bewerkstelligende Zusammenschluß der Weltfreimaurerei! Es soll endlich leben hoch die von der Weltfreimaurerei zu errichtende Weltrepublik!" (Stürmischer Beifall.) [4]

Auch in den übrigen Kundgebungen des Kongresses von 1900 wurde die Errichtung der freimaurerisch-atheistischen Weltrepublik, unter begeisterter Zustimmung der Kongreßteilnehmer, immer wieder als das von der Freimaurerei und dem Internationalen Bureau zu erstrebende Endziel bezeichnet [5].

Hinsichtlich des Kampfes, welchen die Freimaurerei zur Verwirklichung ihres Kulturideals vor allem gegen den Klerikalismus zu führen hat, d. h. gegen alle Bestrebungen, das „göttliche Recht" oder irgendwelche überweltlichen Gesichtspunkte im sozialen menschlichen Leben zur Geltung zu bringen, führte Br∴ Desmons, damals bei weitem der angesehenste französische Freimaurer, aus:

„Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom 26. August 1789 kann als die Magna Charta nicht nur Frankreichs, sondern aller Völker betrachtet werden. Könnte ich Ihnen doch im Lichtglanze dieses strahlenden Leuchtturms ... die ungeheuern Fortschritte zeigen, welche in verschiedenen Ländern Europas bereits gemacht sind und welche noch zu machen sind, bevor das herrliche Ideal, welches unsere Väter aus der Zeit der Revolution ... meisterhaft zeichneten, Wirklichkeit werden kann." Um Ihnen das klar zu machen, „müßte ich Ihnen die religiöse Geschichte aller Völker der Welt vorführen und Sie auf die nur

[1] Congrès 1900, 158. [2] Ebd. 156. [3] Ebd. 158. [4] Ebd. 160.
[5] Ebd. 3—6 10 73—90 110 113 117 124 125 128 134 140 149 155 à 160 162.

langsamen und mühevoll errungenen, stets blutigen Triumphe der Wahrheit über den Aberglauben, der Freiheit über die Priesterherrschaft, des individuellen Gewissens über den intoleranten Fanatismus des Klerus, des Menschengeistes über die Theokratie hinweisen." [1]

„Wir müssen den Kampf fortsetzen, bis die letzten Spuren der Vergangenheit [der Theokratie] verschwunden sind, bis das strahlende Licht der Gewissensfreiheit, der Gleichheit aller Bürger vor dem gemeinsamen Gesetze mit Blitzeshelle vor aller Augen leuchtet." [2]

„Solange noch irgendwo in der Welt Ungerechtigkeit, Intoleranz, Fanatismus, Verfolgungssucht zutage treten, möge nun der Religionshaß von Rom oder von Genf, von Mekka oder von Peking geschürt werden, hat die Freimaurerei nicht das Recht, ihre Tempel zu schließen, sind die Freimaurer nicht berechtigt, ihre Waffen niederzulegen; so lange müssen sie auf ihrem Posten bleiben, um zu kämpfen und zu siegen." [3]

Andere freimaurerische Kongreßteilnehmer ergänzten diese Ausführungen durch folgende Sätze:

„Es ist notwendig, daß die Regierungen offen und entschieden antiklerikal werden." (Beifall.) [4]

„Ich glaube, wir sind nun alle zur Überzeugung gekommen, daß es absolut notwendig ist, jeglichen Fanatismus zu bekämpfen, wo immer er auftreten möge", den „protestantischen wie den katholischen", und daß wir ebenso gegen „alle Arten von Obskurantismus Front machen müssen", „indem wir es uns besonders angelegen sein lassen, auf die Jugend einen Einfluß auszuüben, der geeignet ist, sie endgültig von jeglicher Art von Klerikalismus zu befreien." (Lebhafter Beifall.) [5]

„In Spanien, in Italien wie in Frankreich, Belgien und in vielen andern Ländern ist anerkanntermaßen der Klerikalismus der einzige Feind." [6]

„An dem Tage, an welchem die Gewissen befreit sein werden; an dem Tage, an welchem das Proletariat die Hemmnisse überwunden haben wird, welche seine freie Entfaltung hindern — und das entscheidende Hemmnis für die Emanzipation des Proletariats . . . ist der Klerikalismus —; an dem Tage, an welchem wir diese Schranke beseitigt haben werden, werden die Menschen wahrhaft Brüder sein; an diesem Tage werden wir das Problem der Revolution gelöst haben. An diesem Tage können wir alle in den Ruf einstimmen, und der Ruf wird dann nicht bloß mehr ein platonischer sein: Es lebe die Weltrepublik! Es lebe die Brüderlichkeit!" (Erneuter Beifall.) [7]

„Ja, dank der Allianz, zu der wir eben die Grundlage gelegt haben, werden wir den Klerikalismus einst besiegt und zu Boden gestreckt sehen, wir werden ihn durch die Falltüre in der ewigen Nacht verschwinden sehen." [8]

---

[1] Congrès 1900, 73 74. [2] Ebd. 86 87. [3] Ebd. 90.

[4] Der belgische Br.·. Sluys ebd. 96.

[5] Br.·. Quartier-la-Tente ebd. 112—115. [6] Br.·. Audibert ebd. 117.

[7] B.·. Bourceret, Präsident des Ausschusses, der den Kongreß vorbereitete, ebd. 139 u. 140. [8] Br.·. Dequaire-Grobel ebd. 159.

„Es genügt nicht, den Einfluß des Klerus zu bekämpfen, die Kirche der von ihr mißbräuchlich angemaßten Autorität zu entkleiden." „Was zerstört werden muß, das ist das Werkzeug selbst, dessen der Klerus sich bedient, um die Massen zu betören . . ., das ist die Religion selbst; das ist der Glaube an religiöse Wahngebilde, ans Übernatürliche; das ist das Dogma." [1]

Der vom Großorient von Frankreich bestellte amtliche Kongreßredner, Br.·. René Renoult, faßte die auf dem Kongreß von 1900 zutage getretenen Ideen und Bestrebungen in den Sätzen zusammen:

„In kurzem werden wir uns trennen. Die Erinnerung an die Stunden unserer gemeinsamen Arbeit wird aber unzerstörbar in uns fortleben. In Ihre Heimatlogen zurückgekehrt, . . . werden Sie vor allem berichten, wie tief ergriffen wir alle waren, als die auswärtigen Delegierten, . . . einer nach dem andern, im Tone tiefster Überzeugung und felsenfester Entschlossenheit ihren unerschütterlichen Glauben an die unsterblichen Grundsätze der Freimaurerei verkündeten und aus dem Grunde ihres Herzens der französischen Republik und der Weltrepublik zujubelten." (Bravo!) [2]

„Machen Sie das in Ihren Heimatlogen bekannt und verkünden Sie, daß das von Ihnen mit dem Titel der älteren Schwester beehrte, auf dem Gebiete der sozialen Emanzipation als Erzieherin und geistige Führerin der Völker anerkannte, das von Ihnen mit Recht geliebte freimaurerische Frankreich der Hoffnungen, welche die Menschheit auf dasselbe setzt, würdig geblieben ist! Verkünden Sie, daß Sie dieses Frankreich voll von kühnem Unternehmungsgeist und stark gefunden haben . . . und daß dasselbe Ihnen als Freimaurern auch sein unerschütterliches Festhalten an den Prinzipien [von 1789] bekundet hat, deren Symbol und lebendige Verkörperung es in den Augen der Völker und vor der ganzen Welt ist und stets bleiben wird." (Neue Beifallsbezeigungen.) [3]

„Sie, meine Brr.·. aus Frankreich, . . . werden den Vorwurf hören müssen, daß Sie Internationalisten sind, welche die Pflichten gegen ihr Vaterland mißkennen. Antworten Sie darauf, daß Sie der Vaterlandsidee nie besser gedient haben als in diesen zwei Tagen. Das Vaterland ist in Wahrheit nicht nur der Streifen Landes, wo jemand geboren ist . . .; es faßt viel mehr in sich; es ist der Inbegriff unserer nationalen Vorzüge und Ruhmestaten, es ist das Vollgefühl französischer Genialität, es ist die Erinnerung an unsere glorreichen militärischen Feldzüge, in welchen unsere Vorväter unter den Falten des republikanischen Banners für die Prinzipien der Revolution in den monarchischen Staaten Europas Propaganda machten." (Neuer stürmischer Beifall.)

„Das Vaterland ist für uns Franzosen die unantastbare Domäne der humanitären Bestrebungen, deren Hut uns anvertraut ist, — Bestrebungen, welche, wenn Frankreich Herr seiner Geschicke bleibt, zum Triumphe der freimaurerischen Ideale der Gerechtigkeit und der allgemeinen Verbrüderung führen werden." (Lange andauernde Beifallsstürme.) [4]

---

[1] Br.·. Cocq, Großmeister des belgischen Großorients, Congrès 1900, 102.
[2] Ebd. 123—124. [3] Ebd. 124—125. [4] Ebd. 125—126.

Br.·. Quartier-la-Tente sprach zum Schlusse den Wunsch aus, daß der Kongreß durch die Propaganda für das freimaurerische Weltrepublikideal, welche er bei Beginn des 20. Jahrhunderts inaugurierte, „für die Freimaurerei der ganzen Welt das Morgenrot einer neuen Ära sein möge“ [1].

In der Tat brachten schon die ersten fünfzehn Jahre des 20. Jahrhunderts unter mannigfacher direkter und indirekter Einwirkung besonders der romanischen Freimaurerei Ereignisse, welchen vom Standpunkt der letzteren eine nicht geringe Bedeutung beigelegt werden muß. Es sei nur erinnert an die jungtürkische und an die portugiesische Revolution; an die Vorgänge in Spanien, welche sich an die Ferrer-Skandale anschlossen, und an die riesenhafte freimaurerisch-freidenkerische Agitation, welche im Zusammenhang mit der Hinrichtung Ferrers zu Gunsten des im wesentlichen anarchistischen freimaurerischen Kulturideals in der ganzen zivilisierten Welt veranstaltet wurde; und endlich an die Mächte- und Pressekoalition, welche sich im gegenwärtigen Weltkrieg, ganz gemäß den Wünschen der Großoriente von Frankreich und Italien, gegen die „teutonischen Kaisermächte“ Zentraleuropas bildete.

Hinsichtlich der portugiesischen Revolution verdient hier eigens hervorgehoben zu werden, daß der Vertreter der portugiesischen Freimaurerei schon beim Kongreß von 1900 folgenden viel bemerkten Toast auf die „Weltrepublik“ ausbrachte:

„Ich bin sicher, bei meinen portugiesischen Brrn.·. nicht anzustoßen, wenn ich rufe: Es lebe die französische Freimaurerei! Es lebe die Weltrepublik!“ [2]

Der hervorragende Anteil der Freimaurerei an der portugiesischen Revolution wird jetzt selbst von deutschen Freimaurern unumwunden zugestanden. Mit Bezug auf ein im Jahre 1913 erschienenes Werk des Professors Borges Graïnha [3] z. B. schreibt das Berliner „Bundesblatt“, das amtliche Organ der führenden altpreußischen Großloge „Zu den drei Weltkugeln“:

„Das ganze Buch ist, neben der Darstellung der rein geschichtlichen Tatsachen, ein einziger Beweis für die Einleitungsworte der Vorrede:

‚Die Mehrzahl der bedeutenden Männer der religiösen, politischen und literarischen Umwälzungen Portugals in den letzten zwei Jahrhunderten haben der Freimaurerei angehört‘; und der weiteren Feststellung Graïnhas:

---

[1] Congrès 1900, 147. [2] Ebd. 155.

[3] Borges Graïnha, Emm., Histoire de la Franc-Maçonnerie en Portugal 1733 à 1912, Lissabon 1913.

‚Fast alle bedeutenden Köpfe der Staatsumwälzung vom 5. Oktober 1910 sind Angehörige von Freimaurerlogen gewesen.‘

„Für den, der das Buch Graïnhas aufmerksam liest, kann in der Tat kein Zweifel sein, daß alle Staatsumwälzungen Portugals in der Neuzeit zum größten Teil Werke der dortigen Freimaurer gewesen sind.“ [1]

Die neueste Revolution in Portugal von 1910 erhält eine überraschende Beleuchtung durch einen nur in vertrautestem Bruderkreise verlautbarten Herzenserguß, der sich im amtlichen Bericht des Großorients von Belgien über die Revolution in Portugal vorfindet. Dieser Herzenserguß unter Brüdern lautet wörtlich:

„Das war ein Blitz aus heiterem Himmel für — das nichtwissende Publikum. Wir aber, meine Brr.·., wir waren Wissende. Wir kannten die wunderbare Organisation unserer portugiesischen Brr.·., ihren unbezwinglichen Patriotismus, ihre zäh ausdauernde Arbeit. Wir besaßen das Geheimnis dieses glorreichen Ereignisses.“ [2]

„Die portugiesische Republik“, heißt es an einer andern Stelle des amtlichen Organs des belgischen Großorients, „verkörpert in der Tat in vollkommener Weise den Geist, welcher in den Logen herrscht. Sie stellt, da die Regierung beinahe ausschließlich in den Händen erprobter Freimaurer ist, eine Emanation dieses Geistes dar. In Anbetracht der Würde, mit welcher sich die portugiesische revolutionäre Bewegung vollzog, der Hochherzigkeit, welche den Sieg derselben begleitete, und der Solidität, mit welcher die Demokratie auf den Ruinen der Theokratie aufgerichtet wurde, haben unsere portugiesischen Brr.·. sich um unsern Orden verdient gemacht.“ [3]

Die notorische Tatsache, daß der Großmeister der portugiesischen Freimaurerei, Br.·. Magalhães Lima, 33.·., schon vor der portugiesischen Revolution sich viel in ausländischen Hauptstädten und darunter besonders in Paris, Brüssel und London aufhielt und agitatorisch tätig war, läßt es als fast gewiß erscheinen, daß er zu Gunsten der politischen Bestrebungen der portugiesischen Freimaurerei sich der Unterstützung maßgebender Freimaurer der betreffenden Länder zu versichern suchte.

Durch ihn gelangten zweifelsohne auch die belgischen Brr.·. zur Kenntnis des Geheimnisses, deren sie sich als „Wissende“ rühmen.

---

[1] Zitiert im Herold, Berlin, 17. Januar 1915, 11.
[2] Bulletin du G.·. O.·. de Belgique 5910 (1909/10), 92.
[3] Ebd. 143.

Hermann Gruber S. J.

Wagners Weltanschauung und seine Tragödie des Goldes.

Aus dem Hochgebirge der Kunst und Literatur des 19. Jahrhunderts ragen zwei Gipfel auf, die trotz heißen Bemühens noch niemand zu erklimmen vermochte. Goethes „Faust“ und Wagners Nibelungentrilogie mit dem Vorspiel „Rheingold“ sind diese rätselhaften titanischen Großwerke, um deren Analyse sich alles Denken und Sinnen scharfer Köpfe vergeblich mühte.

Wenn wir darum heute in die Verborgenheiten des Nibelungenringes einzudringen versuchen, so müssen wir auf eine vollkommene, alle Wenn und Aber ausschließende Erklärung von vornherein verzichten. Es gibt keinen Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen restlos vereinigten, keine Grundidee, der sich alle Einzelheiten zwanglos unterordnen ließen, keinen Passepartout, der auch die geheimsten Kammern öffnete.

Das hat auch der Meister selbst sehr wohl gewußt. Darum schrieb er einmal, als ihm „Undeutlichkeit einzelner Verhältnisse“ vorgeworfen wurde, an seinen Freund Röckel: „Ich glaube mich mit ziemlich richtigem Instinkte vor einem allzu großen Deutlichkeitseifer gehütet zu haben. . . . Es gilt im Drama, wie im Kunstwerk überhaupt, nicht durch Darlegung von Absichten, sondern durch Darstellung des Unwillkürlichen zu wirken.“ Poesie ist eben Leben, und es läßt sich nun einmal nicht alles, was wir erleben, in unsere immerhin roh gearbeiteten Begriffsschemen pressen, so wenig, wie ein Maler auch nur ein einziges Pflanzenblatt völlig naturentsprechend wiedergeben kann. Gerade das Feinste und Zarteste widerstrebt begrifflicher Darstellung und ersehnt jene Sprache, die jenseits von Begriffen steht, die Musik.

Aber das erschütternde Drama, das sich im Nibelungenring vor uns abspielt und in der „Götterdämmerung“ gipfelt, weist mit solcher Eindringlichkeit auf unsere Zeit hin, die man bei dem furchtbaren Zerfleischen von Nationen geradezu eine Völkerdämmerung nennen könnte, daß es wohl wenige Werke der klassischen Literatur gibt, die im gegenwärtigen Augenblick sich mehr in den Vordergrund drängen als das Wagnersche Titanenwerk.

Nun werden ja freilich die wenigsten Leser der Trilogie, noch weniger deren Hörer Lust verspüren, tiefer in den Sinn der Dichtung einzudringen. Sie werden sich begnügen mit dem ästhetischen Genuß, den die konkret gestalteten prachtvollen Bilder und die rauschende gefühlstiefe Musik bieten, um so mehr, als die vorhandenen Zwiespältigkeiten durchaus nicht auf der Oberfläche liegen. Und sie haben recht. Der künstlerische Genuß ist eben vor allem Schauen, nicht Denken, eine Art mystischer Ekstase, die um so mehr verblaßt, je mehr der diskursive Verstand seine Tätigkeit beimischt.

Wir wollen darum, wenn wir im folgenden auf den Ideengehalt des Werkes unsere Aufmerksamkeit richten, den ästhetischen Genuß weder vermitteln noch stärken. Unsere Absicht ist eine andere. Mit der Leuchte des Exegeten versuchen wir in die Dunkelheit des Werkes vorzudringen. Wagner selbst hat ja mit Vorliebe über seine Dichtungen philosophiert und den ideellen Kern herauszuschälen versucht, gewiß nicht immer glücklich. Schreibt er doch selbst, daß er vor seinem Kunstwerke wie vor einem Rätsel stehe, über das er in dieselben Täuschungen verfallen könne wie andere.

Warum hat Wagner zur Darstellung seiner Idee zum Mythischen gegriffen? Er selbst gibt hierfür eine vortreffliche Begründung in einem Brief an Fr. Villot (September 1860). In der mythologischen Fassung, so sagt er, konnte er all die Details zur Beschreibung und Darstellung des Historisch-Konventionellen umgehen und so der Dichtung und namentlich der Musik die Nötigung zu einer ihr ganz fremden, und der Musik vor allem ganz unmöglichen Behandlungsweise benehmen; durch den sagenhaften Ton und die märchenhaft wunderbare Färbung wird der Geist sofort in den traumhaften Zustand versetzt, der für die Wirkung der Musik den denkbar besten Untergrund bildet und die Fragen nach dem rationellen Warum zurückdrängt. Gerade weil ein Verweilen bei der äußeren Erklärung des Vorgangs nicht nötig ist, kann nun der allergrößte Raum des Gedichtes auf die inneren Motive der Handlung verwendet werden.

Dem kann man nur beistimmen. Es läßt sich wirklich für Musikdramen kein besserer Stoff denken als das Mythisch-Geheimnisvolle alter Sagen oder christlicher Legenden. Hat Wagner in seinem „Tannhäuser“, im „Lohengrin“ und „Parsifal“ ins Gebiet der christlichen Sage gegriffen, so ging er im Nibelungenring in die Sagenwelt des altgermanischen Heidentums zurück.

Bei der Exegese eines Werkes kann man einen doppelten Standpunkt einnehmen, den rein objektiven, indem man das Werk als solches,

losgelöst von seinen Beziehungen zu Autor und Entstehungszeit, betrachtet, oder den historischen, der allein wissenschaftlichen Wert hat, indem man es als Projektion aus der Ideenwelt des Verfassers zu verstehen sucht.

Mythen sind vieldeutig, gerade wegen ihrer geheimnisvollen Einkleidung, und so läßt sich aus ihnen fast jede Weltanschauung herauslesen. Wer sich darum mit der rein objektiven Betrachtungsweise begnügen wollte, könnte die Wagnersche Dichtung geradezu als eine großartige Apologie der christlichen Ethik, oder vielmehr negativ als das gänzliche Versagen unchristlicher Lebensgrundsätze auffassen, als eine künstlerische Illustration des Evangelistenwortes: „Denn alles, was in der Welt ist, das ist Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens ... und die Welt vergeht mit ihrer Lust" (1 Jo 2, 16 f). Die altheidnische Götterwelt und das sündenbefleckte Heroentum haben sich selbst durch ihr moralisches Verderben dem Untergang geweiht.

Die Gier nach Besitz, Macht und sinnlicher Liebe, die Augenlust, Fleischeslust und der Stolz haben alle Intrigen gesponnen, mit denen die Tragödie erfüllt ist, in ihnen wurzelt das Verhängnis. Das jungfräuliche Gold in den Tiefen des Rheins wandelt sich in den Händen der dramatischen Personen zum fluchbeladenen Verführer, zum Erreger der magna superbia des hl. Ignatius. Wotan — der Faust des Goetheschen Dramas — scheut bei seinen Machtgelüsten vor keinem Mittel zurück, selbst ein Vertragsbruch gilt ihm nichts; zur Erreichung seines Zieles hat er sich mit dem unheimlichen Feuergott Loge — dem Mephistopheles des Faust — verbündet, die Bande der Ehe fühlt er als harte Fessel der Freiheit, und zynisch ruft er seiner Gemahlin Fricka zu: „Wie töricht tadelst du jetzt! Ehr' ich die Frauen doch mehr, als dich freut." Der verbrecherischen Liebe zwischen den Geschwistern Siegmund und Sieglinde sieht er mit Wohlgefallen zu und ist tief unglücklich, als er den Forderungen Frickas, die Schänder heiliger Bande zu bestrafen, nachgeben mußte. Hatte er doch von Siegmund die Entwirrung aller Schwierigkeiten erhofft. Wotan ist der typische Vertreter des Grundsatzes „Der Zweck heiligt die Mittel", den Fricka in die Worte kleidet:

Was ist euch Harten doch heilig,
Giert ihr Männer nach Macht.

Als Symbol der Weltherrschaft hatte sich der Göttervater von den Riesen die Burg Walhall erbauen lassen. Aber die Schuld hatte den Knoten bereits zu sehr verwickelt; er fand keinen Ausweg mehr; das Ende, schließlich von ihm ersehnt, mußte kommen. Diese egozentrische Moral Wotans findet in den meisten dramatischen Figuren der Dichtung neue Repräsentanten und mußte dahin führen, wohin jeder konsequente Egoismus führen muß: zur gegenseitigen Aufreibung und Vernichtung.

Hält man einmal diese Grundidee eines totalen Fiaskos der Unmoral fest, dann läßt sich alles Einzelne als poetische Einkleidung des großen Gedankens verstehen; immer wieder klingt dasselbe ideelle Leitmotiv durch. Selbst der Tod Siegfrieds findet in der Erbschuld der Eltern seine Erklärung, und Brünnhilde hat durch den Schutz des verbrecherischen Ehepaares gegen den ausdrücklichen Befehl Wotans tragische Schuld auf sich geladen. Auch die Taten und Reden der handelnden Personen brauchen wir nicht erst tiefsinnig nach philosophischen Beziehungen zu durchforschen, während ihnen, aus dem Munde des Autors entgegengenommen, nicht selten eine tendenziöse Zuspitzung eignet.

Freilich fehlt in dem großen Gemälde das lichte Gegenstück. Während der hl. Ignatius bei der großen Betrachtung von den zwei Fahnen dem Herrscher von Babylon auf seinem Throne von Rauch und Feuer den Heiland mit seiner milden Gestalt und seiner überirdischen Lehre auf den Gefilden Jerusalems entgegenstellt, fehlt beim Wagnerschen Drama die Schilderung des christlichen Sittenideals völlig. Dieses existierte eben für ihn damals nicht. Immerhin könnte man den Worten des bekannten Wagnerfreundes H. v. Wolzogen: „Der Ring des Nibelungen ist die Deutung des altgermanischen Mythus in seiner idealen Vollendung durch das Christentum", zustimmen, wäre nicht die Einschränkung beigefügt: „aus dem heutigen philosophischen Bewußtsein des Nationalgeistes heraus".

Man wird wohl annehmen können, daß Wagner selbst, als er sich gegen Schluß seines Lebens wieder mehr christlichen Ideen zuwandte, einer spezifisch christlichen Deutung des Ringes nicht im Wege gestanden wäre. Mochte dieses Wagnersche Christentum auch noch so ablehnend jeder dogmatischen Religion gegenüberstehen und noch so wunderlich mit Schopenhauerschen Ideen verquickt sein: Christus, „der Arme", im Gegensatz zur Geld- und Machtgier der Nibelungengötter, war doch sein Ideal geworden, und die warme Liebe, die er ihm entgegenbringt, hat trotz aller Irrtümer im einzelnen etwas Rührendes. „Jesus", so schreibt er in seiner Abhandlung „Kunst und Religion", „war nicht weise, sondern göttlich, seine Lehre war die Tat des freiwilligen Leidens: an ihn glauben, hieß ihm nacheifern und Erlösung hoffen, hieß mit ihm Vereinigung suchen." Ferner: „Das größte Wunder ist für den natürlichen Menschen jedenfalls diese Umkehr des Willens, in welcher die Aufhebung der Gesetze der Natur selbst enthalten ist; das, was diese Umkehr bewirkt hat, muß notwendig weit über die Natur erhaben und von übermenschlicher Gewalt sein, da die Vereinigung mit ihm als das einzig Ersehnte und zu Erstrebende gilt. Dieses andere nannte Jesus seinen Armen das ‚Reich Gottes', im Gegensatze zu dem ‚Reiche der Welt'; der die Mühseligen und Belasteten, Leidenden und Verfolgten, Duldsamen und Sanftmütigen, Feindesfreundlichen und Alliebenden zu sich berief, war ihr ‚himmlischer

Vater', als dessen ‚Sohn' er zu ihnen, seinen ‚Brüdern', gesandt war. Wir sehen hier der Wunder allergrößtes und nennen es ‚Offenbarung'."

Wagner hatte sich, wie alle tiefern Geister, zeitlebens um die höchsten Probleme des Menschendaseins bemüht, und so mochte er bei seinem starken Glücksdrang auf das Unbefriedigende jener Weltanschauungen, die jeden Schritt ins transzendentale Gebiet vermeiden, erkannt und im lebendigen Christentum die Lösung des großen Rätsels gefunden haben, wobei ihm zweifellos der stets lebhafte Verkehr mit Liszt zu Hilfe gekommen sein wird, der trotz mancher sittlichen Irrungen strenggläubiger Katholik war und aus seiner Überzeugung niemals ein Hehl machte.

Diese Erklärung des Nibelungenringes im christlichen Sinn verliert nun leider ihren Halt, wenn wir das Werk aus der Persönlichkeit des Dichters heraus erklären, wie sie uns zur Entstehungszeit entgegentritt. Und das ist schließlich doch die einzig berechtigte Erklärung. Wie wir bei der Exegese alter Literaturwerke die Begriffe nicht ohne weitere Prüfung in dem heute gebräuchlichen Sinn nehmen dürfen, sondern erst die Bedeutung erforschen müssen, die der Verfasser und seine Zeit ihnen gegeben haben, so müssen wir auch die Nibelungentragödie als Projektion aus dem Wagnerschen Geiste zu begreifen trachten. Es kommt nicht so sehr darauf an, wie sie in unsere Seele hineinstrahlt, sondern wie sie aus der Seele des Dichters herausstrahlte.

So wird vor allem der philosophische und religionspsychologische Werdegang des Meisters in flüchtigen Umrissen gezeichnet werden müssen.

Das Licht des Christentums war bei Wagner nie von intensiver Leuchtkraft gewesen, wenn man etwa vom ersten Empfang des Abendmahles absieht. Darum ist es nicht weiter verwunderlich, daß andere grellere Lichter bald seinen Schein trübten und allmählich ertöteten. Hatte er auch theoretisch bis ins Mannesalter am Theismus festgehalten, so war es bei dem Mangel jeglicher praktisch-religiösen Betätigung nur mehr eine natürliche Folge, daß er auch theoretisch bald dem Atheismus anheimfiel. Aber als Geist, der nicht auf der Oberfläche stehen bleiben wollte, quälten ihn immerfort die letzten Rätsel des Daseins, er sah und erlebte die Nöten und das Elend des Lebens, und da das Übel doch unmöglich Selbstzweck sein kann, sondern höchstens ein Durchgangsstadium, so sehnte er sich mit der ganzen Kraft seiner Seele nach Erlösung. Erlösung blieb in der Tat der Zentralbegriff seines Denkens und Strebens, der Angelpunkt fast aller seiner Werke. Lag das mannigfache Elend des Menschenlebens in der Gegenwart, die Erlösung in der Zukunft, so war das Zurückschreiten in die Vergangenheit, wo die Wurzeln alles Leides verborgen sein mußten, nur eine logische Folgerung. Diese Wurzeln nun glaubte er im Abfall vom Typ des Reinmenschlichen gefunden zu haben, in den Konventionen, Rücksichtnahmen und Abhängigkeiten, die sich im Laufe der Geschichte heraus-

gebildet haben und dem Drang eines völlig naturgemäßen Daseins qualvolle Fesseln anlegen. Dieser Naturdrang des typisch reinen Menschen findet seine höchste Befriedigung in der Liebe der Geschlechter. Diese Liebe ist „höchste Kraftentwicklung unseres individuellen Vermögens zugleich mit dem notwendigsten Drang der Selbstaufopferung zugunsten eines geliebten Gegenstandes". So ist das Wagnersche Ideal weder Egoismus, noch Altruismus, sondern, wie Louis sehr gut sagt, „Tuismus". Daß der Meister von einem solchen Tuismus, der schließlich doch nichts anderes ist als — parador ausgedrückt — ein Egoismus zu zweien, einen Glückseligkeitszustand der Allgemeinheit erhoffte, war eine der großen Utopien seines Lebens.

Dieses unverwirkbare Ideal verfocht er mit feurigem Ungestüm, und da er nur von einer großen Revolution die Entfernung der historisch gewordenen Unnatur erhoffte, wurde er Revolutionär. So berührte sich Wagners damalige Weltanschauung aufs engste mit der des Philosophen Feuerbach. Das Fundament bildet ein weltfremder, materialistisch gefärbter Optimismus.

Aus dieser Ideenwelt heraus hatte Wagner den Nibelungenring in rückläufiger Reihenfolge der einzelnen Dramen gedichtet. Als er 1854 näher mit dem Schopenhauerschen Willensmonismus bekannt wurde, war die Dichtung also bereits vollendet.

Unterdessen hatte sich in seinem Innern, besonders durch das Mißlingen der Revolution, eine bedeutsame Wandlung vollzogen. Er glaubte nicht mehr an die wesenhafte Güte der Welt, und fand im Schopenhauerschen System den klarsten begrifflichen Ausdruck dessen, was längst unwillkürlich in ihm lebte. Der Pessimismus ist ja auch in der Tat die naheliegendste Weltanschauung für einen, der kein jenseitiges Leben als Ausgleich der in dieser Welt unvermeidlichen Reibungen anerkennt.

Nach Schopenhauer ist die Urpotenz, von der alles ausgeht und zu der alles zurückkehrt, der Wille, Wille im weitesten Sinn genommen für jedes Werden und Geschehen in der organischen und anorganischen Natur. Auch der Intellekt ist nur ein Produkt des Willens, da das Denken selbst eine Tätigkeit ist und die Tätigkeit als solche ihrer Natur nach der Art der Tätigkeit vorausgeht. So wird der Wille hypostasiert und das uralte Axiom Nil volitum nisi praecognitum umgestellt. Durch die Bejahung des Willens zum Leben ist das Leiden in die Welt gekommen, das nicht anders zu bannen ist als durch Verneinung des Willens zum Leben. Da in der Welt nur Leid ist, bleibt die einzige Möglichkeit eines altruistischen Affektes das Mitleid. Da ferner jede positive Tätigkeit nur eine neue Bejahung des Willens zum Leben bedeutet, ist Passivität das einzig richtige Verhalten im Leben. Die einzige Lust ist Abwesenheit von Leid und darum der einzig berechtigte Zielpunkt alles Strebens das Nirwana. An Stelle der Feuerbachschen Erlösung von dem durch Sitte und Konvention gebundenen Leben tritt die Erlösung vom Leben überhaupt.

Wie schon bemerkt, modifizierte Wagner später diesen absoluten Pessimismus durch christliche Heilshoffnungen, ohne sich von Schopenhauerschen Ideen zu trennen. Die Unvereinbarkeit von zwei so entgegengesetzten Welt-

anschauungssystemen war ihm nicht klar geworden, wie ja auch H. v. Wolzogen in dem bereits zitierten Satz beides vereinigen zu können glaubt. Jüngst nannte Paul Deussen Schopenhauer sogar philosophus christianissimus! (bei der Versammlung der Schopenhauer-Gesellschaft am 4. Juni 1914 in München). So fand Wagner wieder in Christus den Erlöser; das Ideal des Reinmenschlichen war ihm nicht mehr der starke Mensch, sondern der demütige und arme, nicht mehr der Nietzschesche Übermensch, sondern der christliche Heilige. Der Erlösungsaufgabe Christi sollte in die Hand gearbeitet werden durch Regeneration des Menschengeschlechtes in seiner physischen Beziehung, durch Pflanzenkost, weil durch Fleischnahrung der Mensch zum Raubtier geworden sei, durch Massenabwanderung in südamerikanische Freistaaten, falls die Annahme zu Recht bestünde, daß in nordischen Klimaten Fleischnahrung unerläßlich sei, durch Heiraten nur aus Liebe, durch Rassenverbesserung, Tierschutz, Hebung der Mäßigkeitsvereine, Verbot der Vivisektion. Wir sehen, der Typ des Reinmenschlichen spukte noch immer im Kopfe des Meisters, freilich nicht mehr als Endziel wie in seiner Feuerbachschen Periode, sondern als natürliches Substrat christlicher Erlösungsgedanken.

Diese kurze Skizze der Wagnerschen Weltanschauung genügt, um aus ihr heraus den Nibelungenring in seinen wesentlichen Zügen zu erklären. Die Fertigstellung des Werkes bis zum Abschluß der Komposition zieht sich über mehr als zwanzig Jahre hin. Zuerst wurde das letzte Stück des Ringes, die „Götterdämmerung", oder wie sie früher hieß, „Siegfrieds Tod" gedichtet (1848). Erst die echt künstlerische Wahrnehmung, daß manche epische Partien nach einer anschaulicheren Gestaltung drängten, ließ Wagner weiter auf die Wurzeln der Sage zurückgreifen und die drei übrigen Stücke in freier Umgestaltung der altnordischen Edda dichten. Noch bekannte sich Wagner als Anhänger Feuerbachs, als 1853 die Gesamtdichtung vollendet war. Die Worte, die Brünnhilde am Schluß der „Götterdämmerung" in ihrer ersten Fassung an die Zurückbleibenden richtet, sind das damalige Wagnersche Glaubensbekenntnis:

Nicht Gut, nicht Gold,
noch göttliche Pracht;
nicht Haus, nicht Hof,
noch herrischer Prunk;
nicht trüber Verträge
trügender Bund,
nicht heuchelnder Sitte
hartes Gesetz:
selig in Lust und Leid
läßt — die Liebe nur sein. —

Auf dem Gold des Ringes lastet ein wilder Fluch, es ist der Urquell aller Leiden und Verbrechen in der Trilogie. Die Habgier hat den reinen Menschen verpestet und Instinkte in ihm geweckt, die dem Ideal des Reinmenschlichen direkt entgegengesetzt sind. Auch vom Göttlichen, von einer transzendenten Macht ist nichts zu hoffen, der reine Naturmensch hat dem

Gottwahn ein Ende gemacht, er hat den Speer, das Symbol göttlicher Gewalt, zertrümmert, in den die Verträge des Göttervaters eingekerbt waren, denen er allein seine Herrschaft verdankt. „Was du bist, bist du nur durch Verträge."[1] Der reine Mensch braucht keinen Gott, er ist sein eigener Herrscher. Das Unheil der Verträge wird von Wagner so oft hervorgekehrt, daß der Revolutionär, der die Durchsetzung seines Ideals von einer gewaltsamen Umstürzung der bestehenden Ordnung erhoffte, sich unverkennbar in solchen Stellen abspiegelt. Als Vertreterin des harten Gesetzes heuchelnder Sitte tritt Fricka auf, die nur „stets Gewohntes" versteht und darum auf Bestrafung der Ehebrecher und Blutschänder dringt. Wotan dagegen macht sich zum Sprachrohr des damaligen Wagner, wenn er Fricka zynisch antwortet, sie solle das blutschänderische Paar „lachend der Liebe" segnen, wenn er den Eid für unheilig erachtet, der Unliebende eint[2].

Unter den Verträgen war es besonders der Ehevertrag, der den Widerspruch und Zorn des Feuerbachianers hervorrief. Die Liebe allein gibt ein Recht auf Vereinigung der Geschlechter, ohne jede Rücksicht auf Sitte und Gesetz. Diesem Ideal der Liebe setzte Wagner die rein tierische Begehrlichkeit Alberichs entgegen, der, um das Rheingold zu gewinnen, wohl auf die Liebe, nicht aber auf die Lust verzichtet hat.

Das sind gewiß verwegene Anschauungen, die Wagner durch den Mund Brünnhildes verkünden läßt, und nur die mythologische Form des Ganzen, die Idealisierung durch die Dichtersprache und die reizvolle Musik vermögen ihre Härte so weit zu mildern, daß sie vom naiven Zuhörer kaum noch empfunden wird.

Recht schlimm steht es mit dem Verhältnis von „Siegfrieds Tod" zur Gesamtidee im Feuerbachschen Sinn. Mit dieser läßt sich die alte Sage, so wie sie nun einmal gegeben ist, schlechterdings nicht ver-

[1] In dem ersten Entwurf zur „Götterdämmerung" von 1848 ist noch keine Rede vom Untergang der Götter. „Nur einer herrsche, Allvater, Herrlicher du!" spricht Brünnhilde und bittet Wotan, sie mit Siegfried in die himmlischen Wonnen Walhalls aufzunehmen. Die Unvereinbarkeit himmlischer Wonnen mit seinen Feuerbachschen Theorien konnte schließlich Wagner nicht entgehen: aus dem Triumph der Götter ward ihre Schmach; „Siegfrieds Tod" wurde in die „Götterdämmerung" umgetauft.

[2] Die Worte, die Wagner an seine wohl nicht ganz mit Unrecht eifersüchtige Gemahlin Minna richtete, sind für jeden, der die Lebensgeschichte des Meisters kennt, recht bezeichnend: „Als ich gestern Deinen etwas mißtrauischen Brief bekam, hatte ich gerade das Auftreten Frickas zu komponieren; das stimmte gar nicht übel zusammen." (Brief vom 30. September 1854.)

einigen. Wagner sollte eigentlich den Sieg des Reinmenschlichen darstellen. Nun können wir doch wohl nicht annehmen, daß die am Schluß des Dramas vom allgemeinen Untergang Verschonten das rein menschliche Ideal verkörpern sollten, denn diese haben unser Interesse überhaupt nicht zu erregen vermocht. Siegfried aber, der eigentliche Typ des Reinmenschlichen, stirbt! Wo bleibt da das erhoffte irdische Paradies, der Sieg des Optimismus? Wagner selbst wurde durch diese Schwierigkeit fort und fort gequält, und er fand keinen andern Ausweg, als durch Brünnhilde in schwächlich lehrhafter Weise verkünden zu lassen, was im Drama selbst darzustellen nicht gelungen war. Statt mit dem Sieg endet es mit dem Fiasko des reinmenschlichen Ideals.

Nun begreifen wir den feurigen Eifer, mit dem sich Wagner auf die Schopenhauersche Philosophie warf. Hier lag ja die Lösung des qualvollen Rätsels. Er brauchte nur den Schluß seines Dramenzyklus zu ändern, und die ganze Tragödie gewann im Lichte dieser neuen Weltanschauung die vermißte innere Einheit. Der Tod Siegfrieds hatte alles Befremdende verloren, denn nach der Schopenhauerschen Mitleidstheorie gebührt nur dem unterliegenden, nicht dem siegenden Helden unsere Teilnahme, die Liebe aber, so belehrte ihn der Philosoph, ist nicht das höchste Glück, sondern das höchste Leid, das nur verneinens-, nicht aber bejahenswert ist. Wenn Wagner nun auf sein eigenes Werk zurücksah, mußte er selbst erkennen, wie wenig die Verheerungen der Liebe, die sich dort zeigen, mit Feuerbachschen Theorien in Einklang zu bringen waren; sie steht mit Gold und Macht durchaus in derselben Linie. So hat Wagner sein Drama nicht umgedichtet, sondern umgedacht, die Heraufführung eines glückseligen Zeitalters der Liebe, die der Dichter, wie er selbst sagt, nur ein einziges Mal, und zwar in der genannten tendenziösen Schlußphrase der Brünnhilde „gewaltsam" zur Geltung gebracht hatte, wurde in die Verneinung des Willens zum Leben umgedeutet. Wagner selbst beschreibt diesen Wandlungsprozeß sehr anschaulich in einem Briefe an Röckel vom 23. August 1856. Die hellenistisch-optimistische Begriffswelt, in der er lebte, habe ihn, so meint er, blind gemacht gegen sein eigenes instinktives Schaffen, im Grunde sei er schon bei Anlegung des Planes einer viel tieferen Auffassung gefolgt und habe anstatt einer Phase der Weltentwicklung das Wesen der Welt selbst in seiner Nichtigkeit erschaut, woraus natürlich, da er seiner Anschauung, nicht aber seinen Begriffen treu geblieben sei, etwas ganz anderes zutage kam, als er sich eigentlich gedacht hatte.

Erst Schopenhauer habe die Umwälzung seiner Vernunftvorstellung bewirkt und dem Nibelungengedichte den wirklich entsprechenden Schlußstein geliefert.

Nunmehr setzte Wagner an Stelle der früheren Worte Brünnhildens die folgenden, aus denen Schopenhauers Geist unverkennbar widerleuchtet:

Führ' ich nun nicht mehr nach Walhalls Feste,
wißt ihr, wohin ich fahre?
Aus Wunschheim zieh' ich fort,
Wahnheim flieh ich auf immer;
des ewigen Werdens
offne Tore
schließ ich hinter mir zu:
nach dem wunsch- und wahnlos
heiligsten Wahlland,
der Weltwanderung Ziel,
von Wiedergeburt erlöst,
zieht nun die Wissende hin.
Alles Ewigen
sel'ges Ende,
wißt ihr, wie ich's gewann?
Trauernder Liebe
tiefstes Leiden
schloß die Augen mir auf:
enden sah ich die Welt.

Als der Meister 1870 die „Götterdämmerung" komponierte, hat er auch diese, immerhin noch tendenziösen Worte weggelassen, weil der Sinn dieser Worte „in der Wirkung des musikalisch ertönenden Dramas bereits mit höchster Bestimmtheit ausgesprochen" sei, vielleicht aber auch wegen eines gewissen christlichen Instinktes, der in ihm wieder erwacht, sich gegen eine objektiv so eindeutige Fassung wehrte.

Es ist der Versuch gemacht worden, die Trilogie bis in die kleinsten Einzelheiten als dichterische Darstellung des Schopenhauerschen Systems zu erklären (Artur Drews, Der Ideengehalt von Richard Wagners Ring des Nibelungen in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie. Leipzig 1898). Besonders bemüht sich der Verfasser, Schopenhauers Lehre über das Verhältnis von Wille und Idee aus der Dichtung zu erweisen. Nun ist ja freilich gewiß, daß schon der alte Mythus den männlichen Gottheiten mehr das Wollen, das Dynamische, den weiblichen mehr das Ideelle, die Klugheit und Weisheit, beilegt. Das Weib soll den Mann in seinem ungestümen Vorwärtsdrängen zügeln und ihm die Grundsätze der Vernunft und Sitte nahe bringen. Auch Wagner hat im allgemeinen diese Beziehungen festgehalten. Brünnhilde jedoch ist wiederholt und ausdrücklich als Personifikation des Wotanschen Willens hingestellt, und Drews muß zu recht geschraubten Sätzen greifen, um auch Brünnhilde als Verkörperung der Idee glaubhaft zu machen. An andern Stellen, die sich nicht recht ins System fügen wollten, meint der Verfasser Überbleibsel aus der früheren Weltanschauung Wagners erkennen zu müssen, deren Unvereinbarkeit mit dem Schopenhauerschen System dem Meister beim Umdenken des Dramas entgangen sei.

So geht es bei einer solchen philosophischen Detailanalyse nicht ohne Willkürlichkeiten ab. Das ist dem Verfasser auch nicht entgangen, und so will er uns

in einem kurzen, sehr skizzenhaften Schlußkapitel überzeugen, daß nicht so sehr Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung, als vielmehr die Philosophie des Unbewußten den wahren Schlüssel zur Trilogie bilde. Damit ist eigentlich zurückgenommen, was in den vorhergehenden breiten Ausführungen dargelegt wurde.

Am besten wird man darum offen sagen, daß sich das Riesenwerk überhaupt nicht vollkommen und eindeutig in den begrifflichen Rahmen irgend einer Weltanschauung fügt. Es werden immer gewisse Restdifferenzen bleiben. Wie eine Fata Morgana zerfließt, wenn man sich ihr zu nähern sucht, so verunklärt sich auch die Wagnersche Trilogie, wenn man mit dem Rüstzeug philosophischer Begriffe an sie herantritt.

So viel steht ja freilich fest, daß Wagner selbst sein Werk schopenhauerisch deutete, aber ihm kam es vor allem auf die pessimistische Grundstimmung an und auf die Idee der Verneinung des Willens. Diese beiden Punkte sind aber auch genügend deutlich erkennbar. Wotan, der Hauptheld, ist klar als Repräsentant des Schopenhauerschen Willens gezeichnet. Liebe, Gold und Macht haben ihn in ihren Schlingen gefangen, denen er sich nicht mehr zu entwinden vermochte. So kam er zur Schopenhauerschen Passivität, deren dichterisch-konkreter Ausdruck die Einschläferung Brünnhildes, seines Willens, ist. Die Speerszene in „Siegfried" ist nicht als ein Heraustreten aus der Passivität zu deuten; sie ist nur eine Wirkung seines früheren Entschlusses und eigentlich gar nicht ernst gemeint, da sie den Schlußworten des zweiten Dramas entsprechend nur als Prüfung des Helden gedacht war. „Wer die Spitze meines Speeres fürchtet, durchschreite das Feuer nie." Hält man die Bedeutung Brünnhildes als Personifikation des Wotanschen Willens fest, so ist ihr Tod nichts anderes als Wotans Verneinung des Willens zum Leben. So versteht man auch, warum Brünnhildes Tod das Hereinbrechen der Götterdämmerung zur Folge hat, obwohl sie den fluchbeladenen Ring den Rheintöchtern zurückgegeben. Der kausale Zusammenhang dieser beiden Momente, der den Erklärern so viel Kopfzerbrechen machte, ist damit klar gestellt.

Es könnte noch die Frage aufgeworfen werden, warum Gutrune, die doch durch Mischung des Vergessenheitstrankes tragische Schuld auf sich geladen hat, und Wotans Widerpart, der verschlagene Alberich, beim allgemeinen Untergang verschont bleiben. Allein weder Alberich, obwohl er das Drama in Fluß gebracht hat, noch Gutrune, die in der Siegfriedtragödie den Wendepunkt herbeigeführt hat, konnte psychologisch unser Interesse

so weit beanspruchen, daß uns ihr ferneres Schicksal bekümmern könnte. Als Nebenpersonen haben sie bereits vorher ihren dramatischen Zweck erfüllt.

All diese Schwierigkeiten, die der Nibelungenring in philosophischer Zergliederung bietet, entgehen demjenigen, der nur ästhetischen Genuß will und mit keiner andern Absicht an das Kunstwerk herangeht. Er untersucht nicht erst die Festigkeit des Bodens, auf dem er steht, sondern läßt sich willig die blumigen Pfade emporführen, die ihm der Dichter weist. Die gewaltige Kraft und Anschaulichkeit der vier Dramen machen das Textbuch allein schon zu einem der größten Meisterwerke dramatischer Dichtkunst.

Freilich muß auch gesagt werden, daß die rein dramatische Wirkung am vollsten beim Lesen des Werkes zur Geltung kommt. Noch besser ist allerdings, besonders für Leute von schwacher akustischer Veranlagung, das Vorlesen durch einen geschickten Rezitator. Wagner selbst hielt auf das Vorlesen große Stücke, und einmal schreibt er an Liszt: „Das Geschriebene ist hier — fürchte ich — für meine Absicht so unvermögend, kann ich Dir's aber mit lauter Stimme — und andeutungsweise so wie ich es beabsichtige — vortragen, so würde mich das über den gewünschten Eindruck auf Dich durchaus beruhigen" (Brief vom 29. Juni 1851).

Wie die Verwicklungen sich knüpfen und entbinden, geht eben nur beim Lesen mit jener Raschheit von statten, die das Dramatische als solches verlangt, um in unserer Seele die Illusion des Wirklichen hervorzurufen. Durch die musikalische Ausführung hat das Kunstwerk in dieser Beziehung verloren; manche Monologe und Dialoge, die beim Lesen schnell vorbeifliegen, werden fast unerträglich lang und hemmen das Voranschreiten der Handlung und die Natürlichkeit der schauspielerischen Aktionen.

Dafür entschädigt die musikalische Darbietung auf der Bühne durch die Pracht der szenischen Darstellung (die freilich auch im musikfreien Schauspiel vorhanden wäre), z. B. bei der Nornenszene oder der Szene zwischen Alberich und Hagen, vor allem aber durch die Gefühlstiefe, die eben nur durch Musik erreichbar ist. Die Affekte und Gemütsbewegungen werden so ganz anders in die Seele hineingebohrt, als es durch bloßes Sprechen möglich wäre. So sind im Musikdrama manche Werte eingebüßt, andere gewonnen. Nil omni ex parte perfectum.

Leicht hat sich Wagner seine Arbeit nicht gemacht, weder in der Dichtung noch in der Musik. Dafür war er ein zu ernster Künstler. Man muß die ersten Entwürfe mit dem fertigen Text vergleichen, um den allmählichen Läuterungsprozeß der dichterischen Leistung vollauf würdigen zu können und auf die Feinheiten aufmerksam zu werden, welche die endgültige Gestaltung aufweist. Von der Geschraubtheit und Weitschweifigkeit des Wagnerschen Prosastiles findet sich keine Spur; alles ist dichterisch geschaut und in knappe Form gebracht. Man kann dem Meister keinen Vorwurf daraus machen, daß er an Stelle eines modernen Versmaßes den alten Stabreim mit seinen Alliterationen benützte,

wie er ihn in seinen mythologischen Quellen vorfand. Entspricht der moderne Reim vielleicht mehr einem Schönheitsideal der Kunst, so der Stabreim mehr einem Ausdrucksideal. Musikalisch sind beide.

Einige epische Wiederholungen dessen, was wir bereits wissen, besonders der unerträglich lange Monolog Wotans in der zweiten Szene der „Walküre", sind freilich kaum zu rechtfertigen und um so auffälliger, als Wagner ja gerade die drei ersten Stücke geschrieben hat, um die sonst nötigen epischen Erzählungen in konkrete Form gießen zu können, „in die Sinnlichkeit des Dramas aufgehen zu lassen" (Ges. Schriften IV, Mitteilung an meine Freunde). Daß dem Meister selbst die Szene nicht recht geheuer war, ergibt sich aus einem Briefe an Liszt vom 3. Oktober 1855, wo er schreibt: „In entmutigten nüchternen Stunden hatte ich die meiste Furcht vor der großen Szene Wotans und namentlich vor seiner Schicksalsenthüllung gegen Brünnhilde, ja in London war ich einmal so weit, die Szene ganz verwerfen zu wollen."

Die musikalische Fassung der vier Dramen kann man in ihrer ganzen Genialität erst begreifen, wenn man die Theatermusik der damaligen Zeit mit der Ringmusik in Vergleich bringt. Wagner hatte ja selbst oft genug auf den Tiefstand der zeitgenössischen Oper hingewiesen; es war niemand da, der das Erbe des Beethovenschen „Fidelio" angetreten und fruchtbar gemacht hätte. Wollte man den Rufer in der Wüste nicht hören, so sollte sein Beispiel zünden, und er ließ sich durch keine bittern Enttäuschungen von seinem Ideal abschrecken, bis der Sieg errungen war. In den herrlichen „Meistersingern" hat er dem ungesunden Konservatismus, der überkommene Regeln über den Ausdruck genialer Inspiration setzte, so sarkastische Hiebe versetzt, daß er die Feindschaft der Getroffenen zeitlebens auf sich lud.

Wenn Wagner für sein Theater die Unsichtbarkeit des Orchesters verlangte und durchsetzte, so zeigt das wieder seinen außergewöhnlichen Feinsinn für künstlerische Wirkung. Es gibt in der Tat nichts Störenderes für den musikalischen Genuß, als wenn man beständig die Bewegungen der Musiker und des Dirigenten vor den Augen hat. Das gilt aber für Konzerte eher noch mehr als fürs Theater, wo doch immerhin der Raum verdunkelt ist. Vielleicht beschert uns die Zukunft einmal reine Musik mit unsichtbarem Apparat.

Leicht ist die Wagnersche Musik freilich nicht. Wer nur Unterhaltung sucht, bleibe den Wagnerschen Werken fern. Bei ihrer langen Dauer muß selbst ein mit der Wagnerschen Musik wohl Vertrauter leicht gegen eine Ermüdung des Rezeptionsvermögens ankämpfen. Ohne ein ernstes vorbereitendes Studium des reichen Leitmotivapparates, aus dem heraus, wie der Meister selbst sagt, die ganze Musik bis ins

kleinste entwickelt ist, müßte das Interesse vorzeitig erlahmen. Schopenhauer hat die Psyche des durchschnittlichen Theaterbesuchers sehr scharf erfaßt, wenn er schreibt, daß der letzte Akt einer Oper — und er hat viel leichtere und kürzere im Auge, als es die Wagnerschen sind — „in der Regel eine Marter der Zuhörer ist und eine noch größere der Sänger und Musizi; demnach man glauben könnte, hier eine große Versammlung zu sehen, die zum Zweck der Selbstpeinigung vereinigt, diese mit Ausdauer verfolgt bis zum Schluß, dem schon jeder im stillen entgegenseufzte".

Der Dramenzyklus beginnt mit dem Chaos, dem Urzustand der Materie, der sich musikalisch durch den langen Es-dur-Akkord wundervoll charakterisiert. Das ganze Orchestervorspiel hindurch hören wir dieses Es, in einfachen und gebrochenen Klängen. Dann erst tritt die Differenzierung ein.

Um die durch und durch musikalische Seele des Meisters zu erkennen, ist es reizvoll, aus seinem eigenen Munde zu hören, wie manche Motive zustande kamen. So schreibt er über das eben erwähnte Orchestervorspiel zum „Rheingold": „Nach einer in Fieber und Schlaflosigkeit verbrachten Nacht zwang ich mich des andern Tages zu weiteren Fußwanderungen durch die hügelige, von Pinienwäldern bedeckte Umgegend. Alles erschien mir nackt und öde, und ich begriff nicht, was ich hier sollte. Am Nachmittage heimkehrend, streckte ich mich todmüde auf ein hartes Ruhebett aus, um die langersehnte Stunde des Schlafes zu erwarten. Sie erschien nicht, dafür versank ich in eine Art von somnambulem Zustand, in welchem ich plötzlich die Empfindung, als ob ich in ein stark fließendes Wasser versänke, erhielt. Das Rauschen desselben stellte sich mir bald im musikalischen Klange des Es-dur-Akkordes dar, welcher unaufhaltsam in figurierter Brechung dahinwogte; diese Brechungen zeigten sich als melodische Figurationen von zunehmender Bewegung, nie aber veränderte sich der reine Dreiklang von Es-dur, welcher durch seine Andauer dem Elemente, darin ich versank, eine unendliche Bedeutung geben zu wollen schien. Mit der Empfindung, als ob die Wogen jetzt hoch über mich hinbrausten, erwachte ich in jähem Schreck aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, daß das Orchestervorspiel zum ‚Rheingold', so wie ich es in mir herumtrug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war ..." (Mein Leben II 591 ff). Ebendort (S. 636 ff) beschreibt Wagner auch den Anlaß zum Motiv des Wutausbruches Siegfrieds gegen Mime: „Am 22. September begann ich ... die Aufzeichnung des Entwurfes. Da stellte sich denn eine der Hauptplagen meines Lebens zu entscheidender Bedrängnis ein: unserem Hause gegenüber hatte sich neuerdings ein Blechschmied einquartiert und betäubte meine Ohren den ganzen Tag über mit seinem weitschallenden Gehämmer. In meinem tiefen Kummer darüber, nie es zu einer unabhängigen, gegen jedes Geräusch geschützten Wohnung bringen zu können[1], wollte ich mich schon entschließen, alles Komponieren bis dahin

[1] Ein anderes Mal beklagt er sich Klindworth gegenüber, daß er, von fünf nachbarlichen Klavieren und einer Flöte fast rasend gemacht, nur wenig arbeiten könne.

aufzugeben, wo mir endlich dieser unerläßliche Wunsch erfüllt sein werde. Gerade der Zorn über den Blechschmied gab mir jedoch in einem aufgeregten Augenblick das Motiv zu Siegfrieds Wutausbruch gegen „Stümperschmied" Mime ein: ich spielte sogleich meiner Schwester das kindisch zankende Polterthema in G-moll vor, und sang wütend die Worte dazu, worüber wir alle so lachen mußten, daß ich beschloß, für diesmal noch fortzufahren." Ebenfalls im selben Band (S. 653 ff) berichtet der Meister von der künstlerischen Anregung zu den prachtvollen Motiven des Waldwebens im „Siegfried": „Meine täglichen Spaziergänge richtete ich an den heiteren Sommernachmittagen nach dem stillen Sihltal, in dessen waldiger Umgebung ich viel und aufmerksam nach dem Gesang der Waldvögel lauschte, wobei ich erstaunt war, die mir gänzlich neuen Weisen von Sängern kennen zu lernen, deren Gestalt ich nicht sah und deren Namen ich noch weniger wußte. Was ich von ihren Weisen mit nach Hause brachte, legte ich in der Waldszene Siegfrieds in künstlicher Nachahmung nieder."

Es hat für uns wenig Zweck, genauere Analysen der musikalischen Motive zu geben, da an solchen in der Wagner-Literatur wahrlich kein Mangel ist. Wichtiger dürfte es sein, der Frage nachzugehen, ob auch die Ringmusik der bezeichnende Ausdruck der Schopenhauerschen Weltverneinung ist.

„Rheingold" war komponiert, bevor Wagner von dem Philosophen beeinflußt war. Wenn wir nun bezüglich des inneren Gefühlsgehaltes keinen Unterschied erkennen zwischen der Rheingoldmusik und der Musik der drei später komponierten Dramen, so wäre das ja dadurch erklärlich, daß Wagner eben viel früher schopenhauerisch fühlte als dachte. Musik ist die Melodie, zu der die Welt der Text ist, wie Schopenhauer sehr schön sagt, und zwar nicht die Welt der Begriffe, sondern die lebendige wirkliche Welt, wie sie im Innern des Künstlers zum Erlebnis wird.

Aber eine solche Erklärung ist gar nicht nötig. Die Musik ist ihrer Natur nach so vieldeutig, daß man unmöglich genaue Affektgrenzen, noch viel weniger Ideengrenzen setzen kann. So müssen wir bei der Deutung der Musik vom Ideengehalt der Dramen absehen und sie einzig aus der persönlichen Stimmung des Künstlers zu begreifen trachten. Zur Propagierung philosophischer Ideen ist die Musik völlig außerstande, sonst wäre es gewiß nicht möglich, daß Schopenhauer so sehr für Rossini schwärmte. Darum läßt sich auch die Verneinung des Willens zum Leben musikalisch nicht ausdrücken, und die Sehnsucht nach der Verneinung kann die Musik nicht anders wiedergeben, als die Sehnsucht nach jedem beliebigen andern Ziel mit ihrer augenblicklichen Unluststimmung. Nun ist ja gewiß der Grundcharakter der späteren Wagner-

schen Musik mit ihrer starken Chromatik, Enharmonik und Dynamik, mit ihrer Scheu vor reinen Konsonanzenwirkungen und scharfen Konturen der bezeichnendste Ausdruck einer ringenden Seele, aber es fehlt in den Dramen eben auch nicht an lichtvollen, sonnigen Stellen, wie das bereits erwähnte tief poetische Waldweben, oder jene Siegfriedthemen, die der Meister später zu seinem herrlichen Siegfriedidyll erweitert hat.

Auch heute stehen wir vor einer Tragödie des Goldes, nicht vor einer künstlerisch-illusionären, sondern grausam wirklichen. Der Feuergott Loge schleudert seine verheerenden Brände hinein in die von Herrschsucht und Habsucht, vom sacro egoismo angefressenen Lande. Die wilden Walküren führen in stürmendem Ritt gefallene Helden nach Walhall. Es mußte so kommen, nachdem Treulosigkeit zur Tugend, Unrecht zu Recht, Gemeinheit zu Heldenmut erhoben wurde. Freiwillig eingegangene Verträge wurden einseitig aus eiteln und nichtigen Gründen zurückgezogen, weil sie „vaterländischen Interessen", d. h. unberechtigter Ausweitungsgier nicht mehr zu entsprechen schienen. Stille Friedensarbeit hat man mit scheelen Augen angesehen und erblickte darin Herausforderung und wilde Machtgelüste.

Wenn man an den verbrecherischen Anlaß denkt, der die längst glimmenden Gluten zum lodernden Weltbrand entfachte, glaubt man fast die Worte Wotans aus dem Mund unserer Neider zu hören:

Not tut ein Held . . .
der mit eigener Wehr
schüfe die Tat,
die ich scheuen muß,
die nie mein Rat ihm riet,
wünscht sie auch einzig mein Wunsch.

Der ersehnte ruchlose „Held" fand sich in Serajewo. Ein Siegfried und eine Brünnhilde fielen ihm zum Opfer. Man hat sich nicht gescheut, den heimtückischen Mörder als Erlöser zu feiern.

Nun hat das sieghafte Schwert Notung die Entscheidung. Möge es Amboße spalten, Speere zersplittern, den bösen Neidwurm, der die freien Erdengüter andern mißgönnt und das prahlende Wort gesprochen „Ich lieg und besitze", von seinem Weltherrscherwahn endgültig heilen.

Das schöne deutsche Wort Siegfried sei uns Leuchte und Losung: durch Sieg zum Frieden!

Josef Kreitmaier S. J.

Besprechungen.

Rechts- und Sozialwissenschaft.

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von den Professoren Dr K. Beyerle, Dr E. Göller, Dr G. Ebers. gr. 8° Paderborn, Schöningh.

24. Heft: Naturrecht und Staat nach der Lehre der alten Kirche. Von Dr Otto Schilling. (255) 1914. *M* 7.—

Gerade in der gegenwärtigen Zeit, wo der Weltkrieg von neuem gezeigt hat, wie wenig Halt positiven Rechten ohne das Naturrecht innewohnt, ist Schillings Arbeit doppelt schätzbar. Im ersten Teil wird die klassische, insbesondere stoische und die juristische Naturrechtslehre dargestellt, im zweiten Teil die Naturrechtslehre in der altchristlichen Literatur. Eingehendes Studium führt zu dem Ergebnis, daß die christlichen Schriftsteller in der Frage über die Berechtigung des Eigentums nicht dem Kommunismus huldigen und ebensowenig die wichtigsten gesellschaftlichen Gebilde auf die Sünde zurückführen. Im einzelnen sei hervorgehoben: Tertullian und Cyprian lehren, durch Gemeinsinn und barmherzige Nächstenliebe soll das, was Gott uns zukommen läßt, zum Gebrauch aller dienen; dagegen verwerfen sie nicht das Privateigentum (S. 69).

Laktanz hält die Entstehung einer staatlichen Gemeinschaft für notwendig, auch wenn die Abkehr von Gott nicht eingetreten wäre. Nur käme in dem Idealstaat, weil die gottesfürchtigen Menschen ohne Strafdrohung der Verbrechen sich enthielten, der staatliche Zwangscharakter von selbst in Wegfall (S. 75). Ebenso führt Chrysostomus die obrigkeitliche Gewalt auf die von der Natur gegebene Notwendigkeit einer Oberleitung zurück; den Klagen über den harten Druck der obrigkeitlichen Gewalten begegnet er mit dem Hinweis auf die menschliche Verkehrtheit, durch die das Bestehen der Zwangsgewalt zum wesentlichen Merkmal der gegenwärtigen Institutionen wird (S. 119 ff). Dem primären Naturrecht sind nach Lehre der Kirchenväter beizuzählen der Staat mit Freiheit und Gleichheit. Diese Gleichheit ist aber nicht im abstrakten und absoluten, sondern im organischen Sinne verstanden. Die zur Leitung des Gemeinwesens erforderliche Autorität ist von Gott angeordnet, wobei jedoch nicht an einen übernatürlichen oder wunderbaren Vorgang zu denken ist. Zum primären Naturrecht gehören ferner die Ehe und Familie, gewisse durch intellektuelle Veranlagung oder durch die Bedürfnisse begründete Über- und Unterordnungsverhältnisse, das Privateigentum. Dem sekundären Naturrecht gehört der Zwangscharakter des Staates an, die sklavenartige Abhängigkeit der Frau, die Sklaverei (S. 229 ff).

10. Heft: Die Entstehung der Erzämter und ihre Beziehung zum Werden des Kurkollegs mit Beiträgen zur Entstehungsgeschichte des Pairskollegs in Frankreich. Von Max Buchner. (343) 1911. *M* 11.—

Im 12. Jahrhundert ist ein Erbrecht auf Erzämter in Deutschland noch nicht nachweisbar (S. 7). Bei der Krönung Philipp Augusts 1179 trat in Frankreich die Würde einer Reihe von geistlichen und weltlichen Großen als Pairs, Pares Franciae, offenkundig in die Erscheinung, wurde aber gelegentlich dieser Krönung nicht eingesetzt (S. 47). In einer Urkunde Friedrich Barbarossas, ausgestellt am Tage seiner Krönung zu Aachen 9. März 1152 für Abt Wibald von Stablo, sind unter den Zeugen genannt der Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Sachsen, der Herzog von Ober-Lothringen, das Nanzig und den Ducatus Mosellanus umfaßte. Der elfjährige Herzog von Nieder-Lothringen (Brabant, Löwen) war durch den Grafen von Namur und Goswin von Falkenberg vertreten. Die Herrschaft Falkenberg (Fauquemont) wurde 1357 von Karl IV. zur Grafschaft erhoben. Die genannten Großen werden dem neuen Könige in Aachen Ehrendienste erwiesen haben (S. 112 f). Der Ehrendienst, die Überreichung der Insignien bei der Krönung, wurde vom König als Dienst, von den Fürsten als Recht aufgefaßt. Wenn auch um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit bestimmten Fürstentümern fest verbundene Ämter noch nicht nachweisbar sind, schrieb die Gewohnheit die Ehrendienste den Stammesherzogen zu (S. 114 f). Zwischen Kurrecht und Erzamt der Laienfürsten besteht insofern ein enger Zusammenhang, als beides aus einer Wurzel entsprungen ist, aus den Rechten und Pflichten des Stammesherzogtums (S. 150 f). Für das Kurrecht der weltlichen Kurfürsten war in erster Linie das Stammesherzogtum von Bedeutung; indem die Stammesherzoge zugleich zur Verrichtung von Ehrendiensten, aus denen sich später die Erzämter entwickelten, berufen waren, steht Kurrecht und Erzamt in engem Zusammenhang (S. 273).

6. Heft: Acht und Bann im Reichsrecht des Mittelalters. Von Dr Eduard Eichmann. (173) 1909. *M* 4.40

An eine frühere Studie Eichmanns über den „recursus ab abusu nach deutschem Recht" (Breslau 1903) schließt sich die Arbeit über eine andere bedeutungsvolle Frage an, die gleichfalls das Verhältnis der beiden Gewalten zueinander berührt.

Schon frühzeitig läßt sich die Wechselwirkung von Bann und Acht nachweisen. Doch war diese nicht einheitlich und noch weniger während des ganzen Mittelalters eine gleiche. War auch zeitweilig der Einfluß der beiden Strafen auf kirchliches wie weltliches Gebiet groß, gegen Ende des Mittelalters hatten die beiden Strafmittel an Kraft verloren. Zahlreiche Privilegien hatten ihren Einfluß geschwächt, so daß auf dem Reichstag zu Konstanz die Klage laut wurde, daß viele weder Acht noch Bann fürchten. Die ideellen Grundlagen für das Zusammenwirken der beiden Schwerter waren erschüttert worden. Die religiöse Spaltung der abendländischen Christenheit hat die Auflösung der respublica christiana besiegelt. Grund, Maß und Art des Zusammenwirkens der beiden Gewalten werden andere.

16. Heft: Staat, Recht und Gottesglaube. Ein Beitrag zur Erläuterung und Reform des deutschen Strafrechts. Von Dr Bruno Eisenbacher. (83) 1913. *M* 2.40

In knapper, teilweise aphoristischer Darstellung entwickelt Eisenbacher seine Ansicht über die Stellung des Staates und näher des Strafrechts zur Religion. Religion (S. 9) ist die bejahende Antwort auf die Frage nach dem Absoluten. Durch die Religionsfreiheit und die Gleichberechtigung der Konfessionen (Reichsgesetz vom 16. April 1871 betr. die Verfassung des Deutschen Reiches) wurden die deutschen Staaten nicht religionslos. Das staatliche Gemeininteresse der Religion hat sich durch die Verfassungen auf den Gottesglauben beschränkt, und zwar nicht in beliebiger Gestalt, sondern im Anschluß an die ganze geschichtliche Entwicklung in der dem deutschen Volke historisch überkommenen Form, während hingegen die einzelnen dogmatischen Religionen zu innerhalb des Staates vertretenen Verbands- oder Einzelinteressen herabgesunken seien (S. 20).

„Vertritt der Staat nicht mehr die Religion als Inbegriff spezifisch differenzierter Glaubenssätze und muß der Staat anderseits die Religion als Staatsinteresse schützen, so fragt sich, was denn der Inhalt dieses Schutzobjektes sei, denn Religion ist nur faßbar in irgend welcher konkreten Ausgestaltung, soll sie nicht zur ‚blutleeren Abstraktion' werden" (S. 37). „Wenn wir aus dem Kreise des völkischen Gemeinguts der Religion die einzelnen konkreten Formen der Religion herausnehmen und ihnen nur mehr den Charakter von innerhalb des Staates vertretenen Verbands- oder Einzelinteressen zubilligen, bleibt als positiv greifbarer Restgehalt immer noch die religiöse Beziehung als solche. Das heißt im Sinne unserer Kulturgeschichte der Gottesglaube" (S. 38).

Die Revision des Strafgesetzbuchs stellt den deutschen Gesetzgeber vor die Entscheidung, wieweit er der religiösen Beziehung als solcher, d. i. dem Gottesglauben, den Schutz eines völkischen Gemeininteresses zuerkennen wird. Der Abschnitt „Das Vergehen der Gotteslästerung vom Standpunkt der Gesetzgebungspolitik" (S. 61 ff) erörtert diese Frage.

Zwei Möglichkeiten ergeben sich. Entweder die Legislative versagt dem Gottesglauben die Anerkennung des Gemeininteresses. „Dann gleitet die Religion um eine weitere Stufe in der zweiten Skala der Interessen hinab, insofern sie den Kreis der Gemeininteressen nun gänzlich verläßt und in ihrem ganzen Umfang zu einem Verbands- und Einzelinteresse wird. Wie der Staat diesen nach Maßgabe der ersten Skala der Interessen gerecht werden will, steht bei ihm. Jedoch, glaube ich, dürfte sich alsdann eine besondere Strafdrohung gegen Lästerungen Gottes jedenfalls nicht mehr aufrecht erhalten lassen."

„Oder die Legislative ist gewillt, auch in Zukunft in dem Gottesglauben ein Gemeingut unseres Volkes zu sehen. Dann folgt daraus zunächst nur, daß dem deutschen Staat dessen unversehrte Erhaltung nicht gleichgültig sein kann. Glaubt er der Anlehnung an ein höchstes Prinzip nicht entraten zu können, so muß er auch daran interessiert sein, daß eine Untergrabung des Glaubens an dieses höchste Prinzip im Volk hintangehalten werde." Seine Entscheidung für die zweite Alternative stützt Eisenbacher mit schwerwiegenden Gründen (S. 62 f), die hier kurz berührt seien: Mit dem Erlöschen des religiösen Sinnes eines Volkes versiegt auch

die Quelle seiner völkischen Kraft und Gesundheit. — Der Staat hat ein höchsteigenes Interesse an der Anerkennung eines Wesens, das größer ist als das Individuum, denn er kann seinen Todfeinden Individualismus und Skeptizismus gegenüber der Anlehnung an dieses Wesen nicht entbehren. — Das Staatsleben auf der Kulturstufe der fortschreitenden Demokratisierung bedarf einer Einfügung in einen höheren sittlich-religiösen Zusammenhang, sonst wird es zum Spielball individueller Willkürlichkeiten. — Der Staat kann sich nicht bei dem bescheiden, was ihm das Individuum aus freien Stücken zu bieten geneigt sein wird. Das wird immer um ein Erkleckliches weniger sein, als er von ihm zu fordern genötigt sein wird. Mit dem kategorischen Imperativ der Pflicht geht's auch nicht, weil „er just da versagt, wo man ihn eben braucht".

14. Heft: Der Selbstmord in den deutschen Städten. Von Dr Hans Rost. (58) 1912. *M* 1.50

Schon mehrere Arbeiten über den traurigen, soziologisch aber bedeutsamen Gegenstand hat der Verfasser veröffentlicht. In der vorliegenden wird den Zusammenhängen zwischen Selbstmord und Stadt auf Grund amtlicher Materialien nachgegangen.

Die Zahl der Selbstmorde im Deutschen Reiche ist ziemlich beträchtlich. Da die Anzahl der Toten im deutsch-französischen Kriege von 1870/71 rund sich auf 40 000 beläuft, so verliert Deutschland durch seine Selbstmordfälle in jedem vierten Jahre jene Summe von Toten. Wenn man aber die Relativzahlen ins Auge faßt, kann man von der vielbehaupteten enormen Zunahme des Selbstmordes nicht sprechen. Die absoluten Zahlen wachsen entsprechend der raschen Bevölkerungsvermehrung, die Relativziffern aber zeigen nur eine kaum merkliche Tendenz des Zunehmens. An dieser Selbstmordmasse haben die Städte einen erheblichen Anteil (S. 11 ff). Für die Städte aller Gebiete Deutschlands, meist Mittel- und Großstädte, doch auch für kleinere Städte werden die Selbstmordziffern eines Zeitraumes von 10 bis 26 Jahren angegeben. Die Untersuchung führt zu folgendem Ergebnis: Städte sind im allgemeinen ein günstiger Nährboden für den Selbstmord. Jedoch ist weder die Bevölkerungsdichtigkeit noch der Industriecharakter der Städte von ausschlaggebendem Belang für die Gestaltung der Selbstmordziffer. Neben andern untergeordneten Momenten ist das Vorwiegen einer der beiden christlichen Konfessionen dafür wirksam. Die kulturelle Aufwärtsentwicklung allein vermag die Selbstmordhäufigkeit nicht anzuhalten. Zur wirtschaftlichen Hebung muß die Pflege echter Religiosität, die Erkenntnis der höheren Daseinszwecke treten. „Das wirksamste Gegenmittel gegen die Selbstmordneigung ist ohne Zweifel der Glaube an eine gerecht und liebevoll waltende göttliche Vorsehung" (S. 55). Die Heilsarmee hat durch Gründung der Antiselbstmordbureaus mit Erfolg Unglückliche vor Frevel gegen das eigene Leben bewahrt. Die katholische Kirche hat in der Beichte mit ihren Tröstungen und Erleichterungen des Gewissens neben der Fülle von Lebensfreude, welche die katholische Religion dem Innenleben des Menschen verleiht, die ausschlaggebende Erklärung für die geringere Selbstmordzahl der katholischen Bevölkerung (S. 56).

18. Heft: Beiträge zur Moralstatistik. Geburtenrückgang in den Städten. Die unehelichen Geburten. Die Ehescheidungen. Im Kampfe gegen den Selbstmord. Die Antiselbstmordbureaus der Heilsarmee. Das deutsche Judentum im Lichte der Zahl. Vom Alkoholismus. Von Dr Hans Rost. (181) 1913. *M* 4.—

Die Aufsätze behandeln wichtige Fragen des heutigen Kulturlebens an den Nachweisen der Statistik. Die Zahlen legen das unwiderlegliche Zeugnis für die Sittenlehre ab. Weil der Zahlenbeweis auch dort Gehör findet, wo gegen andere Erwägungen Taubheit herrscht, bietet die Schrift ein wertvolles apologetisches Hilfsmittel.

11. Heft: Die geheime und öffentliche Prostitution in Stuttgart, Karlsruhe und München mit Berücksichtigung des Prostitutionsgewerbes in Augsburg und Ulm sowie den übrigen größeren Städten Württembergs. Von Dr A. Neher. (262) 1912. *M* 6.—

Neher widmet seine umfangreiche Untersuchung der geheimen Prostitution, die in deutschen Landen bis heute ein nahezu ganz unerforschtes Sozialphänomen bildete. Eine gewisse Gleichartigkeit der Verhältnisse empfahl es, die Untersuchung einigen Bevölkerungszentren Süddeutschlands zuzuwenden. Für die einzelnen Städte wendet sich die Beobachtung insbesondere der Jahresbewegung der geheimen Prostitution zu, dem Alter der Prostituierten, ihrer örtlichen und beruflichen Herkunft.

Den Einzelerscheinungen des großen Übels, das Prostitution heißt, nachgehen, die traurigen einzelnen Fälle sammeln und nach den verschiedenen Gesichtspunkten untersuchen, ist eine mühevolle Arbeit. Den Verfasser leitete dabei ein würdiges Ziel, das er in der Einführung ausspricht und das Buch hindurch überall durchscheinen läßt. Wohl lehrt die Geschichte, daß im Kampfe gegen die Prostitution Systemänderungen so wenig fruchteten wie Gewaltmittel; wohl vermochte hier die rauhe Hand des Gendarmen so wenig auszurichten als das Vertuschen, Zudecken und Nichtbenennen, wie es feine Damen belieben. Müssen wir aber deswegen alle Hoffnung fahren lassen? Keineswegs! Wie sollte sich auch eine soziale Krankheit mit den tiefen und verschiedenartigsten Ursachen, wie sie die Prostitution aufweist, so einfach, so gewalttätig heilen lassen? Wer die Prostitution bekämpfen will, muß vor allem ihren Ursachen auf den Grund zu kommen suchen, muß diese aus der Welt schaffen (S. 1).

Das Gesetz unterscheidet zwischen einer straffreien und strafbaren Gewerbeunzucht. Das Reichsstrafgesetzbuch verbietet nur die gewerbsmäßige Unzucht von Frauenspersonen, die der polizeilichen Aufsicht nicht unterstellt sind, und bedroht diejenigen Frauenspersonen, welche wegen gewerbsmäßiger Unzucht einer polizeilichen Aufsicht unterstellt sind, nur dann mit Strafe, wenn sie den zur Sicherung der Gesundheit, der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Anstandes erlassenen polizeilichen Vorschriften zuwiderhandeln. Was bisher über das Problem der Prostitution geschrieben wurde, entbehrt der positiven Unterlage. Dies gilt namentlich für die geheimen Prostituierten, d. h. für jene Art von Frauenspersonen, die, ohne der polizeilichen Aufsicht unterstellt zu sein, Gewerbsunzucht treiben. Hier fehlte die zahlenmäßig genaue Forschung, es verblieb bei Mutmaßungen. Erst das mühevolle Studium der geheimen, meist schwer zugänglichen Akten läßt die Ursache der Prostitution mit Sicherheit erkennen. Tiefste Ursache des Unzuchtgewerbes ist in den meisten Fällen die wirtschaftliche Not. Vielfach führt der Mangel einer zusagenden, lohnenden Beschäftigung zur Prostitution; selbst faule Mädchen würden arbeiten, falls die Möglichkeit bestände, sich mit der Arbeit allein über Wasser zu halten (S. 7). Die Beziehungen beider Geschlechter zueinander werden durch den Umstand ungünstig beeinflußt, daß das Weib sich immer mehr auf den Erwerb

außerhalb der Familie angewiesen sieht. Diesem wichtigen Sozialphänomen sollte von seiten unserer modernen Frauenbewegung eingehende Beachtung geschenkt werden. Das Hervortreten des schwachen Geschlechtes vor die schützenden Mauern des Vaterhauses zum Zweck des Erwerbs, das Aufnehmen des Kampfes mit den sittlichen Gefahren des Erwerbslebens ist für das Weib von weittragender Bedeutung. Selbst wenn das erwerbstätige Weib ohne jede Sorge um die wirtschaftliche Existenz sein dürfte, begegnet das Mädchen wie die Frau im Erwerbsleben ungleich mehr Gefahren in sittlicher Hinsicht als die Geschlechtsgenossin, die zu Hause bei den Eltern in der Hauswirtschaft tätig sein kann, die sich nicht gezwungen sieht, inmitten so verschiedenartiger Elemente und vielleicht sittlich brüchiger Personen dem Broterwerb nachzugehen (S. 45 f). Bietet nun die Erwerbstätigkeit keinen Schutz gegen die Not, dann wächst die Gefährdung der Sittlichkeit. Ein nicht geringer Teil der erwerbstätigen Frauen ist der Lockung ausgesetzt, die ungenügende Entlohnung durch gewerbsmäßige Unzucht zu ergänzen. In manchen Branchen ist der Zubrang erwerbsuchender Mädchen und Frauen ein ungeheurer. Die Folge davon ist, daß der Lohn oftmals das Existenzminimum nicht erreicht. Von den Näharbeiterinnen in den Werkstätten Stuttgarts erhalten wohl Directricen und erste Arbeiterinnen einen guten Gehalt: 70—300 Mark im Monat und noch mehr. Die große Masse der Durchschnittsarbeiterinnen muß sich jedoch mit 30 bis 50 Mark monatlich zufrieden geben. In den ersten Jahren nach der Lehrzeit erhält die Näherin nur 60—70 Pfennige pro Tag (S. 119). Eine Mitschuld an den bescheidenen und in den Werkstätten hin und wieder regellos an die Arbeiter ausbezahlten Löhnen trägt auch das kaufende Publikum. Leider sind es vorzüglich die Damen, die es nicht verstehen wollen, wie sie durch kleinliche Preisdrückerei und langes Nichtbezahlen auch schließlich das Lohneinkommen der Arbeiterinnen dergestalt beeinträchtigen, daß diese infolge wirtschaftlicher Notlage zu unlauterem Nebenerwerb veranlaßt werden können (S. 121).

Bei den Dienstboten bietet zwar nicht die Lebensnot Anlaß zu gewerbsmäßiger Unzucht. Doch ist ihr Stand nicht ohne sittliche Gefährdung. Manchmal wird sie in den Häusern der Dienstherrschaft herbeigeführt. Dabei wird den Dienstboten die Pflege der Religion erschwert. In Stuttgart ist es etwa 2000 Dienstmädchen verwehrt, jeden Sonntag dem Gottesdienst beizuwohnen (S. 147). Wirtschaftliches Elend hinwiederum muß als Ursache der Prostitution bei Mitgliedern der freien Berufsarten bezeichnet werden. Ungefähr die Hälfte aller Bühnenangehörigen in Deutschland bezieht ein Jahreseinkommen von weniger als 1000 Mark; weitere 20 Prozent beziehen 1000—1500 Mark; weitere 20 Prozent 1500—3000 Mark; nur 10 Prozent aller Bühnenangehörigen beziehen über 3000 Mark Gage. Hiervon gehen ab 5 Prozent an den Agenten, Strafgelder, Kosten für Toilette-Requisiten, vor allem für Kostüme. Nach einer Zusammenstellung des Allgemeinen Deutschen Chorsängerverbandes braucht jede Opern-Chorsängerin zur Ausübung ihres Berufes unbedingt 20 Kostüme, eine Soloschauspielerin noch mehr; kontraktlich sind diese verpflichtet, sich sämtliche Kostüme, Fächer, Schmucksachen selbst zu beschaffen. Die Münchener Theaterangestellten teilen die schlechten wirtschaftlichen Lohnverhältnisse mit den übrigen deutschen Kollegen und Berufsgenossinnen, was für sie freilich ein schlechter Trost ist. Daß es bei solch traurigen Lohnverhältnissen geradezu unmöglich ist, auch nur die dringendsten Nahrungs-, Kleidungs- und Wohnungsbedürfnisse ohne fremdes Zutun zu befriedigen, ist selbstverständlich. Die Folge ist oft genug Gewerbsunzucht; denn gegen den Hunger gibt es keine Thesen,

gibt es, von Ausnahmefällen abgesehen, auch keine Moralarznei; den Hunger kann man nur stillen! (S. 188.)

Die Nachweise Nehers lassen in den weitaus meisten Fällen als Ursache der Prostitution wirtschaftliches Elend erkennen. Nach A. Niemann sollen in Deutschland 200 000 Personen von Unzucht leben und schätzungsweise 200 Millionen Mark jährlich zu ihrem Unterhalt erfordern (S. 249, Anm. 1). Die Untersuchungen Nehers geben seiner Folgerung recht, mit der er die Einführung schließt (S. 9); Massenbeobachtung wie Einzelbeobachtung lassen uns deutlich erkennen, daß nicht bloß die Sünde das Elend, sondern vielfach das Elend die Sünde erzeugt. Diesem Elend auf jede nur mögliche Weise ein Ende zu machen, ist unsere Pflicht.

25. Heft: Die Rassenmischehen in den deutschen Kolonien. Von Dr Theod. Grentrup S. V. D. (137) 1914. *M* 4.—

Für und gegen ein staatliches Verbot der Ehen zwischen Weißen und Farbigen in den deutschen Schutzgebieten wurde im Reichstag und in der für koloniale Fragen interessierten Presse verhandelt. Grentrup befaßt sich nur mit den Rassenmischehen. Ganz verschieden von der Mischehenfrage ist das Problem der Mischlingsbevölkerung.

Den Kolonialverwaltungen der verschiedensten Nationen wurden durch das Entstehen einer Mischlingsbevölkerung, unabhängig von den Mischehen, neue Aufgaben gestellt. Diesen und insbesondere der Mischehe gegenüber nahmen die Kolonien besitzenden Völker der Neuzeit nicht das gleiche Verhalten ein. In den spanischen Kolonien waren die Ehen zwischen Spaniern und Indianern nur kurze Zeit verboten. Bereits am 19. Oktober 1514 erließ König Ferdinand ein Gesetz, das Ehen der Spanier mit Eingebornen freistellte. Verbindungen zwischen Spaniern und den aus Afrika eingeführten Negern erfreuten sich nicht des gleichen Wohlwollens. Ein Gesetz vom 11. Mai 1527 verfügte, es müsse nach Möglichkeit dafür gesorgt werden, daß die Neger, die heiraten wollen, die Ehe mit Negerinnen eingehen (S. 4 f).

Da bei der Mischehenfrage außer dem Rassenunterschied auch der kulturelle Abstand zwischen dem weißen Manne und der Eingebornenbevölkerung von Bedeutung ist, spricht sich Grentrup für getrennte Behandlung der verschiedenen Kolonien aus (S. 75). Das staatliche Verbot der Mischehen würde, wenigstens für Wohlhabende, keine Wirksamkeit haben, da die Möglichkeit offen bliebe, auf dem Gebiete eines andern Staates die Ehe einzugehen. Auf die Verminderung der Mischlinge würde das Verbot kaum nennenswerten Einfluß versprechen, da von den Kindern, die aus der Verbindung von Weißen mit Farbigen hervorgegangen sind, nur 10 Prozent, nach anderer Schätzung nur 1 Prozent ehelich sind (S. 84 f). Die christliche Moral verlangt für das Verhältnis der Weißen zu dem weiblichen Element der farbigen Bevölkerung: entweder bleiben die farbigen Frauen vollständig unberührt, oder sie werden als Genossinnen des bleibenden ehelichen Bundes eingeführt. Damit ist keineswegs die Forderung gestellt, daß die farbigen Frauen und die Mischlingskinder in den Besitz der deutschen Reichsangehörigkeit mit all ihren rechtlichen Wirkungen kommen; die christliche Moral verlangt keine Bastardierung der deutschen Nation. Das Christentum fordert bloß, daß die eventuelle Verbindung des Weißen mit der farbigen Frau eine eheliche sei, über ihre staatsbürgerliche Stellung fällt es kein Urteil. Sollte es der deutschen Regierung aus irgendwelchen Gründen zweckmäßig erscheinen, den farbigen Elementen den Eintritt

in die volle bürgerliche Gemeinschaft zu wehren, so wird das Christentum keinen Einspruch dagegen erheben (S. 90 f). Zwischen den Anschauungen der Freunde des Mischehenverbotes und den Forderungen des Christentums findet sich der schärfste Gegensatz. Jene stehen auf dem Standpunkt, daß die geforderte Mischehe mit Rücksicht auf das Interesse der Rasse unbedingt zu verweigern sei, ohne darauf zu achten, ob ein Konkubinat die Folge davon sei; das Christentum verlangt unter Umständen gebieterisch den Abschluß der Mischehe zur Verhütung oder Beseitigung des Konkubinats, ohne Rücksicht auf das Interesse der Rasse (S. 97). Wenn aber ein Gegensatz des Rassenstandpunktes und des Standpunktes des Christentums vorhanden ist, den wahren, vernünftigen Forderungen der Rasse wird das Christentum ebensowenig entgegentreten wie dem echten Patriotismus (S. 98). Wenngleich das christliche Sittengesetz bisweilen dem einzelnen und der Gesamtheit Unangenehmes auferlegt, ist dennoch in seiner konsequenten Durchführung das Heil für die Völker und die Nationen zu finden (S. 98).

Um den Geschlechtsverkehr zwischen Weißen und Eingebornen nicht zum Konkubinat herabzuwürdigen, aber auch den Mischlingen die Gleichberechtigung mit den Weisen zu verwehren, weist Gentrup auf den Ausweg hin, wie bisher für Weiße und Farbige, so auch für Mischlinge ein eigenes Recht zu schaffen. Sein Vorschlag ist in drei Sätzen zusammengefaßt: 1. Die kirchliche Trauung der gemischten Ehepaare in den Kolonien unterliegt keinerlei Behinderung von seiten der Zivilbehörden; 2. die Kinder solcher Ehen gelten auch vor dem Staate als ehelich; 3. die staatsbürgerlichen Rechte der Mischlinge werden durch eigenes Gesetz geregelt (S. 137).

15. Heft: Die zivilrechtliche Haftung der Zeitung für falsche Nachrichten. Von Dr Heinrich Weides. (48) 1913. *M* 1.40.

Weides untersucht die Haftung für falsche Nachrichten aus vertragswidrigem Verhalten und, im zweiten Teil der Arbeit, die Haftung aus außervertraglichem Verschulden. Eine zwingende Notwendigkeit für größere Sicherung des Publikums der Presse gegenüber vermag Weides nicht anzuerkennen (S. 41).

12. Heft: Unternehmung und Mehrwert. Eine sozial-ethische Studie zur Geschäftsmoral. Von Dr Franz Keller. (96) 1912. *M* 1.50.

Die neuzeitliche Entwicklung der Industrie und des Verkehrs kann auf die Richtlinien der christlichen Moral nicht verzichten. Mögen auch manche Unternehmer, die ganz in ihrem „Geschäfte" aufgehen, „moralinfreie" Praktiker sein, der Theoretiker der Volkswirtschaft, der nicht bei den äußeren Erscheinungen stehen bleiben darf, wird von diesen zu den obersten moralischen Grundsätzen des Wirtschaftslebens fortschreiten. Die ethische Frage nach der Erlaubtheit des Unternehmergewinnes ist zum Kampfesmittel zwischen Kapital und Arbeit geworden. Dadurch wird ihre Behandlung erschwert. Die Beantwortung ist aber notwendig, denn nach ihr entscheidet es sich, ob der Katholik die Mitwirkung als Unternehmer anstreben soll, oder ob er aus ethischen Bedenken das Unternehmertum solchen überlassen soll, die außerhalb des Christentums und seiner Moral stehen (S. 4 f).

„Unternehmung" nennt Keller in seiner Untersuchung jenen privatwirtschaftlichen Großbetrieb, der zwecks Erwerb auf der sittlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verantwortlichkeit und Haftbarkeit eines über die nötigen Wirtschaftsmittel

verfügenden Wirtschaftssubjektes beruht. Dieses mag eine physische Person sein oder eine Mehrheit von physischen Personen. Unter „Mehrwert“ ist nicht die Bruttoeinnahme einer Unternehmung verstanden, sondern der Überschuß, der von diesem Rohertrag bleibt, nach Abzug der Kosten für die Wirtschaftsmittel, also nach Abzug der Beamtengehälter, Arbeitslöhne, Leihkapitalzinsen, Grund- und Bodenzinsen. Der Gang der Untersuchung schließt sich an die grundlegenden Funktionen jeder Unternehmung, an die Unternehmerverantwortlichkeit, die Unternehmertätigkeit und an den Unternehmungszweck, den Unternehmergewinn (S. 10). Die Verantwortung und damit die Sorge und Unruhe des Unternehmers ist keine geringe; ein zahlenmäßiges Bild gewinnt sie in der Konkursstatistik. Das Deutsche Reich zählte in den Jahren 1898—1907 90 000 Konkurse mit einem Verlust an Vermögen von 2,5 Milliarden Mark. Dabei sind jene zahlreichen Unternehmungen nicht eingerechnet, die am Konkurs vorbeikamen, deren Ertrag aber gleich null war und die infolgedessen ebenfalls zugrunde gingen (S. 12). In diesen Zahlen ist eine gewaltige Summe von Sorge ausgedrückt, die im Gegensatz zu dem christlichen Geist zu stehen scheint. In der Tat wurde mehr als einmal versucht, die Entstehung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in Gegensatz zur bestehenden christlichen Sittenlehre zu bringen. Während die katholische Ethik der kapitalistischen Unternehmung feindlich gegenüberstehe, habe die Loslösung von den ethischen Bindungen die kapitalistische Unternehmung günstig beeinflußt. Der Angelpunkt dieser Behauptung ist der immer wiederkehrende Hinweis auf das kirchliche Zinsverbot (S. 14 f). Demgegenüber begründet Keller die Notwendigkeit großer Gewissenhaftigkeit für den Unternehmer, die in die Geschäftssprache übersetzt sich als Präzision, als Treffsicherheit im Erfassen des günstigen Augenblicks äußert. Ohne sittliche Verantwortlichkeit wird der Unternehmer Raubbau treiben. Wegen eines Augenblickserfolges würde er die physischen und ethischen Kräfte der Lohnarbeiter vergeuden, und das ist Raubbau, schlimmer als die Verschwendung von Natur- und Bodenschätzen und Naturkräften (S. 19). Das mittelalterliche Zinsverbot bezog sich, wie Keller mit Hinweis auf Bernardin von Siena und Duns Scotus ausführt, auf Notkredit und wirkte kapitalerhaltend, indem es dem um seine wirtschaftliche Existenz Ringenden half, für einige Zeit ohne Entgelt durch fremde Wirtschaftsmittel seinen Notbedarf zu decken (S. 24 f).

Die Theologen der Vorzeit haben nicht mit der modernen liberal-sozialistischen Schule alle Leistungen auf das Maß der körperlichen Arbeit, auf die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit zurückzuführen unternommen, vielmehr haben sie die Qualitätsleistung der Unternehmer unter die Preisbestimmungsgründe gesetzt. Sie nannten das im Unterschied von dem allgemeinen Ausdruck „Arbeit“, labor, und auch im Unterschied von der „vorwiegend körperlichen Arbeit“, opera, in ihrer Sprache Betriebsamkeit, industria. Ein Wort, das bekanntlich einem Teil der Unternehmungen den Namen gegeben hat (S. 61 f).

Dem Mammonismus, Kapitalismus als Erwerbssucht steht die Wirtschaftsform der kapitalistischen Unternehmung gegenüber. Diese kann der christliche Geist in den Dienst der höchsten Ideale stellen und soll es tun, um das moderne Geschäftsleben aus der Knechtschaft des Pseudokapitalismus, des Mammonismus zu befreien (S. 94).

Joseph Laurentius S. J.

Geschichte.

Zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen. Eine Denkschrift herausgegeben im Auftrage eines Kreises rheinischer Freunde von Julius Bachem. 8° (268) Köln 1915, J. P. Bachem. *M* 3.—; geb. *M* 4.— — Die katholische Kirche und ihr Recht in den Preußischen Rheinlanden. Von Ulrich Stutz. 4° (IV u. 36) Bonn, Marcus & Weber. *M* 1.20.

Was Großes hervorging aus der glücklichen Verbindung preußischer Verwaltungskunst mit einer geistig regsamen Bevölkerung in einem von der Natur reich begünstigten Lande von uralter Kultur, das zeigt die obige Denkschrift.

In der gehaltvollen Einführung hebt Julius Bachem gleichsam als Leitmotiv der Festschrift hervor, daß ein wahres Bild der hundertjährigen Entwicklung der Rheinlande unter Preußens Herrschaft beides zeigen müsse: wie viel die Rheinlande von Preußen empfangen haben, aber auch, wie viel sie Preußen gegeben haben.

Anfangs galt es, große Gegensätze auszugleichen. Das jahrhundertlange milde Regiment des Krummstabes mußte vertauscht werden mit der strammen militärischen Zucht und Disziplin des alten preußischen Militärstaates auch in Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens. Es standen sich gegenüber die Anhänglichkeit der Rheinländer an das angestammte katholische Bekenntnis und der mit dem alten Preußen historisch verwachsene Protestantismus, „dessen Förderung auch von Staats wegen an manchen Stellen als ein Gebot der Staatsräson erschien". Daraus erklären sich die Reibungen und Unstimmigkeiten in den ersten Jahrzehnten der Besitzergreifung. Aber sie sind überwunden worden zum Nutzen der Rheinlande wie der preußischen Gesamtmonarchie.

Bekannte und anerkannte Fachmänner behandeln die einzelnen Gebiete der rheinischen Entwicklung. In einem einführenden Aufsatze gibt Archivdirektor Dr Albert Huyskens aus Aachen einen Überblick über die ältere Geschichte der Rheinlande bis zum Ausgange des römischen Reiches deutscher Nation. Weder natürliche Grenzen noch die Einheitlichkeit des Stammes, sondern die Arbeit der Diplomaten beim Wiener Kongreß hat in der Rheinprovinz zunächst künstlich eine Einheit geschaffen. Und doch ist aus den verschiedenen Bestandteilen rasch der geschlossene Landschafts- und Heimatbegriff geworden, der die Anwohner des Rheins und die entfernter gelegenen Teile der Provinz als „Rheinländer" aufs innigste verbindet. Die Verkehrsader des Rheins und die durch ihn ermöglichte glückliche wirtschaftliche Entwicklung schon in früheren Jahrhunderten waren Vorbedingung dieser wohlgelungenen Verschmelzung unter preußischer Herrschaft.

Allerdings, das Bild, das Realgymnasialdirektor Dr Schellberg aus Aachen zeichnen muß von den rheinischen Verhältnissen zur Zeit der Einverleibung in Preußen, läßt nicht vermuten, daß so rasch eine neue glänzende Epoche sich entfaltete. Wie Jos. Görres um diese Zeit über die „erstorbene und zerfallene Herrlichkeit des Reiches" klagt, so war auch am Rhein das politische und staat-

liche Leben erloschen. Die rheinische Landschaft war in etwa fünfzig Zwergstaaten zersplittert. Einzelinteressen verhinderten nationalen Gemeinsinn und die Lösung großer Staatsaufgaben. Niedergang auf allen Gebieten: die bewaffnete Macht der rheinischen Fürsten, das geistige Leben, der Verkehr lagen danieder. Aber auch in dieser traurigen Zeit waren Keime neuen Lebens im rheinischen Volke erhalten geblieben: „ein reicher Schatz häuslicher und sittlicher Tugenden". Darum vermochten die Schlagworte der französischen Revolution und die Franzosenherrschaft die Masse des rheinischen Volkes nicht zu berauschen, und Jos. Görres kann ihm im „Rheinischen Merkur" das Lob spenden: „Sie fügten sich dem Unabwendbaren und wurden ruhige, gehorsame Untertanen, aber ihr Herz blieb bei ihrer Nation, und sie hörten nicht auf, Deutsche zu sein." Sie lernten aber während dieser Episode der Fremdherrschaft auch den Segen eines starken, großen Staatswesens mit einheitlichem Recht und kluger Wirtschaftspolitik kennen, und das Köstlichste: unter dem Einflusse fremden Geistes und fremden Druckes beginnt die Bildung eines rheinischen Gesamtbewußtseins, das nach Napoleons Niederlage in Rußland mithalf, der „Zeit der Dienstbarkeit" ein Ende zu bereiten. Am 5. April 1815 fand die feierliche Besitzergreifung der Rheinlande durch Preußen statt und am 15. Mai die erhebende Huldigungsfeier der Rheinlande in Aachen.

In seiner Zeichnung führt nun Dr Franz Schmidt aus Düsseldorf die politische Entwicklung vor. Mit einigem Widerstreben hatte Preußen beim Wiener Kongreß die Rheinlande übernommen statt des von ihm gewünschten Königreiches Sachsen. Es fühlte selbst den großen wirtschaftlichen und sozialen Gegensatz zwischen dem ostelbischen Preußen und den Rheinlanden. Und tatsächlich, statt der „lichten Morgenröte", die Jos. Görres in edler Begeisterung heraufsteigen sah für die innerpolitische Entwicklung Deutschlands durch Preußens „deutschen Beruf", zeigte sich „ein trüber Nebel". Die Übertragung ostpreußischer Einrichtungen und Verwaltungsgrundsätze auf die Rheinlande erweckte Erbitterung. Es entstand ein immer größerer Gegensatz zwischen der zwar pflichttreuen und auch wohlmeinenden, aber sich allweise dünkenden Bureaukratie und der Bürgerschaft, die sich nicht als Unmündige behandeln lassen wollte. Aber zum Glück waren es auch einige rheinländische Staatsmänner, wie Beuth und Maaßen, die ihre Landsleute besser verstanden, und vor allem Graf Solms-Laubach, der erste Oberpräsident in Koblenz, „verbot", wie Treitschke hervorhebt, „seinen Untergebenen den herrischen altpreußischen Ton, den das Selbstgefühl der Rheinfranken nicht ertrage". Einstweilen aber waren es diese Gegensätze, die den Verschmelzungsprozeß der Rheinlande mit Preußen verzögerten. Es kam hinzu der Kölnische Kirchenstreit, entfacht „durch die bureaukratische Einmischung in die katholische kirchliche Ehegesetzgebung in einem Lande, wo seit der französischen Fremdherrschaft die Zivilehe bereits zu Recht bestand, eine ganz besondere Ungeschicklichkeit", und es beginnen die Verfassungskämpfe. Ein absolutes Regiment hatten die rheinischen Territorien zur Zeit des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation nicht gekannt. Man begreift darum die Erregung und Enttäuschung, als an Stelle von Verfassungseinrichtungen, wie die Großmachtstellung

Preußens und die wirtschaftliche Entwicklung sie erfordert hätten, nur die Provinzialstände ins Leben gerufen wurden, neben denen im übrigen das absolute Regiment bestehen blieb. Eine wertvolle Frucht zeitigten aber die Provinziallandtage: sie wurden „die parlamentarische Vorschule“ für die Rheinländer. Der erste Erfolg unverdrossenen Kampfes war die Genehmigung der neuen Gemeindeordnung mit wesentlich gleichen Rechten der Selbstverwaltung für Stadt und Land, den Anfängen der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung. Und man kann Dr Schmidt die Zustimmung wohl nicht versagen, wenn er den „rheinischen Konstitutionellen“ einen überaus großen Einfluß auf die politische und wirtschaftliche Gestaltung Preußens zuschreibt und P. Reichensperger geradezu „den eigentlichen Schöpfer der heutigen Verfassung“ nennt. „Katholische Fraktion“, „Zentrumsgründung“, „Wirken des Volksvereins“ kennzeichnen auch den ausschlaggebenden Anteil der Rheinlande an dem großen Kampfe der deutschen Katholiken um die staatsbürgerliche, religiöse und soziale Gleichberechtigung.

Das wichtige Kapitel über die Entwicklung der katholischen Kirche in den Rheinlanden ist von Professor Dr Albert Lauscher bearbeitet. Wir sind in der günstigen Lage, seine trefflichen Ausführungen an manchen Stellen in Vergleich setzen und des öftern erhärten zu können mit einer andern Autorität, die teilweise den nämlichen Gegenstand behandelt. Unter dem Titel: „Die katholische Kirche und ihr Recht in den preußischen Rheinlanden“, schildert der geistvolle Bonner Rechtslehrer Dr Ulrich Stutz die geschichtliche Entwicklung des Diözesankirchenrechts der Bistümer Köln und Trier während der hundertjährigen Zugehörigkeit zum preußischen Staatsverband. Diese historisch-juristische Abhandlung mit ihrer vornehm objektiven Darlegung der tatsächlichen Verhältnisse ist nicht nur wegen der Sachkunde des verdienten Kirchenrechtslehrers wertvoll, sondern manche seiner Urteile gewinnen, gerade weil sie von einem Protestanten herrühren, besondere Bedeutung, wenn auch eine Beurteilung kirchenpolitischer Verhältnisse von katholischer Seite anders orientiert sein wird. In der Beurteilung der Säkularisation als eines „Rechtsbruches schwerster und schmählichster Art“ kann Prof. Lauscher sich auf das scharfe Verdikt selbst eines Heinrich v. Treitschke berufen. Und wenn Lauscher von seinem höheren, übernatürlichen Standpunkte aus auch in dieser Zulassung das Walten der Vorsehung verehrt, die das Böse zum Guten zu lenken weiß, so stellt er doch die Folgen, welche die zeitlichen Verluste gerade in jenem Augenblicke für die Kirche haben mußten, ins rechte Licht.

Die katholische Kirche war durch die Säkularisation ihres irdischen Glanzes und eines großen Teiles ihrer zeitlichen Güter beraubt und der katholische Volksteil hierdurch auch wirtschaftlich schwer benachteiligt, als Preußen die Rheinlande übernahm. Die Verwaltungsorgane des Staates waren damals ganz von der Fichte-Hegelschen Staatslehre durchdrungen und darum bemüht, auch die katholische Kirche der staatlich beanspruchten Kirchenhoheit zu unterwerfen. Preußen betrachtete sich als die Vormacht des Protestantismus, der König Friedrich Wilhelm III. stand dem katholischen Bekenntnis mit entschiedener Abneigung gegenüber. Reibungen und schwere Konflikte mußten also kommen, bis der ohne Zweifel

vorhandene redliche Wille des Königs und seiner Organe, auch den katholischen Untertanen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sich zur Idee des paritätischen Staates erhoben hatte und man zur Einsicht gelangt war, daß die katholische Kirche eine staatliche Kirchenhoheit als ihrem Wesen und ihrer Verfassung widersprechend ablehnen muß.

Durch die Bulle De salute animarum vom 16. Juli 1821 wurden die kirchlichen Verhältnisse geordnet, die niederrheinische Kirchenprovinz mit Köln als Erzbistum, Trier, Münster und Paderborn als Suffraganbistümern geschaffen und ihre Gebiete abgegrenzt. Nach Stutz umfaßte das Kölner Bistum im Jahre 1825 in 685 Pfarreien 850 000 Seelen, 1912 dagegen 970 Pfarreien mit 3 282 000 Katholiken. Das Domkapitel erhielt das Recht der Bischofswahl. Durch das Breve Quod de fidelium Pius' VII. vom 16. Juli 1821 wurde eine Vollziehungsordnung zur Bulle gegeben und die Kapitel angewiesen, keinen dem Könige mißfälligen Kandidaten zu wählen und sich vor der feierlichen Wahlhandlung des königlichen Einverständnisses zu versichern. Wie die Erkundung stattfinden solle, ist in dem Breve nicht gesagt, und es kam daher in Köln und Trier gelegentlich zu schweren Wahlkonflikten. Die Erkundung der Genehmheit durch Einreichung einer Kandidatenliste hatte die Regierung Friedrich Wilhelms III. anfangs abgelehnt; eine Vorwahl, die im Sinne der Bulle und des Breves gewesen wäre, glaubte die Regierung ersetzen zu können durch die Bezeichnung einer bestimmten Persönlichkeit, die sie gewählt wissen wollte. Mit Recht hebt Stutz hervor: „Dadurch wäre aber das negative Ausschließungsverfahren, das von dem Breve im Zusammenhange mit der Bulle vorgesehen war, zu einem positiven Ernennungsrechte geworden, wovon die genannten Erlasse schon deshalb nichts wußten, weil die Kurie nach festen, selbst bei der Vereinbarung des französischen Konkordats im Jahre 1801 betätigten Grundsätzen nichtkatholischen Staatsoberhäuptern derartiges nicht zugesteht und wohl auch nicht zugestehen kann" (S. 6). Mit Friedrich Wilhelm IV. beginnt die korrektere Handhabung des staatlichen Mitwirkungsrechtes bei Besetzung der Bistümer, und das Listenverfahren zur Ermittlung der Genehmheit wird das gewöhnliche. Übrigens sind von den sieben Erzbischöfen, die seit Ferdinand August den Kölner Erzstuhl innehatten, in der von Bulle und Breve vorgesehenen Art zu ihrer Würde gelangt: Klemens August, Freiherr von Droste zu Vischering (1835—1845), Hubertus Simar (1899 bis 1902), Antonius Fischer (1902—1912) und Felix v. Hartmann. Johannes v. Geissel war 1841 behufs Beilegung des Kölner Kirchenstreites auf Grund einer Verständigung zwischen der preußischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle zum Koadjutor des Erzbischofs Klemens August mit dem Rechte der Nachfolge ernannt worden und folgte nach dem Tode jenes ohne weiteres. Direkter Verständigung zwischen Berlin und Rom verdanken ferner ihre Erhebung im Zusammenhang mit dem Abbruche des Kulturkampfes Bischof Korum von Trier (1881) und Erzbischof Krementz von Köln (1885—1899). In Trier kam ohne Weiterungen nur e i n e Wahl zustande, die des Bischofs Matthias Eberhard (1867—1876; Stutz S. 5).

Ein anderes wichtiges Gebiet des Kampfes wurden die Mischehen. Den religiösen Schaden, der aus ihnen erwächst, kennzeichnet auch Stutz ganz richtig, wenn er schreibt: „Für beide Kirchen sind die Mischehen ein Punkt, an dem sie sich als besonders verwundbar erweisen; ergibt sich doch daraus fast stets für die eine oder andere oder für beide ein innerer und nicht selten ein äußerer Verlust. Namentlich trifft dies zu für die katholische Kirche mit ihrer Autoritätsreligion und ihrer strengen Disziplin; von ihr bröckeln nur zu leicht die in Mischehen und damit gewissermaßen an der kirchlichen Peripherie lebenden Elemente ab, freilich oft genug, ohne für die evangelische Kirche mehr als einen Zahlengewinn zu bedeuten" (S. 21). Es war also gewiß ein nicht unbegründet heraufbeschworener Kampf, den die Kirche nach sehr weitgehenden Zugeständnissen aufnahm, nachdem in den Rheinlanden sich Verhältnisse herausgebildet hatten, wie sie Stutz wieder ganz charakteristisch hervorhebt: „Seit der Einverleibung in Preußen erhielt die alteingesessene, aus ihrer bisherigen Isolierung und damit mehr oder weniger gegebenen Ohnmacht herausgehobene protestantische Minderheit starken Zuzug durch eine Menge von Militärs und Beamten sowie von andern Elementen, die wegen ihrer sozialen Stellung und ihrer Bildung, mitunter auch wegen ihrer Wohlhabenheit und wegen ihres Unternehmungsgeistes sowie darum, weil hinter ihnen der in protestantischen Traditionen erwachsene preußische Staat und Regierungsapparat stand, schon ohne weiteres für ihr evangelisches Bekenntnis Propaganda machten und in die katholischen Kreise, in die sie sich hineinheirateten, den Einfluß des Protestantismus hineinzutragen drohten" (S. 22). Eingehend schildert Prof. Lauscher den Verlauf des Kampfes, auf den wir in dieser Besprechung nicht näher eingehen wollen. Gerne führen wir aber noch das anerkennenswerte Zugeständnis an, das Prof. Stutz der Kirche nicht versagt: „daß das strenge kirchliche Mischehenrecht in der Gegenwart weniger aus Gegnerschaft gegen den Protestantismus und in Mißachtung desselben aufrecht erhalten wird, als vielmehr im Interesse der Selbstbehauptung der katholischen Kirche und der möglichsten Wahrung ihres bedrohten Besitzstandes" (S. 24).

Aber auch auf Erfreulicheres und Erhebenderes kann Prof. Lauscher hinweisen. Dahin gehört das Wohlwollen, das Friedrich Wilhelm IV. der katholischen Kirche bewies, „der den Katholiken Preußens das Vertrauen zum Landesherrn und seiner Regierung wiedergab und dadurch die westlichen Provinzen fest mit der preußischen Monarchie verknüpfte". Er gab den Verkehr der Bischöfe mit dem Heiligen Stuhle frei, errichtete die „Katholische Abteilung" im Kultusministerium, und unter seiner Regierung fielen endlich die Fesseln der staatlichen Kirchenhoheit durch die §§ 15 und 16 der vom König am 31. Januar 1850 beschworenen revidierten Verfassung. Sie lauten: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds. Der Verkehr der Religionsgesellschaften mit ihren Obern ist ungehindert. Die Bekanntmachung kirchlicher Anordnungen ist nur denjenigen Beschränkungen unter-

worfen, denen alle übrigen Veröffentlichungen unterliegen." Freilich erfuhr diese durch die Verfassungsurkunde festgestellte Grenzregulierung noch manche Anfechtung. Der absolute Polizeistaat mit seinem Staatskirchentum brauchte noch einige Zeit, um sich vollends auszuleben, und schuf trotz des persönlichen Wohlwollens Friedrich Wilhelms IV. noch manche Hemmnisse. Überzeugend beweisen dies die Ausführungen Lauschers über die „Raumerschen Erlasse", die Stellungnahme der Regierung zur Frage der Dotation der rheinischen katholischen Pfarrgemeinden, den Kulturkampf. Aber sind nach Abbruch des Kulturkampfes auch noch nicht alle Wünsche und Hoffnungen der Katholiken erfüllt, so ist doch der blühende Zustand der rheinischen Kirche ein überzeugender Beweis dafür, daß die Dinge eine entschiedene und nachhaltige Wendung zum Besseren genommen haben, zum Segen des Staates nicht weniger als der Kirche. „Begeisterte Liebe und freudige Hingabe an Kaiser und Reich ist die Frucht des kirchenpolitischen Friedens, den das erste Jahrhundert preußischer Herrschaft in seinem letzten Viertel gebracht hat." Nirgends in Deutschland findet man heute auch wohl eine eifrigere Teilnahme am kirchlichen Leben, eine opferwilligere und arbeitsfreudigere Förderung kirchlicher Zwecke, eine beispiellosere Blüte des katholischen Vereinslebens als in den Rheinlanden. Die religiöse und sittliche Erneuerung durch den Weltkrieg berechtigt zu noch schöneren Hoffnungen für die Zukunft.

Wir müssen es uns versagen, mit gleicher Ausführlichkeit den Inhalt der übrigen Kapitel des schönen Buches zu besprechen; sie seien nur mit wenigen Worten genannt. Die rheinische preußische protestantische Landeskirche behandelt Prof. Dr Walther Köhler in Zürich. Mit Befriedigung blickt sie auf das Jahrhundert der Entwicklung unter der preußischen Regierung zurück. „Statistisch zählte der rheinische Protestantismus im Jahre 1910 2 097 619 Seelen; der Prozentsatz der kirchlich Getauften ist 96,82 %, der der kirchlich eingesegneten Ehen 95,24 %, der der kirchlichen Beerdigungen 87,56 %, der der Kommunikanten 21,07 %." Zwar „Wünsche bleiben noch viele, aber eine wunschlose Kirche wäre tot".

Die Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung nimmt den größten Teil des Buches ein. Dr P. A. Clasen in Düsseldorf hat die dankbare Aufgabe übernommen, den großen, wunderbaren Organismus des rheinischen Wirtschaftslebens uns vor Augen zu stellen, den er mit berechtigtem Stolze „die Krone des deutschen Wirtschaftslebens überhaupt, ein Ehrendenkmal des Vergangenen" nennt, „woran die Gegenwart neuen Mut, neuen Ehrgeiz und neues Vertrauen schöpfen möge". Die geographischen Vorzüge des Landes, die Herausbildung einer kapitalistischen Produktionsweise und vor allem der Charakter und der Geist des rheinischen Volkes sind die Grundpfeiler dieser großartigen Entfaltung. Das Volk, „der vierte Stand", ging voll Schaffensfreude vom frühen Morgen bis zum späten Abend, Tag um Tag, Jahr um Jahr still an die Arbeit. Und der rheinische „Industrieadel" blieb mit diesem Volke, aus dem er hervorgegangen ist, innerlich verbunden durch gemeinnützige Tätigkeit, persönliche Anteilnahme, aus Pflichtbewußtsein geübter Wohlfahrtspflege. Der preußische Staat aber hat, als

er nach einigen Jahrzehnten der Unstimmigkeit den Wert der rheinischen Lande erkannte, sein Schwergewicht von Osten nach Westen verlegt, und preußisches Verwaltungstalent empfand „die Pflicht zu sorgen und zu helfen bald als ein Vorrecht, sorgen zu dürfen". Es sah sich aber auch hundertfältig entschädigt für seine Mühen. „Preußens Stolz" nennt schon Friedrich Wilhelm IV. die Rheinlande; sie wurden „mehr als eine andere Provinz die materielle und moralische Unterlage für die Hegemonie Preußens in Deutschland".

Vielgestaltig und großartig ist auch das Gesamtbild des rheinischen Unterrichts- und Bildungswesens, das Seminarprorektor Schnitzler in Brühl schildert. Preußische Methode und Organisation haben eine Hochkultur des Schulwesens geschaffen. Doch fügt der Verfasser den Wunsch an: „Lassen wir es nicht in eine ungesunde Überkultur ausarten. Das wäre weder deutsch noch rheinisch, weil es nicht gründlich und nicht ideal wäre.... Je zahlreicher und je schärfer sich die Bildungswege voneinander abheben, desto notwendiger ist für sie die gemeinsame Richtung der gläubigen Weltanschauung, und diese Weltanschauung ist uns schlechthin das Christentum."

Es folgt die Abhandlung über das Justizwesen von Geh. Justizrat Hermann Kausen in Köln. Hervorgehoben sei sein Schlußgedanke: „Die Natur der Sache fordert, daß die richterlichen Beamten einer Provinz vorwiegend dem heimatlichen Boden oder dem Boden wesensähnlicher Stämme entnommen werden, Wesensart und Sitte der Menschen, denen sie zu dienen bestimmt sind, muß ihnen vertraut sein." Nicht der ausschließlichen Verwendung einheimischer Beamter will er das Wort reden, aber für seine rheinischen Heimatgenossen aus dem Richterstande will er dieselbe Anerkennung der Tüchtigkeit und vornehmen Denkungsart gewahrt wissen wie für die Angehörigen der andern deutschen Stämme.

Ein Meisterstück sachgemäßer Darstellung ist die Besprechung rheinischer Kunst von Geh. Baurat F. C. Heimann in Köln. Er schildert den großartigen Aufschwung, aber auch das Betreten abschüssiger Pfade, veranlaßt durch zeitliche Geschmacksrichtung, und wiederholt die Mahnung Schillers an die Künstler: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, Bewahret sie!"

Generalleutnant z. D. Freiherr v. Steinaecker zeigt in dem Aufsatze über das Heerwesen, wie glänzend der Staat der Hohenzollern seiner Aufgabe gerecht wurde, Hüter des Rheines zu sein, und wie anderseits die reichen Rheinlande als ergiebige Steuerquelle die gewaltigen Auslagen für die Gliederung und Ausrüstung unserer Armee und die Schaffung einer mächtigen Flotte ermöglichen, wodurch wir befähigt werden, einen Zweifrontenkrieg zu führen. Die rheinische Metallindustrie mit Krupp an der Spitze macht uns für Kriegsmaterial genügend unabhängig vom Auslande. Der Zuwachs der Bevölkerung, die von zwei Millionen in den 100 Jahren der Zugehörigkeit zu Preußen auf beinahe acht Millionen gestiegen ist, ist auch vom militärischen Standpunkte aus sehr wertvoll. Und wie haben sich diese rheinischen Truppen im großen Weltkriege wieder bewährt! Der Kaiser selbst konnte es sich nicht versagen, sie für die fast übermenschlichen Leistungen in den bittersten Kämpfen in der Champagne durch seine

Ansprache auszuzeichnen: „Ich freue mich, daß die ‚Kölschen Jungs‘ ihrem Rufe und dem guten Rufe des rheinischen Armeekorps von alter Zeit her Ehre gemacht haben. Wenn der alte Goeben das erlebt hätte, so würde er seine helle Freude an euch gehabt haben.“

Die soziale Kultur, hauptsächlich ein Werk der segensreichen Tätigkeit des Volksvereins, wird von dem auf diesem Gebiete hochverdienten Generaldirektor Dr August Pieper in M.-Gladbach in den beiden Gruppen zusammengefaßt: „Pflege der Lebenskraft und des edeln Lebensgenusses; Schaffung einer Standeskultur.“ Großzügige, uneigennützige Arbeit hat Erfolge gezeitigt, die mit Recht auch von den Außenstehenden bewundert werden; bis über die Grenzen Deutschlands hinaus hat sich dieser Segen verbreitet und wird der führende Anteil des Rheinlandes anerkannt.

So führt uns das wertvolle Buch eine Entwicklung vor Augen, wie sie kein anderer Teil Deutschlands im verflossenen Jahrhundert durchgemacht hat. Darum darf, was die einzelnen Verfasser in beredter Sprache uns vorführen, nicht bloß ein Bild der Vergangenheit bleiben, sondern es muß auch ein Wegweiser für die Zukunft werden, für die Entwicklung unseres gesamten deutschen Vaterlandes nach dem Weltkriege.

Mit dem Weitblick des erfahrenen Parlamentariers und Volksmannes zieht der Herausgeber Dr Jul. Bachem in dem „Ausblick“ einige wichtige Schlußfolgerungen aus der Geschichte dieser Entwicklung. Eintracht und Einmütigkeit war die Vorbedingung des Erfolges in den 100 Jahren rheinischer Geschichte, wie auch jetzt im Weltkriege lückenlose Geschlossenheit und Gemeinschaftsgefühl einer Welt von Feinden die Stirne zu bieten vermag. Diese Eintracht muß nach dem Kriege erhalten bleiben und sich in erster Linie äußern im konfessionellen Frieden. „Die Frucht der Siege auf so vielen blutigen Schlachtfeldern darf nicht wieder durch konfessionellen Hader in unserem öffentlichen Leben gefährdet werden, wie es nach dem Jahre 1870 in so verhängnisvoller Weise geschehen konnte.“ Friede unter den Konfessionen bedeutet aber nicht „Ausschaltung oder Abschwächung des konfessionellen Moments auf religiösem Gebiete. . . . Versuche der Religionsmengerei und Liebäugeln mit nationalkirchlichen Bestrebungen würden nur Irrungen und Wirrnisse mit sich bringen. . . . Durch Gottes Zulassung sind die Deutschen im Glauben getrennt. Keine staatliche oder staatspolitische Einflußnahme kann diese Trennung beseitigen.“ So wie die Bekenntnisse sind, müssen sie sich ertragen und achten, und einer den andern mit aller Innigkeit an seinem Glauben festhalten lassen, für unsere bürgerlichen Pflichten gegeneinander soll das verschiedene Bekenntnis nicht in die Wagschale fallen (vgl. die Ausführungen P. Reichmanns in dieser Zeitschrift, Juliheft 1915, 386 ff). Darum die weitere Folgerung Bachems: „Weg mit allen Ausnahmegesetzen, welche die Gleichheit aller vor dem Gesetz beeinträchtigen! Auch die alten Beschwerden über Verkümmerung der verfassungsmäßigen Parität müssen verstummen. . . . Sie entbehrten, wie die Geschichte der Rheinlande lehrt, nicht der Begründung.“ Für die Katholiken im

besondern aber ergibt sich mehr noch als früher: „Mitten hinein in das nationale Leben! Immer mittun, immer dabei sein!" Endlich: Das Parteileben wird nach dem Kriege wiederkommen, aber „wie die Konfessionen, so müssen sich die Parteien besser verstehen lernen". Es gilt, mit einem Worte, „die erhebenden Errungenschaften der Kriegszeit: den religiösen Ernst, den patriotischen Aufschwung, das Gemeinsamkeitsgefühl, die Opferwilligkeit und die Gesundung des Parteiwesens in die künftigen Friedenstage hinüberzuretten."

Dem Buche gebührt eine weite Verbreitung, weit über die Grenzen der Rheinlande hinaus gehört es, in vielen Exemplaren auch an die Front, damit unsere Tapfern lesen, für welch hohe Güter sie ihr Leben in die Schanze schlagen.

Alfred Gökel S. J.

Deutsche Literatur.

Die neuere deutsche Lyrik. Von Philipp Witkop. I: Von Friedrich von Spee bis Hölderlin. II: Novalis bis Liliencron. 8° (366 u. 380) Leipzig 1910 und 1913, Teubner. Je *M* 5.—; geb. je *M* 6.—

Die deutsche Literatur von den Anfängen der Moderne bis zur Gegenwart. Von Hermann Hölzke. Dritte, völlig umgearbeitete und stark erweiterte Auflage von „Zwanzig Jahre deutscher Literatur". 8° (VIII u. 304) Leipzig [o. J.], Gerstenberg. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

„Kritik üben ist immer ein dorniges Werk." Dieses Geständnis hat ein anerkannter Meister des „dornigen Werkes", Prof. Schönbach, aus langjähriger Erfahrung in dem viel verbreiteten Büchlein „Über Lesen und Bildung" abgelegt und zugleich eine ausgiebige Begründung dafür beigefügt. Der Hauptgedanke darin dreht sich um die Frage: Wem steht es zu, an den Werken zeitgenössischer Dichter Kritik zu üben? „Vielfach", so leitet Schönbach seine Antwort ein, „hört man Künstler es als ihre Ansicht aussprechen, nur die Kritik, die wieder von Künstlern ausgehe, vermöge auf ihre Hervorbringungen günstig einzuwirken. Ich halte dies für einen Irrtum." Und daß es wirklich ein Irrtum ist, beweist der gelehrte Literarhistoriker klar und überzeugungsvoll. Ihm bleiben seine Fachgenossen „kraft ihrer Art Bildung" die berufenen Beurteiler von Dichtwerken. Freilich „dürfe Eins, und kein Geringes, ihnen nicht fehlen; es müsse künstlerischer Atem in ihnen leben". Das führt Schönbach zum Greifen anschaulich weiter aus und zeigt dann durch seine eigene mustergültige Darstellung der zeitgenössischen Dichter tatsächlich das Zutreffende seiner Behauptungen.

Von der ganz entgegengesetzten Auffassung gehen Witkop und Hölzke für ihre literarischen Beurteilungen aus.

Witkop, selbst ein namhafter Liederdichter, sucht seinen Standpunkt in einem streitbaren Vorwort (S. 1—4) und einer breit einführenden Abhandlung (S. 5—30), deren Überschrift im Wortlaut an das seinerzeit Aufsehen erregende, heute schon halb vergessene Buch R. M. Werners „Lyrik und Lyriker" erinnert, als einzig berechtigt hinzustellen. Nach seiner Meinung hat der Kunsthistoriker eine schöpferische Aufgabe, nämlich das letzte Lebensgefühl des Künstlers aufzusuchen und dann zu zeigen, wie sich daraus dessen Leben und Werk notwendig

entwickelten und durchdrangen. „Er beschreibt nicht von außen, wie der Künstler lebte, wie er schuf, er zeigt, warum er aus tiefster innerer Einheit heraus gerade dieses Leben leben, gerade diese Werke schaffen mußte. So erst begreift er den Künstler, das Kunstwerk nicht mehr als ein zufälliges historisches Ereignis, sondern wahrer und würdiger als eine zeitlose Notwendigkeit.“ Da aber nur der Geist den Geist und seines Wirkens Geheimnis ahnt, so kann auch nur ein Dichter den Dichter, insbesondere nur ein Lyriker den Lyriker „als den Schöpfer der höchsten Dichtkunst“ verstehen. Was er dann als Kunsthistoriker darstellt, wird ein neugeschaffenes Kunstwerk, aus Gefühl und persönlichem Leben als notwendig zusammengehörigen Teilen aufgebaut.

Diese Auffassung hat Witkop wiederholt als seinen künstlerischen Standpunkt betont. Er schreibt demnach keine eigentliche Geschichte der Lyrik in ihrer Entwicklung, wie es etwa zujüngst Dr R. Findeis in zwei handlichen Bändchen der Sammlung Göschen anerkennenswert getan hat, sondern er stellt nur Einzelbilder der hervorragendsten Lyriker zusammen, und diese Bilder müssen Kunstwerke werden, wohl mehr Dichtung und Wahrheit als Wahrheit und Dichtung, um in des Altmeisters Umstellung zu sprechen. Daß bei einer solch schöpferischen Darstellungsart manch ein Dichterbild in neuer Beleuchtung erstrahlt, überrascht nicht, und zwar erscheint dies hellere Licht überall da, wo Witkop einen mit dem eigenen Empfinden gleichgestimmten Geist trifft, wie beispielsweise schon sein erster Wurf in der Würdigung des P. Fr. Spee zeigt, und in all diesen Fällen soll dem Verfasser dankbar der volle Beifall gezollt werden. Nur darf das Staunen über „die Kraft seiner Verlebendigung“ nicht so hoch steigen, „daß man gar nicht danach fragt, ob auch alles, was er sagt, vollkommen beweisbar ist“ (Lohr, Lit. Handweiser). Auch bei Beurteilung von Dichtwerken bleibt der alte Spruch in Geltung: magis amica veritas. Und eben diese Wahrhaftigkeit zwingt zugleich dazu, auf das Bedenkliche in Witkops Gestaltungskunst hinzuweisen, wenn im Leben und Schaffen seiner „Helden“ geistige Irrungen oder sittliche Entgleisungen geschildert werden müssen, und diese Mißlichkeit kommt bekanntlich leider nur zu häufig vor; statt vieler nur ein Beispiel — das letzte — Nietzsche. Zunächst könnte man fragen, wie der Philosoph der Fieberphantasie vom Übermenschen und von der Umwertung aller Werte, der Undeutscheste aller Deutschen, unter die Lyriker unseres Volkes eingereiht werden darf. Witkop selbst scheint das ursprünglich auch nicht beabsichtigt zu haben; die Aufschrift des zweiten Bandes kündigt an: „Novalis bis Liliencron“, und das Buch selbst klingt in Nietzsche aus — ein nicht wohltuender Schlußklang. Oder ist es lyrische Dichtkunst, wenn sich Bild auf Bild gewaltsam türmt und klingende Laute zu überspitzten Wortgebilden willkürlich aneinander gefügt werden, oder wenn alles, was jedem edeln Menschen hoch und heilig gilt, in verwegenem Ansturm umgewertet werden soll? Zudem sind Verbildung und sich steigernde Geisteskrankheit bis zur völligen Umnachtung schwerlich Entwicklungsstufen zur höchsten Kunst. Das nicht geglückte Schlußbild in Witkops Werk beweist am handgreiflichsten, wie gerechtfertigt Schönbachs Befürchtungen sind, falls Künstler

nach ihrem Gefühle zu Gericht sitzen. Womöglich noch unangenehmer gestaltet sich Witkops Lage, wenn er sittliche Entwürdigungen des Menschen in sein Künstlerbild aufnehmen muß, und zwar so, daß eine „Notwendigkeit" daraus entsteht. Beispiele dafür anzuführen erübrigt sich. Schließlich kann bei der rein persönlichen Beurteilung von seiten eines Dichters, der doch durch sein Gefühl vielfach beeinflußt wird, eine ganz sachgetreue und unbefangene Auswahl und Gruppierung schwer möglich sein, noch weniger eine nicht voreingenommene Einschätzung durchgehends erwartet werden. Wohl ist zuzugeben, daß eine allseitig zufriedenstellende Bewertung dichterischer, insbesondere lyrischer Schöpfungen selten glücken wird; aber alte Lieblinge entthronen und neue Götter schaffen bleibt immer ein bedenkliches Wagnis, das auch dem Dichter Witkop wiederholt mißglückt ist.

Doch soll nicht geleugnet werden, daß die Beurteilung des Künstlers durch den Künstler auch ihre Lichtseiten hat: eine gewisse Großzügigkeit, scharfe Ausprägung von Gegensätzen und eine schwungvolle Darstellung wie aus einem Guß — und das sind die Vorzüge der Witkopschen Dichterbilder, die in dieser Hinsicht recht anregend wirken.

Nicht ganz so liegt die Sache bei Hölzkes Buch, das sich zumeist mit der Romanflut der letzten zwanzig Jahre befaßt. Wohl hat der Verfasser romanhafte Erzählungen veröffentlicht — eine erwähnt er sogar als „ein kulturhistorisches nicht unwichtiges Buch" —, aber er hat auch eine kleine kritische Schrift über „Das Häßliche in der modernen deutschen Literatur" geschrieben und sich so als mitwirkender Dichter und Literarhistoriker zugleich betätigt. Seine Aufgabe erschwert sich indes dadurch, daß gerade über diese neueste Zeit überaus viel zusammengestellt wurde und immer noch wird. Neues zu bieten möchte da schwer halten, und abschließende Urteile werden erst recht nicht möglich sein. Auch für die Form der Darstellung erwachsen aus der vielfachen Gleichartigkeit des Stoffes nicht geringe Hindernisse. Ob Hölzke, trotz seines eifrigen Bestrebens und seiner umfangreichen Belesenheit, besonders auf dem Gebiete des Romans, all diese Hemmnisse glücklich überwunden hat, ist mehr als fraglich. Er kennt Hansteins Buch „Das jüngste Deutschland" und hat wohl auch dessen scharfe Zurückweisung unreifer Darstellungen nicht übersehen, und dennoch dessen hartes Urteil teilweise wenigstens verdient. Hanstein hält es nämlich für einen „leider heute noch weit verbreiteten Irrtum, daß die Geschichte der Literatur eines Zeitraums dadurch könne zur Darstellung gebracht werden, daß man die Vertreter derselben in Einzelschilderungen aneinanderreiht und damit gewissermaßen eine Sammlung von kleinen Biographien bietet". Geradezu unerträglich aber werde ein solches Buch, wenn es zu einem Schriftstellerverzeichnis herabsinke und dazu noch, statt sachlicher Angaben, „kurze, gänzlich unbewiesene und für den Leser meist völlig unkontrollierbare Urteile in Form von meist absichtlich recht ‚knorrigen', d. h. plumpen Schlagworten gibt". Das hat der Verfasser „des jüngsten Deutschland" vor fünfzehn Jahren als allgemeine Verurteilung geschrieben, und die neueste Besprechung des Hölzkeschen Buches überträgt diese strenge Abwehr unabgemildert

auf das Werk mit seiner „Darstellung einzelner Dichterpersönlichkeiten, die oft nur eine Aufzählung von Büchertiteln ist, unter denen manchmal gerade die wichtigsten fehlen, verbrämt mit einigen vorschnellen, um nicht zu sagen schnodderigen übersubjektiven Urteilen, die nicht belehren, sondern irreführen können" (Ztschr. für Dtsch. Unterricht, 29. Jahrg., 2. Heft, S. 147). Eine harte, aber nicht unverdiente Kritik, zumal wenn man noch den Stil berücksichtigt, wie diese „Aufzählungen" aneinandergereiht sind: „es wäre noch zu erwähnen", „wäre noch zu nennen", „sei noch angeführt, hinzugefügt, hervorgehoben" usw. Weiterhin zählt schon der erste Satz des Buches 12 Zeilen, der zweite steigt auf 15, der dritte bringt es sogar bis 18; es kommen solche von 22 Zeilen vor. Das Buch liest sich nicht flüssig. Ihm aber die Daseinsberechtigung völlig absprechen zu wollen, geht dennoch etwas zu weit. Selbst da, wo Hölzkes Beurteilungen den schärfsten Widerspruch hervorrufen, wie etwa die von Felix Dahn (S. 55), Clara Viebig (S. 107), ganz besonders die von Halbes „Jugend" (S. 139) und von Schönherr (S. 245), neben manch andern, kann man einiges lernen: wie nämlich die Mode und die literarische Marktschreierei die Urteilskraft auch sonst besonnener Menschen mächtig beeinflussend trübt und wie geistige Wertbestimmungen, einmal, wenn auch noch so ungerecht geprägt, als Fluch der ersten bösen Tat sich wie vollberechtigt weiterverbreiten und gläubig hingenommen werden. Freilich werden Bücher wie dieses Werk nach dem gründlich reinigenden Kriege hoffentlich ganz überflüssig geworden sein; haben wir doch keinen Grund, auf die letzten zwanzig Jahre unserer Literatur, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, besonders stolz zu sein. Wer daran zweifelt, der braucht nur flüchtig Hölzkes Schrift über „Das Häßliche in der modernen deutschen Literatur" zu durchblättern, und er wird über solche „Blütenlese" ein wahres Entsetzen und Grauen empfinden; das größere Buch des Verfassers stellt mehr oder weniger bloß eine Erweiterung der kleineren Schrift dar, mit einigen freundlicheren Zusätzen vermehrt. Diese lichtvolleren Gestalten, mit Ausschluß von all dem „trüben Gewisch und Gepinsel", darzustellen, wäre eine lohnendere Arbeit gewesen. Denn „noch immer erheben sich aus der unabsehbaren Schar der namenlosen ‚Produktiven' mächtige und geschlossene Persönlichkeiten, die mit dem Richtscheit und Maß der wahren Kunst neue Werke aufstellen, in denen das sich verbildlicht, was von dem schöpferischen Geist unserer Zeit das Gelärm, den Beifall und das ganze wichtig betuliche und doch wesenlose Geschwätz der Gegenwart überlebt und hinter sich läßt". Dieser „unentwegte Glaube" Schönbachs, des hoffnungsvollsten Kenners unserer Literatur, wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, nach dem furchtbaren blutigen Ringen unseres Volkes die Erfüllung erfahren, und wenn Hölzkes Buch in neuer Form erscheinen sollte, wird es statt Aufzählung all der „namenlosen Produktiven" die wenigen Anbahner einer schöneren Zukunft in glänzendem Lichte darstellen; nur das hat bleibenden Wert.

Nikolaus Scheid S. J.

Umschau.

„Heil dir im Siegerkranz!“

Wenn die Entstehung der deutschen Nationalhymne wenigstens in ihren Hauptzügen allgemein bekannt wäre, würde die oft erörterte Frage der Änderung oder Abschaffung dieses Liedes um vieles leichter zu lösen sein als jetzt, wo in der öffentlichen Meinung nur die unbestimmte Vorstellung lebt, daß die Melodie englischen Ursprungs ist.

Von England aus lassen sich allerdings die Wandlungen von Wort und Weise am besten überblicken. Musik und Text des God save the King erhielten wahrscheinlich um 1740 durch Henry Carey ungefähr die heutige Form. Vielleicht lehnt sich die Komposition an den aus Italien in das Frankreich Ludwigs XIV. übergesiedelten Lulli an, vielleicht geht sie auf den 1628 gestorbenen Engländer John Bull, vielleicht sogar auf ein altes katholisches Wallfahrtslied zurück. Der Text spiegelt den Königsgruß wider, mit dem die Schülerinnen von St Cyr Ludwig XIV. zu begrüßen pflegten. Eine Gegenüberstellung zeigt das ohne weiteres:

Grand Dieu, sauvez le Roi,	God save great George the King,
Grand Dieu, vengez le Roi,	Long live our noble King,
Vive le Roi!	God save the King!
Qu'à jamais glorieux	Send him victorious,
Louis victorieux	Happy and glorious,
Voie ses ennemis	Long to reign over us,
Toujours soumis!	God save the King!
Grand Dieu, sauvez le Roi,	
Grand Dieu, vengez le Roi,	
Vive le Roi!	

The Month (CXXV 651, London, Juni 1915) erinnert daran, daß schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein lateinischer Hymnus mit auffallend ähnlichem Text in der damals von Jesuiten verwalteten Hofkirche von St James in London gesungen wurde.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte die englische Nationalhymne in Deutschland ziemlich weite Verbreitung gefunden. Heinrich Harries, protestantischer Pastor und Leiter des Flensburger Wochenblattes, dichtete auf die Melodie im Jahre 1790 einen Geburtstagsgruß für seinen Landesherrn, den schwachsinnigen Christian VII. von Dänemark. Dabei scheint sich Harries an die Schrift über die Milde erinnert zu haben, die der damals vielgelesene Philosoph Seneca dem jungen Kaiser Nero gewidmet hat. Während die erste Strophe nur das Thema Senecas anschlägt, schimmern in der zweiten und dritten Strophe die Gedanken und Wendungen des Römers deutlich durch:

Harries.	Seneca (De clementia liber I).
Heil dir, dem liebenden Herrscher des Vaterlands! Heil, Christian, dir! Fühl in des Thrones Glanz Die hohe Wonne ganz, Vater des Volks zu sein! Heil, Christian, dir!	XIV 2 Hoc, quod parenti, etiam principi faciendum est, quem adpellavimus Patrem Patriae non adulatione vana adducti.
Nicht Ross' und Reisige Sichern die steile Höh', Wo Fürsten stehn. Liebe des Untertans, Liebe des freien Manns Gründen den Herrscherthron Wie Fels im Meer.	XIX 6 Non opus est instruere in altum editas arces nec in adscensum arduos colles emunire nec latera montium abscidere, multiplicibus se muris turribusque saepire: salvum regem clementia in aperto praestabit. Unum est inexpugnabile munimentum amor civium.
Heilige Flamme, glüh', Glüh' und erlösche nie Fürs Vaterland! Wir alle stehen dann Mutig für einen Mann, Kämpfen und bluten gern Für Thron und Land.	III 4 Non est hic sine ratione populis urbibusque consensus sic protegendi amandique reges et se suaque iactandi, quocumque desideravit inperantis salus; nec haec vilitas sui est aut dementia pro uno capite tot milia excipere ferrum ac multis mortibus unam animam redimere nonnumquam senis et invalidi.

Der aus Holstein stammende Freimaurer Dr Balthasar Gerhard Schumacher, der 1793 in einem Kreise Berliner Logenbrüder weilte, strich die acht Strophen von Harries in fünf zusammen, verwandelte sie durch geringfügige Änderungen in eine Huldigung für Friedrich Wilhelm II. und veröffentlichte dieses Meisterstück als sein Gedicht, ohne Harries zu nennen, am 17. Dezember 1793 in der „Spenerschen Zeitung". Eine letzte kleine Umgestaltung nahm der Berliner Jude Karl Bernhard Wessely vor. Er schrieb außerdem eine Orchesterbegleitung und ließ als Musikdirektor des Nationaltheaters das Lied im dritten Zwischenakt eines verunglückten Hohenzollerndramas spielen, das 1795 am Geburtstag des Königs zur Aufführung befohlen war. Als Friedrich Wilhelm II. ungefähr 14 Tage später in der Hofloge des Potsdamer Stadttheaters erschien, stimmten bereits die Zuschauer das neue Lied an: die preußische Nationalhymne war geschaffen.

Schon 1895 hat Dr Hans Morsch in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" (798—804) diese fast abenteuerlichen Wandlungen durch Beibringung genauer Belege aufgehellt. Jetzt bietet Gottfried Fittbogen im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher" (452—473) noch einmal eine Zusammenfassung der Textgeschichte und besonders dankenswerte Nachträge über den Anteil Wesselys. Fittbogen schlägt vor, „den weichlichen ‚Liebling des Volks' herauszuwerfen und das alte pater patriae-Motiv in seiner Reinheit wieder herzustellen". Danach bekäme das Lied diese Form:

Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands!
Heil, Kaiser, dir!
Fühl' in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Vater des Volks zu sein!
Heil, Kaiser, dir!

Nicht Ross', nicht Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründen den Herrscherthron
Wie Fels im Meer.

Heilige Flamme, glüh',
Glüh' und erlösche nie
Fürs Vaterland!
Wir alle stehen dann
Mutig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für Thron und Reich!

Tugend und Wissenschaft
Hebe mit Mut und Kraft
Ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldentat
Finde ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort
An deinem Thron!

Sei, Kaiser Wilhelm, hier
Lange des Thrones Zier,
Des Landes Stolz!
Fühl' in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Vater des Volks zu sein!
Heil, Kaiser, dir!

Niemand wird diese Strophen als Ganzes dichterisch schön finden. Die Freude über einzelne gelungene Stellen verblaßt vor der peinlichen Wahrnehmung, daß eine im Kern echte Begeisterung pedantisch in ihre Pflichtteile zerlegt und mühsam in papierene Verse mit teilweise entsetzlichen Reimen gebracht ist. Die Entstehungsgeschichte macht das vollkommen begreiflich: Wie hätte ein Gedicht aus einem Guß zustande kommen sollen, wo ein Gelegenheitsflicker nach dem andern seine Kunst versuchte und niemals ein bedeutender Dichter das überlieferte Gut aus seelischer Ergriffenheit heraus zu einem neuen Gebilde umschuf? Heute sind die Schranken, die eine absolutistische Zeit zwischen Herrscher und Volk gezogen hatte, längst gefallen. Steife Formeln können nicht mehr ausdrücken, was wir für Fürst und Vaterland empfinden. Eine deutsche Nationalhymne muß voll der Glut deutschen Lebens, muß eine Perle deutscher Dichtung sein! „Deutschland, Deutschland über alles" kann nicht in Frage kommen, weil da mit keinem Worte des Staatsoberhauptes gedacht wird. Aber selbst wenn sich in unserer ganzen Vergangenheit kein geeignetes Lied fände — so arm an Dichtern ist die Gegenwart nicht, daß sie mit Harries und gar mit Wessely und Schumacher nicht wetteifern könnte. Auch der geschichtliche Wert der überkommenen Hymne wird durch die Größe der Zeit, die wir jetzt durchleben, nicht nur aufgehoben, sondern weit übertroffen.

Und noch eins fehlt in der bisherigen Nationalhymne: der Name Gottes. Es ist jedem Volke innerstes Bedürfnis, das Gute, das es seinem Herrscher wünscht, vom Himmel zu erflehen. In manchen Nationalhymnen, z. B. in der englischen, russischen, österreichischen, ungarischen, steht Gott an erster Stelle, und auch in den Volkshymnen der Bayern, Württemberger, Sachsen, Badener, Oldenburger wird Gott ausdrücklich angerufen. Deutschland zählt nicht so viele Gottesleugner, daß im Gegensatz zum Geiste der Reichsverfassung und zur Gesinnung der überwältigenden Mehrheit unserer Fürsten und unseres Volkes in den feierlichsten Kundgebungen vaterländischer Begeisterung der vergessen werden dürfte, dessen allmächtige Güte uns alle erhält, und dessen unendliche Heiligkeit unserer Treue zu Staat und Thron die erhabenste Weihe gibt!

Jakob Overmans S. J.

Der Karfreitag in München.

Die kirchliche Presse der Protestanten beschäftigt sich seit kurzem mit einem Briefwechsel, der zwischen dem protestantischen Dekanat München und dem erzbischöflichen Ordinariat daselbst stattgefunden hat. „Protestantischerseits suchte man um die Mitwirkung des Ordinariats nach, daß der Karfreitag in

München fernerhin als christlicher Feiertag im Sinne der Gewerbeordnung begangen werden könne.“ Die erzbischöfliche Behörde verhielt sich dagegen ablehnend, und zwar „aus prinzipiellen Gründen“.

Nachdem nun das „Münchner Evangelische Gemeindeblatt“ die darüber gewechselten Schriftstücke veröffentlicht hat, beklagt man sich in den verwandten Blättern über mangelndes Entgegenkommen, friedenstörendes Verhalten u. dgl. „Daß das Dekanat München mit seinem Antrag hinsichtlich der gemeinsamen Feier des Karfreitags keinen Erfolg hatte, ist sehr zu bedauern“, schreibt die Leipziger „Allgemeine Evang.-Lutherische Kirchenzeitung“ (Nr 31). Auch die „Chronik der christlichen Welt“ (Nr 35) des protestantischen Pfarrers Kübel in Frankfurt a. M. redet von einem „schmerzlichen Notstand, daß der Karfreitag im öffentlichen Leben Münchens gar nicht oder nur als halber Feiertag gefeiert wird“. Dekanat und Chronik weisen noch besonders auf „diese jeden konfessionellen Streitigkeiten abholden, jedem Friedenswort zugeneigten Zeiten“ hin und wollen damit die wohlerwogene Antwort der erzbischöflichen Behörde als Störung des Burgfriedens ins Unrecht setzen.

Wir glauben, daß zu solchen Klagen und Anklagen kein Grund vorliegt. Oder gibt es wirklich im deutschen Vaterland keine „schmerzlicheren Notstände“ für konfessionelle Minderzahlen als diesen Karfreitag in München? Was würden die Protestanten in Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg usw. antworten, wenn die dortigen Katholiken sie unter Hinweis auf die „jedem Friedenswort zugeneigten Zeiten“ aufforderten, ihre Hände zu rühren, um ganz anders drückende Notstände abzustellen?

Doch der Vergleich hinkt auf beiden Füßen. Die Katholiken in der norddeutschen Diaspora verlangen gar nicht, daß die protestantische Mehrheit sich in der Art, wie sie ihre Gottesdienste und Feste feiert, nach der katholischen Form und dem katholischen Empfinden richte; sie wären schon zufrieden, wenn man sie nur ihre eigenen Kirchen bauen und darin von ihren eigenen Geistlichen den Gottesdienst nach eigener Art halten ließe! Und mag auch der Karfreitag im Kalender nur als halber Feiertag stehen: begeht denn die katholische Kirche den Tag in so ganz unheiliger Weise?

Das offizielle Verzeichnis der kirchlichen Feste, wie es z. B. im neuesten römischen Brevier (Regensburger Ausgabe 1914) zu finden ist, nennt in der Reihe der höchsten Festtage (Festa duplicia primae classis primaria) nach Weihnachten und Epiphanie an dritter Stelle: Pascha Resurrectionis cum tribus antecedentibus et duobus sequentibus diebus, d. h. Ostersonntag mit den drei vorhergehenden und den zwei nachfolgenden Tagen. Die Feier des heiligen Karfreitags steht also bei uns so hoch als sie überhaupt stehen kann, so hoch als Weihnachten, Ostern und Pfingsten.

Es ist wahr, wir feiern dieses Fest ersten Ranges etwas anders als die Protestanten, oder richtiger: die Protestanten feiern es anders als wir. Denn woher stammt der Zwiespalt? In altchristlicher Zeit, wenigstens seit den Tagen der großen Kirchenlehrer Ambrosius, Augustinus und Chrysostomus, war die Feier der „großen Woche“, der „heiligen Woche“, der „Marterwoche“, der „Karwoche“ durch fromme Sitte einheitlich geordnet und blieb es so durch das

ganze Mittelalter. Den Höhepunkt dieser Tage, der Buß- oder Klagetage, sowie der ganzen Fastenzeit bildete der Karfreitag, der Tag der Lamentationen, des Gebetes, der strengste Fast- und Abstinenztag des Jahres.

Die „Reformatoren" des 16. Jahrhunderts haben mit dieser Art der Festfeier gründlich aufgeräumt und sie als „Gaukelwerk" verspottet. Gerade unter ihrem Einfluß ist der Karfreitag zu einem ordinären Werktag oder höchstens zum „halben Feiertag" herabgesunken. Erst allmählich hat er sich dann auch drüben in Erinnerung an bessere Zeiten „zu einem vollen Feiertag emporgerungen" (Realenzyklopädie für protest. Theologie und Kirche XXI 427). Aber es war ein Feiertag, der das altkirchliche Gepräge der Buße, der Klage, der Fasten, Abstinenz, Kniefälle vor dem heiligen Kreuz u. dgl. abgestreift hatte und zu einem wohligen Frühlingsruhetag mit Mahlzeiten, Ausflügen, wohl auch allerlei Ausgelassenheiten (man denke an die glücklich beseitigten Ausschreitungen des Spandauer Bocks) umgebildet wurde.

Sollen wir nun noch im 20. Jahrhundert diesen Abfall von der alten Überlieferung mitmachen? Hier handelt es sich wirklich um Grundsätze. Mit einem derartigen Fast- und Abstinenztag, wie es der Karfreitag für uns ist und bleibt, wäre eine Festfeier nach protestantischer Art nicht vereinbar, wohl aber jede ehrliche, harte Arbeit im Schweiße des Angesichts, das muß auch ein Nichtkatholik verstehen. Übrigens könnte ein einzelner Bischof an einem so allgemeinen Kirchengesetz nichts ändern. Was aber die andere Hauptform der Festfeier, den Kirchenbesuch, betrifft, so möchten wir zweifeln, ob in München die katholischen Kirchen am Karfreitag schlechter besucht seien, als die protestantischen an manchen Feiertagen zu sein pflegen.

Dürfen wir vielleicht einen Gegenvorschlag machen? Seit unvordenklichen Zeiten war es eine schöne, eindrucksvolle Sitte der Christenheit, daß vom Gründonnerstag bis Karsamstag alle Kirchenglocken schwiegen. „Der Glocken Romfahrt!" An die Stelle des feierlichen Geläutes treten dann die rauhen Töne hölzerner Klappern. In katholischen Gegenden hält man an dem Brauche treu fest. Die Protestanten haben auch mit dieser Sitte gebrochen, und gelegentlich empfindet es der Katholik mit schmerzlichem Unbehagen, daß jene an Orten, wo sie in katholischer Umgebung eine Kirche oder ein Kirchlein gebaut haben, ohne viel Rücksicht auf die Seelenstimmung ihrer Mitchristen am Karfreitag ein recht anhaltendes Läuten ihrer Glocken veranstalten. Wie wäre es, wenn wir sie ersuchten, um des lieben Friedens willen möchten sie am Karfreitag das Läuten einstellen?

Doch lassen wir Scherzfragen und ziehen wir lieber eine ernste Nutzanwendung! Wenn die Theologen des Münchner Dekanats die Mahnung ihres Kollegen Prof. Dunkmann in Greifswald (vgl. diese Zeitschrift Bd 89, S. 93) beherzigt und sich in der katholischen Lehre und Liturgie besser umgesehen hätten, würden sie wahrscheinlich ihr aussichtsloses Gesuch ganz unterlassen haben. Wir wiederholen also unsere frühere Mahnung (diese Zeitschrift Bd 89, S. 386 f) und bitten, man möge uns doch so nehmen, wie wir sind, und nicht verlangen, daß wir erst halb oder ganz protestantisch werden, damit endlich Frieden herrsche!

Matthias Reichmann S. J.

Taubstummblinde.

Die Taubstummblinden (oder kürzer Taubblinden) beschäftigen seit Jahren die Pädagogik und Psychologie, gewissermaßen die Praxis und Theorie der Menschenkenntnis. Die Pädagogik suchte nach Mitteln, auch diesen von der Welt isolierten Wesen den Zugang zur Welt zu eröffnen, ihnen die Wohltaten einer guten Erziehung und Ausbildung zuteil werden zu lassen. Man kann wohl sagen, daß dieses Ziel im großen und ganzen erreicht worden ist. Unabhängig voneinander haben die verschiedensten Erzieher (in den Fällen von L. Bridgman, M. Heurtin, H. Keller) in ganz ähnlicher Weise den Weg zur Seele ihres Zöglings gefunden. Und was die Höhe der Leistungen angeht, so ist bei der allerdings genial veranlagten Helen Keller, welche sich Universitätsbildung mit Erfolg aneignete, sicher alles erreicht, was irgendwie wünschenswert genannt werden könnte.

Die Psychologie sah in den Taubblinden ein Naturexperiment großen Stiles, wobei sonst innig verbundene Fähigkeiten künstlich getrennt waren, weshalb sie gestatten, die Leistungen der einzelnen klarer zu unterscheiden. Für die Lehre der Raumvorstellungen ergab sich freilich nichts wesentlich Neues. Denn beim Blinden haben wir schon dasselbe Problem. Auch er muß sich durch bloßes Tasten in der Welt zurechtfinden, die Größen und Entfernungen in seinen eigenartigen Tastraum zusammensetzen. Aber der bloß Blinde kann wenigstens durch das Gehör mit der Umgebung verkehren und hat so den Weg offen zum Höchsten, dessen der Menschengeist in Wissenschaft und Kunst fähig ist. Fällt auch diese Verbindung aus, so ist zunächst der Verlust für das Geistesleben ein niederschmetternder. Ein taubblindes Kind kann sich aus eigener Kraft nicht über das allerniederste vegetative Leben erheben, wie uns immer wieder berichtet wird. H. Keller vergleicht ihr Leben vor dem Beginn des Unterrichtes im siebten Jahre mit dem eines Tieres, ähnlich M. Heurtin; die taubblinde M. Scott lag die ersten sieben Jahre in einer Wiege ohne Spur geistigen Lebens, wie es heißt. Für den Sensualismus, nach dem das Erkenntnisleben in Empfindung und Phantasievorstellung begriffen ist, ist das scheinbar eine Bestätigung. Was kann man auch erwarten, wenn die beiden höchsten Sinne mit der Fülle von Anregung und Belehrung, die sie erteilen, ausgeschaltet sind! Aber nun kommt die Kehrseite. Gelingt es, durch systematische Erziehung des Tastsinnes die einzig übrigbleibende Pforte zum höheren Geistesleben zu eröffnen, durch Unterricht in das Wissen einzuführen, so entwickelt sich mit einemmal ein reiches inneres Leben, das unter besonders günstigen Umständen die ganze Höhe der intellektuellen Bildung erreichen kann. Schon W. Stern („Helen Keller", 1905) macht darauf aufmerksam, daß diese Tatsache eine Widerlegung des sensualistischen Standpunktes bedeutet.

Der Weg in die höhere Welt ist wie immer die Sprache, nur diesmal nicht die Lautsprache, die ja versperrt ist, sondern die Sprache mit Tastzeichen, die Fingersprache. Wie in unserer Sprache jeder Buchstabe seinen charakteristischen Laut hat, so ist er in der Fingersprache des Tauben durch eine charakteristische Fingerkrümmung wiedergegeben, die gesehen oder vom Taubblinden gefühlt wird. Die Wörter werden hier einem andern in die Hand buchstabiert.

Aber wie kommt es, daß solche Tastbilder zum erstenmal vom Kind verstanden werden, daß ihm der Sinn dafür aufgeht, es handle sich um Zeichen, welche Dinge repräsentieren und die dazu dienen können, einem andern seine Gedanken mitzuteilen? Nun, das kann man dem Kind überhaupt nicht mitteilen; das muß es vielmehr selbst finden, indem es bei geeigneter Gelegenheit aufmerksam wird, der Lehrer habe mit diesen Zeichen etwas Besonderes vor, und durch Beobachtung den Zweck der Worte verrät. Fast in allen eingehenderen Beschreibungen der Seelenentwicklung des Taubblinden ist es eine dramatische Szene von höchstem Interesse, wie das erste Wort in seiner Bedeutung erfaßt wird. Regelmäßig war dem Gesichte die freudige Entdeckung anzusehen, und darauf folgte ein ungemessener Eifer, die Worte kennen zu lernen, um mit der Welt verkehren zu können. Man lese die ergreifende Schilderung in der Selbstbiographie H. Kellers. Was in diesem merkwürdigen Moment in der Seele genauer vorgeht, hat freilich keiner der Taubblinden näher beschreiben können, obwohl es die Psychologie am meisten interessierte. Wenn man indessen näher zusieht, liegt da überhaupt kein neues Geheimnis vor; dasselbe Geheimnis erlebt auch jedes normale Kind in dem Augenblick, wo es die bisherigen Lallwörter auf einmal mit Sinn umkleidet und damit anfängt, die menschliche Sprache zu lernen.

Eine kurze praktische Übersicht über das ganze Taubblindenwesen speziell in Deutschland gibt eine Gelegenheitsschrift von Hoppe („Die Taubstummblinden in Wort und Bild", 1914), der wir die folgenden Notizen entnehmen. Die Taubblinden können nicht, wie man vielleicht meinen möchte, in Taubstummen- oder Blindenanstalten miterzogen werden; denn beide Male fehlt ihnen auch der Sinn, der dort zum Sprachunterricht benutzt wird. Anstalten für Taubblinde existieren bis jetzt sechs: zwei in Amerika, je eine in Frankreich, Schottland, Schweden, und seit einiger Zeit auch in Deutschland. Die Entwicklung dieser letzteren Anstalt, Nowawes, wird in dem Buch eingehend beschrieben. Nach Hoppe kann man in Deutschland etwa 500 Taubblinde rechnen, von denen die Hälfte bildungsfähig sein mag. Die Taubblindheit ist sehr selten angeboren, gewöhnlich entsteht sie aus Krankheiten der ersten Jahre. Doch muß man in den Taubblindenunterricht auch solche Kinder nehmen, die beide Sinne nicht völlig verloren, aber so stark geschwächt haben, daß sie aus dem gewöhnlichen Unterricht keinen Nutzen ziehen.

Anschaulich beschreibt der Anstaltslehrer Riemann seine Unterrichtsmethode. Zunächst wird beim Kinde der Tastsinn gepflegt; man läßt mit Brettchen verschiedener Form und Größe dazu passende Ausschnitte ausfüllen. Bald beginnt der Unterricht in der Fingersprache. Man buchstabiert dem Kind so lang ein kleines Wort in die Hand, bis es das selbst nachahmt, und assoziiert diese Tätigkeit mit dem Betasten des zugehörigen Gegenstandes. Später geht man zu kleinen Sätzchen über. Wenn eine Anzahl davon verstanden sind und das Kind selbst fragen kann, wird der Sprechunterricht angefangen. Das Kind hält eine Hand an den Mund des Lehrers, die andere an den eigenen, fühlt so die Stellung für einen bestimmten Laut und ahmt sie nach. Für Vokale muß noch am Kehlkopf des Lehrers die Stimme gefühlt werden. Die so erreichte Aussprache ist

freilich monoton, aber doch für die nächste Umgebung verständlich. Im Anschauungsunterricht macht man dann das Kind mit den nächsten Gegenständen bekannt, wobei alles durch die zugehörigen Tätigkeiten illustriert wird. Eine derartige Geschichte beginnt: „Da ist eine Schachtel. Ich öffne sie. Ich fühle. Nägel sind darin. Ich nehme einen heraus. Der Nagel ist spitz. Das tut weh...."

Seelenzustände werden dem Kind bei passender Gelegenheit genannt, z. B. traurig, wenn es weint. Die Taubblinden sprechen auch unter sich stets im Fingeralphabet und in vollen Sätzen, was ihre Sprachgewandtheit fördert. Die Fächer, welche im Haus gelehrt werden, sind Religion (es ist ein Diakonissenhaus; nach einer gelegentlichen Bemerkung scheint übrigens bei katholischen Zöglingen für den ihnen entsprechenden Unterricht gesorgt zu sein), Rechenunterricht, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte. Andere Lehrgegenstände sind Turnunterricht, Handarbeiten, Strohflechten, Modellieren. Die Unterhaltung der Zöglinge ist eine sehr rege. Kleine Tagesereignisse, Besuche von Fremden usw. werden, wie Riemann berichtet, immer sehr schnell „von Hand zu Hand weiter gegeben".

Der körperliche Zustand der taubblinden Kinder ist, wie es heißt, durchweg gesund. Nur sind sie leichter erregbar und ermüden leichter als vollsinnige Kinder. Sie treiben Handarbeiten wie Nähen, Stricken, Häkeln, Weben; sie flechten Körbe, Stühle, Matten, binden Bürsten, üben sich in Haus- und Gartenarbeit. Eine Anzahl Photographien zeigen in sehr anschaulicher Weise den Betrieb und die Resultate des Unterrichtes. Das Wichtigste in der ganzen Erziehung sieht Hoppe mit Recht in der religiösen Bildung und darin, daß die Zöglinge lernen, mit ihren Kräften sich nützlich zu machen, was auch ihnen selber Befriedigung gewährt.

Joseph Fröbes S. J.

Die große Weimarer Ausgabe von Goethes Werken.

Am 18. April 1885 starb in seiner Vaterstadt Weimar Walther v. Goethe, der Enkel und letzte Nachkomme des Dichterfürsten. In seinem Testament vom 24. September 1883 hatte er die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar zur Erbin des gesamten literarischen Nachlasses seines Großvaters eingesetzt. Unter dem Protektorat des Großherzogs und der tätigen Anteilnahme seiner Gemahlin wurde im Sommer 1885 die Goethe-Gesellschaft gegründet und der Plan zu einer abschließenden Neuausgabe von Goethes Werken auf grund des jetzt erst zugänglichen nachgelassenen Handschriftenmaterials entworfen. Die bekannten Literaturhistoriker und Goetheforscher G. v. Loeper, Wilhelm Scherer und Erich Schmidt stellten die Grundsätze auf, die für die Herausgeber und Mitarbeiter maßgebend sein sollten. Als weitere Redaktoren wurden bald darauf Hermann Grimm, Bernhard Seuffert und Bernhard Suphan gewonnen. Nicht weniger als fünf von diesen Gelehrten sind inzwischen schon gestorben; nur der Germanist Seuffert wirkt heute noch in seinem Fache als Universitätsprofessor in Graz. Auch die Mitarbeiterliste, die nach dem ersten Verzeichnis im Jahre 1887 nahezu 70 Namen zählte, erfuhr im Laufe der Zeit mannigfache Änderungen. Die Grundsätze dagegen, nach denen die Herausgabe von Goethes Werken erfolgte,

sind im großen und ganzen dieselben geblieben, wie sie in dem 1887 erschienenen ersten Bande von Bernhard Suphan ausgesprochen wurden:

„Es soll sich in dieser Ausgabe das Ganze von Goethes literarischem Wirken nebst allem, was uns als Kundgebung seines persönlichen Wesens hinterlassen ist, in der Reinheit und Vollständigkeit darstellen, die jetzt erst, seitdem sein Nachlaß der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich geworden, erreichbar ist. Man sieht also ab von allen rein amtlichen Aktenstücken, die in ihrer durch äußerliche Zwecke bedingten Form und Art sich von dem bezeichneten Umfang ausschließen; ebenso von den reichlich vorhandenen Auszügen und Übersichten, die zum Zwecke der „Annalen" angefertigt und für diese aufgebracht sind. Die Masse des Aufzunehmenden gliedert sich in vier Abteilungen: Werke (im engeren Sinne), naturwissenschaftliche Schriften, Tagebücher, Briefe.

„Bei allem, was Gestalt und Erscheinung der Ausgabe im großen wie im einzelnen betrifft, soll befolgt werden, was uns als Goethes selbstwillige Verfügung bekannt ist. In den Tagebüchern und Briefen, die in genauem Anschluß an die urkundlichen Vorlagen gegeben werden, soll Goethe dem Leser in seiner ganzen Eigenheit sich darstellen. Für den Druck der Werke hat er selbst die Norm gegeben in der Ausgabe letzter Hand. Sie ist sein Vermächtnis, er selbst hat sie so betrachtet als den Abschluß seiner Lebensarbeit.

„Ein objektives Bild der gesamten Überlieferung zu geben, ist der jedem Bande beigegebene kritische Anhang bestimmt. An der Spitze der „Lesarten" werden jedesmal die für Handschriften und Drucke gebrauchten Siglen, und was sonst an kritischen Zeichen, Abkürzungen usw. der Deutung bedarf, erklärt. Den Anforderungen einer gesunden Philologie soll volles Genüge getan werden, mit tunlichster Rücksicht auf den weiteren Kreis gebildeter Leser."

Schon im Jahre 1887 verließen mehrere Bände der neuen Ausgabe die Presse (Weimar, Böhlau). Nach Ablauf von einem Vierteljahrhundert war das Werk mit Ausnahme der Nachträge und Register der ersten Abteilung vollendet. Es umfaßte 52 Bände Werke im engeren Sinne, 13 Bände naturwissenschaftliche Schriften, 13 Bände Tagebücher und 50 Bände Briefe. Den Abschluß bildete die Herausgabe des erst 1910 wieder aufgefundenen „Urmeister", der die 1911 und 1912 erschienenen Bände LI und LII der ersten Abteilung ausfüllt.

Als LIII. Band gesellen sich nun zu dieser stattlichen Reihe nahezu 600 Seiten „Nachträge", die erst im Sommer 1915 herausgekommen sind, aber das Datum 1914 tragen. Wir finden hier Nachträge zu den Gedichten, zum West-östlichen Divan, zu den Dramen, den Jugendschriften und den Aufsätzen über Kunst und Literatur, auch Zeugnisse amtlicher Tätigkeit, soweit sie ein mehr persönliches Gepräge tragen, endlich fünf Testamente Goethes aus den Jahren 1797, 1800, 1831 (drei), die mit zum Bedeutendsten gehören, was dieser Band aufweist. Die Nachträge zu den poetischen Schöpfungen des Dichters sind im allgemeinen von geringerem Werte. Es sind teils schon bekannte, ja bereits in den „Lesarten" früherer Bände veröffentlichte Stücke, teils Erzeugnisse, die man vom Standpunkte des christlichen Sittengesetzes aufs schärfste ablehnen muß.

Das letzte Drittel des Bandes gibt ehrenvolles Zeugnis von der gewaltigen und gediegenen Arbeitsleistung des Herausgebers (Julius Wahle). Es umfaßt die Paragraphen: Nachträgliche Paralipomena zu den einzelnen Bänden der ersten Abteilung (im ganzen 162); aus Notizbüchern, Lesarten, Textverbesserungen und Nachträge zu den Lesarten einzelner Bände der ersten Abteilung; alphabetisches Verzeichnis der Gedichtanfänge dieses Bandes.

Wie schon die bloße Aufzählung dieser Schlußparagraphen andeutet, müssen die Schwierigkeiten, die von den Redaktoren und Mitarbeitern der monumentalen Ausgabe zu bewältigen waren, als ungewöhnlich groß bezeichnet werden, und es darf uns nicht wundern, daß auch die peinlichste Mühewaltung von über hundert anerkannten Gelehrten das Werk nicht von Fehlern und Mängeln freizuhalten vermochte. Die umfangreichen Listen von „Berichtigungen“ sind schließlich nur ebensoviele Beweise der allgemein menschlichen Beschränktheit unseres Wissens und Könnens. So enthält z. B. Band III der Briefe über 4, Band VII annähernd 7, Band XVIII reichlich 5, Band XXX nicht weniger als 25, Band L volle 50 Seiten solcher „Berichtigungen“, und wer wagte zu behaupten, daß damit jedes Versehen und jede Ungenauigkeit ihre Korrektur gefunden hätten? Die ungewöhnliche Bedeutung des Unternehmens im ganzen und das wertvolle Ergebnis langjähriger Anstrengungen werden aber durch derartige Mängel im einzelnen um so weniger beeinträchtigt, als es sich bei diesen „Berichtigungen“ vielfach nur um ergänzende Bemerkungen, Zusätze und tiefere Begründungen handelt. Gerade dieser außerordentlichen Genauigkeit und peinlichen Gewissenhaftigkeit, womit die Herausgeber ihre schwierige Aufgabe zu lösen versuchten, verdankt ebensosehr wie der bisher unerreichten Vollständigkeit die große Weimarer oder Sophien-Ausgabe ihre wissenschaftliche Unentbehrlichkeit. Da ihre Vollendung mit dem Eingehen des Goethe-Jahrbuches (1913) zeitlich ungefähr zusammentrifft, so hat in ihr die Goetheforschung im engeren Sinne praktisch ihren Abschluß gefunden. **Alois Stockmann** S. J.

Das Kriegergrab.

Am Allerseelentag dieses Jahres werden Tausende daheim hinauswandern zu frischen Gräbern. Viel junges blühendes Leben hat man dort im letzten Jahre zur ewigen Ruhe gebettet. Und auch am Yserkanal wie im Argonnenwald, von Riga bis Wolhynien wird mancher starke Krieger nassen Auges ein Kerzlein aufstecken auf dem Hügel, der die Reste eines treuen Kameraden deckt. Allerseelentag ist Gedenktag, ein stilles, ernstes, aber nicht hoffnungsloses Gedenken. Fürbittendes Gebet ist auch für den christlichen Soldaten die schönste Gabe, die wir ihm spenden. Aber das dankbare Herz will mehr tun; was es nur hat an Kunst und Schönheit, das will es häufen über den Gräbern seiner Helden.

Gerade trifft aus dem Feld ein Büchlein ein mit dreißig Bildern: „Der Priesterwald“, herausgegeben von der 1. Ersatzkompagnie des Pionierbataillons 21. Da ist ein Friedhof mit schlichten schwarzen und weißen Holzkreuzen; das ganze Gräberfeld überragt ein großes weißes Kreuzbild. Die Anlage ist sorglich umzäunt; den Eingang bildet ein großes, aus Baumstämmen gezimmertes Tor mit

der Inschrift: „Wer den Tod im heiligen Kampfe fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland.“ Jeder Grabhügel ist mit sorgender Liebe geschmückt. — Ein anderes Bild: ein einsames weißes Kreuz in einer Waldlichtung; eine Inschrift kündet Namen und Regiment des Gefallenen; dunkles Gebüsch gibt dem lichten Kreuz einen wirksamen Hintergrund.

Halten sich diese Gedenkzeichen mehr in schlichten Grenzen, so drängt es an andern Stellen unsere Feldgrauen zu höherer künstlerischer Betätigung. Hier ein kunstvoll gezeichnetes und geschnitztes Gitter, das den Hügel umgibt; dort eine reichere Anlage des Kreuzbildes oder Denksteines. Was einfache Landwehrmänner aus eigener Kraft zustande bringen, das zeigt geradezu imponierend das prächtige Kriegerdenkmal auf dem Tinkelberg bei Saarburg: über einer kreisförmigen Anböschung eine abgestumpfte Pyramide, aus kräftigen Quadern gefügt; darauf als Abschluß eine Steinkugel mit dem Eisernen Kreuz (vgl. „Die Plastik“ 1915, Heft 3, Tafel 16). Und wo die Erfindungskraft unserer Krieger nicht ausreichte, da sandten sie Bitten in die Heimat: „Schickt uns Entwürfe, wie man mit schlichtesten Mitteln Gedenkzeichen setzen kann, die doch nicht roh und plump sind, die von einem Hauch der Liebe zeugen, die für Gräber nach Schönheit wenigstens *sucht*. Bretter und Säge, Hammer und Nagel sind überall, auch wohl Pinsel zur Inschrift und simple Farbe, aber zumal im Winter, wo Laub und Blume fehlen, nicht mehr“ (Kunstwart, 1. Märzheft 1915, S. 187). „Wir antworteten wohl“, schreibt Avenarius: „‚Sind nicht zwei Aststämme als Kreuz, mit Helm und Fichtenkranz, in all ihrer Schlichtheit das Schönste, wie sie uns so ergreifend aus manchem Bild schon entgegensahen?‘“ Aber weil man den lieben Toten denn doch ein übriges tun wollte, so hat die Breslauer Kunstakademie unter Pölzigs Leitung auf Ersuchen des Dürerbundes eine Reihe Entwürfe zusammengestellt, für die das Programm maßgebend war: an Material und Technik das Schlichteste, an Stimmung das Ernsteste und in der Landschaft ein Wechsel. Die Breslauer Künstler sind dem Programm gerecht geworden. Wer die 15 Entwürfe auf sich wirken läßt, dem werden ihre einfachen, ruhigen Formen vieles sagen [1].

Reicher wird sich das Kriegergrab naturgemäß in der Heimat gestalten. Hier taucht gleich die Frage nach den Ehrenbegräbnissen unserer Krieger auf. Allüberall in deutschen Landen sind solche Ehrenbegräbnisse schon entstanden, und glücklicherweise haben berufene Künstler bei ihrer Anlage ein entscheidendes Wort mitgesprochen. Hans Gräffel, der verdienstvolle Schöpfer der neuen Münchener Friedhöfe, hat diese Bestrebungen schon vor Jahresfrist in der Zeitschrift „Bayrischer Heimatschutz“ (1914, Heft 11—12, S. 116—122) mit Liebe und Sachkenntnis zusammengefaßt. Die leitenden Gesichtspunkte seiner Ausführungen seien hier wiedergegeben.

„Auf schlichtem Wiesenplan innerhalb der geweihten Stätte des Friedhofes bette man die teuren Toten, da wo es recht ruhig und stille ist, in einfachen,

---

[1] Die Entwürfe sind auch als Dürerbund-Flugblatt Nr 131 bei G. D. W. Callwey in München erschienen. Preis 75 *Pf.*

nicht völlig schnurgeraden Reihen nebeneinander. Wie die Tapferen im Kampfe vorwärts drängten, so sollen sie auch im Tode ruhen, und eine große Linde möge mit ihren Zweigen die Gräber überschatten. Eine Buschpflanzung oder ein weiß angestrichener niedriger Holzzaun umschließe weiterhin das Ehrenbegräbnis. Kommt eine größere Zahl von Gräbern in Betracht, so bilde man innerhalb der Gesamtbegräbnisstätte durch Busch- oder Baumpflanzungen voneinander getrennte Gruppen von etwa 20—30 Gräbern. ... Meist ist es ein Kreuz, welches dem Soldaten zum Gedächtnis errichtet wird. Stets sei die Höhe dieser Kreuze bescheiden, ihre Form schlicht und der Gesamteindruck ein militärischer. Innerhalb einer und derselben Gräbergruppe darf daher die Form der Gedächtniskreuze nicht wechseln." Mit Recht wendet sich Gräffel gegen die ausschließliche Verwendung des Eisernen Kreuzes. „Es ist in hohem Grade bedauerlich, daß die Form dieses schönsten, ernsten Ehrenzeichens, im Felde vor dem Feind errungen, zu allen möglichen Dingen: Vorstecknadeln, Trauerfloren, Damenblusen usw. verwendet wird." Wichtig ist auch die Art der Bemalung. „Im Münchener Waldfriedhofe sind die Kreuze weiß mit blauer Füllung oder rot mit schwarzweißer Einfassung, Rückseite grau; in einer andern Abteilung feldgrau mit roter, grüner, schwarzer Umrandung; in einer andern blau mit rotem Herzschild usw. Ein kleines Blechdächlein über der Inschrifttafel wie überhaupt über dem ganzen Gedächtniskreuz oder der Gedächtnistafel bewahrt vor Zerstörung durch Witterungseinflüsse und sieht dabei gut aus. ... Über jedes Gräberfeld breite sich eine einheitliche grüne Rasendecke ohne Unterbrechung durch Zwischenwege. Die Grabhügel müssen eine gewellte, keine kastenförmige, abgeböschte Form erhalten. Ein schlichter Mooskranz auf dem Hügel am Fuße des Kreuzes ist der beste Schmuck."

Gräffel schließt mit der beherzigenswerten Mahnung: „Nicht etwa in der Kostbarkeit erblicke man den Wert des Denkmals und der Gedenktafeln, sondern in der Liebe und Sorgfalt, mit der alles bis in die kleinsten Einzelheiten erdacht und mit den besten und dauerhaftesten Materialien von künstlerisch bewährter Hand durchgeführt ist."

Während der Münchener Baumeister sein Augenmerk hauptsächlich auf die gemeinschaftlichen Kriegerfriedhöfe richtet, ging das Streben zahlreicher Künstler und Kunstverständigen dahin, auch dem einzelnen Kriegergrab eine würdige Form und Ausstattung zu geben. Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst in München, der Verein für kirchliche Kunst im Königreich Sachsen, die Ars Sacra in Köln schrieben Wettbewerbe für Kriegergrabmale aus; das k. k. Gewerbeförderungsamt in Wien gab mit Unterstützung des Ministeriums für öffentliche Arbeiten einen 336 Seiten starken Band heraus „Soldatengräber und Kriegerdenkmale". In München bildete sich im Juni dieses Jahres eine „Gesellschaft für Freunde der Plastik", die auf breiter Grundlage allem Schund und aller Geschmacklosigkeit in Denkmalsfragen entgegenwirken will (vgl. „Die Plastik" 1915, Heft 6). Der von Alexander Heilmeyer unterzeichnete Aufruf trug schon gleich in der ersten Nummer mehr denn 100 Namen der angesehensten Kunstschriftsteller, Schriftleiter und Künstler des gesamten Deutschlands.

Mit bewundernswerter Einmütigkeit erheben alle, die das Wort ergreifen, in erster Linie die Forderung: das Kriegergrabmal sei einfach und schlicht! „Was wir unbedingt zu meiden haben", sagt Stephan Steinlein („Die Plastik" 1915, Heft 1), „ist jede unwürdige Hast und schimpfliche Eile und noch mehr jene niedrige banausische Auffassung, als ob allein nur durch die Wucht der Massen, das Protzig-Pompöse der Dimensionen und vor allem die Sicht- und Greifbarkeit der aufgewendeten Barmittel jemals Würdiges auszudrücken wäre." Ebenso betont David Koch im Christlichen Kunstblatt (1915, S. 258): „Einfachheit ist das erste Gesetz." Keine phantastisch zugeschnittenen Bretterstücke in den unmöglichsten Linien und Formen! „Die einfache Größe des Kreuzes, der zwei Balken in der denkbar einfachsten Form der Zusammensetzung muß das Grundmotiv bleiben."

Ein Zweites, das in den zahlreichen Kundgebungen und Vorschlägen wohltuend berührt, ist das kräftige Unterstreichen des christlichen Gedankens beim Kriegergrab. „Unsere Krieger tragen im Leben das Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes. Also soll auch im Tode für jeden christlichen Soldaten das Kreuz auf seinem Grabe als Sinnbild seines Lebens, Leidens, Sterbens und Auferstehens aufleuchten. Damit ist nicht gesagt, daß jeder Grabstein als Ganzes die Form des Kreuzes auf irgend einer Basis haben müsse ... vielmehr ist nur gemeint, daß an keinem Kriegergrabmal in irgend welcher Form das Kreuz fehlen darf" („Die Plastik" 1915, Heft 5). Wie ergreifend und originell sich Grabstein und Kreuz miteinander verbinden lassen, das haben die Wettbewerbe des vergangenen Jahres an vielen Beispielen gezeigt. Wir verweisen hier auf die ständige Grabmalausstellung Münchener Künstler beim Nördlichen Friedhof, wo bei manchen Anlagen die Kreuzform sozusagen aus dem Stein herauswächst und dadurch etwas ungemein Standfestes und Wuchtiges bekommt.

Aber auch da, wo das Kreuz nicht die Grundform des Grabmals bildet, läßt sich der christliche und für Katholiken der katholische Charakter in mannigfacher Weise hervorheben. Christliche Symbole, bildliche Darstellungen, ergreifende Inschriften: alle sollen dem Besucher sagen, daß hier ein christlicher Soldat der Auferstehung harrt. Christliche Symbolik! Sie ist leider bei uns zu sehr in Vergessenheit geraten. Nur hin und wieder trifft man auf dem Grabstein neben dem Kreuzzeichen vielleicht ein Lamm mit Fahne oder das Christusmonogramm. Verschwunden scheint der Reichtum an treffenden heiligen Sinnbildern, den unsere Altvordern und namentlich die erste Christenheit ihr eigen nannte. Statt dessen finden sich in fast erschreckender Häufigkeit trauernde Genien, Totenurnen, umgewendete Fackeln u. ä. Sollte man nicht D. Koch beistimmen, wenn er schreibt: „Nach diesem Weltkriege würde ich das alte Symbol der umgekehrten Fackel ablehnen. Es ist ein Hohn auf unsere Helden, deren Ruhm nicht erlöschen, sondern weiterleben und leuchten soll in die dunkle Zukunft hinaus"? Passende Sinnbilder für Kriegergräber dürften sein: die Palme, die Siegeskrone, das Schwert mit dem Kreuzesgriff, das Kreuz von vaterländischen Fahnen umrahmt. Auch die alten heiligen Patrone des christlichen Soldaten, St Michael, St Mauritius,

St Georg, St Barbara sollen nicht vergessen sein. Es wäre eine dankbare Aufgabe für unsere christlichen Künstler, solchen und ähnlichen Sinnbildern wieder einen Ehrenplatz in der Grabmalkunst zu verschaffen. Gute Dienste hierbei leisten die Zusammenstellungen von A. Schmid, Christliche Symbole aus alter und neuer Zeit, 2. Aufl. Freiburg 1909, und Rudolf Sagmeister, Christliche Symbole, Wien 1914.

Vielleicht noch ergreifender als bloße Symbole sind gut gewählte **bildliche Darstellungen**. Nur greife man nicht zu den abgebrauchten klassizistischen Allgemeintypen, sondern wage es, unsere Feldgrauen so zu geben, wie sie waren und sind. Überaus eindrucksvoll war ein Entwurf, der anläßlich des Wettbewerbs der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst ausgestellt war: die Patrona Bavariae mit dem Jesuskind empfängt huldvoll mehrere feldgraue Krieger, die vor ihrem Throne niederknien, und reicht ihnen den Siegeskranz. Und warum sollte nicht beispielsweise eine Kriegerkommunion oder eine Feldmesse draußen hinter der Front oder eine Maiandacht im Schützengraben ein würdiger Gegenstand für den Bildschmuck des Kriegergrabes sein?

Endlich die **Grabschrift**! Wenn schon für jedes Grab die Forderung gilt: kurz und schlicht, aber tief und treffend, dann in erhöhtem Maße beim Kriegergrab. Fort mit „Ruhe sanft“ — „Die Erde sei dir leicht“ — „Viel zu früh“ — und wie die Redensarten alle lauten; statt dessen die schöne Mahnung: „Betet für ihn“ oder ein kerniger, auf den christlichen Krieger passender Spruch der Heiligen Schrift: „Ich habe den guten Kampf gekämpft“ (2 Tim 4, 7); „Bis auf den Tod haben sie gestritten für die Gerechtigkeit“ (Sir 4, 33); „Eine größere Liebe hat niemand, als daß einer sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Jo 15, 13); „Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben“ (Offb 2, 10).

Nur einige wenige Beispiele sind hier vorgelegt. Möchte uns bald eine berufene Feder eine reichhaltige Sammlung schenken! Und möge jeder Deutsche, der bei der Gestaltung des Kriegergrabes ein Wort mitzusprechen hat, sei es als Künstler oder als Besteller oder als Berater, den toten Helden auch dadurch seinen Dank abstatten, daß er mithilft zu einer wahrhaft würdigen, kunstreichen und christlichen Gestaltung ihrer Grabstätten!

Wilhelm Leblanc S. J.



Begründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Neubau des Völkerrechts.

Alle kriegführenden Mächte sind soweit einig, daß sie laut erklären, Ziel und Zweck ihres Ringens und Mordens sei der Friede. Aber es soll ein wahrer, ein dauernder, ein ehrlicher und ehrenvoller Frieden sein; auch hierin stimmen alle Kämpfer überein. Ein bloßer Waffenstillstand, ein Friede auf kurze Zeit, eine Ruhepause so lang, bis die erschöpften Völker Gelegenheit zu neuen Rüstungen fänden, um dann mit neuer Wut übereinander herzufallen, wäre der Gipfel des Unglücks und des Unverstandes.

Ein dauernder, ehrlicher, menschenwürdiger Friede wird aber nie zustande kommen durch bloße Gewalt, durch das Recht des Stärkeren, durch Knebelung oder Vernichtung des Gegners.

Gewiß sollen wir wünschen und uns bemühen, daß unsere Sache den Sieg davontrage. Denn ein Friede der bloßen Erschöpfung, ohne Sieger und ohne Besiegte, wäre nichts als ein Zustand des hinfälligsten Gleichgewichts, die Stille vor dem Sturm, die Ruhe der lauernden Bestien in der Arena, das Gegenteil des wirklichen Friedens. Allein auch der Sieger, wer immer er sei, kann und darf nur einen ehrlichen, für beide Teile menschenwürdigen Frieden erkämpfen wollen. Den Gegner zu zertrümmern und zu zertreten trachten und seine Vernichtung als Ziel des Völkerringens ausrufen, wie noch unlängst in einer feindlichen Volksvertretung geschehen, ist entweder tierische Roheit oder ein Zeichen ohnmächtiger Schwäche.

Ein ehrenvoller Friede kann also nur ein gerechter Frieden sein, der nicht ganze Völker für etwaige Fehler einzelner Führer grausam büßen läßt, sondern allen Beteiligten einen Platz an der Sonne, die Möglichkeit des Fortbestehens in ruhiger Arbeit unter Wahrung geordneter und würdiger Verhältnisse gönnt und die Anlässe gewaltsamer Zusammenstöße nach Tunlichkeit beseitigt. Die Aufgabe ist schwer, erschreckend schwer und wird lange saure Mühe von allen dabei Beteiligten fordern. Aber einmal muß es doch dahin kommen, und je länger der Krieg dauert, um so klarer wird die Überzeugung einleuchten und um so entschlossener wird der Wille sich auf allen Seiten durchsetzen. Möge Gottes Gnade die Männer er-

leuchten und leiten, welche hier die ersten Schritte zu tun und das entscheidende Wort zu sprechen haben. Ganz untätig aber darf niemand bleiben, denn viel ist schon gewonnen, wenn auch die, welche bescheiden im Hintergrund stehen, sich gelegentlich bemühen, einen Baustein zum ersehnten Friedenstempel beizutragen oder einen sperrigen Block aus dem Wege zu räumen. Es handelt sich ja, wie gewichtige Stimmen sagen, um nichts Geringeres als um einen Neubau des Völkerrechts. Da ist es wohl angezeigt, einmal zu fragen: Was ist das Völkerrecht?

Die Frage ist schon darum nicht ganz leicht zu beantworten, weil man mit dem Wort Völkerrecht (ius gentium) nicht immer genau den gleichen Sinn verband und verbindet.

Heute denken die meisten bei dem Wort Völkerrecht nur an die Abmachungen, Verträge, Stipulationen, Konventionen oder wie man es sonst nennen will, durch die zwei oder mehrere der zivilisierten Staaten ihre Händel schlichten, ihren gegenseitigen Verkehr ordnen und sich „ewige Freundschaft" versprechen. In diesem Sinne sagt eine kürzlich herausgegebene kleine Schrift über den Gegenstand:

„Unter Völkerrecht versteht man den Inbegriff der positiven Rechtsregeln, durch welche Rechte und Pflichten der zur Völkerrechtsgemeinschaft gehörenden Staaten untereinander und zwar in Bezug auf die Ausübung der staatlichen Hoheitsrechte bestimmt werden." [1]

Das ist tatsächlich der Begriff, der in unsern Tagen auch von den Rechtsgelehrten, Politikern und Diplomaten mit dem Wort verbunden wird. Den Inhalt dieses Völkerrechts bilden in der Hauptsache die zahlreichen Friedensschlüsse und Staatsverträge, die etwa seit dem Westfälischen Frieden und besonders seit dem Wiener Kongreß von 1815 vereinbart worden sind. Allgemein bekannt und oft genannt ist der Pariser Frieden nach dem Krimkrieg 1856, die Genfer Konvention 1864 über das Rote Kreuz, der Londoner Vertrag von 1867, der Kongreß von Berlin 1878, endlich die beiden Friedenskonferenzen im Haag 1899 und 1907. Während bei den früheren Abmachungen zumeist kriegerische Verwicklungen beendet und die Karte von Europa mehr oder weniger verändert wurde, handelte es

---

[1] Völkerrecht und Landkrieg. Gemeinverständliche Darstellung für das Volk von Dr Hans Stölzle. 12° (208) Kempten und München 1915, Kösel. *M* 2.— Das Büchlein enthält eine Übersicht über die Bestimmungen des Kriegsrechts zu Lande mit reichen Beiträgen und Hinweisen zur Beurteilung der Vorgänge im gegenwärtigen Kriege und ist für diesen Zweck ganz brauchbar.

sich auf der Genfer und den beiden Haager Tagungen darum, solche Zusammenstöße für die Zukunft zu vermeiden oder ihnen doch wenigstens einen Teil ihrer Bösartigkeit zu entziehen. Daß der Versuch nicht sofort gelungen ist, darf nicht als Beweis für die Zwecklosigkeit des Unterfangens ausgelegt werden. Ganz sicher werden derartige Verträge sich in Zukunft wiederholen, und auch der schreckliche Völkerkrieg unserer Tage wird, so Gott will, bald durch einen oder mehrere ähnliche Traktate zur Ruhe kommen.

Aber für einen dauernden Frieden ist dann mit dem ersten Schritt noch nicht allzuviel gewonnen, und aus guten Gründen ist gerade in der Gegenwart der Respekt vor derlei völkerrechtlichen „Hauptschlüssen" nicht groß. Wie lange hat denn der Wiener Kongreß, der doch immerhin einer der erfolgreichsten war, in seinen Beschlüssen gedauert? Belgien kann es uns sagen. Dieses Land war mit den holländischen Provinzen vom Kongreß zum Königreich der Niederlande verschmolzen worden. Aber schon nach fünfzehn Jahren hatten die Belgier diesen Zustand satt, kündigten ihrem König den Gehorsam auf und machten sich mit Hilfe guter Nachbarn unabhängig. Ähnlich ging es in vielen Fällen mit diesen und andern Verträgen. Sobald ein Teil sich durch eine Bestimmung beengt fühlte und sich genügende Stärke zutraute, ließ er die politische Welt wissen, daß er sich nicht mehr an das Abgemachte zu halten gedenke, und vielfach war die Sache damit erledigt. Verträge und Abmachungen, die unter bestimmten Lagen mehr oder weniger freiwillig auf unbestimmte Zeit geschlossen wurden, sind aus triftigen Gründen kündbar, wenn sie nicht gar unter neuen Verhältnissen von selbst hinfällig werden. Auch wenn die Verpflichtung unter eidlicher Bekräftigung übernommen wurde, so geht zwar die Pflicht der Treue, aber nicht die religiöse Eidespflicht auf den Erben und Nachfolger über, wie die Theologen mit dem hl. Thomas lehren.

Das Völkerrecht in dem eben erklärten Sinne bedarf also einer Stütze und Ergänzung, wenn es mehr als ein armseliges Blendwerk und ein Notbehelf sein soll, ersonnen, um über einen Augenblick der Ratlosigkeit hinwegzukommen. Es bedarf, um es kurz zu sagen, einer Sanktion, eines Zwanges, einer höheren Macht, die seine Befolgung überwacht, verbürgt und sicherstellt. Auf den ersten Blick scheint das eine unmögliche Forderung zu sein. Darin besteht ja gerade der Unterschied zwischen dem innerstaatlichen Recht, sowohl dem bürgerlichen als dem öffentlichen, und dem zwischenstaatlichen oder Völkerrecht, daß das Recht innerhalb des einzelnen

Staates eine Zwangsgewalt, Strafgesetz, Gericht und Polizei, hinter sich hat, welche die Rechtsverletzung verhindert oder bestraft, während es für das Völkerrecht eine derartige Schutzmacht bis heute nicht gibt und vielleicht noch lange nicht geben wird. Daher behaupten manche Gelehrten, ein Völkerrecht im eigentlichen Sinne sei überhaupt undenkbar, wenigstens sei der Ausdruck sehr mißverständlich, weil solchen Abmachungen die rechtliche Sanktion, die Erzwingbarkeit fehle. Denn der selbständige (souveräne) Staat könne keine höhere Macht über sich anerkennen. Dieser Beweisgang ist aber nicht ganz richtig.

Wahr ist allerdings, daß jedes Recht im eigentlichen Sinne eine gewisse Zwangsbefugnis zur Voraussetzung hat. Darin besteht ja der Unterschied zwischen den Pflichten der Gerechtigkeit und den andern Pflichten und Tugenden, daß man gegen einen Verletzer der Gerechtigkeit sein Recht vor der zuständigen Obrigkeit geltend machen oder im Notfall auch durch Selbsthilfe durchsetzen kann, während z. B. Erweise der Liebe, der Höflichkeit oder der Dankbarkeit sich nicht erzwingen lassen, weder durch die Polizei noch durch Anwendung des Faustrechts. Man unterscheidet darum in dem großen Gebiet der sittlichen Pflichten einen engeren Kreis von solchen, welche sich auf das Mein und Dein, auf die Güter des Lebens, der Gesundheit, der persönlichen Ehre und Arbeit und des Erwerbs beziehen. Wer diese Güter in unbefugter Weise antastet, versündigt sich nicht nur gegen die sittliche Ordnung, sondern begeht auch einen Rechtsbruch, ist zum Ersatz des Schadens verpflichtet und kann mit Gewalt und Zwang dazu angehalten werden. So bestimmen es die Gesetze in allen geordneten Staatswesen. Eine der ersten und wichtigsten Aufgaben der rechtmäßigen Staatsgewalt ist ja der Schutz und die Aufrechthaltung der Rechtsordnung; zu diesem Zwecke trägt sie das Schwert, um der Rechtsordnung Nachdruck zu verschaffen und Verstöße zu bestrafen.

Ist aber darum der Staat die letzte und eigentliche Quelle des Rechts? Sind die positiven Gesetze der einzelnen Staaten der notwendige Grund, auf dem alle Rechtsordnung ruht und ohne den ein Recht im strengen Sinne nicht denkbar ist? — Bis vor kurzem war dies in der gelehrten und zumal in der juristischen Welt eine weit verbreitete Ansicht. Die Behauptung, daß neben und über dem positiven Recht auch noch ein sog. Naturrecht existiere und anerkannt werden müsse, wurde als katholische oder „ultramontane“, jedenfalls aber ganz veraltete und unbrauchbare Sondermeinung belächelt und bekämpft. In dieser Bekämpfung fanden

sich die verschiedensten Weltanschauungen, liberale und konservative, orthodoxe und freiprotestantische, einhellig zusammen. Bei den in Deutschland während der letzten Jahrzehnte periodisch wiederkehrenden Hetzen gegen die Jesuiten war es ein Haupttrumpf, daß die „Jesuitenmoral" den Diebstahl, den Meineid, den Mord usw. verteidige, weil viele Lehrer des Ordens mit Berufung auf das Naturrecht behaupteten, in der äußersten Not dürfe man fremdes Eigentum ohne Zustimmung des Besitzers wegnehmen, dürfe ein Arbeiter, dem sein Lohn vorenthalten und andere Rechtswege versperrt werden, sich heimlich bezahlt machen, dürfe ein Angeklagter oder ein Zeuge, der gegen Ordnung und Zweck des Gerichtsverfahrens über Geheimnisse, die nicht vor den Richter gehören, gefragt wird, mit der Wahrheit zurückhalten, dürfe jeder Mensch sein Leben gegen einen gewalttätigen Angriff verteidigen, selbst wenn der ungerechte Angreifer ein Fürst, Bischof oder Papst wäre.

Ein kleines, aber vielsagendes Beispiel, wie weit die Verachtung des Naturrechts auch bei uns ging, bot vor einigen Jahren der Deutsche Reichstag. Da hatten katholische Abgeordnete für die preußischen Polen um Schutz ihrer Muttersprache gebeten und sich dafür auch auf das Naturrecht berufen, das jedem Volke den Gebrauch der eigenen Sprache im täglichen Leben, besonders in Schule und Kirche, gewahrt wissen wolle. Auf diese Vorhaltung entgegnete der Wortführer der Nationalliberalen, ein gelehrter Jurist, wörtlich: „Im Hinblick auf die Autonomie des Nationalstaates lehnen wir jede Berufung auf das Naturrecht der Muttersprache ab. Über den Gedankenkreis der Scholastik sind wir längst hinaus"[1]. Der Bericht verzeichnet bei diesen Worten „lebhaften Beifall" bei den Nationalliberalen und den andern Blockparteien von damals. Heute werden manche von den Beifallsspendern anders über derartige Vergewaltigungen des Naturrechts denken, denn alle Schuld rächt sich auf Erden, manchmal sogar schon bald. Um so bedauerlicher ist es, daß auch die nichtkatholische Theologie durch die Mehrzahl ihrer Vertreter in die herrschende Mißkennung des Naturrechts einstimmte und die Verwirrung der Begriffe vermehren half.

So wahr es nach dem oben Gesagten auch ist, daß Recht eine erzwingbare Befugnis bedeutet, so ist doch ein großer Unterschied zwischen Recht und Zwang, Gewalt oder Macht. Recht und Macht im äußerlichen, physischen Sinne sind nicht gleichbedeutende Worte, noch weniger geht Macht

---

[1] Dr Junck in der Reichstagssitzung vom 8. April 1908.

vor Recht. Das Recht ist vielmehr ein Element der sittlichen Ordnung. Sittlichkeit und Sittengesetz finden sich nur da und überall da, wo Vernunft und Freiheit herrschen. Die Anlage zur Sittlichkeit ist demnach mit der menschlichen Natur gegeben. Daraus folgt: Es gibt wirklich ein natürliches, ewiges, unveränderliches Sittengesetz, das in der menschlichen Vernunft oder mit andern Worten im Gewissen niedergelegt ist und jedem, der den vollen, unbehinderten Gebrauch der Verstandeskräfte besitzt, über gewisse oberste Grundsätze der Pflicht und des der Pflicht entsprechenden Rechts Auskunft erteilt. Diese Überzeugung bildete den Kern der ältesten Religionen bei allen Kulturvölkern und ist auch in den Sitten und Überlieferungen der Naturvölker nachweisbar.

Die älteren klassischen Dichter wie Homer und Sophokles geben Zeugnis von dem Walten des von jeder menschlichen Satzung unabhängigen, alle Sterblichen bindenden Naturgesetzes. Ebenso haben die griechischen und römischen Philosophen und Rechtsgelehrten die alte Volksüberzeugung begrifflich klar gefaßt und in ein regelrechtes Lehrgebäude geformt. Schon fünfhundert Jahre vor Christus hat Heraklit es ausgesprochen: „Alle menschlichen Gesetze zehren von dem einen göttlichen Gesetz." Bekannt ist der oberste Grundsatz des ungefähr gleichaltrigen Pythagoras: Sequere Deum — „Gehorche Gott". Der Wille Gottes, der im Gewissen spricht, soll nach ihm Beweggrund und Richtschnur des sittlichen Handelns sein. Sokrates sprach gern von den ungeschriebenen Gesetzen, die von den Göttern in die Menschenbrust gelegt seien. Plato und Aristoteles folgten ihm in dieser Lehre, der eine in dichterischer Überschwenglichkeit, indem er die Naturgesetze gleich den „Ideen" im allgemeinen zu göttlichen Wesen gestaltete, anstatt ihr Dasein in das göttliche Erkennen und Wollen zu verlegen; der andere ging mit streng verstandesmäßiger Nüchternheit zu Werke und stellte zwei Arten von Gesetzen auf, solche, die der ewigen Vernunft entstammen und über menschliches Belieben erhaben sind, und andere, die durch veränderliche Gewohnheit und Sitte oder durch staatliche Gesetzgebung entstehen. Die erstgenannte Gattung, das Naturgesetz, ist nach Aristoteles in letzter Quelle eine Ordnung Gottes selbst. Darum muß das geschriebene menschliche Gesetz dem Naturgesetz weichen. Daß die Lehren der Stoiker, die in der Folge bei den Römern der Republik und des Kaiserreichs besondern Anklang fanden, mit obigen Anschauungen übereinstimmten, ist anerkannt und nicht bestritten. Im alten Rom war es der Redner, Philosoph und Staatsmann Tullius Cicero, der im

Jahrhundert vor Christi Geburt die bisher entwickelten Lehren vom Naturrecht aufnahm, weiter bearbeitete und zu allgemeiner Anerkennung brachte. Von seinen zahlreichen, zum Teil von hohem Schwung getragenen Aussprüchen über den Gegenstand sei hier nur der kurze, klare Satz erwähnt, mit dem er die Natur des Gesetzes bestimmt: „Das Gesetz", sagt er, „ist nichts anderes als die rechte, von der Gottheit herstammende Vernunft." [1]

Es ist etwas Großartiges um die Art, wie dieser Meister des Gedankens und der Sprache in immer neuen Wendungen darauf besteht, daß alles gesetzgeberische Walten seinen Ausgang nehmen müsse von dem ewigen, der Natur eingesenkten, himmlischen und göttlichen Gesetz, das allen gesunden Menschen unverlierbar innewohne und ihnen den rechten Weg zeige, obwohl es den Gottlosen keinen Zwang antue, sondern sie nur durch Gewissensbisse strafe und mahne. Die Pflichten, die das Naturgesetz auferlegt, und die Rechte, die es verleiht, gelten also nach Cicero für alle Menschen und allen Menschen gegenüber, auch gegen Fremde und Feinde. Damit ist schon ein Völkerrecht unabhängig vom Rechte der römischen Bürger, von dessen Genuß die Fremden ausgeschlossen waren, angebahnt und grundgelegt. Es ist darum kein Zufall, daß uns gerade bei Cicero zuerst der Gebrauch des Wortes Völkerrecht (ius gentium) begegnet. Das Wort hat allerdings bei ihm nicht ganz die gleiche Bedeutung wie der Ausdruck Völkerrecht (droit des gens) in unserer Zeit. Gleichwohl führt der Begriff Völkerrecht seinen Stammbaum unzweifelhaft auf Cicero zurück.

Von seinen griechischen Lehrmeistern übernahm Cicero zunächst die Einteilung der Gesetze in die zwei großen Hauptgruppen Naturgesetz und geschriebenes Gesetz oder Staatsgesetz. Das letztere war für ihn einzig das Gesetz des römischen Staates oder das römische Recht. Dieses positive Recht aber galt nur für die römischen Vollbürger. Die fremden Nationen,

---

[1] Est enim lex nihil aliud nisi recta et a numine deorum tracta ratio (Cicero, De legibus II, 4, 10). Nähere Ausführungen und Nachweise über die hier kurz gegebene Lehre der klassischen Zeit und der römischen Juristen findet man in dem vierbändigen, sehr gründlichen, leider nur in zu schwerfälligem Gelehrtendeutsch geschriebenen Werke von Moritz Voigt: Das Ius naturale, aequum et bonum und ius gentium der Römer (Leipzig 1856 ff). Wichtig ist besonders der erste Band. Außerdem wären zu Rate zu ziehen: Th. Meyer, Institutiones iuris naturalis[2], Friburgi 1906; derselbe, Grundsätze der Sittlichkeit u. des Rechts, Freiburg i. Br. 1868; V. Cathrein, Moralphilosophie[5], ebd. 1911; derselbe, Recht, Naturrecht und positives Recht[2], ebd. 1909.

auch die unterworfenen und dem römischen Reich einverleibten Völker und Provinzen, waren davon ausgeschlossen. Da aber auch deren frühere Staatseinrichtungen und Gesetze vom römischen Staat als erloschen und aufgehoben betrachtet wurden, so wäre für den Verkehr zwischen Römern und Nichtrömern nur das Naturgesetz als verpflichtende Leitschnur übrig geblieben. Das Urteil darüber, was vom Naturgesetz verlangt oder gestattet wird, ist nun in vielen Fällen nicht so einfach. Das erkannten auch diese Philosophen, und darum war es ihr Grundsatz, die große Menge der Menschheit habe sich in solchen Fragen von Recht und Sittlichkeit nach dem Urteil der Weisen zu richten. Was durch deren vereinte Bemühungen erforscht, erprobt und in die Sitten oder Anschauungen der einigermaßen gebildeten Völker aufgenommen sei, habe so lange für Gesetz und Recht zu gelten, als seine Vernunftwidrigkeit nicht klar nachgewiesen sei.

Wenn nun Cicero im Lichte dieser Theorie das praktische Rechtsleben, wie es sich zu seiner Zeit entwickelt hatte, aufmerksam überschaute, so konnte er leicht feststellen, daß zwischen den beiden Gattungen: Naturrecht und römischem Recht, sich noch ein ansehnliches Zwischenglied fand, nämlich Satzungen, die keineswegs als unbedingte Forderungen der Vernunft, also des Naturrechts, ohne weiteres erkennbar waren und doch nicht bloß auf die römischen Bürger Anwendung fanden, sondern bei den meisten bekannten Völkern in Geltung standen. Den Inbegriff dieser Rechtsnormen nannte er Völkerrecht. Nach ihnen hatten sich die fremden Völker im Verkehr untereinander und auch die Römer den andern gegenüber ebenso zu richten wie nach dem Naturrecht. Das Völkerrecht war also eng verwandt mit dem Naturrecht und doch so merklich davon verschieden, daß es eine besondere Art oder Unterabteilung des Rechtsbegriffes darstellte.

Naturrecht ist nach dieser Anschauung das göttliche Sittengesetz in seinen einfachsten Vorschriften über den Verkehr der Menschen untereinander, Vorschriften, die sich aus den Ideen von gut und bös, Recht und Unrecht und aus der Natur des Menschen als eines vernünftigen, für geselliges Leben veranlagten Wesens ohne viel Nachdenken ergeben und darum Gemeingut jedes unverdorbenen Gewissens sind.

Das Völkerrecht umfaßt außer diesen naturrechtlichen Bestimmungen erster Ordnung noch etliches mehr, nämlich Einrichtungen und Gesetze, deren Notwendigkeit nicht sofort aus dem Wesen des Menschen logisch erschlossen werden kann, die aber doch unter Berücksichtigung der Verhältnisse, unter denen die Menschheit nun einmal lebt, nicht zu entbehren sind.

Diese Verhältnisse sind eben weit entfernt von dem Idealzustand, den sich die Philosophie als den natürlichsten und angemessensten zurechtlegen würde, und wir müssen und wollen Antwort haben auf die Frage, was unter solchen weniger vollkommenen, geschichtlich gewordenen Verhältnissen Recht oder Unrecht ist.

So kann man z. B. nicht leugnen, daß eine möglichst weitgehende Gütergemeinschaft ein ganz vernünftiger und idealer Zustand wäre, wenn man nur die Natur der menschlichen Gesellschaft, wie sie sein sollte, und den Zweck der Güter betrachtet. Sobald man aber die Menschen nimmt, wie sie sind und im Lauf der Geschichte immer gewesen sind, so muß man sagen: Gütergemeinschaft ist ein Ding der Unmöglichkeit, und jeder Versuch, sie einzuführen, würde nur Verwirrung und Verderben bringen. Also ist praktisch das Privateigentum die einzig vernünftige und berechtigte Regelung der Besitzverhältnisse. So ist der Satz vieler älterer Philosophen und Theologen zu verstehen: Nach dem Naturrecht seien alle Dinge Gemeingut, das Völkerrecht (ius gentium) habe den Privatbesitz eingeführt.

Im gleichen Sinne kann man auch sagen, jeder Krieg sei gegen die Ordnung der Vernunft und gewissermaßen gegen das Naturrecht. Denn wenn die Menschen einzeln sowohl wie in den großen staatlichen Verbänden sich nur von der Vernunft und den Pflichten des Rechts und der Ehrlichkeit leiten ließen, wäre der Ausbruch solcher Greuel moralisch unmöglich, weil es, wie Papst Benedikt XV. mit vollem Rechte betont, immer Mittel und Wege gibt, um Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten in Güte zu schlichten, guten Willen auf allen Seiten vorausgesetzt. An dem guten Willen aber fehlt es zu oft. Bei dem Mißtrauen, der Selbstsucht und Unehrlichkeit, womit die politischen Beziehungen der Staaten erblich belastet sind und woran auch der einzelne Staatsmann oft wenig ändern kann, muß dieser sich pflichtgemäß auch mit dem Gedanken vertraut machen, in der Wahrung seines Rechts einmal zur Notwehr gezwungen zu sein.

So ist also der Krieg, diese ultima ratio der Könige, eine Folge der Sünde und widerspricht, wie die Sünde selbst, der Forderung der Vernunft; aber damit ist nicht gesagt, daß jeder, der Krieg führt oder sich am Kriege beteiligt, eine Sünde begeht. Der Unterschied zwischen dem gerechten und dem ungerechten Krieg bleibt bestehen. Bei dem jetzigen Lauf der Dinge aber hat das Völkerrecht auch dem Kriege gegenüber die Aufgabe, seine übeln Folgen nach Möglichkeit einzuschränken und die Krieg-

führenden in den mit dem Zweck des Krieges verträglichen Schranken zu halten, ungerechte Kriege aber zu verurteilen. Im Hinblick auf diese Aufgabe wurde das Völkerrecht schon frühzeitig oft als „Recht von Krieg und Frieden“ (ius belli et pacis) bezeichnet.

Das so verstandene Völkerrecht war aber nicht nur ein theoretischer Gedanke Ciceros und seiner griechischen Vorgänger; der Begriff wurde auch von den römischen Rechtsgelehrten der Kaiserzeit übernommen und ging in die staatliche Gesetzgebung der Römer über. Ihr bürgerliches Rechtsbuch (Corpus iuris civilis) ist reich an Stellen, welche die Heiligkeit des Naturrechts und des Völkerrechts und die Notwendigkeit anerkennen, daß das staatliche Recht diese Schranken nicht verletze.

Die christlichen Theologen trugen kein Bedenken, die gleiche Lehre nach Inhalt und Sprachgebrauch festzuhalten, nachdem bereits der Apostel Paulus in bestimmten Worten vom natürlichen, in Vernunft und Gewissen eingeschriebenen Gesetz (Röm 2, 14 15) gesprochen hatte. Zwei der größten Kirchenlehrer, Ambrosius und Augustinus, haben für die Einbürgerung der Lehre vom Naturrecht besonders bahnbrechend gewirkt. Ambrosius tat es durch sein Buch über die Pflichten der Kleriker (De officiis ministrorum), worin er die Hauptsätze der gleichnamigen Schrift Ciceros De officiis mit der christlichen Sittenlehre verglich und in Einklang brachte. Augustinus aber hat durch sein großes Werk vom Gottesstaat (De civitate Dei) die erhabenen Gedanken vom ewigen Gesetz, d. h. dem heiligen Willen Gottes, dem Naturgesetz, das nur eine Offenbarung des göttlichen Willens durch die Stimme des Gewissens ist, und dem Gesetz des Evangeliums, das dem sündigen Menschengeschlecht erst zur wahren Freiheit verhelfen will, mit klassischer Meisterschaft dargelegt und für die folgende Zeit der Lehre von Recht und Gesetz den Weg gewiesen. Gregor der Große, Isidor von Sevilla und die späteren Kirchenlehrer und Theologen bauten auf diesen Grundlagen weiter. Die Blütezeit der Scholastik war zugleich auch die Blütezeit der Lehre vom Naturrecht mit Einschluß des Völkerrechts. Unbestritten sind auch bei den Vertretern der modernen Wissenschaft die Verdienste des hl. Thomas von Aquin und seiner Schule auf diesem Felde. Als dann im 16. Jahrhundert ein neuer Aufschwung der Scholastik einsetzte, waren die hervorragenden Führer desselben auch zugleich die wirksamsten Erneuerer der klassischen Philosophie des natürlichen Rechts. Die Namen Franz Victoria, Dominikus Soto, Molina, Suarez haben auch heute bei allen, die sich

eingehend mit der Geschichte des Völkerrechts beschäftigen, einen guten Klang.

Häufig findet man es so dargestellt, als ob erst Hugo Grotius und Samuel Pufendorf die Begründer des Naturrechts wie auch des Völkerrechts seien. Das ist jedoch ein Irrtum. Diese beiden protestantischen Forscher können höchstens das Verdienst, wenn es eines ist, in Anspruch nehmen, die Behandlung der Rechtslehre von der Theologie „emanzipiert" zu haben. Sie wurden dazu gezwungen durch die Verfolgungen, welche beide Männer vonseiten der kalvinischen und lutherischen Theologen zu bestehen hatten. Obwohl darum Grotius auch auf die Bibel und auf die darin von Gott für die Beobachtung des Naturgesetzes versprochene Belohnung hinwies, so ließ er wie sein Schüler Pufendorf doch die Lehre vom ewigen Gesetz (lex aeterna) beiseite und meinte, die Vernunft wäre selbst für den, der die Existenz Gottes leugnet, vollwertige Grundlage des Naturgesetzes. Das war nun zwar gut gemeint, und auf diese Weise mochte Grotius sich gegen die Streitereien seiner theologischen Verfolger gesichert glauben, aber der Satz führte in seiner folgerichtigen Wirkung zu jenem flachen Rationalismus, der in der Zeit der Aufklärung und des Deismus das besondere Merkmal einer neuaufkommenden Lehre vom Naturrecht war. Für die aufgeklärten Rationalisten war das Naturrecht nicht mehr ein Abglanz des ewigen Weltplanes Gottes, den der Schöpfer der vernünftigen Menschennatur als Erbteil mitgegeben hat und der sich im Gewissen offenbart. Die Vernunft war also nicht bloß mehr Verkünderin des von oben her, vom allmächtigen und allheiligen Gott ihr eingeschriebenen Gesetzes, sondern war selbst Gesetzgeberin, oberste und einzige Quelle der Pflicht. Der vernünftige Mensch wurde auf diese Weise sein eigener Gesetzgeber, die Vernunft wurde autonom, wie man sagte. In dieser Autonomie oder Selbstherrlichkeit des Menschen liegt das besondere Merkmal, aber auch das Bedenkliche des von Kant auf den Leuchter gehobenen kategorischen Imperativs.

Es ist aber eine ganz unberechtigte und mißbräuchliche Redeweise, wenn man mit dem Ausdruck „Lehre vom Naturrecht" einzig diese rationalistische Theorie bezeichnet und so den Schein erweckt, als ob alle Einwände, welche sich gegen diese erheben lassen, auch von der Lehre der alten Philosophie und der Scholastik gelte. Ein derartiges Naturrecht, wie es im 18. Jahrhundert gepflegt wurde, schwebt allerdings in der Luft und ist nicht geeignet, um einen tragfähigen Unterbau abzugeben

für eine geordnete Weltordnung und für ein haltbares Völkerrecht. Dem Einfluß und den Streitigkeiten der Theologen war die Rechtslehre damit einstweilen entrückt, kam aber um so rettungsloser unter die Launen der Modephilosophie und ihrer wechselnden Systeme. Diese Unzulänglichkeit war der Grund, daß im 19. Jahrhundert bei den Rechtsgelehrten jede Berufung auf irgend eine Art von Naturrecht in Mißkredit kam. Das Wort Recht sollte nach ihrer Meinung einzig und allein auf solche Gesetze und Vorschriften Anwendung finden, welche von einer öffentlichen staatlichen Gewalt erlassen und unter den Schutz ihrer Zwangsmittel gestellt wären. Man berief sich für diese Einschränkung einerseits auf die Geschichte, die lehre, daß alle Rechtsformen nach Ort und Zeit verschieden und der historischen Entwicklung unterworfen seien, anderseits fand man einen Beweis für diesen Rechtspositivismus in dem Hegelschen Pantheismus, nach welchem der Staat die höchste Auswirkung der absoluten Vernunft sein soll. Folgerichtig wäre alles, was der Staat gebietet oder verbietet, als heilig, unverletzlich und göttlich zu betrachten. Staatsgesetz und göttliches Gesetz (lex aeterna) wären ein und dasselbe, ohne alle Rücksicht darauf, ob solche Gesetze dem Untertan gut oder schlecht, sittlich oder unsittlich vorkämen. Das ist der tiefere Grund, warum man, wie eingangs schon erwähnt wurde, in unserer Zeit vielfach geleugnet hat, daß es ein wirkliches Völkerrecht über dem einzelstaatlichen Recht geben könne, oder wenigstens behauptet hat, das Völkerrecht bestehe nur aus Abmachungen und Verträgen zwischen den Kulturstaaten, und solche Abmachungen müßten unter allen Umständen immer und unbedingt als bindende Norm erachtet werden, bis sie durch neue Vereinbarungen ersetzt seien, ohne alle Berufung auf ein Naturrecht.

Es ist erfreulich, daß diese willkürliche und einseitige Ansicht jetzt von gewichtigen Stimmen in ihrer Verkehrtheit anerkannt wird. Wir haben auf den wichtigen Umschwung in der Lehre vom Völkerrecht an einer früheren Stelle dieser Zeitschrift (dieser Bd, S. 103) hingewiesen und gezeigt, daß die heutige Wissenschaft das Bedürfnis fühlt und die Pflicht anerkennt, Recht und Sittlichkeit, staatliches Tun und Privatmoral in Einklang zu bringen und das positive Recht mit Einschluß des Völkerrechts dem Naturrecht im klassischen und christlichen Sinne dieses Wortes unterzuordnen. Die so glücklich eingeleitete Rückkehr zu gesunderen Rechtsbegriffen wird ohne Zweifel durch die Erfahrungen dieses Krieges weitere kräftige Antriebe erhalten.

Einstweilen haftet der Umkehr an manchen Stellen noch eine gewisse Halbheit an. Wohl mehren sich die Stimmen, welche fordern, daß die Politik nach sittlichen Grundsätzen geführt werden müsse, wohl kann man gelegentlich den Ausspruch hören, die anders lautenden Theorien eines Nietzsche, Treitschke, Bernhardi hätten dem Vaterland mehr geschadet als eine verlorene Schlacht[1]. Wohl empfindet man allgemein die Notwendigkeit einer Rückkehr zum Naturrecht und Naturgesetz; aber der Schritt vom Naturgesetz (lex naturalis) zum ewigen Gesetz (lex aeterna) wird noch selten gewagt. Den Namen Gottes in diesem Zusammenhang auszusprechen, das ist, kurz gesagt, für viele große Geister noch ein Stein des Anstoßes. Es wird aber nichts übrig bleiben, wir werden auch diese Stufe noch erklimmen müssen.

Mit der sittlichen Autonomie des Einzelmenschen und ebenso mit der Autonomie des Staates in dem Sinne, daß er kein anderes Recht und Gesetz anerkenne als das von ihm selbst nach freier und unabhängiger Wahl gegebene, mit dieser pantheistischen Selbstvergötterung muß gebrochen werden. Das verlangt die gesunde Vernunft. Gerade die Greuel des jetzigen Krieges führen alles Gerede von dem rein diesseitigen, von Gott und Religion emanzipierten Kulturfortschritt auf seinen Unwert zurück. Die Menschenwürde des homo sapiens verlangt mehr als Erforschung und technische Beherrschung der Naturkräfte, verlangt zu allererst Aufschluß über das Woher und Wozu des gesamten Daseins. Da aber bringt ihn ein ganz mäßiges Nachdenken über sich selbst zu der Wahrnehmung einer Ordnung, die weit hinausragt über den Mechanismus der starren Naturgesetze und das Instinktleben der Tierwelt. Seine Vernunft befähigt ihn, daß er sich Rechenschaft über die Beweggründe seines Handelns geben und auf solche Beweggründe hin frei wählen kann. Er kann entweder seinem animalischen Instinkt folgen und das sinnlich Angenehme ergreifen oder aus höheren Beweggründen gegen seine Neigung handeln und ganz unangenehme Arbeiten auf sich nehmen. Frei kann er dem einen oder dem andern Beweggrund den Vortritt lassen. Hierin, in der Wahlfreiheit, liegt sein Adel,

---

[1] „Das Buch Bernhardis: ‚Deutschland und der nächste Krieg‘, ist von der englischen Regierung in hunderttausenden Exemplaren verbreitet und der Eindruck hervorgerufen worden, als ob Bernhardis Gedanken deutsche Gedanken wären, während es undeutsche Gedanken sind, die mit unserem besten Geiste nichts zu tun haben" (Prof. F. W. Foerster in einem Vortrag in der Wiener Urania am 9. März 1915 [Reichspost Wien, 13. März 1915]).

Doch beim Gebrauch dieser Freiheit stößt er auf Schranken ganz besonderer Art, auf den Unterschied von gut und bös. Gewisse Handlungen empfindet er als lobenswert, andere als tadelnswert, ohne daß er daran etwas ändern kann. Ein außer ihm liegendes Gesetz und ein von seiner Person verschiedener Gesetzgeber tritt ihm mit der Macht des Befehls gegenüber; er fühlt sich sittlich gebunden. Wer ist der Gesetzgeber, der mir in meinem Innern entgegentritt wie einer, der Macht hat? — Wenn ich auch in dem Augenblick, wo ich mir zum erstenmal die Frage stelle, noch nie etwas von Gott gehört und noch nie ernstlich über den letzten Grund des Universums nachgedacht hätte, so erschlösse mir eben das Innewerden des sittlichen Gesetzes, das meine Freiheit bindet ohne sie zu beeinträchtigen, das Dasein meines Schöpfers und Herrn[1], oder wäre doch ein erster zwingender Antrieb zum Nachdenken darüber, ob denn die innere und äußere Weltordnung denkbar sei ohne einen Ordner und Gesetzgeber.

Bisher war die Rede vom Sittengesetz oder der moralischen Ordnung, die allerdings auch für das öffentliche Leben der Staaten gelten muß. Nun ist aber, wie oben schon gesagt, ein Unterschied zwischen Sittlichkeit im weiteren Sinne und Recht, insofern das strenge Recht nur einen Teil der sittlichen Ordnung bildet. Recht in diesem strengen Sinne, so hört man wohl sagen, entsteht erst dadurch, daß der souveräne Staat einen Satz, eine Bestimmung in sein Gesetz aufnimmt und ihm den Arm seiner schirmenden Gewalt leiht und damit seine Durchführung erzwingbar macht.

Um Worte soll man zwar nicht streiten, und wenn jemand sagt, er brauche den Ausdruck Recht nur in dieser Bedeutung, so kann man ihm das nicht verbieten. Aber er setzt sich eben damit in Widerspruch mit der allgemeinen Ansicht und wohl auch mit sich selbst. Niemand wird doch im Ernst leugnen, daß es wirkliche Rechte gibt, die jedem Menschen unabhängig von aller staatlichen Anerkennung zukommen. Dahin gehört das angeborne Recht auf Leben und auf die zum Leben notwendigen Mittel, das Recht, Leben, Gesundheit, Ehre, Eigentum gegen gewaltsame Angriffe in vernünftigen Grenzen mit Gewalt zu schützen. Selbst in staatlosem Zustand, oder wenn ein Gesetzgeber solches Recht nicht anerkennen oder förm-

---

[1] Mehr zu diesem Gedankengang sehe man bei O. Zimmermann, Das Gottesbedürfnis, besonders S. 127 ff: Gott und Sitte. Freiburg 1910, Herder.

lich wegdekretieren wollte, so würde das die wirkliche Rechtslage nicht ändern, denn nicht auf die materielle Erzwingbarkeit im einzelnen Fall kommt es an, sondern auf die sittliche Berechtigung zum Zwang.

Wenn wir also auf die eingangs gestellte Frage: Was ist das Völkerrecht? zurückkommen, so ist kurz zu antworten: Das Völkerrecht, wie es heute verstanden wird, besteht zunächst aus Verträgen zwischen einer kleineren oder größeren Anzahl zivilisierter Staaten über die Art, wie sie ihr Verhalten gegeneinander einrichten und sich bei Ausübung ihrer Hoheitsrechte verhalten wollen. Zum Völkerrecht gehört aber ferner der Teil sittlicher und naturrechtlicher Grundsätze, Pflichten und Gepflogenheiten, welche den zwischenstaatlichen Verkehr betreffen. Diese Grundsätze und Pflichten sind sogar das wichtigste, grundlegende Element im Völkerrecht, und wo zwischen beiden Gliedern von Völkerrecht ein Widerspruch eintritt, da muß das positive Völkerrecht dem Naturrecht weichen.

Fragt man weiter nach der Sanktion, nach den Zwangsmitteln des Völkerrechts, so ist diese bei dem gegenwärtigen Fehlen eines mit der erforderlichen Macht ausgerüsteten Schiedsrichters nicht eine physische, körperlich eingreifende Gewalt, sondern eine sittliche Macht, die Macht des Rechts über Verstand und Willen oder die Macht des Gewissens, und diese Macht ist hinreichend, um ein wirkliches Recht zu begründen.

Ein naheliegender Einwand verlangt hier noch unsere Aufmerksamkeit. Das sog. Naturrecht, sagt man, und zumal das aus dem Naturrecht abgeleitete Völkerrecht ist etwas so Unbestimmtes, Schwankendes und die Ansichten darüber unterliegen so vielen Wandlungen, daß es nicht ratsam scheint, darauf sonderliches Vertrauen zu setzen oder gar eine ganze Neuordnung der Gesellschaft zu bauen.

Der Einwand hat einen gewissen Schein für sich; aber ebenso findet er auf alles menschliche Denken und Können Anwendung. Gewiß ist all unser Wissen Stückwerk. Beweis dessen sind gerade die neuen Weltanschauungen, philosophischen Systeme und Rechtskonstruktionen, die seit etwa zwei Jahrhunderten einander ablösen. Ihnen gegenüber steht die Lehre vom Naturgesetz und die entsprechende Lehre vom Völkerrecht und vom Gewissen als der Stimme Gottes in der Seele gar nicht unvorteilhaft da. Wenn der Mensch seine Vernunft ernsthaft und mit gutem Willen anwendet, wie es seine Pflicht ist, dann lehrt die Erfahrung, daß ihr Licht zu allen Zeiten, unter allen Zonen und auf den verschiedensten Bildungsstufen die gleichen Hauptsätze und Hauptpfeiler des Rechts und der sittlichen

Ordnung beleuchtet. Von den Kulturvölkern und besonders von den Naturvölkern ist dies noch kürzlich eingehend und gründlich nachgewiesen worden[1]. Aus dem klassischen Altertum und dem christlichen Mittelalter haben wir in den vorhergehenden Zeilen schon Beweise angeführt, und daß die gesitteten Völker des fernen Ostens auf ihre Weise zu den gleichen Überzeugungen kamen, sagen uns die indischen Weisen wie die Sittenlehrer der Chinesen und Japaner. Das Einsehen, die Erkenntnis bietet in Sachen der Moral und des Rechts die geringere Schwierigkeit. Erst bei der Frage: Wie bringen wir unsern Willen dazu, das erkannte Gute standhaft zu erfassen und zu vollbringen, das Unrecht aber zu lassen? — erst da fängt guter Rat an teuer zu werden. Immerhin behält auch die Bemerkung des Aristoteles ihre Geltung, daß die Menge der Menschen sich in vielen Dingen weniger auf die Eingebung der eigenen Meinung als auf die Führung durch das Ansehen der Vorfahren, der Regenten und Weisen im Volk verlassen müsse.

Es soll aber nicht geleugnet sein, daß das bloße Licht der Vernunft und des natürlichen Sittengesetzes in wichtigen Fällen ein armer Notbehelf bleibt, zumal wegen des verhängnisvollen Abstandes zwischen Einsehen und Wollen, zwischen Wollen und Vollbringen. Um so mehr sind wir der göttlichen Vorsehung zu Dank verpflichtet, daß sie der Menschheit in der geoffenbarten Religion des Christentums eine hellere Leuchte und eine tragfähigere Stütze für das sittliche Leben dargeboten hat.

Wir besitzen im Evangelium Jesu Christi ein „neues Gesetz“, das dem Naturgesetz nichts von seiner Geltung nimmt, sondern seine Gebote nur in helleres Licht stellt und durch seine Erlösungsgnade zugleich den Willen zur Beobachtung befähigt, stärkt und ermuntert. Es ist darum kein Zufall, daß die christliche Kirche durch Jahrhunderte die berufene Hüterin des Naturrechts und des Völkerrechts war, und daß letzteres einfachhin als Recht der Christenheit oder der christlichen Völker angesprochen wurde. In der ungetrennten Christenheit war darum auch der Papst als Stellvertreter Christi der berufene Hüter und Erklärer des Völkerrechts.

Das ist nun freilich anders geworden. Die Christenheit ist gespalten in „Konfessionen“, Sekten und Sonderkirchen und die große Partei der Konfessionslosen, auf der andern Seite aber sind auch nichtchristliche Mächte

---

[1] V. Cathrein, Die Einheit des sittl. Bewußtseins der Menschheit. Drei Bände. Freiburg i. B. 1914, Herder. Vgl. darüber diese Zeitschrift 89. Bd, S. 317 ff.

in die Völkerrechtsgemeinschaft eingerückt. Die Glaubensspaltung, das gleichzeitige Überhandnehmen des Nationalitätsprinzips, die unverständige und unchristliche Überspannung des Patriotismus zu gunsten der Staatsallmacht haben dann weiter bewirkt, daß die getrennten Bruchstücke der Christenheit immer tiefer ins Staatskirchentum und in das Fahrwasser der reinen Nationalreligion gerieten und die Fähigkeit verloren, ein Bindeglied zwischen den sich belauernden und befeindenden weltlichen Mächten abzugeben. Die katholische Religion allein mit dem Papst an der Spitze hat unter großen Schwierigkeiten immer tatkräftig daran festgehalten, daß die christliche Kirche berufen ist, um Völker und Staaten ein Band der Eintracht zu schlingen und bei ihren Reibungen und Irrungen den mahnenden, versöhnenden und schlichtenden Beirat zu stellen und die Heiligkeit des Völkerrechts als zuständige Autorität aufrecht zu halten.

In gegenwärtiger Stunde, wo es sich darum handelt, das vielfach verletzte, verkannte und in Zweifel gezogene Völkerrecht neu zu bauen und mit positiven Schutzmitteln zu umgeben, werden gewiß alle, denen es mit dem Willen zum Frieden ernst ist, Gott danken, daß es eine katholische Kirche und einen Papst in Rom gibt. Doppelt dankbar müssen wir die Hand der göttlichen Vorsehung küssen dafür, daß in dem schweren Augenblick ein Mann auf dem Stuhle Petri sitzt, der bewiesen hat, wie vollkommen er seinem schweren, dornenvollen, aber unendlich wohltätigen Amte gewachsen ist.

Durch die gewaltige Not und Verwüstung des Krieges ist jetzt der Boden geebnet und die Stimmung vorbereitet für die lang verkannte Sendung des Friedensfürsten bei St Peter. Wenn er demnächst mit dem Gruße pax vobis — „der Friede sei mit euch" unter die streitenden Mächte so verschiedenen Glaubens oder Unglaubens tritt, dann wird er zwar das Licht des Evangeliums Jesu Christi nicht unter den Scheffel stellen, aber er wird vorzüglich diejenigen Wahrheiten der christlichen Sittenlehre als verbindliche Richtschnur und Gesetz auf den Leuchter heben, welche Gemeingut der ganzen gesitteten Menschheit sind, also die großen Wahrheiten des altbewährten Naturrechts, das gegründet ist auf den Zweck aller gesellschaftlichen Ordnung; er wird erinnern an die Lehre vom Recht der einzelnen Person, der Familie, der Völker und Staaten auf ein menschenwürdiges Dasein und auf die Betätigung ihrer Fähigkeiten im Rahmen und zum Zweck des allgemeinen Wohles. Er wird die Mächtigen der Erde daran erinnern, daß Gerechtigkeit das Fundament der Staaten ist, daß den Starken Pflichten obliegen gegen

die Schwachen, die auch dann nicht rechtlos sind, wenn die äußeren Machtverhältnisse ihnen eine gewaltsame Durchsetzung ihrer gerechten Ansprüche nicht gestatten. Er wird ihnen die schon von alters her bekannte Wahrheit vorhalten, daß über die Völker und Staaten hinüber sich das moralische Band schlingt, das die ganze Menschheit zu einer Familie vereinigt, deren sämtliche Glieder unter sich mit der Liebe von Geschwistern verbunden sein sollen. Nicht das kalte, strenge Recht allein muß den Verkehr der Menschen regeln, sondern die Tugend aufrichtigen Wohlwollens und wahrer Liebe soll über die nationalen und internationalen Beziehungen ihren wärmenden Hauch verbreiten.

Es sind jetzt viele Kräfte, Vereine, Organisationen am Werke, um einen dauernden Frieden vorzubereiten. Wenn sie von diesem Geiste des Naturrechts als dem Wesenselement des Völkerrechts geleitet sind, dann begrüßen wir ihre Tätigkeit und wünschen ihrem Streben zahlreiche Mitarbeiter. Wenn aber in ihrem Programm die unbedingte Anerkennung des ewigen, göttlichen Sittengesetzes auch für den Bereich der Politik und Staatsmoral fehlt, dann gießen sie Wasser in ein Sieb, dann mögen sie noch so laut rufen: Frieden, Frieden! es wird doch kein Segen und kein Frieden.

Matthias Reichmann S. J.

Eine neue Ära unserer wirtschaftlichen Entwicklung.

Edgar Jaffé trifft ins Schwarze, wenn er von einer neuen Ära der wirtschaftlichen Entwicklung spricht und diese neue Ära als Abwendung vom Kapitalismus und von dem System der freien Konkurrenz kennzeichnet[1]. Abwendung vom „Kapitalismus" hatte die christliche Reformbewegung schon längst auf ihre Fahne geschrieben. Die katholische Wissenschaft verband alle wesentlichen, hierfür maßgebenden Gedanken überdies zu einem einheitlichen System, dessen Grundzüge in dieser Zeitschrift lange Jahre hindurch entwickelt und begründet wurden.

Wir glauben indes nicht daran, daß sozialistische Formen an die Stelle des kapitalistischen Individualismus treten werden, auch nicht der Staatssozialismus im Sinne Jaffés.

1. „Das Bleigewicht der Milliarden haben", wie der Reichsschatzsekretär Helfferich in seiner letzten Reichstagsrede bemerkt, „die Anstifter des Krieges verdient; sie mögen es durch die Jahrzehnte schleppen, nicht wir." Die künftige Lebenshaltung unseres Volkes soll nicht die ganze schwere Last der Kriegskosten tragen. Man wird darum beim Friedensschluß dem Gegner die Rechnung präsentieren, voraussichtlich eine hohe Kriegsentschädigung fordern. Unsere Kriegskosten aber sind enorm. Deutschland hat bisher in den drei Kriegsanleihen 25½ Milliarden Mark für den Krieg zur Verfügung gestellt. In Österreich-Ungarn werden es, wenn auch die dritte Anleihe sich erfolgreich vollzieht, zehn bis zwölf Milliarden Kronen sein. Für Deutschland allein belaufen sich die täglichen Kriegskosten auf 60 bis 70 Millionen Mark, monatlich fast auf zwei Milliarden. Sollten uns aber auch alle unmittelbaren Kriegskosten in der eventuellen Kriegsentschädigung vergütet werden, kann in Wirklichkeit jeder von uns erlittene Verlust an materiellen Werten auf diesem Wege vollen Ersatz finden? Es wird großer Mittel zur Auffrischung des Heeres und des Kriegsmaterials

[1] Jaffé, Der treibende Faktor in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik XL (1914) 3 ff. Derselbe: Volkswirtschaft und Krieg 1915.

bedürfen; für Erweiterung der Flottenrüstung, für mannigfache volkswirtschaftliche Bedürfnisse werden große Summen aufgebracht werden müssen. Die vielen Reichsbanknoten, ferner die Reichskassenscheine usw. haben allerdings sichern Wert dadurch, daß der Staat sie in Zahlung nimmt. Wird man aber nicht doch zur Metallwährung[1] praktisch zurückkehren wollen und müssen, die mit ihrem Golde den Wert in sich selbst trägt? Und schließlich wird auch die Unterstützung der notleidenden Einzelpersonen, Familien, Hilfe für einzelne Stände in besonderem Maße öffentliche Sorge und Mittel in Anspruch nehmen. Es werden die Kriegsinvaliden, Kriegswitwen, Kriegswaisen nicht nur gegen Not und Elend zu schützen sein, sondern — soweit überhaupt möglich — zu einer ihren früheren Verhältnissen entsprechenden Lebenshaltung befähigt werden müssen.

Mag aber auch erst durch den Ausgang des Krieges und durch die Friedensbedingungen die feste Unterlage für ein umfassenderes finanzielles Programm geschaffen werden, so steht doch heute schon fest, daß in Zukunft neue Einnahmequellen für den Staat zu erschließen sind. Man wird nun z. B. durch höhere und ausgedehntere Besteuerung verschiedener für den allgemeinen Lebensunterhalt nicht erforderlicher Genußmittel nicht geringe Summen aufbringen können, namentlich wenn es der Industrie hier gelingt, durch Verbilligung der Herstellung, Anpassung an den Geschmack und die Gewohnheiten der Verbraucher eine stärkere Einschränkung des Konsums hintanzuhalten. Die öffentliche Aufmerksamkeit und das Rechtsbewußtsein des Volkes hat ferner bereits diejenigen Personen und Gesellschaften ins Auge gefaßt, die durch beträchtlichen Kriegsgewinn einer erhöhten steuerlichen Leistungsfähigkeit sich erfreuen. Gleichwohl scheint es uns wenig wahrscheinlich, daß nach dem Kriege der ganze öffentliche Geldbedarf, selbst wachsende Leistungsfähigkeit und Zahlkraft der Bevölkerung vorausgesetzt, allein durch Steuern gedeckt werden kann. Wir glauben vielmehr, daß, abgesehen von neuen Steuern, Erhöhung alter Steuern, Zuschlägen zur Einkommensteuer usw. auch noch Staatsmonopole voraussichtlich geschaffen werden müssen. Schon war die Rede von einem Zigarettenmonopol. Auch wurde von der Monopolisierung des Branntweins (staatliches Handelsmonopol) gesprochen usw. Ebenfalls volkswirtschaftliche Gründe können zu einer Verstaatlichung führen; man denke z. B. an das Stickstoffmonopol, an die Überwindung ungesunder Trustentwicklung durch

[1] Über Vorteile und Nachteile einer reinen Papierwährung vgl. Helfferich, Das Geld (1910²) 587 ff.

ein staatliches Monopol usw. Kurz, wir leugnen die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer erweiterten Beteiligung des Staates an der Erwerbswirtschaft im Wege neuer Verstaatlichungen und staatlicher Monopolisierungen keineswegs. Aber kann so etwas dazu nötigen oder auch nur genügen, um von zukünftigem „Staatssozialismus“ zu sprechen, und zwar derart, daß der „Staatssozialismus“ gegenüber dem bisher herrschenden „kapitalistischen System“ einer „neuen Ära der wirtschaftlichen Entwicklung“ das charakteristische Gepräge verleihen werde?

Staat und Gemeinde mögen auf diesem oder jenem Gebiete Betriebe einrichten, in solcher Art sich am Wirtschaftsleben beteiligen. Sie mögen auch, wo die Voraussetzungen dazu vorliegen, Monopole sich vorbehalten. Zu einer absolut oder relativ allgemeinen Verstaatlichung oder Vergemeindlichung aber wird es auch in Zukunft nicht kommen. Dem stehen praktische und prinzipielle Gründe im Wege. Wo das spekulative Moment, rasche Entscheidung, persönliche Initiative stark in den Vordergrund treten müssen, ist kaum Platz für staatliche Betriebe. Gewiß, auch staatliche Betriebe können Männer von hoher Intelligenz zur Verfügung haben. Im allgemeinen aber wird sich wagender Unternehmungsgeist, tatkräftige Unternehmungslust nicht unter dem Zwang bureaukratischer Schablone entfalten. Innerhalb eines durch die Staatsräson einseitig beherrschten und beschränkten Wirkungskreises kommen eben die individuellen Fähigkeiten seltener zu voller Entwicklung. Erfindungen insbesondere gehen fast nur aus privater Initiative in privaten Unternehmungen hervor. Kurz, eine staatssozialistische Ära würde, praktisch genommen, gegenüber der kapitalistischen Epoche eher als ein verhängnisvoller Rückschritt denn als höhere Stufe in der geschichtlichen Entwicklung gelten müssen. Post, Telegraphie, Fernsprechwesen, Eisenbahnen und alle diejenigen Einrichtungen, die aus politischen und volkswirtschaftlichen Gründen an staatliche Konzession gebunden sind, und die einer einheitlichen Verwaltung bedürfen, eignen sich vortrefflich für den staatlichen Betrieb. Handel, Schiffahrt, Industrie, Landwirtschaft aber sind nicht ihrer Eigenart wegen an staatliche Konzessionen gebunden, für öffentlichen Betrieb weniger geeignet, und öffentlicher Betrieb wird hierbei auch durch besondere volkswirtschaftliche Gründe im allgemeinen nicht erfordert. Staats- und Gemeindemonopole werden sich darum, im Vergleich zur ganzen Volkswirtschaft, immer, auch in der „neuen Ära“, nur auf bestimmte Ausnahmefälle, mit jedesmaliger spezieller Begründung finanzieller oder volks-

wirtschaftlicher Notwendigkeit oder zwingender Zweckmäßigkeit für den einzelnen Fall, beschränken. Und wo sie als notwendig erwiesen sind, bedarf es überdies, neben der klugen Auswahl des einzelnen Monopols, bei ihrer Durchführung größter Schonung der privatwirtschaftlichen Sphäre. Sie können also nicht, wie der Staats- und Munizipalsozialismus es will, grundsätzlich, allgemein, häufig oder aus beliebigen Zweckmäßigkeitsgründen Platz greifen, auch dann nicht, wenn in technischer und ökonomischer Hinsicht nichts gegen eine solche Monopolisierung einzuwenden wäre. Prinzipiell ist der Staatsbetrieb eben nur dort berechtigt, wo der Staatszweck ihn notwendig macht. Die Tätigkeit der öffentlich-rechtlichen Körperschaften auf wirtschaftlichem Gebiete kann darum, gegenüber der bürgerlichen Tätigkeit, im allgemeinen nur ergänzend, nicht beliebig verdrängend eintreten. Der Staat darf sich nicht ohne weiteres an die Stelle der „Gesellschaft" setzen wollen. Verlangt aber sein kraftvoller Bestand aus politischen oder finanziellen Gründen ein richtig ausgewähltes (ertragsfähiges und leicht durchführbares) Monopol, dann wird man es ihm nicht versagen. Die Verdrängung der bürgerlichen Tätigkeit von einem wirtschaftlichen Gebiete durch Staatsmonopol aus volkswirtschaftlichen Gründen, also schließlich im Interesse des konsumierenden Volkes, anderseits ist prinzipiell nur dann zulässig, wenn, unter gegebenen Verhältnissen, die Wohlfahrt des Volkes durch rein privatwirtschaftliche Betätigung und ausschließliche Geltung des privatwirtschaftlichen Erwerbszweckes schweren Schaden erleiden würde, und ein anderer Ausweg zur Abwendung dieses Schadens nicht vorhanden wäre. Manche Schwierigkeiten praktischer Art lassen sich wohl auch durch das System der „gemischten Unternehmungen" (Zusammenwirken von Privatpersonen und öffentlichen Körperschaften) überwinden. Aber alles dies wäre noch lange kein Staatssozialismus, der seinem innersten Wesen nach eine Verkennung des Staatszwecks, eine Überschreitung der durch den Zweck der staatlichen Gesellschaft jeder Staatstätigkeit gesetzten Grenzen bedeutet.

2. Weniger noch als der Staatssozialismus hat der demokratische Sozialismus marxistischer Prägung Aussicht, das System des individualistischen Kapitalismus abzulösen. Man hat ja nicht selten den irreführenden Ausdruck „Kriegssozialismus" in unsern Tagen vernommen. Allein die Beschlagnahmung und Enteignung des für die Ernährung des Volkes und für Deckung des Heeresbedarfs Notwendigen, die Einschränkung in der freien Ausübung des Eigentumsrechtes, die zwangsweise Anpassung des

Konsums an die verfügbaren Mittel usw. — alles dieses ist noch lange nicht eine Verwirklichung des sozialdemokratischen Erfurter Programms, auch keine Anbahnung dieser Verwirklichung, himmelweit entfernt von der Vergesellschaftung aller Produktionsmittel usw. Schon das Wort „Kriegssozialismus" bringt ja auch zum Ausdruck, daß jene umfassende Zwangsregelung und Zwangskontrolle des wirtschaftlichen Lebens, wie wir sie jetzt, höherer Interessen wegen, willig ertragen, durchaus kein normaler, dauernder, sondern eben nur ein auf die Kriegsbedürfnisse und darum bloß auf die Kriegszeit abgemessener Ausnahmezustand ist.

Wird sich den Sozialdemokraten selbst diese Einsicht der Aussichtslosigkeit ihres bisherigen Programms erschließen? Manche haben es gehofft, mit Rücksicht auf Äußerungen führender Geister: eines Heine, Scheidemann, Peus, Südekum, David, Kolb usw. Gewiß, für einzelne dieser Männer mag „die Sozialdemokratie am Scheidewege" stehen. Alles, was einst Marx und Engels theoretisch aufgebaut, wurde stückweise von den sog. Revisionisten abgetragen: die materialistische Geschichtsauffassung, die marxistische Werttheorie, das Entwicklungs- und Untergangsgesetz der kapitalistischen Epoche, die Katastrophentheorie, die proletarische Diktatur usw. In aschgraue Zukunft hinein wurde die Verwirklichung der marxistischen Vergesellschaftungsidee verlegt, was praktisch fast einer Preisgabe des Endzieles gleich kam. In praktischer Gewerkschaftsarbeit ferner erstrebte man, der Verelendungslehre zum Hohn, innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung eine fortschreitende Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes usw. Aber es fehlt dem kritischen Sozialismus speziell der Revisionisten das eigene klare Programm, es fehlen die möglichen Ziele. Es fehlt die einheitliche, wohl begründete Weltanschauung, von der doch letztlich alles, auch in den praktischen Fragen des Lebens, abhängt. Mag die materialistische Weltanschauung bei vielen ins Wanken geraten sein, eine tragfähige andere Weltanschauung ist nicht an die Stelle getreten und der materialistische Charakter ist der ganzen sozialistischen Bewegung verblieben; daran zumeist wird der demokratische Sozialismus mit unabweisbarer und unabwendbarer Notwendigkeit schließlich zu Grunde gehen. Was hat denn Gerhard Hildebrand aus der Sozialdemokratie hinausgetrieben? „Wenn die Arbeiterbewegung darauf verzichten will", sagt er, „ihrerseits bewußt und planmäßig durch Entwicklung eines allverbindenden Gesittungsideals an der sittlichen Erziehung der Menschen zu arbeiten, wenn sie bloße Klasseninteressenpolitik zu treiben gedenkt, wenn der Sozialismus der Zukunft somit in bloßes Macht-, Besitz- und Genußstreben zurücksinkt, dann wird ein kraß negatives Verhältnis zwischen ihn und den sittlich-religiösen Problemen entstehen, und die Hoffnung derer, die im Sozialismus einmal die Sprungkraft gesehen haben, die aus der Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft auf die Stufe einer allverbindenden Menschheitsgesittung hinaufführt, bleibt betrogen."

Die Gerechtigkeit jedenfalls fordert, daß die Sozialisten fürderhin nicht mehr ohne weiteres als Staatsfeinde betrachtet und behandelt werden. Sie haben

ehrlich, treu dem Vaterlande in schwerer Kriegszeit gedient. „Wir stehen zu unserem Volke", erklärte die Partei in der diesjährigen Maisitzung des Reichstages. Und die sozialistischen Arbeiter haben ihr Versprechen durchweg redlich gehalten. Eine erfreuliche Erscheinung der Kriegszeit bleibt es ferner immerhin, wenn sich in theoretischen Äußerungen, Reden und Schriften mancher Sozialistenführer die klarere Anerkennung und stärkere Betonung des Staatsgedankens, teilweise mit Annäherung an Lassallesche Ideen, gezeigt hat, wenn man sich von einem überspannten Internationalismus mehr oder minder abwandte, der Staatsnation und der Bedeutung staatsnationaler Kraft größeres Verständnis entgegenbrachte [1], wenn die Erkenntnis zum Ausdruck gelangte, daß, wie alle Stände, so auch der Arbeiterstand mit seinen Interessen und Wünschen dem allgemeinen Volksinteresse — wenigstens in der Kriegszeit — sich ein- und unterordnen muß. Wird nun aber darum auch die sozialdemokratische Partei aus einer revolutionären zu einer wenn auch radikalen Reformpartei werden? Oder werden die Massen weiterhin von den Radikalen revolutionärer Färbung sich beherrschen lassen, am Republikanismus, am kommunistischen Endziele, am Klassenkampfe tatsächlich festhalten? Werden die Optimisten recht behalten, die hoffen, daß wenigstens ein größerer Teil der Partei den Revisionisten folgen werde, oder die Pessimisten, die glauben, praktisch würden die Revisionisten doch wieder, wie bisher, die Gefangenen der Radikalen bleiben? Viele dürften geneigt sein, der letzteren Auffassung zu folgen, um so mehr, als die voraussichtlich an den Krieg sich anschließenden Unzufriedenheiten für den Radikalismus eine psychologisch machtvolle Förderung bedeuten können. Dennoch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß, wenn auch nach weiteren schweren Kämpfen, die gesunde Einsicht bei unserer Arbeiterschaft schließlich den Sieg über Republikanismus, Klassenkampf und kommunistische Zukunftshoffnung davontragen wird. Nicht volles Aufgeben seiner selbst wird vom Sozialismus gefordert, sondern nur die Preisgabe dessen, was an ihm überspannt und darum praktisch aussichtslos ist.

3. Individualismus und Sozialismus sind eben Extreme. Nicht alles ist an ihnen verkehrt. Das Problem, was in der neuen Ära unserer wirtschaftlichen Entwicklung in Theorie und Praxis zu lösen sein wird, kann darum auch nur darin bestehen, das Richtige aus den beiden Systemen herauszuschälen und zu einem neuen einheitlichen System zu verbinden. Schon Adolf Wagner hatte von einer solchen Versöhnung oder Vermittlung zwischen Individialismus und Sozialismus gesprochen. Auch er glaubte diese Vermittlung im Staatssozialismus zu finden. Indes dem Staatssozialismus wird die Zukunft nicht gehören. Das gesellschaftliche Moment wird auf wirtschaftlichem Felde stärker in den Vordergrund treten, gemeinwirtschaftliche Formen werden vielleicht

[1] Man vergleiche z. B. David, Die Sozialdemokratie im Weltkriege (1915).

einen breiteren Raum einnehmen, doch ohne irgendwelche kommunistische Sozialisierung, ohne daß Staat oder sozialistische „Gesellschaft" zum alleinigen Subjekt und Träger des wirtschaftlichen Prozesses werden.

Man darf sich unter der „neuen Ära wirtschaftlicher Entwicklung" überhaupt nicht etwas vorstellen, was ohne Zusammenhang wäre mit der geschichtlichen Entwicklung, was alle bisherigen Verhältnisse auf den Kopf stellen würde. Das Neue dürfte vielmehr zum großen Teile dadurch und darin zu Tage treten, daß die schon vor der Kriegszeit begonnene Abwendung vom kapitalistischen System der freien Konkurrenz, auf Grund der neuen Erfahrungen eine bestimmtere Richtung und wohl auch stärkere Beschleunigung erfahren wird.

4. Die Staatsgewalt hat im Kriege, bei Herstellung und Wahrung der gesellschaftlichen Bedingungen materieller Volkswohlfahrt, in wesentlich erhöhtem Maße eine „führende" Stellung eingenommen. Mit seiner ganzen Autorität und Macht erwirkte der Staat planmäßig die wechselseitige Harmonie zwischen Güterverbrauch und Gütererzeugung. Er selbst trat als gewaltiger Verbraucher auf, schuf zugleich für das Volk eine geregelte Versorgungswirtschaft. Er setzte die Preise fest, bestimmte die Mengen der dem privaten Gebrauch überlassenen Waren, sogar das Maß, das dem einzelnen Verbraucher zukommen sollte. Es bildeten sich, aus Behörden und Fachleuten zusammengesetzt, Gesellschaften zur Sicherung und sorgsamen Verwendung der Rohstoffe. Einkaufsmonopole wurden eingeführt usw. In der Friedenszeit werden diese außerordentlichen Maßnahmen, mit dem Schwinden des Bedürfnisses nach umfassender und stärkster Zentralisierung, wieder in Wegfall kommen. Bleiben soll die Überzeugung von der hohen Bedeutung einer starken und tatkräftigen Staatsgewalt für die Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgabe.

Der Bruch mit den Grundsätzen der kapitalistischen Freiwirtschaft hatte sich ja auch schon vor dem Kriege durch die staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik vollzogen. Trotzdem diese Politik in der Kriegszeit eine geradezu glänzende Rechtfertigung gefunden hat, werden doch schon bald wieder interessierte Gegner derselben auf dem Plane erscheinen. Für die Zeit zukünftiger Kämpfe ist es darum von Wichtigkeit, gewisse Zeugnisse festzulegen, die aus Kreisen stammen, welche ihr Interesse und ihre Sympathien vorzugsweise der Industrie und dem Handel schenken durften.

So sagte z. B. auf einem, vom königlich preußischen Ministerium des Innern veranstalteten und vom 3. bis 6. Februar 1915 zu Berlin abgehaltenen Lehr-

kursus[1] der Rektor der Berliner Handelshochschule Prof. Dr Eltzbacher: „Eine der großen Errungenschaften dieses Krieges ist es, daß wir die Bedeutung der Landwirtschaft für unser ganzes Volksleben, die uns schon beinahe zu entschwinden drohte, wenigstens in den großen Städten, wieder besser zu würdigen gelernt haben, daß wir gesehen haben, wie nicht nur die Landwirtschaft eine große Quelle sittlicher Gesundung für unser Volk ist, sondern wie sie auch vom einfach materiellen Standpunkt schließlich die Grundlage ist, auf der alles ruht. Wir müssen der Weisheit der verbündeten Regierungen dankbar sein, daß sie ungeachtet der heftigen Angriffe, wie sie in den letzten Jahren auf sie gerichtet worden sind, dennoch daran festgehalten haben, Deutschland nicht zum einseitigen Industriestaate werden zu lassen. Hätten die Regierungen das nicht getan, dann könnten wir jetzt die Waffen strecken. Durch Zölle, durch Einfuhrerschwerungen beim Fleisch ist unsere Landwirtschaft imstande gewesen, vor allem der übermächtigen Konkurrenz billig produzierender fremder Länder standzuhalten, außerdem aber auch die teuern Düngemittel, die teuern Maschinen zu bezahlen und besseres Saatgut zu erwerben, und so immer mehr in die Äcker hineinzustecken, um immer mehr aus ihnen herauszuwirtschaften. So hat unsere Landwirtschaft es fertig gebracht, mit dem gewaltigen Anwachsen unserer Bevölkerung Schritt zu halten: sie hat die erstaunliche Leistung vollbracht, während von 1870 bis jetzt unsere Bevölkerung von 41 Millionen Menschen auf 68 Millionen angewachsen ist, so daß auf derselben Fläche jetzt 70 Prozent Menschen mehr wohnen als damals, mit dieser Vermehrung Schritt zu halten. So wie sich die Bevölkerung vermehrt hat, haben sich auch die landwirtschaftlichen Erzeugnisse vermehrt, mit dem wunderbaren Ergebnis, daß wir jetzt nur einen verhältnismäßig geringen Teil unserer Nahrungs- und Futtermittel aus dem Auslande zu beziehen brauchen, und daß wir imstande sind, wenn es nottut, ganz und gar mit unserer inländischen landwirtschaftlichen Produktion auszukommen."

In gleichem Sinne äußerte sich der frühere Direktor der Deutschen Bank und nunmehrige Staatssekretär des Reichsschatzamtes Helfferich in seiner am 10. März 1915 im deutschen Reichstage gehaltenen Etatsrede: „Die deutsche Landwirtschaft", sagte er, „hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte in einer Weise rationalisiert und in einer gewissen Beziehung — möchte ich sagen — industrialisiert, daß ihre Erzeugung nicht nur mit dem starken Wachstum unserer Bevölkerung Schritt hielt, sondern auch — auf die gleiche Bodenfläche bezogen — einen erheblich größeren Ertrag lieferte als die Landwirtschaft irgend eines der mit uns konkurrierenden Länder, von denen die meisten unter besseren Bodenbedingungen und besseren klimatischen Verhältnissen arbeiten als wir. Unsere deutsche Landwirtschaft ist heute in der ganzen Welt nicht nur unübertroffen, sondern auch unerreicht."

---

[1] Nicht alle Vorschläge, die auf diesem Lehrkursus gemacht wurden, waren gerade besonders zweckmäßig, insbesondere nicht die Forderung eines Professors: man solle, bei dem Fehlen von Schlächtergesellen, die Schweine kurzerhand totschlagen und ihre Kadaver verscharren. Dieser Vorschlag wurde denn auch in den gedruckten Bericht nicht aufgenommen.

Auch auf sozialistischer Seite hat unsere seit 1879 einsetzende Schutzzollpolitik rückhaltlos Anerkennung gefunden. So schreibt z. B. Julius Kaliski: „Was dem deutschen Wirtschaftsbau die breiteste und festeste Grundlage gibt, ist die glückliche Verteilung unserer Kräfte zwischen Industrie und Landwirtschaft. Ich glaube keine Störung des Burgfriedens zu begehen, wenn ich die Tatsache registriere, daß die Erstarkung der Produktionskraft unserer Landwirtschaft die Zahlung selbst eines hohen Preises wert gewesen ist und die Beibehaltung der Grundlagen einer Wirtschaftspolitik bedingt, die die Ernährung des deutschen Volkes aus eigener Kraft sichert. Nach den Erfahrungen des Krieges wird niemand mehr verkennen, daß die Stellung der Landwirtschaft nicht als Frage einer Erwerbsgruppe, sondern als Angelegenheit der Nation zu behandeln ist." [1]

Möge diese Erkenntnis von der unersetzlichen Bedeutung der Landwirtschaft für die gesicherte Volksernährung in späteren Friedenszeiten ebensowenig schwinden, wie das solidarische Bewußtsein, daß Landwirtschaft und Industrie aufeinander angewiesen sind. Ist ja die Landwirtschaft in ihrer Existenz abhängig von der Kaufkraft der industriellen Bevölkerung. Die Industrie anderseits braucht ebenso die Landwirtschaft als in allen Fällen zuverlässigen Lebensmittellieferanten und als kaufkräftigen Abnehmer der Industriewaren. Der gesamte Rohwert der landwirtschaftlichen Produktion wird auf 13 bis 14 Milliarden Mark pro Jahr geschätzt (dabei allerdings auch Doppelzählungen). Was bedeutet das aber für den inländischen Geldmarkt, dem eine blühende Landwirtschaft ungeheure Summen erhält, die sonst zum großen Teil ins Ausland wandern würden!

Nicht minder trug unsere Sozialpolitik reiche Früchte. Schutz und Hebung des Arbeiterstandes haben den Soldaten Gesundheit und Kraft erhalten, haben die Auswanderung tüchtiger Männer verhindert, den Klassengegensatz in einer Weise gemildert, daß zur Stunde der Gefahr der gesamte Arbeiterstand zum begeisterten Kampf für die nationalen Güter sich erhob. Es bleibt ja noch manches für den Arbeiterstand zu leisten im Ausbau der Arbeitsvermittlung [2], der Arbeiterschutzgesetzgebung, der Arbeiterversicherung, in einer freiheitlichen Gestaltung des Koalitions- und Organisationswesens. Auch auf dem Gebiete der Sozialpolitik darf es darum kein Zurückweichen, keinen Stillstand geben, bis das schöne und notwendige Werk eines einheitlichen und vollkommenen Arbeiterrechts seine Vollendung gefunden hat.

---

[1] Julius Kaliski, Unsere wirtschaftliche Kriegsrüstung, in Sozialist. Monatshefte XXI (1915) 1. Band 1. Heft, 27.

[2] Vgl. Josef Jahn, Neue Aufgaben der Arbeitsvermittlung, in Zeitschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt (Konkordia) XXII (1915), 9. Heft, 307 ff.

5. Neben einer stärker durchgeführten Ein- und Unterordnung der einzelnen Faktoren im volkswirtschaftlichen Prozesse unter Staatsgesellschaft und Volkswohlfahrt wird sodann als zweites, wichtiges Element solidarischer Wirtschaftsverfassung der engere Zusammenschluß geschäftlicher und beruflicher Interessen in den modern gestalteten, wirtschaftlichen (Kartell, Genossenschaft) und beruflichen (offiziellen Kammern, Innungen, Gewerkschaften und sonstigen freien) Formen der bürgerlichen Organisation eine beträchtlich erhöhte Bedeutung gewinnen. Bei der Gestaltung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse der Zukunft werden diese Organisationen eine hervorragende Rolle spielen, wie sie auch schon in ihrer jetzigen Verfassung den vollen Bruch mit dem Individualismus der kapitalistischen Epoche bedeuten. Die erfreuliche Aufrechthaltung des Wirtschaftslebens in der Kriegszeit insbesondere war und ist nicht einzig und allein den Anordnungen und Maßnahmen der Staatsgewalt zu verdanken. Wesentlich dazu beigetragen hat die bürgerliche Tätigkeit, das Wirken jener ökonomischen und sozialen Organisationen, die sogar vielfach hierbei die Initiative ergriffen. Dort gelangte jedenfalls das Eingreifen der Staatsgewalt am schnellsten zum Ziel, blieb unsere Volkswirtschaft den schwersten Anforderungen am besten gewachsen, wo sie sich auf starke gesellschaftliche Organisationen stützen konnte.

In nicht wenigen Gewerbezweigen besaßen wir Kartelle, die der Anarchie der Produktion — ohne gesellschaftliche Produktion im marxistischen Sinne — zu wehren, Gütererzeugung und Güterabsatz selbständig zu regeln, die Erzeugung der Nachfrage anzupassen suchten, alles dies freilich zunächst im privatwirtschaftlichen, geschäftlichen Interesse, um die Existenz der beteiligten Unternehmungen zu sichern, ihren Ertrag zu erhalten, zu vermehren. Das schloß und schließt indes nicht aus, daß wirklich weitblickende Geschäftspolitik den eigenen Vorteil kaum in der Schädigung der Allgemeinheit suchen wird. Ohne Zweifel hat das entschlossene Vorgehen gerade der Kartelle nicht wenig dazu beigetragen, den volkswirtschaftlichen Prozeß während des Krieges aufrecht zu erhalten; im allgemeinen trat auch auf den Märkten der kartellierten Produkte wucherische Preissteigerung weniger zu Tage als auf den Märkten des freien Wettbewerbes[1]. Wie hoch die Bedeutung der Kartelle für die Allgemeinheit eingeschätzt wird, das haben z. B. die Bemühungen der Regierung gezeigt, als es sich darum handelte, die Schwierigkeiten einer Erneuerung des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats aus dem Wege zu räumen. Die Hüttenzechen, die in erster Linie mit dem

[1] Vgl. Eduard Heimann, Über Individualismus und Solidarismus in der kapitalistischen Konzentration, im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik XXXIX (1915) 741 ff.

Massenabsatz von Eisenerzeugnissen sich befassen, daneben aber auch Brennstoffe erzeugen und solche zu gleicher Zeit in großen Mengen verbrauchen, haben eben als Verbraucher nicht die gleichen Interessen wie die reinen Zechen, die nur Brennstoffe und deren Nebenprodukte absetzen. Es bedurfte energischer Mittel, insbesondere eines in Aussicht gestellten, mit großer Nervosität begrüßten Zwangssyndikates, um diese und sonstige Hemmnisse zu überwinden und wenigstens ein Übergangssyndikat für die nächste Zukunft (bis zum 31. März 1917) zustande zu bringen[1]. Jedenfalls stellen die Kartelle eine bedeutsame wirtschaftliche Macht dar. Wo für wichtige Gebiete der Volksversorgung durch Produzentenkartelle das öffentliche Interesse und die materielle Volkswohlfahrt in Frage kommen, wird darum auch ein entsprechender Einfluß der Behörden gegenüber möglichen Mißbräuchen nicht abzuweisen sein. Überdies dürfte fürderhin die organisierte Selbsthilfe der Konsumenten für die Fragen der Preisbildung eine größere Rolle spielen als bisher.

Wichtige Lehren ergaben sich in der Kriegszeit für das Kleingewerbe und dessen Organisation[2]. Es hat sich wieder gezeigt, wie das Handwerk einer höheren technischen und kaufmännischen Ausbildung, einer Modernisierung der Werkstatt bedarf, wozu Gewerbeförderungsanstalten wesentliche Beihilfe leisten können. Um größere Lieferungen pünktlich und gut aus eigenen Mitteln zu besorgen, fehlen den kleinen und mittleren Betrieben regelmäßig die technischen Einrichtungen und ausreichenden Vorräte an den erforderlichen Materialien. Der isolierte oder, wie man sagt, der „wilde" Handwerker kann nicht von der Kundenarbeit zur Massenproduktion übergehen. Dazu bedarf es eben der Organisation. Zur Übernahme größerer Aufträge, z. B. von Heereslieferungen, eignet sich aber am besten die „Genossenschaft", als geschäftliches Unternehmen mit fester, rechtlicher Grundlage im Genossenschaftsgesetze. Das schließt gewiß nicht aus, daß Innungen, Innungsverbände, Handwerkskammern der Bildung einer ausreichenden Zahl geschäftstüchtiger, gut geleiteter Handwerksgenossenschaften ihre Aufmerksamkeit und Sorge widmen, daß sie speziell für Zuweisung und Übernahme der großen Lieferungen eine vermittelnde Tätigkeit entfalten. Gleichwohl wird man doch den Unterschied zwischen ökonomischen und sozialen Organisationen hier wohl beachten, der beruflichen Organisation nicht unmittelbar wirtschaftliche Aufgaben zuweisen dürfen, die zweckmäßiger von der ökonomischen Organisation, der Genossenschaft, erfüllt werden können. Nur wenn zugleich den eigentlichen Standesfragen durch die beruflichen Organisationen und den wirtschaftlichen Geschäften durch die genossenschaftliche Zusammenfassung der Kräfte Genüge geleistet wird, ist die Zukunft des Handwerks sichergestellt.

Besonders beim kaufmännischen Mittelstande sind in der Kriegszeit die üblen Folgen mangelhafter Organisation zu Tage getreten. Nicht als ob die

---

[1] In Oberschlesien wurde die Konvention alsbald nach Erlaß der Bundesratsverordnung verlängert.

[2] Vgl. Peters, Lehren des Krieges für das Kleingewerbe, in Köln. Volkszeitung vom 16. Mai 1915, Nr 395.

Zahl der kaufmännischen Organisationen zu klein gewesen wäre. Im Gegenteil, sie war eher zu groß. Es fehlte aber eben darum die für jede tatkräftige und erfolgreiche Gemeinschaftsarbeit unerläßliche Ordnung und Einheitlichkeit. Bei festerem Zusammenschluß und planvollerer Ordnung des Organisationswesens würden wohl auch jene Fälle von Kriegswucher eher zu vermeiden gewesen sein, die jetzt nur zu leicht, zu schnell und darum ungerecht dem ganzen Stande zum Vorwurf gemacht worden sind.

Es bedarf kaum besonderer Erwähnung, daß die offiziellen Kammern, die Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern, sich bewährt haben; ebenso die freien Organisationen zum Teil, insbesondere die freien landwirtschaftlichen Organisationen. Gleichwohl wird man nach dem Kriege den Fragen der Lebensmittelversorgung erhöhte Aufmerksamkeit schenken müssen. Das anfänglich „wenig imposante Herumexperimentieren“ des Staates auf diesem Gebiete fällt eben nicht nur der Staatsregierung zur Last. Es fehlte an einer umfassenderen gesellschaftlichen Organisation, die leicht und unmittelbar der geordneten Versorgung der Allgemeinheit dienstbar gemacht werden konnte.

Daß die Gewerkschaften für den wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg der Arbeiterklasse Großes geleistet und auch in der Kriegszeit sich durchweg anerkennenswerte Verdienste nicht nur um die Arbeiterschaft, sondern auch um die Kriegsorganisation erworben haben, kann gerechterweise nicht bestritten werden. Nach dem Kriege werden die Gewerkschaften ihre Mitgliederreihen ergänzen, werden sie mitwirken müssen, die aus dem Felde heimkehrenden Arbeiter wieder in Arbeit und Verdienst zu bringen, und ebenso bei der „Wiederumstellung und Anpassung der Industrie an die neuen Möglichkeiten und Notwendigkeiten“ mitzuhelfen haben. Es ist offenkundig im Interesse des Vaterlandes, daß diese Aufgaben nicht ausschließlich und allein von den Arbeitgeberorganisationen in Anspruch genommen werden. Anderseits liegt es im eigenen Interesse der Gewerkschaftsbewegung, daß auch sie das richtige Verhältnis zu Staat und Gesellschaft dauernd zu wahren wisse. Vorbildlich bleibt hierfür die Auffassung, wie sie die katholischen Organisationen und die christlichen Gewerkschaften von jeher beherrscht hat: „Die christliche Arbeiterschaft“, sagt Theodor Brauer[1], „betrachtet sich als einen Teil des Volkes, mit dessen übrigen Schichten sie Interessen höchsten Ranges verbinden. Ihre Anhänger fühlen sich nicht nur als Arbeiter, sondern als Bürger des Staates, an dessen Wohlergehen sie interessiert sind. Sie reißen denn auch nicht, um der angeblichen internationalen Einheit der Arbeiterklasseninteressen willen, die internationalen Schranken von Volk zu Volk völlig nieder. Nach ihrer Überzeugung ist für den Aufstieg der Lohnarbeiterklasse die dem Volke gemeinsame nationale Kultur und Volkswirtschaft der einzig geeignete Boden.

[1] „Der Krieg und die christlichen Gewerkschaften“, Nr 7 von „Der Weltkrieg“ herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. Vgl. desselben Verfassers Aufsatz: „Die Arbeiterfrage im Kriege“, in Histor.-polit. Blätter 1915, 207 ff; „Zur Entwicklung der christlichen Gewerkschaften“, in Zeitschr. f. Politik 1915, 532 ff. und „Die deutschen Katholiken und die Standesbewegung“, in Hochland 1915, 1 ff.

Nur in und mit dieser Kultur und Volkswirtschaft steigt auch der Arbeiterstand zugleich mit allen andern Volksschichten empor. Daher die Formel: Durch die Förderung des Gemeinwohls ist auch dem eigenen Stande am besten gedient." Das bedeutet den Sieg des einigenden Berufsgedankens über den spaltenden Klassengedanken, des nationalen Staatsgedankens über einen falschen Internationalismus. Auch die sozialistischen Arbeiter haben gerade in der Kriegszeit besser als je erkennen können, daß die Interessen ihres Standes, in der Hochhaltung des Gewerbes, wesentlich mit den Interessen der Arbeitgeber zusammentreffen. Möchte diese Erkenntnis allmählich zu einer weitgehenden gewerbepolitischen Zusammenarbeit der beiderseitigen Interessenten, mit staatlicher Unterstützung, auch in der Friedenszeit führen. Damit wäre jedenfalls ein bedeutender weiterer Schritt zur Lösung der Arbeiterfrage gemacht, wenn dabei auch nicht alle Streitfragen unmittelbare Erledigung gefunden hätten. Man darf annehmen, daß die Tarifverträge und Tarifgemeinschaften hier den Weg zum sozialen Frieden ebnen oder darstellen. Besonders erfreulich ist der neuerdings lebhafter gewordene Ruf nach Fortbildung bzw. Errichtung von wirksamen Einigungsämtern. Solche Einigungsämter dürfen ja in der Tat als „selbstverständliche Verlängerung der Tarifgemeinschaften" gelten. Sie werden darum auch am zweckmäßigsten, in paritätischer Verfassung, von Organisationen der beiderseitigten Interessenten, der Arbeitgeber und Arbeiter, getragen[1].

Schließlich wird man auch in Zukunft die hohe Bedeutung planmäßigen *Zusammenwirkens* der staatlichen und gemeindlichen Behörden mit den bürgerlichen, wirtschaftlichen und beruflichen Verbänden, wie es in der Kriegszeit sich hervorragend bewährt hat, ebensowenig vergessen dürfen wie den praktischen Wert des Hand-in-Hand-gehens von Staat und Kommune.

6. Spricht man von „Entwicklung", so wird damit eine gewisse Kontinuität hervorgehoben. Die „Entwicklung" schreitet nicht sprungweise voran; sie knüpft an Gegebenes an, das zu neuen Formen sich umbildet. Die *wirtschaftliche* Entwicklung aber ist *menschliche*, *gesellschaftliche* Entwicklung, kein Naturprozeß, wie der Vogel sich naturgesetzlich entwickelt aus dem Ei. Ideen und Ideenströmungen, menschliche *Einsicht* und *Vernunfturteil* beherrschen hier zum großen Teil entscheidend die Entwicklung; und da es sich dabei um praktisches Leben und Wirken handelt, so sind es vor allem *Ziele*, *Zwecke*, wie *Mittel* zur Erreichung solcher Ziele, auf welche jene Erkenntnis, diese Vernunfturteile, diese Bestrebungen sich beziehen.

Für die individualistische Auffassung entbehrte die Volkswirtschaft wahrer, innerer Einheit. Sie erschien als Vielheit selbständiger Wirtschaften, von

[1] Beachtung verdient diesbezüglich der Aufsatz von Friedrich Kleeis: „Einigungsämter für wirtschaftliche Kämpfe", in Sozialist. Monatshefte 1915, 7. Heft, 353 ff.

denen jede ihr eigenes Interesse verfolgte. Der Sozialismus überspannte die Einheit. Staat oder kommunistische „Gesellschaft" sollten Subjekt und Träger des wirtschaftlichen Prozesses werden. Ohne die Vielheit selbständiger, selbstzwecklicher, selbstverantwortlicher Wirtschaftssubjekte durch eine subjektive sozialistische Einheit der Volkswirtschaft zu beseitigen, betont dagegen die solidarische oder moralisch-organische Auffassung die objektive Einheit des staatsnationalen Wirtschaftslebens. Die Volkswirtschaft stellt hiernach eine solidarische Gemeinschaft dar vermöge der objektiven Unterordnung des nationalen Wirtschaftslebens unter die öffentliche, allen gemeinsame Wohlfahrt, als den naturgemäßen Zweck der staatlichen Gesellschaft — also durch ihre einheitliche objektive Aufgabe, die in nichts anderem besteht, als in der jeweilig relativ vollkommenen Bedarfsversorgung des Volkes und Staates mit äußeren Gütern. Die zur Durchführung dieser Aufgabe berufenen Kräfte sind die staatlichen Zentralinstanzen der Gesetzgebung und Verwaltung, die Kommunen für ihren Bereich, die bürgerlichen Organisationen im Dienste ihrer besondern Aufgaben, mit Ein- und Unterordnung unter das Gesamtwohl des ganzen Volkes (Prinzip der Solidarität höherer Gemeinschaft). Namentlich dienen jener volkswirtschaftlichen Aufgabe alle privaten und öffentlichen Sonderwirtschaften durch Erzeugung und Darbietung von Gütern und Leistungen. Selbstverständlich muß bei diesen Betätigungen und Strebungen volle Harmonie zwischen der materiellen Ordnung äußerer Güter und den höheren Sphären menschlicher und gesellschaftlicher Kultur gewahrt bleiben (Prinzip der Einheit der Kultur). Nicht minder selbstverständlich ist es, daß die Aufgabe der Volkswirtschaft die beste Erfüllung nur dann finden wird, wenn Regierung und Volk das Pflichtgemäße ihrer Funktionen erfassen und ihr Wirken hiernach einrichten. In seiner wirtschaftlichen Betätigung ist der Unternehmer, der Arbeiter nicht bloßer Privatmann, sondern zugleich auch Staatsbürger.

Das alles nun bedeutet die volle Abwendung von dem verkehrten Individualismus, der individualistischen Freiheit, dem individualistischen Kapitalismus.

Die Volkswirtschaft ist eben dabei nicht mehr ein Haufen isolierter Individuen, die unabhängig voneinander und im wesentlichen unbehindert durch Staat und gesellschaftliche Organisation ihre privaten Interessen verfolgen. Das nationale Wirtschaftsleben empfängt vielmehr eine bestimmte Ordnung durch Hinordnung auf das volkswirtschaftliche Ziel: die materielle

Wohlfahrt des Volkes mit seinem Staate. Die Freiheit findet ihre Schranken, die Isolierung ihr Ende, das Gewinnstreben Ziel und Maß durch staatliche Autorität, gesellschaftliche Organisation, durch Gewissen und Pflichtbewußtsein aller im volkswirtschaftlichen Prozeß tätigen Faktoren. Das bedeutet aber eine Entwicklung zu höheren Formen des Lebens über die kapitalistische Epoche hinaus, — „eine neue Ära unserer wirtschaftlichen Entwicklung“.

Das Wesen des verwerflichen „Kapitalismus“ besteht nun nicht in ausgedehnter Verwendung von Kapitalgütern im wirtschaftlichen Prozesse, auch nicht in dem privaten Kapitalbesitz und ebenfalls nicht im privaten Erwerb auf Grund von Kapitalbesitz, nicht in der kapitalistischen Produktion, sondern darin, daß das ganze Wirtschaftsleben einseitig dem privatwirtschaftlichen Gewinnstreben unterworfen, in den Dienst dieses oft maß- und rücksichtslosen Gewinnstrebens gestellt wird [1]. Nicht das Gemeinwohl des Volkes ergibt sich, wie man irrend sagte, „von selbst“, solange die Volkswirtschaft lediglich als Summe bloß den eigenen Vorteil frei und unbehindert verfolgender Sonderwirtschaften gilt. „Von selbst“ ergibt sich dabei vielmehr mit Notwendigkeit gerade jene einseitige Beherrschung der Volkswirtschaft durch das Geldinteresse des Kapitalbesitzes, vielfach auf Kosten der öffentlichen und allgemeinen Volkswohlfahrt. Wird aber die Volkswirtschaft als soziale Einheit und Gemeinschaft erkannt, wird die wirtschaftliche Betätigung der Individuen als staatsbürgerliches Wirken der öffentlichen, allen gemeinsamen Wohlfahrt untergeordnet, dann kann nicht mehr das ökonomische Prinzip in rein privatwirtschaftlicher Deutung, also der Ertragsgedanke, der Überschuß über die Kosten, als höchste nationalökonomische Weisheit erachtet werden. Dann tritt vielmehr der Begriff der Leistung wieder in sein Recht; dann bemißt sich der Tauschwert nach dem dargebotenen Gebrauchswert, die privatwirtschaftliche Produktivität nach der volkswirtschaftlichen Produktivität; der subjektive Zweck der privaten tauschwirtschaftlichen Betätigung findet seine Erfüllung nach dem Maße ihrer objektiven Bedeutung für die Bedürfnisse und Zwecke des Verbrauchers. Mit einem Worte: Dann ist wieder tatsächlich die Bedarfsdeckung des Volkes oberster Zweck der Volkswirtschaft, nicht der privatwirtschaftliche Gewinn. Tausch und Einkommensbildung finden erneut ihre Ordnung durch das Prinzip der Wiedervergeltung nach Wert

[1] Der Moralist wird den „Kapitalismus“ speziell als „Mammonismus“ verurteilen, als maßlose Erwerbssucht, ohne Regelung durch Gerechtigkeit und Liebe.

und Bedeutung sachlicher und persönlicher Leistung. Der Wucher, d. h. die Aneignung eines volkswirtschaftlich nicht begründeten Mehrwertes, bleibt prinzipiell ausgeschlossen.

Eines der interessantesten und lehrreichsten Schauspiele der Kriegszeit ist diesbezüglich der machtvolle Durchbruch der Auffassung vom „gerechten" Preise, oder, wie man jetzt zu sagen beliebt, vom „angemessenen" Preise. Trotz der von privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten überstark beherrschten nationalökonomischen Theorie war die Lehre vom gerechten Preise aus der Volksüberzeugung niemals ganz verschwunden. Der Glaube an eine von selbst, automatisch, mechanisch erfolgende Anpassung der Produktion an Bedürfnisse und Einkommensverhältnisse der Konsumenten und umgekehrt des Verbrauchs an die Produktion, durch ungestörte Preisbildung nach dem „Gesetz von Angebot und Nachfrage", hat viel von seinem Zauber verloren. Man weiß und fühlt nur zu wohl, daß hinter Angebot und Nachfrage eben freie Menschen stecken, und daß deren Absichten und Winkelzüge nicht gerade immer den Bedürfnissen und Ansprüchen der Allgemeinheit Rechnung tragen. So wurden denn auch lebhaft die deutschen Wucherverordnungen vom 23. Juli und 23. September 1915 begrüßt, durch welche die Enteignung dem Verbrauch vorenthaltener Vorräte, die Bestrafung der Inanspruchnahme eines im Verhältnis zur Marktlage übermäßigen Gewinnes, ferner die Einschränkung der Produktion und des Handels aus gewinnlicher Absicht verfügt worden ist. Unzuverlässige Personen können nach diesen Verordnungen in Zukunft für das ganze Reich vom Handel mit Gegenständen des täglichen Bedarfs und des Kriegsbedarfs ausgeschlossen werden. Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über Höchstpreise, Vorratserhebung, über den zur besseren Orientierung der Käufer angeordneten Preisaushang werden strenge bestraft. Außer Geld- und Gefängnisstrafe hat der Übeltäter Veröffentlichung des Urteils auf seine Kosten und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte zu gewärtigen. Es wird freilich in Zukunft nicht möglich sein, alle Fälle des Wuchers im volkswirtschaftlichen Sinne kriminalistisch zu fassen. Allein die Fortdauer jener Verordnungen und die Weiterentwicklung der ihnen zu Grunde liegenden Gesichtspunkte bleibt auch für die Friedenszeit wünschenswert.

Staatliche und kommunale Höchstpreise ferner sind freilich immer nur ein unvollkommenes Mittel, und zwar nicht bloß deshalb, weil sie erst durch Hinzutreten der Beschlagnahme volle Wirksamkeit erlangen. Einheitliche Höchstpreise, z. B. der Lebensmittel, lassen sich für ganz Deutschland unmöglich feststellen. Die Umschreibung größerer Preisgebiete aber enthält viel Willkür, und die Verschiedenheit der offiziellen Preise kann die Versorgung der Gebiete mit relativ niedrigerem Höchstpreis erschweren. Man darf in der Tat bezweifeln, ob auch durch bundesratliche Richtpreise für „größere und in sich einheitliche Gebiete" mit ergänzender Preisregelung durch die Gemeinden alle Schwierigkeiten ausgeräumt werden können. Gleichwohl hat das System der Höchstpreise in der Kriegszeit gute Dienste geleistet; und auch in Zukunft wird man nicht vergessen,

daß unter Umständen eine offizielle Preisregulierung doch nicht so ganz außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt.

Zu begrüßen ist die durch Bundesratsverordnung vom 25. September 1915 vorgesehene Errichtung von „Preisprüfungsstellen" zur Schaffung der Unterlagen für die Preisregelung der Gegenstände des täglichen Lebensbedarfs, zur Feststellung der Teuerungsursachen und zur Unterstützung der amtlichen Organe bei der Beaufsichtigung der Preisgestaltung. Für die Preisregelung auch nach dem Kriege wird man auf solche Prüfungsstellen zurückgreifen können, wie denn die organisierte Selbsthilfe, beim weiteren Fortschritt des Organisationswesens auch der Konsumenten, den komplizierten Verhältnissen des Tauschverkehrs gegenüber sich im allgemeinen besser bewähren dürfte als einseitig behördliche Regelung.

Fordert das Wesen des Tausches eine dem Äquivalenzprinzip entsprechende Preisbildung, wodurch der allein mögliche Ausgleich zwischen Produzenten- und Konsumenteninteressen erzielt wird, so verlangt Natur und Wesen der arbeitsteiligen Gesellschaft auch für die Einkommensbildung eine Wiedervergeltung sachlicher und persönlicher Leistung nach ihrem Wert und ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung. Damit ist aber der prinzipielle Gesichtspunkt für die Lehre von der Rente, dem Unternehmergewinn, dem Lohne gegeben. Es kann sich auch hier wieder bei der „Abwendung vom Kapitalismus" keineswegs darum handeln, daß dem Besitz genommen werde, was ihm innerhalb einer auf Privateigentum begründeten Gesellschaftsordnung rechtlich zukommt. Nicht die volkswirtschaftlich notwendige und nützliche Kapitalbildung soll verhindert, ehrlicher Gewinn nicht ausgeschlossen, wohl aber dem egoistischen Ausbeutertum, den parasitären Existenzen, überhaupt nach Möglichkeit jedem Gewinnstreben der Weg verlegt werden, das, in rücksichtsloser Ausnutzung der ganzen Welt, die Vermehrung und Steigerung des privatwirtschaftlichen Ertrages mit allen, nicht selten den bedenklichsten Mitteln erstrebt.

Das Schlagwort der Zukunft wird folgerichtig noch mehr als bisher Arbeit heißen. Kein müßiges Dronentum, kein arbeitsloser Luxus, wie Quietismus und Neomalthusianismus sie erzeugen, sondern ein arbeitsfrohes, durch Religion und Sitte lebenskräftiges Volk findet und bahnt sich den Weg zur materiellen Wohlfahrt. Darum starke Vermehrung der Volkszahl, nicht bloße Erhaltung, sondern Erhöhung der ererbten Werte, Schaffung der besten Umweltsbedingungen!

Über allem Stoff, der den Gegenstand oder das Werkzeug der Gütererzeugung bildet, steht der arbeitende Mensch, der Unternehmer, aber auch der Mann mit der schwieligen Hand, der gewöhnliche Arbeiter als Arbeitsgenosse, Mitarbeiter des Unternehmers. Was man seinen Lohn nennt, mag für die privatwirtschaftliche Betrachtung als Kostenmoment gelten; unter volkswirtschaftlichem Gesichtspunkte ist es Wiedervergeltung

einer volkswirtschaftlich bedeutsamen Leistung, ist es Einkommen eines großen, verdienstvollen Volksteils. Schon hat sich eine gewaltige Umwandlung der Ideen vollzogen. Vieles ist geschehen, um den arbeitenden Menschen in eine Lage zu bringen, auf die er als Mensch, als arbeitender Mensch, als Volksgenosse berechtigten Anspruch hat. Noch harren aber, wie gesagt, so manche Probleme der Lösung für die weitere Hebung des Arbeiterstandes: volle Gleichberechtigung beim Abschluß des Arbeitsvertrages, wirksames paritätisches Einigungs- und Schiedswesen, umfassendere Sorge für die Gesundheit von Seele und Leib des Arbeiters, zielbewußte Wohnungspolitik usw.

7. Auch die nationalökonomische Theorie geht einer Umwandlung entgegen. Allerdings bleibt volle Einigung der Ansichten nicht zu erwarten. Ist ja, wie Brentano einmal gesagt haben soll: der Professor ein Mann, der anderer Ansicht ist. Gleichwohl wird man sich doch mehr noch als bisher von den Irrtümern der englischen und französischen Schulen loslösen und allgemeiner anerkennen müssen, daß die Volkswirtschaftslehre keine naturwissenschaftliche Disziplin, sondern Kulturwissenschaft ist, daß, wo das Wirken freier Menschen in Frage kommt, der Zweckgedanke nicht ausgeschaltet werden kann, daß die Nationalökonomie als Wissenschaft vom Volksbedarf und den gesellschaftlichen Bedingungen seiner Deckung sich nicht darauf beschränken darf, „die Vorgänge auf der Bühne des Lebens, wie der Chor in der antiken Tragödie, zu begleiten“[1]. Wendet sich die bürgerliche Nationalökonomie gegen sozialdemokratische Mißbräuche, so darf sie sich nicht verhehlen, daß gerade sie bisher nicht wenig dazu beigetragen hat, die kapitalistische Klassenherrschaft zu befestigen, daß sie, indem sie dem Idol einer überspannten wirtschaftlichen Freiheit huldigte, durch Begünstigung kapitalistischer Klassenmißbräuche gerade eines der wesentlichsten Elemente innerpolitischer Freiheit schwer geschädigt hat[2]. Man wird, so dünkt uns, in der Theorie, auch nicht mehr versteckt, an der Vorstellung des Nachtwächterstaates festhalten können, nachdem die ernste Wirklichkeit des Lebens ein wahrhaft soziales Staatsgebilde geschaffen hat. Man wird ein größeres Verständnis für die volkswirtschaftliche Bedeutung der nach den Interessen des Gemeinwohles geregelten Staatshandlungen beweisen und sich die Frage vorlegen müssen, ob die herkömmliche Scheidung von Volkswirtschaftslehre

---

[1] So W. Sombart, Die Volkswirtschaftslehre und der Krieg, in Berliner Akadem. Nachrichten IX (1914) 58.

[2] Man vergleiche diesbezüglich Schmollers Ausführungen in „Deutschland und der Weltkrieg“ 1915.

und Volkswirtschaftspolitik nicht, wenigstens zum Teil, verfehlt war, und ob die volkswirtschaftlichen Staatsaufgaben nicht gerade in der theoretischen Nationalökonomie einen ihrer Bedeutung entsprechenden Raum beanspruchen können. Die Nationalökonomie der Zukunft wird insbesondere, ohne dadurch zur Ethik zu werden, ein größeres Verständnis für die Pflicht im Wirtschaftsleben bekunden und anerkennen dürfen, daß das Volksgewissen der wichtigste Bestandteil des Volksvermögens ist[1]. Auch „die beste politische und ökonomische Ordnung kann ja", wie Benno Jaroslaw[2] treffend bemerkt, „uns nichts nützen, wenn wir nicht selbst besser werden". — Und nun noch eines.

8. Die Kriegszeit hat außerordentliche Mittel der Organisation in Anwendung gebracht. Außerordentliche Leistungen nicht nur militärischer, sondern auch wirtschaftlicher und finanzieller Art haben die Zentralmächte vor der politischen und wirtschaftlichen Vernichtung bewahrt. Aber diese außerordentlichen Mittel und Leistungen waren nur möglich durch eine relativ gesunde staatliche, gesellschaftliche, volkswirtschaftliche Organisation der Friedenszeit, durch die festbegründete Leistungsfähigkeit von Landwirtschaft und Industrie. Die Stärke des inneren Marktes hat uns die gewaltsame Abschneidung von der Außenwelt verhältnismäßig leicht ertragen lassen. Auf der Möglichkeit einer Selbstversorgung, welche die Barmittel im Lande beließ, beruht auch zum großen Teil unsere finanzielle Kraft, unser finanzielles Durchhalten in schwerer Zeit. Wir werden uns wohl hüten müssen, schon mit Rücksicht auf unsere geographische Lage und zukünftige äußere Gefahren, fürderhin auf diese Vorzüge zu verzichten. Eine andere Frage aber ist es, ob wir die *absolute* Autarkie, eine alles umfassende Selbstgenügsamkeit unserer deutschen Volkswirtschaft — bei der bisherigen Beschränktheit des verfügbaren Wirtschaftsgebietes — als praktisch erreichbares Ziel ins Auge fassen können.

Die Autarkie ist gewiß ein hoher Vorzug. Alle großen Völker streben nach ihr[3]. Allein kaum irgend ein Volk wird sie vollkommen erreichen[4].

---

[1] Vgl. Georg v. Mayr, Die Pflicht im Wirtschaftsleben. 1900.

[2] In seinem sehr empfehlenswerten Buche: Ideal und Geschäft. 1912.

[3] Vgl. Sartorius v. Waltershausen, Weltwirtschaft und Weltkrieg, in Weltwirtschaftliches Archiv V (1915) 292 ff. Vgl. auch Adolf Brauns Bemerkungen im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik XXXIX (1915) 689 ff.

[4] Nordamerika ist diesbezüglich günstig gestellt, Ackerbau und Industrie reichen hier im wesentlichen für die Bedarfsdeckung des Volkes aus und verfügen über ein ausgedehntes Absatzgebiet. Rußland besitzt, trotz seiner Größe, nicht alles, dessen

Nicht jedes Volk verfügt über alle Gaben der Natur. Höher entwickelte Länder können Bedürfnisse wecken, zu deren Befriedigung die Produktivität des minder entwickelten Landes nicht ausreicht. Anderseits wird in aufstrebenden Volkswirtschaften die Produktivität mancher oder vieler Geschäftszweige die Konsumtionsfähigkeit des inneren Marktes regelmäßig übersteigen. Wir kennen es aus der Erfahrung, daß Länder mit ausgedehnter Landfläche und weniger dichter Bevölkerung den Überschuß ihrer agrarischen Produkte an das Ausland abgegeben haben, Argentinien seinen Weizen, Rußland seinen Roggen, seine Gerste. Auch dichter bevölkerte Länder können bei intensiver Betriebsweise Überschüsse erzielen, die sie nicht selbst verbrauchen, z. B. Österreich Gerste, Malz, Deutschland Hafer. Namentlich aber erlaubt es die hochentwickelte Technik, die Fülle von Arbeitskräften, der außerordentliche Fleiß, die besondere Geschicklichkeit und Spezialisierung unserer Industrie, weit über die inländische Nachfrage hinaus Produkte herzustellen.

Nachdem einmal Dampfschiff und Eisenbahn den Menschen- und Warenverkehr von Land zu Land in großem Umfange und größter Vielgestaltigkeit ermöglicht hat, nachdem die Schätze der Welt der ganzen Menschheit dienstbar werden können, ist der internationale Warenaustausch bis zu einem gewissen Grade zur Notwendigkeit geworden für nahezu alle strebsamen, höher entwickelten Völker. Sie suchen anderswo die Stoffe, die ihnen abgehen, und bezahlen mit Arbeit, was ihnen an Stoffen fehlt. Bis in den Haushalt des einfachen Bürgers und Landmannes greift die Weltwirtschaft hinein.

Wir dürfen also immerhin den Tag begrüßen, wo die künstliche Absperrung der Kriegszeit ihr Ende erreicht. Der „geschlossene Handelsstaat" ist heute für uns weder Ideal, noch auf die Dauer ein praktisch möglicher Zustand[1]. Unsere Volkswirtschaft kann uns knapp ernähren, — nicht mehr; sie kann ohne industriellen Export nicht dauernd bestehen und sich nicht fortentwickeln. Wenn die Millionen Kaufleute, Arbeiter, Angestellte aus dem Kriege zurückkehren, wird die Arbeit auch für die Ausfuhr wieder notwendig werden. Die Lager sind nach dem Kriege auf-

---

es bedarf. Es hat insbesondere zu wenig Kohlen und Eisen. Auch fehlt ihm eine ähnlich günstige Lage zum Meere, deren Amerika (zwischen zwei Weltmeeren) sich erfreut.

[1] Daß Fichtes „Handelsstaat" manche treffliche Gedanken enthält, bleibt hier außer Frage. Vgl. hierzu Max Sering, Die deutsche Volkswirtschaft während des Krieges von 1914/15, in Sitzungsberichte der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften XXXI (1915) 439 ff.

gearbeitet. Die Industrie wird neuer Rohstoffe bedürfen, um weiterarbeiten zu können. Es wird dabei zunächst große Sorgfalt entfaltet werden müssen, um schwere Schädigung zu verhüten. Denn es bedarf ja ohne Zweifel einer gewissen Zeit, bis die Industrie wieder ausreichend mit Rohstoffen versorgt ist und dieselben für den Export verarbeitet hat. Möglicherweise wird das Ausland diese Zwischenzeit benützen, um uns mit Fertigfabrikaten zu überschwemmen, nicht ohne starke Beeinträchtigung unserer Industrie, unseres Handels und ohne finanzielle Schwächung unserer Volkswirtschaft. Man wird dagegen vielleicht zeitweilig Finanzzölle in Anwendung bringen müssen. Gleichzeitig wird aber die Aufmerksamkeit sich machtvoll darauf richten, das alte Feld wiederzugewinnen, neue Bahnen für unsern Welthandel zu erschließen. Die Markvaluta, die nicht durch unsere finanzielle Lage in der Kriegszeit, sondern durch den Ausfall des Ausfuhrhandels im Auslande zurückging, wird in der Schätzung des Welthandels ihren Platz wieder erobern. Auch der Nutzen eines gesunden Börsenverkehrs, die volkswirtschaftliche Bedeutung des Besitzes sicherer Auslandswerte werden trotz allem erneut Anerkennung finden. Selbstverständlich darf die Kapitalausfuhr jeder Art die Grenzen volkswirtschaftlicher Möglichkeit niemals überschreiten. Sie muß im Einklang bleiben mit der Kraft und den Bedürfnissen der eigenen Volkswirtschaft. Unsere Bevölkerung wird weiter wachsen. Da gilt dann Caprivis Wort: Wir müssen Waren oder Menschen exportieren. Diese Menschen aber haben wir nötig aus politischen, militärischen und nicht zuletzt aus volkswirtschaftlichen Gründen. Kurz, weltwirtschaftliche Beziehungen werden für uns volkswirtschaftliche Notwendigkeit bleiben.

Doch wollen die jetzigen Feinde der Zentralmächte sich der Einfuhr unserer Waren nicht widersetzen? Werden sie unsern Handel nicht überall verdrängen? An Versuchen dazu fehlt es ja nicht, und die Absicht wird überlaut immer wieder zum Ausdruck gebracht[1]. Auch „neutrale“ Staaten sind dabei beteiligt. So hofft insbesondere Amerika viel von der Schädigung der europäischen Produktions- und Verkehrskräfte, möchte insbesondere den südamerikanischen Handel an sich reißen. Mögen auch die Vereinigten Staaten eine vordem nicht erlebte hohe Aktivität der Handelsbilanz durch die Getreideversorgung Englands, Frankreichs usw. und durch Heeresaufträge der Entente während des Krieges erzielt haben, dauernde Ver-

[1] Vgl. Adolf Weber, Wirtschaftliche Kriegssorgen unserer Feinde (1915) 13 ff.

drängung unseres Handels und unserer Industrie durch Amerika brauchen wir nach dem Kriege nicht zu fürchten. Der Schiffbau in Amerika ist besonders teuer. Die amerikanische Handelsflotte hat sich bisher, von der Küstenschiffahrt abgesehen, als wenig leistungsfähig erwiesen. Von den 1912 in England gelandeten Schiffen entfiel nur ein Prozent Tonnengehalt auf die amerikanische Handelsmarine. Dann wird auch das Ausland der gut und billig arbeitenden deutschen Industrie auf die Dauer nicht so leicht entraten können. Selbst England, Frankreich, Rußland werden sie notwendig brauchen, um als Lieferanten für viele Waren aufzutreten. Drei Viertel der deutschen Ausfuhr verblieb ja bisher in Europa. Die außereuropäischen Länder erhielten deutsche Waren über London und Paris. Würden nun unsere Gegner mit Erfolg versuchen, unsern europäischen Handel einzuschränken, so werden wir uns eben Ersatz verschaffen durch direkten Handel mit den außereuropäischen Ländern. Rußland besonders hat das größte Interesse, den Handel mit Deutschland aufrecht zu erhalten. Die Einfuhr Deutschlands dorthin belief sich auf 880 Millionen Mark, während Rußland für 1425 Millionen Mark Landesprodukte nach Deutschland ausführte usw.

Mag also auch die nach dem Kriege verbleibende Verstimmung noch eine Zeitlang hemmend auf den Welthandel wirken, das eigene Interesse wirkt auf wirtschaftlichem Gebiete schließlich doch immer wieder mächtiger als nationale und politische Abneigung. Auch die zur Entente gehörenden Völker werden sich darum nicht dauernd dem Einfluß unserer Industrie und unseres Handels entziehen können. Bei Bewahrung der alten Tüchtigkeit und Tatkraft dürfte unsere Industriewelt sogar verhältnismäßig schnell ihre alte Stellung zurückerobert haben, ja bald selbst in erhöhtem Maße Lieferant der Welt geworden sein.

9. Der Weltverkehr kann nun nicht bloß darin bestehen, daß wir Waren liefern und dafür Geld als Bezahlung erhalten. Wir werden auch Produkte des Auslandes übernehmen müssen. Haben wir darum auf *Selbstversorgung* zu verzichten?

Absolute, allgemeine, vollkommene Autarkie ist, wie gesagt, praktisch undurchführbar. *Relative Selbstgenügsamkeit*, Selbstversorgung aber werden wir auf allen Gebieten anzustreben haben, wo sie erreicht werden kann. Und die Selbstversorgung erscheint aus offensichtigen Gründen insbesondere unbedingt notwendig, soweit dadurch die unerläßliche Sicherung der *Volksernährung* und des *Heeresbedarfs* zu erzielen ist.

Jaffé hat nun gemeint, wir müßten nach dem Kriege einen eisernen Bestand von Futtermitteln, wie Mais und Gerste, von Nahrungsmitteln, wie Weizen, von Rohstoffen, wie Kupfer, Petroleum, Benzin, Gummi, Baumwolle, Wolle, Jute usw., also von Produkten vorrätig halten, die im Inlande nicht oder nicht in genügender Menge erzeugt werden, um der Wiederkehr einer Knappheit vorzubeugen. Sartorius v. Waltershausen teilt diese Auffassung nicht ohne Einschränkung. Er sagt, Jaffés Vorschlag setze voraus, daß nach dem Kriege Deutschland durch England ebenso von dem Ozean ferngehalten werden könne, wie während des Krieges. Er meint, wenn der Krieg uns mit dem Siege die Freiheit des Meeres, die Möglichkeit, unsere kulturellen und wirtschaftlichen Fähigkeiten auch im Überseeverkehr zur Geltung zu bringen, verschaffen, wenn es uns gelingen würde, nach Beseitigung des englischen Seemonopols zur Sicherung der Freiheit des Meeres geeignete Flottenstützpunkte am Kanal, im Atlantischen Ozean zu gewinnen, die Beherrschung Ägyptens durch England zu brechen, dann sei nicht zu begreifen, warum Deutschland nicht ein aktives Mitglied der Weltherrschaft ebenso wie bisher bleiben solle [1]. Er hält darum auch Erledigung der Frage nach solchen, wie er meint, staatssozialistischen Einkaufseinrichtungen und Aufstapelungen, die Milliarden kosten und unproduktiv daliegen würden, wenigstens für verfrüht. Kämen wir in dieselbe Lage wie vor dem Kriege, dann sei es noch Zeit genug, über staatliche Korn- und Kupfermagazine nachzudenken, und es bleibe dann noch die Frage offen, in welchem Maße mit solchen Depots Experimente des öffentlichen Betriebes verbunden werden sollen. Auch von anderer Seite wurde darauf hingewiesen, wie gerade der jetzige Krieg gezeigt habe, daß wenigstens viele für den Kriegsbedarf notwendige Sachen durch schnelle Beschlagnahme gesichert werden können, ohne Aufstapelung großer Mengen solcher Waren in Friedenszeiten.

Für die nächste und nähere Zukunft werden wir jedenfalls die Volksernährung durch den eigenen Boden und durch Verbindung mit den uns heute befreundeten Völkern sichern können. Eine weitere, erhebliche Steigerung des Bodenertrages ist voraussichtlich zu erreichen, wie auch noch manches Land, das bis heute unbenützt dalag, der Lebensmittelversorgung

---

[1] In der Ära des europäischen Staatensystems bedeutete, wie Otto Hintze (in „Deutschland und Weltkrieg" 1915) ausführt, Englands Seeherrschaft lediglich die auf seiner geographischen Lage usw. beruhende, bevorzugte Sonderstellung eines Außengliedes jenes Systems. In der neuen Ära eines Weltstaatensystems aber werde diese Sonderstellung zur Weltherrschaft. Die großen, an Welthandel und Weltpolitik beteiligten Staaten werden es fürderhin nicht ertragen können, daß eine einzige Macht alle wichtigen Durchgänge im Meere ausschließlich beherrscht. Sonst bleibt die Freiheit des Meeres bloße Phrase. Ob eine Internationalisierung dieser Durchgänge gelingen wird oder ob andere Wege einzuschlagen sind, steht noch dahin. Zum mindesten werden die jüngeren Weltmächte volles Verständnis bewahren für die praktische Notwendigkeit verstärkter Flottenbildung.

dienstbar gemacht werden kann[1]. Ob diese Selbstversorgung auch für eine spätere, ja die entfernteste Zukunft in vollem Umfange möglich sein wird, das läßt sich vorderhand nicht übersehen, da uns die Kenntnis der zukünftigen Entwicklung der Volkszahl, der Technik und auch der politischen Verhältnisse fehlt.

Eine kluge Politik muß jedenfalls alle diese Verhältnisse und die jeweilig daraus sich ergebenden Notwendigkeiten zweckmäßiger, vorsorgender Maßregeln im Auge behalten, wobei die Frage der Depots zunächst nur für gewisse Rohstoffe und Gegenstände des Heeresbedarfs praktische Bedeutung gewinnen dürfte.

Daß eventuelle Gebietserweiterungen, wenn sie erfolgen sollten, die Möglichkeit der Selbstversorgung erhöhen können, liegt auf der Hand. Es würde freilich viel darauf ankommen, welcher Art der territoriale Zuwachs wäre. Mit Belgien würde sich das Gebiet des inneren Marktes in mancher Hinsicht vorteilhaft erweitern. Für die Selbstgenügsamkeit aber käme dabei für uns nicht viel heraus, da Belgien starker Einfuhr von Rohstoffen und Lebensmitteln bedarf. Durch Übernahme der französisch-lothringischen Eisengruben, die jetzt schon durchgängig deutschen Eigentümern gehören, könnte Deutschland eine größere Unabhängigkeit von der ausländischen Erzeinfuhr erlangen. Der Erwerb des russischen Ostseegebietes mit seinen Wäldern und ausgedehnten landwirtschaftlichen Flächen würde, namentlich wenn es dort zu intensiverer Kultur käme, für die Frage der Volksernährung nicht ohne Bedeutung bleiben.

Gewiß ist es ferner, daß Deutschland nicht auf kolonialen Besitz und Erweiterung desselben verzichten kann. Vollen Vorteil aber werden die Kolonien, speziell in Kriegszeiten, für unsere Versorgung wiederum nur insoweit haben, als die Freiheit des Meeres dauernd gesichert bleibt. Deutschlands Kolonien erfreuten sich bereits einer schönen Entwicklung. Sie waren jedoch, wie der Krieg gezeigt, zu abgesondert, um politisch und wirtschaftlich den vollen Wert für uns zu behalten.

Doch all diese Fragen können heute eine lediglich bedingte Besprechung finden. Die Zeit, über Kriegsziele und Friedensbedingungen öffentlich zu sprechen, ist noch nicht gekommen.

Schon jetzt aber dürfen wir hoffen, in der verbündeten Türkei und wohl auch in den Balkanstaaten späterhin ein besonders günstiges Absatzgebiet und zugleich eine ergiebige Rohstoffbezugsquelle für unsere Industrie zu finden. An Rohstoffen erzeugt z. B. die Türkei: Baumwolle (Ebene von Adana, Obermesopotamien, Irak, Hinterland von Smyrna usw.), Schafwolle (blühende Schaf-

---

[1] Durch die Kultivierungsarbeiten von 100 000 Kriegsgefangenen wurden zur Frühjahrsbestellung 1915 bereits 75 000 Hektar als Kulturboden erschlossen. Nach Albrecht werden wir im Frühjahr 1916 400 000 Hektar für den Anbau landwirtschaftlicher Produkte geeignetes, früheres Moor- und Ödland haben.

zucht), Seide (die Kokonserzeugung steht unter der Aufsicht der ottomanischen Staatsschuldenverwaltung), Kupfer (reichhaltige Lager von Arghana-Maden in Kurdistan, von Tireboli am Schwarzen Meer, von Hewlek in Vorderkleinasien), vielleicht Petroleum (Quellen im Osttigrisland und in Syrien), Kohlen (im kurdischen Hochland, im Becken von Heraklea, bei Erserum, Arghana-Maden usw.), dann Häute, Felle, Tabak usw. Auch Gerste, Feigen, Rosinen usw. liefert die Türkei.

In Bulgarien gedeihen Weizen, Mais; es blüht dort die Obstkultur, Maulbeerkultur und Seidenzucht. Dazu kommen an Handelsgewächsen Hanf, Sesam, Baumwolle. Auch guter Tabak wird gewonnen. Berühmt ist der bulgarische Gemüsebau, die Rosenkultur (Rosenöl) in Ostrumelien. Bei geregelter Forstwirtschaft und rationellerer Ausbeutung der großen Wälder könnte Bulgarien ergiebiger Holzlieferant werden. Mit der Eroberung Mazedoniens gelangt Bulgarien in den Besitz neuer reicher Bodenschätze, wie auch Serbien über umfassende Mineralbestände (Kohlen, Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Silber usw.) verfügt.

Die heute lebhaft besprochene Frage einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn (gemeinsame Handelspolitik und allmählicher Abbau der Zwischenzölle) dürfen wir hier übergehen, da sie an anderer Stelle ausführliche Behandlung findet. Wir möchten aber Herkner beipflichten, wenn er in seinem Berliner Vortrage (Februar 1915) die großen Vorteile einer engeren Verknüpfung der wirtschaftlichen Beziehungen zu den uns nahestehenden Staaten betonte, indem er das lockende Bild eines inniger verbundenen, für die handelspolitischen Beziehungen starken Wirtschaftsgebietes entwarf, das eventuell von der Ostsee bis zum Persischen Golf reichen würde.

Ein solches erweitertes Gebiet mit wechselseitiger Ergänzung industrieller und agrarischer Produktion, mit ausreichenden Lebensmitteln (namentlich bei der noch möglichen Steigerung des Bodenertrages) und Rohstoffen, mit genügend großem Absatzfelde für eine völlig moderne, spezialisierte Industrie, mit den zur günstigen Industrieentwicklung erforderlichen Kapitalmengen usw. könnte in der Tat *eine wirtschaftliche Welt für sich selbst* bilden, mit nahezu voller Unabhängigkeit, weil sie in sich selbst ausreichende Kräfte und Mittel besäße und überdies eine reichliche Bedarfsdeckung der dabei ohne Preisgabe ihrer besondern Interessen beteiligten Volkswirtschaften.

10. Und nun zum Schluß noch einige Bemerkungen. Der Staat stellt den höchsten natürlichen und naturrechtlichen gesellschaftlichen Verband dar. Auch in seinen weltwirtschaftlichen Beziehungen bleibt darum der Staatsbürger dem Zweck des Staates, der Wohlfahrt seines Volkes, untergeordnet. *Die Weltwirtschaft dient der Volkswirtschaft*, nicht dem bloßen Gewinnstreben der Privaten, unter Mißachtung der volkswirtschaftlichen Aufgabe. Aber der Staat bildet nicht den Abschluß des menschlichen Zusammenlebens und der geselligen Berührungen innerhalb der menschlichen Gattung. Hat die Idee einer Völkerverbrüderung

im freimaurerischen Sinne Schiffbruch gelitten, ist heute das Vertrauen auf das Völkerrecht schwer erschüttert, so sagen wir darum doch noch lange nicht in brutaler Selbstüberhebung: Right or wrong, my country! Es gibt auch eine allgemeine menschliche Solidarität, die unerläßliche Voraussetzung aller staatsbürgerlichen und beruflichen Solidarität, zugleich die feste Grundlage echter, christlicher, internationaler Solidarität. Die Zeit des Hassens wird vorübergehen. Gerechtigkeit und Liebe werden wir denjenigen niemals vorenthalten dürfen, die heute sich unsere Feinde nennen. Keine egoistische Überspannung des Nationalgefühls wird uns die internationale Solidarität der Menschheit vergessen, wird uns im Kampf und feindlicher Trennung den normalen Zustand der Menschheit erkennen lassen.

Gar manches tritt freilich auch heute noch in die Erscheinung, was den Blick in die Zukunft trübt. Kapitza hat mit Recht die Allseitigkeit der deutschen Kultur gerühmt und als Quelle unsere Kraft bezeichnet: Verbindung der staatlichen Autorität und Disziplin mit der bürgerlichen Freiheit, der Reichseinheit mit der Autonomie der Bundesstaaten, der Kriegsvorbereitung mit der Friedensarbeit, der Wissenschaft mit der Praxis, der Industrie mit der Landwirtschaft, der materiellen Werke mit den moralischen Kräften[1]. Doch gerade in letzter Beziehung droht der Einheit und Harmonie unserer Kultur schwere Gefahr durch den frivolen Unglauben, die schrankenlose Genußsucht, die schmachvolle Sittenverderbnis eines beträchtlichen Teiles der Bevölkerung unserer Großstädte. Nicht bloß äußere Größe und Machtentfaltung, sondern innere Kraft und Gesundheit gewähren erst die sichere Gewähr nationaler Lebensdauer. Möchten darum alle, die auf Geist und Herz unseres Volkes Einfluß ausüben können, die schönen Worte beherzigen, die der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg vor zwei Jahren an den Leipziger Historiker Lamprecht gerichtet hat: „Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht noch allzuviel den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt niemals erhalten kann. . . . Damit wir in Zukunft eine Kulturpolitik großen Stiles treiben können, scheint mir neben der inneren Vertiefung und Stärkung unserer Kultur und unseres Kulturbewußtseins not zu tun, daß unser Volk zu dieser neuen Aufgabe geweckt werde."

Heinrich Pesch S. J.

[1] Germania Nr 440 vom 23. September 1915.

Die Psychoanalyse eine neue Erziehungsmethode?

In dem ersten und bisher einzigen Bande der unter Mitwirkung von Ernst Meumann herausgegebenen Sammlung „Pädagogium", einer „Methoden-Sammlung für Erziehung und Unterricht", wird angelegentlich eine „neue Erziehungsmethode" angepriesen. „Große, neue Bahnen" warten des Pädagogen, „der sich ihrer zu bedienen weiß. Forschend, heilend und verhütend wird der geeignete Berufserzieher reiche Ernte einheimsen, sobald er sein Rüstzeug um die neue Erziehungsmethode bereichert hat und sie mit Sicherheit anzuwenden versteht". Der Krieg mag daran schuld sein, daß das Buch nicht tiefer in die Erzieherkreise eingedrungen ist. Jetzt aber, wo sich alles vorsorgend nach Hilfsmitteln umschaut, um die heranwachsende Jugend für die großen Aufgaben der Zukunft vorzubereiten, wird man wohl auch auf diese Vorschläge zurückkommen, um so mehr, als sie keineswegs eine rein persönliche Angelegenheit des Verfassers sind. Um es mit einem Wort zu sagen: man verlangt die „Pädanalyse", d. h. die Anwendung der Freudschen Psychoanalyse als Hilfsmittel für die Jugenderziehung. Das Buch wendet sich an die berufsmäßigen Erzieher, namentlich an die Lehrer, weniger an die Eltern[1].

Was die Freudsche Psychoanalyse will, darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Fußend auf einer Beobachtung seines Freundes Breuer, kam der Wiener Nervenarzt Sigmund Freud zu der Theorie, die hysterischen Krankheitserscheinungen seien die Folge einer früher durchlebten sexuellen Katastrophe, oder doch wenigstens eines psychischen Traumas sexueller Natur. Das unliebsame Erlebnis wurde, so meint Freud, seelisch nicht bewältigt und verarbeitet, sondern gewaltsam aus dem Bewußtsein verdrängt, und darum sucht es sich nunmehr im Unbewußten geltend zu machen. Es tritt durch die merkwürdigsten krankhaften Erscheinungen zu Tage, die

---

[1] Dr Oskar Pfister, Die psychanalytische Methode. Leipzig 1913, J. Klinkhardt. Pfister ist der erste, der mit soviel Nachdruck die Pädanalyse öffentlich verteidigt. Indem wir uns mit seinem umfangreichen Buche befassen, nehmen wir zugleich von allgemeineren Gesichtspunkten aus Stellung zu der Frage: Psychoanalyse und Pädagogik.

nur ein verkleideter und versteckter Ausdruck jener unlautern Regungen sind, die vielleicht vor vielen Jahren ins Unterbewußte gedrängt wurden. Der Kranke weiß von diesem Zusammenhange nichts. Gelingt es aber, jenes Erlebnis wieder ins Bewußtsein zu rufen und den Kranken zur Aussprache darüber zu bringen, so wird der „eingeklemmte Affekt“ frei und der Patient geheilt. Diese Theorie leuchtete ihrem Erfinder so sehr ein, und die auf ihr aufgebaute Behandlungsweise zeitigte so überraschende Erfolge, daß Freud von diesem Gesichtspunkte aus alle nicht organisch bedingten Nervenleiden zu erklären versuchte. Bald öffneten sich ihm neue Perspektiven. Nicht nur die Krankheiten, auch einzelne Fehlleistungen des Alltagslebens, Vergessen und Versprechen, dann auch der Witz und endlich die Mehrleistungen des Kulturlebens, Religion und Kunst, sie alle ließen sich auf analoge Weise aus der einen sexuellen Wurzel herleiten.

Wenn jemand aus der Ferne auf einem Bogen Papier Schmutzflecken zu gewahren meint, beim Herantreten aber merkt, daß in Wirklichkeit eine Zeichnung, etwa ein Porträt, auf dem Papier entworfen ist, und auch den Namen des Künstlers erfährt, so kann er vielleicht über diese Entdeckung überrascht sein. Führte nun dieses Erlebnis zu der Theorie, daß wo immer Schmutzflecken erscheinen, es sich in Wirklichkeit um die Darstellung eines Porträts handeln müsse und daß dieses, weil kein Maler genannt ist, notwendig von dem Unbewußten hervorgezaubert sei, so ließe sich für die Zukunft dieser Theorie vieles mit Bestimmtheit voraussagen. Manchmal wird sie den Nagel auf den Kopf treffen, nämlich immer dann, wenn die Dinge genau so liegen wie im ersten Fall. Manchmal wird die Gruppierung der Flecken einem Bildnis aufs Haar ähnlich sein. Für gewöhnlich aber wird es einer gar kühnen Phantasieleistung bedürfen, um aus jedem Schmutzflecken ein Bildnis herauszulesen. Die phantasievolle Deutung wird dann für sich allein oft ein Meisterstück schöpferischer Kunst darstellen. Noch größer wird die Zahl der Fälle sein, wo die Theorie die gewaltsamsten Umbildungen zu erleiden hat, wenn anders ihr Vertreter noch etwas gesunden Menschenverstand beibehält. Nebenbei wird der glückliche Entdecker eine namhafte Kenntnis auf dem Gebiete der Schmutzflecken erzielen. Das bewahrt ihn aber nicht davor, daß vernünftige Leute von seinen Träumereien nichts wissen wollen.

All das gilt Zug für Zug von der Freudschen Theorie. Namentlich sind die Umbiegungen lehrreich, mit denen Freud den Tatsachen gerecht zu werden suchte. Sehr oft war trotz aller Bemühungen, trotz Hypnose und

Traumdeutung von einer sexuellen Katastrophe im Vorleben des Patienten nichts zu entdecken. Da mußten also entsprechende Vorkommnisse in frühester Kindheit angenommen werden. Aber auch diese konnte man bisweilen mit Sicherheit ausschließen. Da half nichts: es mußten sich die schreckhaften Erlebnisse bereits vor der Geburt ereignet haben; denn die Theorie mußte gerettet werden. Nun, diese Ungeheuerlichkeit ließ sich nicht lange vertreten. Zu guter Letzt begnügte sich der Wiener Pathologe mit einer sexuellen Konstitution. Freuds beachtenswerter Anhänger Jung machte sich die Sache noch etwas leichter, indem er nur von verdrängter Libido sprach, wobei er unter dem Worte Libido schließlich jegliches Wollen verstand. Alfred Adler endlich stürzte fast die ganze Freudsche Theorie um. Nach ihm sind die hysterischen Krankheitserscheinungen nur ein Protest gegen die Minderwertigkeit, deren sich der Patient bewußt wird.

Die andern Züge unserer Prognose brauchen wir nicht auszuführen, sie verstehen sich von selbst. Aber eines begegnete Freud, was wir in dem Gleichnis nicht anzusetzen wagten: er fand eine unerwartet große Zahl begeisterter, ja man kann sagen fanatisierter Anhänger. Woraus erklärt sich der gewaltige Anhang? Schweigen wir von denen, die von tieferstehenden Instinkten zur Psychoanalyse geführt wurden. Es kommt dann eine große Zahl von Leuten in Betracht, denen Kurpfuscherei ein Bedürfnis ist. Für sie kam die Psychoanalyse wie gerufen. In fünf Minuten kann nämlich jeder so weit sein, daß er eine psychoanalytische Praxis eröffnet. Medizinische Kenntnisse sind dabei überflüssig; denn das ganze beruht auf „Psychologie". Studium der wissenschaftlichen, namentlich der exakten Psychologie ist nicht notwendig, im Gegenteil unerwünscht; sie könnte den festen Glauben an die eigene Kunst erschüttern, und das steht immer dem Heilerfolg im Wege. Nur eine ausgiebige Kenntnis des Sexuellen ist erforderlich. Aber auch sie braucht nicht in ernstem Studium erworben zu sein. Es ist sogar besser, wenn sie aus trüben Quellen geflossen ist; denn dann versteht sich der Analytiker viel leichter auf die Manifestationen des Unbewußten. Es kommt ja einzig darauf an, das Unbewußte in seinem Fuchsbau aufzuspüren und ans Tageslicht zu ziehen. Und das geschieht so. Laß den Patienten von seinem Leiden erzählen. Er berichtet vielleicht von einer Angst, die ihn plagt, oder von eigenartigen körperlichen Schmerzen. „Stellen Sie sich diese Schmerzen recht deutlich vor! Was fällt Ihnen dabei ein?" Der Kranke nennt irgend etwas, was mit den Schmerzen in einem beliebigen Zusammenhang steht, etwa

seine Wohnung oder seinen früheren Arzt. „Stellen Sie sich das Wohnzimmer recht deutlich vor! Was fällt Ihnen dann ein?“ Und so geht es weiter, bis etwas genannt wird, was sich als sexuelles Symbol deuten läßt. Vielleicht ahnt man schon, was das Unbewußte damit sagen will. Man kann auch einmal direkt fragen[1]. Verläuft die erste Sitzung ergebnislos, so beweist das noch gar nicht, daß man zum Analytiker nicht taugt. Die Koryphäen dieser Kunst haben ihre Patienten mitunter monatelang alltäglich, mitunter jahrelang in Behandlung gehabt. Da saß es eben sehr tief im Unbewußten und wollte sein Geheimnis nicht preisgeben. Man wird also um einen ermutigenden Zuspruch nicht verlegen sein. Das nächste Mal beginne man mit einem Traum oder mit etwas, was der Kranke spontan vorbringt. Das Schöne an der Kunst ist eben, daß sie gar keine Methode, gar keinen Zwang kennt. Nur beobachte deinen Kunden, ob er nicht bei irgendwelchen Wendungen verlegen wird, ob er nicht einer Frage ausweicht. Da ist ein Einschlupf in die Fuchshöhle. Da greife zu und mache ihm klar, daß jetzt alles von seiner Offenheit abhängt. Beichtet er, dann erkläre ihm, wie das aufgedeckte Erlebnis im Unbewußten gearbeitet habe, wie diese und jene krankhafte Bewegung[2] oder was sich auch an ihm zeigte, ein symbolischer Ausdruck jenes perversen Wunsches war, den er seinerzeit bewunderungswürdig ins Unbewußte verdrängt habe. Man kenne diese Symbole nunmehr sehr wohl. Nur hätten sie ihm noch zum Bewußtsein gebracht werden müssen. Du kannst sicher sein, wenn der Patient ein Hysteriker ist, wird das Krankheitsmerkmal unfehlbar verschwinden. Laß dir auch deine Sitzungen gut bezahlen, auch die verabredeten, aber von dem Kunden dank der Umtriebe des Unbewußten schmählich versäumten. Das macht Eindruck. Berühmte Analytiker verlangen für eine Stunde 50 Kronen. Willst du freilich in allen Sätteln gerecht reiten und niemals in Verlegenheit geraten, dann studiere die psychoanalytische Literatur; sie strengt nicht an,

---

[1] „... Weitere Einfälle blieben aus (d. h. die psychoanalytische Methode versagte). Ich verordne daher direkt: Erzähle ganz offen, was denn eigentlich passiert ist!“ (Pfister a. a. O. 246.)

[2] Der Gegenstand erlaubt nur die Anführung eines analogen Beleges: „... Der junge Mann ist Hysteriker. Seit einigen Jahren leidet er an Schlingbeschwerden. Zu Anfang der Analyse vermag er feste Speisen überhaupt nicht zu schlucken. Die Exploration ergibt in wenigen Minuten, daß der Kranke allerlei Zumutungen des Vaters nicht schlucken kann und will, worauf die Störung im Halse endgültig verschwindet.“ (S. 226.)

unterhält dafür, je nach Geschmack, nicht übel. Durchgehe die Lexika der sexuellen Symbole und du wirst staunen, wie reich das Unbewußte an Ausdrucksmöglichkeiten ist. Es gibt kein Ding am Himmel und auf der Erde, das nicht sexuelles Symbol werden kann. Und jedes kann gelegentlich auch genau das Gegenteil davon bedeuten. Sollte dich aber deine Weisheit doch einmal im Stiche lassen, dann wisse: Es gibt verschiedene Schichten des Unbewußten, manche sind niemals aufzudecken. Und zudem, das Unbewußte wird auch allmählich seine Ausdrucksformen ändern, um sich nicht immer in die Karten schauen zu lassen. „Freud sagt voraus, daß manche typische Krankheitserscheinungen, nachdem ihr wahrer Sinn bekannt geworden ist, verschwinden werden, da doch die Neurose ihr Geheimnis nicht vors Fenster hängt" (S. 251). Kommst du gar nicht ans Ziel, so liegt es an dem Widerstand des Patienten. Entlasse ihn, denn er ist „analysenunreif".

Es gibt indes außer der Schar von Naturheilkundigen noch eine stattliche Zahl ernster und gewissenhafter Ärzte, die sich zu Freud bekennen, und denen man bitteres Unrecht täte, wollte man die obige Schilderung ohne weiteres auf sie anwenden. Wie erklärt sich diese Anhängerschaft? Von ärztlicher Seite weist man auf die Unbefriedigung hin, welche die rein medizinische Behandlung der Neurose hinterließ, und anderseits auf den oft verblüffenden Erfolg psychoanalytischer Kuren. Aber nie und nimmer wären solche Scharen von Ärzten in Freuds Schule geeilt, hätte nicht die *mangelnde Vorbildung in philosophischen und psychologischen Fragen sie zur kritikunfähigen Gefolgschaft prädisponiert*. Für den Mediziner, so weit er wenigstens auf seine obligate Ausbildung angewiesen ist, gibt es oft keine orientierenden philosophischen und psychologischen Sätze. Jede Begriffsdichtung hat in seinem Weltbild Raum, wenn sie nur irgendwie der Praxis dient[1].

Zu den ernsten Anhängern der Psychoanalyse rechnen wir auch den Verfasser des Buches, das uns hier beschäftigt. Er ist zwar kein Arzt, sondern (protestantischer) Pfarrer und Seminarlehrer in Zürich, scheint aber eine gewisse Freude am „Doktern" zu haben. Denn bevor er Freudianer wurde, war er begeisterter Anhänger von Dubois, dessen psychotherapeutische Methoden er in seiner Individualseelsorge anzuwenden suchte. Doch blühte ihm auf diesem Wege geringerer Erfolg. Unter Freuds Banner

[1] Darum findet man denn auch gerade unter den Medizinern die meisten Verfechter des Tierverstandes.

hingegen entwickelt er seit mehreren Jahren eine ausgedehnte psychoanalytische Praxis und weiß von überraschenden Erfolgen zu erzählen.

Die wissenschaftliche Basis für die Freudsche Theorie gewinnt Pfister in dem psychophysischen Parallelismus. Es ist schon sehr bezeichnend, daß er zu dieser heute wieder von allen namhaften jüngeren Psychologen verlassenen Theorie seine Zuflucht nimmt. Doch wollen wir diese persönliche Schwäche des Autors nicht gegen seine Sache ausspielen. Ein Analytiker braucht sich nicht notwendig auf eine philosophische Theorie zu stützen, wenn nur aus der Erfahrung feststeht, daß es in Wirklichkeit unbewußte seelische Vorgänge gibt. Man beachte aber wohl, daß es sich hier nicht etwa um unbeachtete Bewußtseinsvorgänge handelt, um flüchtige Wahrnehmungen, Gedanken, Gefühle usw. Was die Freudsche Theorie als Voraussetzung braucht, das sind Seelenvorgänge von derselben Art wie das Denken, Wollen, Erinnern, nur daß sie in keiner Weise bewußt werden. Pfister versäumt nicht, das mit dankenswerter Klarheit hervorzuheben. Gibt es nun solche unbewußte Seelenvorgänge? Man braucht nicht entgegenzuhalten, ein unbewußter Seelenvorgang sei ein Widerspruch in sich selbst. Das wird sich niemals dartun lassen. Nahm doch auch die Scholastik seit Aristoteles unbewußte Seelenprozesse an, nämlich die Beeinflussung, oder richtiger die Begründung des vegetativen Lebens durch die Seele. Es empfiehlt sich somit nicht, auf aprioristischem Wege Pfister zu widerlegen. Was sagen aber die Tatsachen zu der Annahme unbewußter Denkvorgänge, unbewußter Strebungen u. dgl.? Da muß nun zunächst festgestellt werden, daß kein einziges der von Pfister beigebrachten Momente die Notwendigkeit derselben ausmachen kann. Weder das Wiedererinnern noch die Entstehung der Raumvorstellung, der Begriffe, der Werturteile, noch endlich Achs determinierende Tendenzen fordern unbewußte psychische Prozesse, wie sie die Psychoanalyse notwendig hat.

Man kann aber noch weiter gehen. Es läßt sich heute mit Bestimmtheit behaupten, daß überhaupt noch kein stichhaltiger Beweis für das Vorhandensein oder die Notwendigkeit der Annahme solcher Seelenvorgänge erbracht worden ist[1]. Gewiß

[1] Gegenüber der Unentschiedenheit mancher Autoren, wie W. Stern (Die Anwendung der Psychoanalyse auf Kindheit und Jugend, in Zeitschrift für angewandte Psychologie VIII [1914] 71) und F. W. Foerster (Psychoanalyse und Pädagogik, in Österr. Rundschau XXXV, Heft 2) halte ich es für wichtig, diese Tatsache be-

vermag die Psychologie noch nicht alle Erscheinungen des Seelenlebens bis in die letzten Elementarvorgänge hinein zu zerlegen. Aber nicht deshalb, weil sie ihnen wie unfaßbaren Rätseln gegenüberstünde, sondern weil es bis jetzt noch nicht gelingt, Erlebnisse wie das künstlerische Schaffen schulgerecht zu beobachten. Im übrigen aber verflüchtet sich der Schein rätselhaften unbewußten Geschehens Schritt vor Schritt bei dem Herannahen der exakten Forschung. Gedankenlesen, „Tierverstand", Blindschachspielen und so vieles andere sind uns heute keine Wundererscheinungen mehr. Auch auffallende Denkleistungen werden, wie ich an anderer Stelle zu zeigen hoffe, kein Gegenstand wortlosen Staunens mehr sein. Es mangelt also der Freudschen Theorie durchaus die Erfahrungsgrundlage: Unbewußte psychische Vorgänge nach Art der uns bewußten sind direkt nicht nachweisbar. Die wissenschaftliche Psychologie kennt nur dispositionell Unbewußtes, wie es z. B. beim Behalten und Vergessen, beim Auffassen (Apperzeption) und der Gewöhnung wirksam wird. Ein selbständiges Leben und Schaffen dieses dispositionell Unbewußten verweist sie in den Bereich der Fabel[1]. Je kühner aber eine Annahme ist, um so dringlicher müßten die Gründe sein, die zu ihr führen. Die Unwissenschaftlichkeit erreicht den Höhepunkt, wenn das Unbewußte, von dem man natürlich gar nichts weiß und alles behaupten kann, zur weiteren Erklärung herangezogen wird, wenn ihm die verschiedensten Leistungen zugeschrieben werden. So ist die Scholastik mit dem von ihr eingeführten Unbewußten nicht verfahren. Nachdem sie durch die Tatsachen der Lebenserscheinungen dazu gedrängt wurde, ein vegetatives Prinzip mit

---

sonders zu unterstreichen. Daß schwachbewußte, fälschlich un- oder unterbewußt benannte Erlebnisse vorhanden und für das Seelenleben von Bedeutung sind, ist mir aus der Alltagsbeobachtung wie aus der Laboratoriumspraxis wohl bekannt.

[1] Damit braucht man die Bedeutsamkeit des dispositionell Unbewußten nicht zu verkennen. Ob einer z. B. das Wort „Wurzel" als Baum- oder Zahn- oder mathematische Wurzel auffaßt, hängt von der Beschaffenheit des dispositionell Unbewußten ab. Daß ein Soldat aufschaut, um zu salutieren, wenn das Bild einer Offiziersuniform auch nur ganz flüchtig sein Auge trifft, das geschieht ganz unwillkürlich und häufig auch unbewußt. Schuld daran ist das dispositionell Unbewußte, aber nicht vermittelst von Prozessen, sondern von Dispositionen. Solche unwillkürliche Reaktionen sind oft verräterisch. Nicht darum, weil sie uns ein tiefer liegendes unbewußtes Ich zeigen, sondern weil sie Anlagen und Verfassungen, Bereitschaften des Individuums aufdecken. Das sich selbst Überlassene und ohne höhere Kontrolle sich auswirkende dispositionelle Unbewußte ist es, was Thomas von Kempen im 54. Kapitel des 3. Buches so wundervoll als natura hypostasiert und der gratia gegenüberstellt.

unbewußter Wirksamkeit aufzustellen, blieb sie bei dieser Annahme stehen und versuchte nicht, biologische Einzelheiten aus ihm begreiflich zu machen. Nicht so die Analytiker. Sie wissen ganze Romane von ihrem Unbewußten zu erzählen.

„Das Unbewußte", so heißt es S. 45, „sahen wir niemals als bloße Disposition, sondern stets als formende schaffende Potenz. Sogar wo eine bloße Reproduktion in einem Automatismus vorzuliegen scheint, ist bei näherer Betrachtung ein komplizierter Denkakt unverkennbar, so z. B. in folgendem Falle: Ein 17jähriger Jüngling spürt seit einigen Tagen eine seltsame Empfindung im linken Oberarm. Anlaß und Sinn des Symptoms sind ihm vollständig unerklärlich. Auf sie eingestellt, erinnert er sich, daß er als Kind geimpft werden sollte, sich aber so heftig sträubte, daß von der widerwärtigen Prozedur Umgang genommen werden mußte. Auch jetzt steht etwas Unangenehmes in Aussicht. Der Vater will seinen Sohn in ein anderes Institut versetzen, und dem Sohn ist dies schrecklich. Die hysterische Innervation drückt somit den Wunsch aus, daß auch diesmal durch Widersetzlichkeit des Vaters Plan vereitelt werde. Diese logische Verbindung fehlt dem Bewußtsein gänzlich. Nicht einmal die Szene vor dem Arzt wird ohne analytische Kunsthilfe bewußt. Wäre der Plan eines renitenten Verfahrens klar erfaßt, so könnte sich ganz gut jenes Bild aus der Jugend einstellen. Nun aber schafft sich ein im Augenblick der Symptomerscheinung unbewußter Gedanke einen bloß andeutenden Ausdruck, der aus einem Erlebnis ein besonders charakteristisches Moment auswählt und zum automatischen Ausdruck bringt."

Wie hier, so wird auch sonst niemals auch nur der schüchternste Versuch gewagt, andere Erklärungsmöglichkeiten auszuschließen. Ein Hysterischer leidet an Schreibstörungen. „Solange der Hysteriker nur die lästige Arbeit wegschieben wollte, wurde seine Hand nach außen gezogen. Nach einigen Monaten trat eine Änderung ein: die Feder sprang jeden Augenblick in die Höhe. Was war geschehen? Die Firma hatte ihn entlassen und entlöhnt. Jetzt änderte der Kranke seinen Plan, sofern er sich sagte, er wolle nicht wieder in die frühere Abhängigkeit zurückkehren, sondern etwas ‚Höheres' suchen" (S. 82).

Ein 11jähriger Junge hatte „eines Tages mehrere Mädchen, die auf einer Mauer saßen, verjagt, indem er sie mit Steinchen bewarf, und sich selbst hinaufgesetzt. Nach einer Weile wollte er noch mehr Steinchen holen, fiel aber dabei so unglücklich, daß er das Schlüsselbein brach. Das Einziehen gelang erst am dritten Tage unter heftigen Schmerzen. ... Der Unfall hat offenbar (!) bereits den Sinn der unabsichtlichen, wenn auch unterschwellig gewollten Selbstbestrafung" (S. 117 f).

Im Aufbau des psychoanalytischen Systems weicht Pfister nicht sonderlich von seinem Meister ab, wenigstens nicht so viel, daß es für unsere Betrachtung in Frage käme. Er übt zwar hie und da eine leise Kritik an dem unterwürfig verehrten Eros, stellt es uns frei, ob

wir es gelegentlich mit Jung oder Adler halten wollen — alle möglichen Deutungen sind statthaft (S. 370) —, aber in der Hauptsache bleibt Pfister ein ausgesprochener Anhänger Freuds. In der Betonung des sexuellen Faktors scheint er von ihm abzuweichen. Er hält „den Grundsatz aufrecht, daß die Exploration der Sexualvergangenheit nicht tiefer dringen solle, als unbedingt erforderlich ist. Hüte man sich vor der Suggestion, die Ursache der Neurose liege einzig in infantilen Sexualerlebnissen . . ." (S. 429). Aber was er mit der einen Hand gibt, nimmt er mit der andern zurück. „So lebhaft ich dagegen Einspruch erhebe, daß man das ganze Geistesleben aus Sexualität und Erotik ableitet, kann ich meine Verlegenheit doch nicht verhehlen, die mich nun erfaßt, da ich infantile Verdrängungswurzeln außerhalb des Liebeslebens nennen soll."[1] In den von Pfister angestellten und mitgeteilten Kinderanalysen spielt auf jeden Fall die Sexualität und namentlich der Ödipuskomplex[2] die allererste Rolle, auch da, wo nicht die Tatsachen, sondern nur die Freudsche Symbolik Geschlechtliches erkennen läßt.

Doch wie steht es mit der Praxis des pädanalytischen Heilverfahrens? — Die vielgepriesene neue „Erziehungsmethode" ist nämlich im Grunde nur ein Heilverfahren. Üble Gewohnheiten, nervöse Tics, Angstzustände und ähnliches will sie beseitigen. Was für die normale Erziehung von Pfister versprochen wird, ist kaum der Rede wert, wenn man von der bedenklichen Einstellung absieht, die dem Erzieher durch die Psychoanalyse gegeben wird und sein ganzes Verhalten dem Kinde gegenüber ungünstig beeinflussen muß. — Möglich, daß man von vornherein unsere Kompetenz zur Beurteilung eines Heilverfahrens anzweifelt. Allein was Pfister bietet, ist kein medizinisches Verfahren, sondern reine „Psychologie". Die Ärzte, die er heranbilden will, sollen sich gerade nicht aus dem Kreise der Mediziner rekrutieren, sondern Lehrer, Erzieher, Seelsorger sollen die Lücke ausfüllen, welche von den Berufsärzten gelassen wird. Das Pfistersche Verfahren steht nun nicht viel höher als die oben ausgeführte Anweisung für Kurpfuscher. Charakteristisch ist nur, daß er mit großer Energie immer und immer wieder die nämliche Vorstellung zum Assoziieren einstellt, bis

---

[1] Von uns gesperrt.

[2] „Nach Freud liegt der tiefste Grund der Neurose in der Verdrängung einer inzestuösen Beziehung auf die Eltern. Jeder Neurotiker ist ein Ödipus, der seine Mutter liebt und seinen Vater aus Eifersucht töten möchte. In diesem Familienroman liegt der Kernkomplex aller Neurosen" (S. 256).

endlich eine ergiebige Antwort erfolgt[1]. Die Unmethodik ist Trumpf. Es wird planlos aus dem Patienten herausgelockt, was nur immer sich herausholen läßt. Dann aber werden die Bruchstücke mit kühner Phantasie zu einem Ganzen vereinigt und gedeutet; wenn's trifft, dann trifft's. Die Psychoanalyse „enthält eben auch eine nichtwissenschaftliche Tätigkeit". Ein harmloses Beispiel möge erläutern, wie psychoanalytisch aufgeklärt werden soll, warum jemand den Dichternamen Peter Jacobsen nicht wiederfand, sondern nach einigem Besinnen auf Petersen kam. Die wissenschaftliche Psychologie würde den Fall etwa folgendermaßen zu erklären suchen. Der Prozeß des Vergessens ist für gewöhnlich ein einfach physiologisch bedingter Vorgang, dem Eigennamen nicht weniger als andere Vorstellungen unterliegen. In dem vorliegenden Falle jedoch war nicht die Gesamtvorstellung Peter Jacobsen entfallen. Es war das Wortschema übrig geblieben, das Wissen: der Name besteht aus einem Vornamen und einem Nachnamen, welch letzterer wiederum aus einem Vornamen mit der Anhängesilbe „-sen" gebildet ist. Dieses Schema muß also ausgefüllt werden. Der Vorname bleibt aus, weil bei ihm das Vergessen einen gewissen Grad erreicht hat, wo eine Reproduktion unmöglich ist. Vielleicht darum, weil man die Vornamen der Autoren weniger beachtet als deren Zunamen. Das Schema des Zunamens füllt sich mit dem Namen Peter statt Jakob. Diese Zufälligkeit im einzelnen Fall zu deuten, ist unmöglich. Denn die Zahl und Art der Bedingungen, die die jeweilige Bereitschaft einer Vorstellung bestimmen, ist zu mannigfaltig und dem Außenstehenden wie dem Erlebenden selbst nur zum geringsten Teile bekannt. Immerhin lassen sich hier zwei Umstände namhaft machen, welche teilweise erklären, warum Peter und nicht Jakob reproduktiv auftrat. Der Name Peter dürfte einmal geläufiger sein als Jakob. Bei sonst gleichen Bedingungen und bei gleicher Tiefe des Vergessens muß also Peter statt Jakob gesagt werden. Außerdem war durch das vorausgehende Besinnen auf den Vornamen dieser schon in eine gewisse Bereitschaft gestellt worden, er hatte einen gewissen Vorsprung erlangt. Eine erschöpfende Erklärung des Einzelfalles darf man in diesen Ausführungen nicht sehen, sondern nur die Aufzeigung möglicher Faktoren. Die Psychoanalyse hingegen dringt tiefer.

„Bei der Analyse fällt ihr (der Vergessenden) der Vater eines befreundeten Schriftstellers ein, der sie auf Jacobsen hinwies. Jener ist ein intelligenter aber

[1] Seite 177: „Stelle dir das Nachttischchen vor!", „Nichts", „Stelle es genauer vor!" Seite 324 viermal: „Sie stehen vor der verschlossenen Tür."

pedantischer Mann, der seinen Sohn an der Entfaltung seines Dichtertalents hindert. Jacobsen mußte ebenfalls hart kämpfen, um seine Begabung durchzusetzen. Die junge Dame ist selbst Dichterin und leidet unter einem pedantischen Vater, der ihre geistige Entwicklung hemmt. Sie hat eingesehen, daß sie ihre infantile Fixierung an den einst vergötterten Mann aufgeben muß. Als Backfisch liebte sie schwärmerisch einen beträchtlich älteren Vetter, der ihr eine Abhandlung über Jacobsen vorlas. Sie löste sich von ihm ab, da er sich mit einer verheirateten Frau einließ und sich als Schürzenjäger entpuppte. Zuletzt kommt sie auf den Gedanken, Petersen wäre der Vorname des Verfassers.... Als Verdrängungsmotiv erkennen wir somit die Absicht, den Dichter von seinem Vater zu befreien, wie das Mädchen sich und den befreundeten Schriftsteller von ihm erlösen möchte. Übrigens wird das einstige Vatersurrogat, das den Aufsatz über Jacobsen schrieb, abgelehnt" (S. 185). Also die Abneigung, welche die junge Dame jetzt gegen ihren eigenen Vater, wie gegen den Vater des befreundeten Schriftstellers, sodann gegen den Vetter, das Vatersurrogat, und endlich gegen den harten Vater des Dichters hat, macht sich im Unbewußten dadurch geltend, daß der Vatername „Jacob" vergessen wird. Zweifellos wird jedermann die gegebene Erklärung aufs beste einleuchten!

Der nächste Einwand, der sich jedem gegen die Psychoanalyse in ihrer allgemeinen Anwendung aufdrängen muß, richtet sich gegen die bedenkliche Übertragung des Anormalen auf das Normale. Zugegeben, daß in gewissen krankhaften Zuständen die Dinge so liegen, wie Freud und seine Schüler meinen, so geht es doch nicht an, den hysterischen Menschen zum Maßstab aller andern, namentlich unserer Kinder zu machen. Und Hysterische sind es, die immer und immer wieder Modell stehen.

Das schlimmste Bedenken muß indes vom Standpunkt des Erziehers aus erhoben werden. Es sei gern anerkannt, daß Pfister sehr ernste und schöne Worte für die erhabene Aufgabe des Erziehers findet. Er läßt es auch an Warnungen vor Mißbrauch der Analyse nicht fehlen. Wer diese Ausführungen liest, fühlt sich unwillkürlich dem Verfasser näher gebracht. Allein das Vertrauen wird von Grund aus erschüttert, hält man neben diese Theorie die Praxis, soweit sie aus dem Buche zu erkennen ist. Überhaupt ist das Buch reich an Widersprüchen, die jedoch in der Fülle des Gebotenen leicht unbeachtet bleiben. Derselbe Pfister, der so ernst von der Heiligkeit der Kindesseele spricht, nennt die berüchtigte Analyse eines fünfjährigen Knaben eine „großartige Kinderanalyse" (S. 443). Zum Verständnis müssen wir mit ein paar Worten auf diesen Fall eingehen. Ein fünfjähriger Knabe zeigt eine krankhafte Scheu vor Pferden. Sein Vater, ein Arzt, analysiert unter Freuds Ober-

leitung das Kind und bringt den Kleinen auf die brutalste Weise schließlich zu der Einsicht, seine Furcht vor Pferden rühre einzig von dem Verlangen her, den Vater zu verdrängen und die Ödipusrolle zu spielen. Mit Genugtuung sei aber festgestellt, daß sich aus den Kreisen der Psychologen ein energischer Protest erhob. Der als Kinderforscher rühmlichst bekannte Breslauer Professor W. Stern erließ in Verbindung mit einer Reihe namhafter Psychologen und Pädagogen eine „Warnung vor den Übergriffen der Psychoanalyse" (Zeitschrift für angew. Psychologie VIII 378)[1].

Wenn darum Pfister einem solchen unverantwortlichen Gebaren gegenüber kein einziges Wort des Tadels findet, im Gegenteil diese Verwüstung jugendlicher Seelen als „großartig" bezeichnet, dann darf man es uns nicht verargen, daß wir ihn trotz seiner schönen Worte über Erzieherpflichten als Führer in Erziehungsfragen auf das entschiedenste zurückweisen. Und dazu berechtigt uns weiter die Tatsache, daß die meisten der von ihm mitgeteilten und von ihm selbst vorgenommenen Analysen recht tief in das Sexuelle hineinführen. Dieser schreiende Widerspruch zwischen Theorie und Praxis bei Pfister entwertet auch ganz und gar die von ihm und andern Schweizer Pfarrern und Lehrern veröffentlichte „Verwahrung gegen irrtümliche Beurteilung der Jugend-Psychoanalyse" (a. a. O. 379). Wir kennen nunmehr die Praxis und lassen uns durch keine Programmreden irre machen.

Was soll aus Kindern werden, die in diesem Umfang von geschlechtlichen Verirrungen reden hören? Ob die Zöglinge Pfisters seelischen Schaden litten, wollen wir nicht entscheiden. Stammten sie doch aus häuslichen Verhältnissen, bei deren Anblick man ausrufen möchte: Des Lebens ganzer Jammer faßt mich an[2]. Aber das wissen wir: Sollte jemals die Psychoanalyse Eingang in die Erzieherkreise finden, dann wäre das Schriftwort von dem Eber im Weinberg am Platz. Oder welche Eltern könnten sich damit

[1] Stern, der als Gelehrter wie als Religionsgenosse Freuds von jeglichem Verdachte der Prüderie frei ist, hält es bei einer auszugsweisen Mitteilung und kritischen Besprechung dieser Kinderanalyse für nötig, sich dem Leser gegenüber zu entschuldigen: „Freilich muß der Leser sich darauf gefaßt machen, daß von Dingen die Rede ist, wie sie sogar in rein wissenschaftlichen Erörterungen glücklicherweise zu den Seltenheiten gehören. Auch wir sind nur mit Widerstreben an die Arbeit gegangen, doch glaubten wir es der Psychologie und Pädagogik schuldig zu sein, uns dieser Aufgabe nicht zu entziehen" (a. a. O. 92).

[2] F. W. Foerster schreibt in dem oben erwähnten lesenswerten Aufsatz: „Eine ganze Reihe von Fällen von Verschlimmerung nervöser und seelischer Leiden durch die psychoanalytische Behandlung sind mir zuverlässig bekannt geworden" (S. 14).

zufrieden geben, daß der Erzieher mit ihren Kindern eingehend über die bedenklichsten Verirrungen menschlicher Leidenschaft verhandle? Die psychoanalytische Kur bringt es sodann mit sich, daß das kranke Kind die Theorie der psychoanalytischen Deutungskünste in sich aufnimmt (S. 420) und — Pfister berichtet von einem solchen Fall — sie gelegentlich an seiner Umgebung versucht. Eine wahre Volksverseuchung muß das Ergebnis sein. Und wie die bedauerlichen Phantasien Hysterischer durch tagelanges, stets wiederholtes Analysieren geradezu kultiviert werden, so wird auch die Vorstellungswelt des Erziehers wahrhaft vollgepfropft von sexuellen Symbolen. Wie kann ein Erzieher noch unbefangen den Kindern gegenübertreten, dem sogar die „aviatischen Bemühungen" (S. 264) oder die Zeppelinträume eines Knaben verdächtig sind? (Stern a. a. O. 78.)

Aber die ganz auffälligen Heilungen, von denen Pfister zu berichten weiß! Kranke, denen erste Autoritäten bei jahrelanger Behandlung nicht helfen konnten, verlieren die krankhaften Erscheinungen schon nach wenigen Besprechungen. Pfister möge es uns nicht verübeln, wenn wir ganz im allgemeinen seinen Berichten über die erzielten Erfolge skeptisch gegenüber stehen. Vielleicht wüßte ein unparteiischer Beobachter, der die Patienten Pfisters auch noch einige Zeit nach der psychoanalytischen Behandlung im Auge hätte, manches minder Erfreuliche zu berichten. Zu diesem Zweifel berechtigt uns die Enttäuschung, die der Verfasser uns schon einmal bereitet hat.

Wie dem auch sei, Heilungen beweisen nichts für die Richtigkeit der Deutungen des Analytikers, auf denen ja die ganze Kur beruht. Das gibt Pfister selbst anerkennenswerterweise zu (S. 371). Man halte sich nur vor Augen, daß die Mehrzahl der Geheilten Hysterische waren. Der Heilerfolg bestand in der Regel nur darin, daß gewisse pathologische Verhaltungsweisen ausblieben. Wer nun Hysterische auch nur ganz oberflächlich kennt, der weiß, wie unerwartet schnell und unvermittelt sie Krankheitserscheinungen aufweisen und unterdrücken können. Die Vorgeschichte vieler der Pfisterschen Patienten beweist das. Noch vor jeder analytischen Behandlung war gelegentlich ein auffälliges Ausbleiben oder Sichverwandeln der Symptome feststellbar. Was Wunder, wenn die kräftige Suggestion seitens des Psychoanalytikers häufig den nämlichen Erfolg erzielt. Dabei steht sich der Analytiker in sehr vielen Fällen besser als jeder andere Arzt. Man überzeuge nur einmal einen Menschen davon, daß seine Manieren, das Zungenschnalzen, das Hautverzehren und ähnliches nur ein Symbol

eines unerlaubten geschlechtlichen Wunsches im Unbewußten ist. Für einen irgendwie Normalen ist damit ein gewaltiges Motiv zur Unterlassung der Gewohnheit gegeben, einfach weil er sich sonst zu verraten fürchtet. In andern Fällen teilt der Kranke aus seinem bewußten Leben so viel mit, daß der Analytiker, der über einige Erfahrung verfügt, das Übrige erraten und einen tatsächlich vorhandenen störenden Komplex aufzeigen kann. Er ist in diesem Falle mit einem Geographen zu vergleichen, der die Gestaltung eines Gebirges aus den Kuppen erkennen will, die aus dem Nebel hervorragen. Je tiefer der Nebel sinkt, und je mehr Bilder von Gebirgsformationen ihm vorschweben, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß er das darunter liegende Gebirgsmassiv errät. So stößt in der Tat der Analytiker auf Verwicklungen und Verirrungen des Vorlebens, die halb eingestanden halb durch das Benehmen des Kranken kundgegeben, mit Recht als die Wurzel der gegenwärtigen krankhaften Auswüchse anzusprechen sind. Mit dem Unbewußten hat dies natürlich nichts zu tun. Der verständige Analytiker verzichtet auch in solchen Fällen auf seine symbolischen Deutungen und bemüht sich einfach, dem Patienten den Grund der geistigen Störungen zu nennen. Gelingt es ihm, den Kranken von dem Zusammenhang zwischen der Unordnung im Leben und seiner Krankheit zu überzeugen und, was wichtiger ist, ihn zur Beseitigung der Störungsquelle zu bewegen, dann kann er eines Heilerfolges sicher sein. Aber wir betonen nachdrücklichst, daß in all diesen Fällen der psychoanalytische Grundgedanke verlassen wird. Das zeigt sich auch in folgendem.

Die mysteriöse Auffassung Freuds von dem unheimlich und versteckt arbeitenden Unbewußten und einige Heilerfolge brachten ihn zu der Ansicht, es genüge zur Überwältigung des Unbewußten, wenn es aus der Verborgenheit hervorgezogen würde, wenn der Kranke über das unterdrückte Erlebnis sich einmal offen ausspräche, wenn, wie Freud sagte, der Affekt „abreagiert" würde. Wie Pfister nun offen eingesteht, stellt sich heraus, daß mit dem Abreagieren die Heilung keineswegs erledigt ist. Das war zu erwarten. Gewiß muß man der offenen Aussprache über ein drückendes Erlebnis eine gewaltige heilende Kraft zuerkennen. Das ist eine der segensreichen natürlichen Wirkungen der Beichte, weshalb auch die Psychoanalyse von vornherein ihr Verfahren mit der Beichte verglichen hat; redete man doch von einer psychoanalytischen Beichtpraxis. Aber so bedeutsam dieses Moment auch ist, jeder Beichtende und jeder Beichtvater weiß aus Erfahrung, daß mit dem bloßen Bekenntnis noch nicht alles getan ist. Kommt

nicht Ordnung ins Leben, so wird eben die trübe Quelle der Wirren nicht verschüttet. Pfister betont darum nachdrücklich, daß das Heilverfahren noch weiter geführt werden müsse; es lasse sich nach der Aufdeckung des psychischen Traumas häufig eine Übertragung auf den Analytiker nachweisen, d. h. der Analytiker tritt an die Stelle jener Person, auf die sich das ungeordnete Affektleben bezog. War also der Vater Gegenstand des Hasses, so wird nun der Heilpädagoge ein unsympathisches Wesen; wurde der Vater hingegen abgöttisch verehrt, so wird jetzt der Analysant angeschwärmt. Das Unbewußte sucht sich eben einen Ersatz. „Die dem Analytiker oder der Analytikerin zugewandten Gefühle sind (aber) unecht. Sie gelten einer ganz andern Person. Wer kein eitler oder mit Liebe ungesättigter Mensch ist, wird daher sehr bald gegen die positive oder negative Übertragung gleichgültig sein, soweit die eigene Person in Frage kommt. Dem liebehungrigen, eiteln Neuling imponiert es gewaltig, wenn er sich feurigst geliebt sieht, wie er sich über den Haß ärgert“ (S. 400). Die phantasievolle Begründung aus dem psychoanalytischen System lassen wir auf sich beruhen, ist doch das Ganze nichts mehr als Begriffsdichtung. Auch läßt sich die Allgemeinheit der Erscheinung bezweifeln. Gleichwohl ist schon ihr gelegentliches Vorkommen von Bedeutung. Zunächst psychologisch, weil sich darin ein den Hysterischen charakteristisches Verhalten offenbart. Mehr berührt uns jedoch hier die erzieherische Seite. Die psychoanalytische Behandlung bringt den Patienten in ein eigenartiges Abhängigkeitsverhältnis, ein Verhältnis, das gewissenhafte Eltern nicht ohne Besorgnis ansehen werden. Pfister wenigstens behauptet gegenüber andern Analytikern: „Der nur symbolische Charakter des auf den Analytiker gerichteten Wunsches ist . . . nicht ausgemacht. In gewissem Sinne ist der Verkehr mit dem Vater-Analytiker gewiß tatsächlich erwünscht“ (S. 410). Ist die Periode der Übertragung überwunden, so gilt es, dem Kranken ein neues Lebensideal einzupflanzen (die Sublimierung). Da läßt nun die Psychoanalyse den Erzieher im Stich. Er kann nichts anderes tun, als was die bisherige Pädagogik ihn lehrte.

Nach dem Gesagten kann das Urteil über die Pädanalyse nicht mehr zweifelhaft sein. Nach unserer Überzeugung kann es kein Erzieher verantworten, ein Kind nach den Methoden Freuds und Pfisters zu behandeln. Die Gefahren, die er und das Kind dabei laufen, sind so groß, daß weder die Notlage des Kindes, noch die Aussicht auf Zufallserfolge, wie sie Pfister rühmt, ihm jemals das Recht

zur Psychoanalyse geben. Wir machen uns darum die Worte des Breslauer Kinderpsychologen W. Stern zu eigen: „Wir haben auf so vielen Gebieten, wo früher ungestraft an Kindern gesündigt wurde, Kinderschutz eingeführt — hier ist ein neues Gebiet, wo er dringend nötig wird. Ich möchte die Pädagogen warnen, in der Psychoanalyse eine wertvolle Methode in der Erziehung zu sehen; ich möchte sie im Gegenteil dazu aufrufen, zusammen mit den Psychologen und den Ärzten, die um das Wohl der Jugend besorgt sind, Front zu machen gegen jede neue Gefährdung unserer Kinder. Die Freudsche Psychoanalyse — speziell in ihrer Anwendung auf das Kind — ist nicht nur eine wissenschaftliche Verirrung, sondern eine pädagogische Versündigung" (a. a. O. S. 91).

Erlaubt nun diese völlige Ablehnung der Freudschen Psychoanalyse unbekümmert über sie zur Tagesordnung überzugehen? Das scheint bedenklich. Erfährt man es in der Geschichte der Wissenschaften doch immer wieder, daß auch die verfehltesten Unternehmungen, wenn anders sie mit Eifer betrieben werden, in irgend einer Weise doch ihre Früchte bringen. Alles wissenschaftliche Ringen entspringt eben dem lebendigen Geiste. Und der ist trotz allem und allem noch lebenskräftiger Keime fähig. Wir haben das Recht und die Pflicht, an den menschlichen Geist zu glauben. Und so sind auch die Irrgänge der Freudschen Schule nicht in jeder Hinsicht verlorene Wege. Denn ganz abgesehen davon, daß die Schlammbäche der psychoanalytischen Literatur hie und da mehr zufällig ein Goldkorn mit sich führen: es gilt von der ganzen Bewegung das wahre Wort eines neueren Gelehrten: „Starke Irrtümer sind nun einmal wirksamer als mattherzige Wahrheiten." Die vielen seelischen Verwicklungen und Verknotungen, die durch die psychoanalytische Literatur an die Öffentlichkeit gezogen wurden, haben unstreitig dazu beigetragen, die Bedeutsamkeit rein seelischer Faktoren für die Gestaltung des gesunden und kranken Geistes in helles Licht zu setzen. Die extrem medizinische Therapie wurde durch sie aus ihrer fast uneinnehmbaren Stellung geworfen. Die Heilkraft rein seelischer Behandlung innerhalb gewisser Grenzen kann man trotz aller Phantastik aus manchen analytischen Darstellungen erkennen. Aber auch der erzieherische Wert gewisser katholischer Institutionen tritt klarer zu Tage. So namentlich die Heilkraft der Beichte. Pfister erkennt dies an, hat jedoch mancherlei an ihr auszustellen. Sie berücksichtige nur das bewußte peinliche Material (und darin hat sie die wissen-

schaftliche Psychologie auf ihrer Seite). „Sie bleibt bei der Schuld stehen, statt auch das Erlittene zu berücksichtigen (auf das Erlittene weist das kirchliche Gebet quidquid boni feceris, aut mali sustinueris den Priester ausdrücklich hin). Sie macht die Beichte zum Zwang und leitet zu Kirchenstrafen über; dadurch wird der Widerstand gegen die Aufdeckung des Unbewußten gewaltig verstärkt (eine solche einschüchternde Kirchenstrafe ist z. B. das stille Beten eines Vaterunsers!). Sie begnügt sich mit summarischem Verhör, statt sorgfältig die Entstehungsverhältnisse des Bösen zu suchen (vor gut einem Jahrzehnt hat man ihr das Gegenteil zum Vorwurf gemacht)" (S. 385).

Normalerweise sollte die Beichte in Anwendung kommen, sobald durch eine schwere Schuld oder überhaupt durch irgend etwas, was das Gewissen schwer belastet, ein störendes Moment in das Seelenleben eingedrungen ist. Das offene Sichaussprechen, das Bewußtsein der wiedererlangten Seelenreinheit, der feste Vorsatz zu einem neuen Leben, die beratende und ermutigende Zusprache des Beichtvaters, all dies verhindert es, daß sich Komplexe in das Bewußtsein einnisten, welche das Leben der Seele vergiften. Und Freud wird auch von diesem Gesichtspunkte aus recht haben, wenn er von „der außerordentlichen Vermehrung der Neurosen seit der Entkräftung der Religionen" redet (bei Pfister S. 355).

Es gibt aber auch seelische Unordnungen, die man zwar nicht als grob bezeichnen kann, die aber in ihrer Aneinanderreihung für das Subjekt höchst verhängnisvoll werden können. Man denke an die Unzahl kleiner Irrungen und Mißgriffe, aus denen sich oft eine Verstimmung herleitet, die wie Meltau auf dem Leben eines Menschen lagert. Da braucht es schon einer besondern Hilfe, um die Verschlingungen in der Seele zu erkennen und sie zu entwirren. Als geeignetes Mittel dazu erweisen sich hier die Exerzitien. In ihnen gewinnt der Mensch Muße, sein Leben an sich vorübergehen zu lassen. Objektive ewige Normen werden ihm entgegengehalten, an denen er sein Tun und Denken messen kann. Die Majestät der ewigen Wahrheiten reißt ihn wenigstens für einige Tage aus der Enge des egozentrischen Standpunktes heraus. Da analysiert sich der Exerzitant. Nicht das Treiben eines Unbewußten entdeckt er da, aber er bringt sich zum Bewußtsein und lernt richtig beurteilen, was bisher vielleicht nie seine Beachtung gefunden hat. Fällt ein Holzstäbchen zu Boden, so glaubt man nur ein unmusikalisches Geräusch zu vernehmen. Wirft man aber eine Anzahl solcher Stäbchen nacheinander hin, so hört

unter Umständen jeder mit Leichtigkeit eine Melodie, die aus den scheinbar tonlosen Geräuschen entstanden ist. Ähnlich ergeht es bei der Rückschau auf unser Leben. Die einzelne Handlung erscheint bei ihrem Vollzug oft einwandfrei und aus besten Beweggründen entsprungen. Im Zusammenhalt mit einer ganzen Abfolge von Handlungen dagegen hebt sich unter Umständen ein gemeinsames, durchaus nicht einwandfreies Grundstreben heraus. Passione interdum movemur et zelum putamus, sagt Thomas von Kempen. Und zu dieser ordnenden Wirkung fügen die Exerzitien eine „Sublimierung", wie sie keine psychoanalytische Kultur zu geben vermag. In der Person und dem Leben des Herrn zeigen sie dem Menschen ein Ideal, das, ernstlich angestrebt, ihn über alle Niederungen der Menschlichkeit zu frohem, kraftvollem Wirken erhebt. So besitzt also der geistig gesunde Mensch in dem gewöhnlichen Mittel der Beichte und in dem außergewöhnlichen von Exerzitien und Volksmissionen die Gelegenheit zur Psychoanalyse in des Wortes bester Bedeutung.

Nicht so die abnormen Individuen, bei denen die einzelnen Erlebnisse ganz andere Eindrücke hinterlassen als bei gesunden. Der Widerhall, den jedes störende Vorkommnis in ihrer Seele erweckt, die daraus sich ergebende Fülle ihrer Erlebnisse, das Hineinragen einer Stimmung aus einem vorausgehenden Zeitpunkt in neue Erfahrungen, die Unlogik des alltäglichen Geschehens machen es ihnen unmöglich, selbst die verworrenen Fäden auseinanderzulegen, durch eigenes Nachdenken einen Überblick und Einblick in ihr seelisches Leben zu erlangen. Für solche Personen ist fremde Hilfe nötig. Hier muß eine wahre Psychoanalyse einsetzen, aber eine Psychoanalyse, deren Methode und Theorie erst noch zu erarbeiten wäre. Sie hätte sich vor allen Dingen von den phantastischen Voraussetzungen Freuds fernzuhalten. Es kann sich nicht darum handeln, das Unbewußte aufzuspüren, sondern die ehemaligen bewußten Vorgänge ausfindig zu machen, die die Ursache der gegenwärtigen Störungen sind. Auch darf nicht wie bei Freud ein Dogma von der Allgewalt des Sexuellen an die Spitze der Untersuchungen gestellt werden. Solche Dogmen beeinträchtigen die nächstliegende Erklärung und führen zu den unglaublichsten und unwissenschaftlichsten Deutungen. Nur die Tatsachen sollen maßgebend sein. Soweit sie es fordern, soweit soll der Einfluß des Sexuellen anerkannt werden. Auch die leichtfertige Sexualsymbolik und das höchst willkürliche Deutungsverfahren muß unbedingt ausgeschlossen bleiben. Den naturgemäßen Ausgangspunkt bildet die schlichte Besprechung mit dem

Patienten. Reicht sie nicht aus, dann kann das diagnostische Assoziationsexperiment in methodischer Strenge herangezogen werden. Doch erübrigt sich hier eine weitere Ausführung dieser Gedanken, denn diese psychoanalytische Behandlung gehört einzig und allein in die Hände des erfahrenen und gewissenhaften Arztes. Weder der Seelsorger noch der Erzieher hat sie auszuüben. Es handelt sich ja, wie vorausgesetzt, um kranke Menschen, und bei aller Betonung der funktionellen Natur solcher Krankheiten wollen wir doch nie vergessen, daß sie zwar keine umschriebene organische Störung, aber zweifellos eine ganz bestimmte mehr oder weniger allgemeine physiologische Abnormität bzw. Insuffizienz zur Voraussetzung haben. Nur der geschulte Arzt aber ist imstande, mit der seelischen Kur die entsprechende körperliche Einwirkung zu verbinden.

Johannes Lindworsky S. J.

Übersicht.

«Intelligenz» und Orientierungsvermögen bei Tieren.

1. Die Intelligenz der Pferde.

An erster Stelle wendet sich unser Interesse den berühmten Elberfelder Pferden des Herrn Karl Krall: Muhamed, Zarif, dem blinden Pferde Berto und deren Mitschülern, zu. Durch das 1912 erschienene, ebenso kritiklose wie schön ausgestattete Tendenzwerk Kralls „Denkende Tiere" war in den weitesten Kreisen für das menschenähnliche Denkvermögen der Tiere, insbesondere der Pferde, Propaganda gemacht worden. Die Reaktion in wissenschaftlichen Kreisen konnte nicht ausbleiben. Der im März 1913 auf dem IX. Internationalen Zoologenkongreß zu Monaco erfolgte Dexlersche Protest, von einer beträchtlichen Zahl angesehener Zoologen und Psychologen unterzeichnet, ist bereits in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift [1] erwähnt und gewürdigt worden. An heftigen Rückäußerungen aus den Kreisen der von Krall und seinen Anhängern 1913 gegründeten neuen „Gesellschaft für Tierpsychologie" [2] konnte es nicht fehlen. Die Herren Prof. Dr H. Kraemer, Paul Sarasin und H. E. Ziegler veröffentlichten schon am 4. Mai 1913 eine geharnischte Entgegnung, welche alsbald von Dr Christof Schroeder in der Zeitschrift „Natur" im September 1913 kritisch geprüft und zurückgewiesen wurde, worauf sich Prof. L. Plate abermals in derselben Zeitschrift zu gunsten der Krallschen Auffassung gegen Chr. Schroeder wandte. Wir brauchen uns mit dieser Kontroverse, die sich bis in die letzte Zeit in verschiedenen Fachzeitschriften und Tagesblättern fortspann, heute nicht weiter zu befassen. Denn seither hat ein vortrefflicher Pferdekenner, der ungarische Oberleutnant Stephan v. Madáy, der schon früher in den Streit um die Elberfelder Pferde eingegriffen hatte [3], ein gründliches und umfassendes

---

[1] Band 85, S. 491—500: „Der Streit um die denkenden Pferde." Daselbst haben wir auch der verdienstvollen Arbeiten Ettlingers zur Erklärung der Pferde als „Signaltiere" bereits gedacht.

[2] Als Organe dieser Gesellschaft sind 1913 gleich zwei neue Zeitschriften auf einmal herausgegeben worden: die „Tierseele, Zeitschrift für vergleichende Seelenkunde" und die „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie"; erstere von Krall selbst, letztere von seinem eifrigsten Anhänger H. E. Ziegler redigiert.

[3] v. Madáy, Psychologie des Pferdes und der Dressur, Berlin 1912; „Die Fähigkeit des Rechnens beim Menschen und beim Tiere", in Zeitschrift f. angewandte Psychologie VIII (1913) Heft 3—4.

Werk „Gibt es denkende Tiere“[1] herausgegeben, welches allen, die sich über die Elberfelder Pferde und die ganze neue Krallsche Tierpsychologie aufklären wollen, reichlichen Stoff bietet. Zu dem Literaturverzeichnis desselben, das 162 Nummern umfaßt, sind selbstverständlich seither noch manche neuere Arbeiten hinzugekommen, die jedoch an den wesentlichen Ergebnissen jenes Buches nichts ändern. Zu erwähnen sind hier vor allem Chr. Schroeders kritische Ausführungen[2], die sich namentlich gegen das von K. C. Schneider erfundene „apriorische mathematische Talent“ der Pferde wenden und auch zur positiven Erklärung der verblüffenden Leistungen der Elberfelder Pferde manches beigetragen haben. Für die eigene Denkfähigkeit der Pferde ist das Urteil Schroeders ebenso ungünstig wie jenes von Madáy. Genannt sei ferner noch eine Schrift von Gustav Harter[3], welche die Künste der Versuchstiere durch telepathische Gedankenübertragung erklären will. Daß der Experimentator für die Tiere denkt und daß die Leistungen der letzteren psychisch auf ersteren zurückzuführen sind, besteht ohne Zweifel zu Recht. Die auffallende Analogie zwischen den Antworten der Pferde und denjenigen des Tischleins beim Tischrücken ist schon früher von Vesme[4] und andern Kritikern mit Recht betont worden. Da wir aber gar keine wissenschaftliche Kenntnis von der direkten Übertragung psychischer Kräfte besitzen, wie v. Madáy (S. 259) bemerkt, muß die wissenschaftliche Lösung des Problems in unabsichtlichen oder absichtlichen Zeichen gesucht werden, durch welche die psychischen Impulse vom Experimentator auf das sinnliche Reaktionsvermögen des Tieres übertragen werden. Auch Agostino Gemelli[5] und H. Bolsius[6] haben sich mit der Kritik der Elberfelder Pferde befaßt.

Neu ist das von Madáy verwertete Erklärungsprinzip der Suggestion nicht, da ja bereits Pfungst 1907 in seinem Buche „Das Pferd des Herrn v. Osten“ die Theorie der Erwartungsspannung aufgestellt hat: je lebhafter der Fragesteller die zu erwartende Antwort sich vorstellt, desto sicherer wird sie auch vom Pferde gegeben, das sie an den unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen des Menschen gleichsam abliest. Was an Madáys Buch neu ist, das ist die Gründlichkeit und Allseitigkeit, mit der er mittels eines ungeheuer reichen Materials die psychologische Analyse der Krallschen Experimente vorgenommen und ihr Ergebnis mit fast mathematischer Genauigkeit festgelegt hat. Selbst gesehen und geprüft hat er die Pferde nicht, da er ebenso wie andere Gegner der Krallschen Anschauungen

[1] Leipzig und Berlin 1914, 461 S.

[2] „Eine Kritik der Leistungen der Elberfelder denkenden Pferde“, in Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1914, Nr 21 und 22; „Die rechnenden Pferde“, in Biologisches Zentralblatt 1914, Nr 9.

[3] Das Rätsel der denkenden Tiere, Wien und Leipzig 1914.

[4] Les chevaux pensants d'Elberfeld, in Annales des sciences psychiques XXII (1912), Nr 12.

[5] Bestie che pensano e fanno di conti, Monza 1913, aus La Scuola cattolica Febr. 1913.

[6] De Paardenverstands-kwestie I—III, aus De Studien XLV, Deel 79 80, 1913; Het verstand een Noodhulp (a. a. O. XLVI, Deel 81, 1914).

(Pfungst, Ettlinger, Wasmann usw.) durch eine geschickt geführte Korrespondenz ferngehalten wurde (S. 337). Aus einer von ihm aufgestellten Tabelle (S. 372 bis 374) geht hervor, daß unter den Besuchern der Elberfelder Pferde auf 31 Anhänger nur 7 Gegner oder Zweifler kamen. Den Verlauf derartiger Vorführungen faßt er (S. 256) folgendermaßen zusammen: „In Gegenwart von Anhängern sind die Erfolge meist gut oder mittelmäßig, nur selten kommt ein gänzliches Versagen vor. Dagegen ist ein einziger Gegner imstande, mit seinem skeptischen Blick den Pferdelehrer derart nervös zu machen, daß überhaupt nichts mehr gelingt. Darum ist es noch keinem einzigen Gegner gelungen, die Pferde in ‚günstiger Verfassung‘ zu sehen.“ Eine methodische Prüfung der Pferde durch einen Gegner ist durch die von Krall gestellten Bedingungen ohnehin unmöglich gemacht, da Krall dieselben einfach durch seine Pferde als „i h n e n (!) unsympathisch“ ablehnen läßt (Beispiele hierfür S. 428—433).

Die Sorgfalt, mit welcher v. Madáy dem Problem zu Leibe gegangen ist, läßt sich am besten aus den zahlreichen s t a t i s t i s c h e n T a b e l l e n ersehen, besonders aus jenen, in denen die Fehler bei Rechenausführungen der Pferde nach den betreffenden Protokollen registriert sind. Schon aus einer dieser Tabellen, welche die Fehler a r t e n zusammenstellt, konnte er (S. 119—120) den Schluß ziehen: „Von fast zwei Drittel der Fehler kann mit Sicherheit behauptet werden, daß sie bei wirklichem Rechnen gar nicht vorkommen dürfen. Wohl aber kommen gerade die Fehler dieser Gruppe . . . bei ungeschickter Zeichengebung oder bei fehlerhafter Wahrnehmung der gegebenen Zeichen sehr häufig vor. . . . Es ist demnach endgültig erwiesen, daß eine Rechenleistung den Elberfelder Pferden nicht zukommt, und auch, daß irgend eine Art der Zeichengebung vorliegt.“

Es blieb also nur noch festzustellen, von welcher Art die Zeichengebung sei. Da die Pferde keiner gegnerischen Kontrolle „sich unterziehen wollten“, blieb dieses Rätsel zum großen Teil ungelöst. Daß in manchen Fällen auch absichtliche Zeichen, sog. Hilfen, gegeben wurden, ist nicht bloß nicht ausgeschlossen, sondern sogar beobachtet worden (S. 239 ff). Weitaus der größte Teil der Leistungen der Elberfelder Pferde ist jedoch sicher auf u n a b s i c h t l i c h e Zeichen zurückzuführen, durch welche der Fragesteller ihnen die richtigen Antworten unbewußt suggerierte. Daß großenteils optische Zeichen (Kopf- oder Handbewegungen usw.) vorliegen, läßt sich nur vermuten, aber nicht beweisen (S. 253 ff). Bei dem blinden Pferde Berto wurden sie anfangs durch Zügelbewegungen, später aber wahrscheinlich durch unwillkürliche akustische Zeichen ersetzt (S. 257 ff). Es ist jedenfalls sehr merkwürdig, daß gerade das blinde Pferd Berto niemals völlig versagte, Muhamed und Zarif dagegen häufig. Bei Berto müssen also sicherer wirkende, unzweideutigere Zeichen angewandt worden sein.

Ein an treffender Ironie reiches Kapitel (XI) behandelt die „s e l b s t ä n d i g e n Ä u ß e r u n g e n“ der Pferde. Wie aus den Antworten der Pythia wurde hier mit kühner Phantasie aus den Klopfbewegungen der Pferde alles mögliche herausgedeutet; die Pferde verstanden es, Reime zu finden, Spitznamen zu geben, ja sogar ihre eigene Denkfähigkeit zu behaupten. Der berühmte, an Cartesius

erinnernde Satz: ig dnkn ig bin Muhmed, steht allerdings nirgends in den Protokollen, sondern ist von Krall als „Motto“ frei zusammengefügt worden. Sehr lehrreich ist, daß Schöller, Kralls Mitarbeiter, alle beliebigen Denkäußerungen aus den Pferden herauszulocken vermochte, Krall dagegen nicht. v. Madáy erklärt dies einfach daraus, daß Schöller mit größerer Energie an die zu klopfende Zahl dachte und daher erfolgreicher die gewünschten Antworten suggerierte als Krall. „Es sei besonders betont, daß die ‚selbständigen Äußerungen‘ der Pferde an Schöllers Gegenwart geknüpft sind; seit seinem Abgang haben sie ihren frstand vollkommen eingebüßt“ (S. 213). Mußte Krall da nicht ahnen, wer eigentlich für die „denkenden Tiere“ dachte? „Das ist ja eben die Tragik des großen Blenders, daß er selbst blind ist“ (S. 448).

Schöllers Abgang wurde schließlich durch die „selbsttätige Denkäußerung“ Zarifs erzwungen, welcher feierlich erklärte, daß er mit pao — Schöllers von den Pferden ihm gegebener Spitzname — nicht mehr arbeiten wolle! Wie es sich in Wirklichkeit mit der Beseitigung dieses vortrefflichen Mitarbeiters verhielt, dem Krall den besten Teil seines Ruhmes zu verdanken hatte, legt v. Madáy schonungslos klar (S. 433—438). Diese und viele andere Machinationen Kralls, der sich „hinter seine Pferde verkriecht“ (S. 431), um unbequeme Kontrolleure durch sie ablehnen zu lassen, wirft auf Kralls Charakter kein günstiges Licht. Ebenso unbarmherzig deckt v. Madáy die Motive der Ausfälle Plates gegen die katholische Presse auf. „Nun ist alles klar. Die Pferde müssen einfach denken; denn Plate braucht sie als Stütze seiner Weltanschauung. Wissenschaftlich überzeugt von der Pferdevernunft ist er selbst nicht, aber gerade deshalb predigt er diese Überzeugung andern“ (S. 363). Auch die Leichtgläubigkeit vieler sog. gebildeten Kreise gegenüber den Krallschen Behauptungen erhält eine verdiente Rüge: „Die Tatsache, daß die Pferde das Wurzelziehen ‚von selbst‘ gelernt haben, stand in allen Zeitungen, und doch wurde dieses Wunder geglaubt. Dies ist kennzeichnend für die Kritiklosigkeit der Masse von Gebildeten im allgemeinen und unseres Zeitalters im besondern“ (S. 121).

In einem Punkte, der jedoch glücklicherweise für die Beweisführung v. Madáys tatsächlich belanglos geblieben ist, können wir nicht mit ihm übereinstimmen, nämlich in seinen psychologischen Definitionen. Die theoretischen Abschnitte über Begriffsbildung und Denken (S. 231—237) sind prinzipiell unklar und widerspruchsvoll. Er teilt hier die „Geistesfähigkeiten“ ein in Verstand und Vernunft. Unter Verstand versteht er aber nur die sinnlichen Erkenntnisfähigkeiten, wie aus seiner Aufzählung derselben hervorgeht (S. 232); die sinnliche Wahrnehmung, das Assoziationsvermögen, das sinnliche Gedächtnis und die Phantasie werden hier unter der Überschrift „Verstand“ gebucht, unter „Vernunft“ dagegen die Fähigkeit, abstrakte Begriffe und Urteile zu bilden und logisch zu denken. Daher schreibt v. Madáy den Elberfelder Pferden und andern Tieren ganz selbstverständlich „Verstand“ zu und spricht ihnen nur die „Vernunft“ ab. Aber der Verstand, den er ihnen zuerkennt, ist in Wirklichkeit reiner Unverstand, ein lucus a non lucendo. Ebenso sind die „Urbegriffe“, die er beim Pferde findet (S. 237),

nach seiner eigenen Erklärung nichts weiter als „anschauliche Sachvorstellungen“, und sein „Urdenken“ nichts anderes als „eine Phantasietätigkeit, deren es sich nach der Probiermethode bedient“. Tatsächlich spricht er also dem Pferde nur ein sinnliches Erkenntnisvermögen zu, kein geistiges. Solange die Begriffe Verstand und Intelligenz nicht bloß in der kritischen Psychologie, sondern auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch ein wirkliches Denkvermögen, eine Einsicht in die Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Mittel und Zweck bedeuten, so lange ist der „niedere Tierverstand“, den v. Madáy den Pferden zuerkennt, ein handgreiflicher Widerspruch, eine contradictio in adiecto [1]. Zum Glück hat er übrigens selber in seinem ganzen übrigen Buche den Verstand der Tiere in der richtigen Bedeutung einer wirklichen Denkfähigkeit gebraucht, die gleichbedeutend ist mit Vernunft. Und diese Denkfähigkeit hat er in seiner gründlichen und kritischen Studie bei den Elberfelder Pferden ebensowenig gefunden wie bei den „sprechenden Hunden und Papageien“ (S. 226 bis 229), und er hat dafür schlagende Beweise in Fülle erbracht. Dadurch hat er der gebildeten Welt unserer Tage ohne Zweifel einen großen Dienst geleistet. Er hat das Märchen von den denkenden Tieren, das im Krallismus seine Auferstehung feierte, wiederum zu Grabe getragen. Hoffentlich läßt man es nun endlich in Frieden ruhen.

2. Intelligenz des Hundes.

Daß der Haushund, der schon seit Jahrtausenden ein intimer Hausgenosse des Menschen ist und sich ihm inniger angeschlossen hat als irgend ein anderes Haustier, unter dem Einfluß der menschlichen Intelligenz auch seine „Hundeintelligenz“ — wenn eine solche überhaupt vorhanden ist — zu einer besonders hohen Stufe entwickelt haben müsse, ist eine wohlbegreifliche Ansicht der meisten Tierpsychologen. Gerade in Experimenten mit Hunden treten nämlich die gröberen Dressurmittel gegenüber den feineren, die einer Unterweisung gleichen, viel mehr zurück als bei andern Säugetieren. Es ist fast allgemeine Anschauung, daß der Hund seinen Herrn „versteht“ und zum Verständnis neuer Befehle in weitgehender Weise angeleitet werden kann. Für die kritische Psychologie bleibt nur die Frage, was der Hund eigentlich „versteht“, ob die Gedanken seines Herrn oder die sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, an welche die Erteilung der Befehle geknüpft ist. Im ersteren Falle müßten wir dem Hunde selber Verstand zuschreiben, im letzteren bloß seinem Herrn, der bestimmte sinnliche Zeichen, die auf den Hund einwirken, zum Ausdruck seiner Gedanken gemacht hat. Das nämliche gilt auch für die selbständigen Leistungen des Hundes, durch neue Sinneswahrnehmungen das Gebiet seiner Sinneserfahrung zu bereichern und so seine frühere Handlungsweise zu modifizieren und manches neu zu lernen, was er früher nicht getan hatte. Auch hier ist zu prüfen, ob das sinnliche Gedächtnis und Asso-

[1] Vgl. Wasmann, Instinkt und Intelligenz im Tierreich [3], Freiburg i. B. 1905; Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen, mit einem Ausblick auf die vergleichende Tierpsychologie [2], Stuttgart 1909.

ziationsvermögen zur Erklärung dieser Erscheinungen genügt, oder ob wir überdies einen Verstand, eine Einsicht in die Beziehungen der Dinge anzunehmen haben. Zur Klärung dieser Frage wollen wir einige neuere Arbeiten über die Hundeintelligenz prüfen.

Aug. Franken[1] hat wohl den bemerkenswertesten Beitrag geliefert. Die Einleitung beschäftigt sich ausführlich mit den verschiedenen Instinktdefinitionen, und zwar in sorgfältigerer Weise, als es bei den meisten modernen Tierpsychologen bisher üblich war. Dies ist jedenfalls ein Vorzug der Arbeit, obwohl in jener Erörterung manche Irrtümer, namentlich in der Kritik der Wasmannschen Anschauungen über Instinkt und Intelligenz, unterlaufen. Im Gegensatze zu Wasmann glaubt der Verfasser den Begriff des Instinktes enger fassen zu müssen; um so leichter wird dann für die „Intelligenz“ des Tieres etwas übrig bleiben. Er definiert (S. 12—13) den Instinkt als „die Fähigkeit, einfach motivierte Handlungen (Triebhandlungen) ohne Überlegung zu vollziehen“. Hierauf folgt (S. 14) die Fragestellung, die als Grundlage der anzustellenden Versuche dienen soll: „Äußert ein Tier neben einfach motivierten und ohne Überlegung sich vollziehenden Bewegungen und neben assoziativ andressierten Bewegungen auch solche, bei welchen man Überlegung annehmen muß?“ In dieser Fragestellung ist offenbar eine Lücke. Die nicht andressierten assoziativen Bewegungen, die auf der selbständigen Sinneserfahrung des Tieres beruhen, fehlen. Unter diesen müßte zwischen solchen, die durch das sinnliche Gedächtnis des Tieres erklärlich, und solchen, die auf Überlegung zurückzuführen sind, abermals unterschieden werden.

Die sorgfältig durchgeführten Versuchsreihen, die sämtlich mit dem nämlichen Versuchstier, einem dreijährigen Spitz, angestellt wurden, nehmen über 100 Seiten der Arbeit ein. Unter den Ergebnissen derselben (S. 445 ff) findet sich eine Reihe für die Hundepsychologie sehr lehrreicher Punkte. Hier seien nur die folgenden hervorgehoben: „Der Hund versucht es zuerst immer mit Instinktbewegungen und instinktiven Affektbewegungen: er reagiert motorisch (Probiermethode).“ „Nach dem ersten günstigen Ausfall der Probiermethode wiederholt der Hund das zweckmäßige Verfahren nicht sofort, er erlernt es vielmehr allmählich durch stetige Wiederholung.“ Diese und manche andere Punkte stimmen sehr gut zu den Ergebnissen, welche Thorndike und andere amerikanische Experimentalpsychologen mit Hunden, Katzen, Affen usw. erzielten. Wenn aber der Hund nach dem ersten zufälligen Gelingen eines Versuchs das zweckmäßige Verfahren nicht sofort wiederholt, sondern es erst durch erneute Mißgriffe allmählich lernen muß, wo bleibt da die „Intelligenz“ des Hundes? Die Antwort lautet (S. 450): „Die Reaktionen unseres Versuchstieres beruhen meist auf sinnlicher Erfahrung, die freien Reaktionen auf Instinkt im weiteren Sinne. Nur in einigen wenigen Versuchen äußert es sinnliches Denken, das allerdings bis zu einem gewissen Grade einer Erziehung fähig ist. Von einer freien Entwicklung des primitiven sinnlichen Denkens kann nicht die Rede sein. . . .“ Was ist nun aber

---

[1] „Instinkt und Intelligenz eines Hundes“, in Zeitschrift für angewandte Psychologie IV (1911), Heft 1 u. 5.

dieses „primitive sinnliche Denken“ eigentlich? Die Antwort lautet (S. 415): „Unser Versuchstier besitzt entwicklungsfähige willkürliche Aufmerksamkeit, vermöge welcher es imstande ist, seine Leistungen allmählich zu erhöhen, mehr als durch unwillkürliche Aufmerksamkeit.“ Das heißt aber nach Franken: der Hund denkt: „Denken in ausgebildeter Form ist ein von willkürlicher Aufmerksamkeit begleitetes Aufeinanderbeziehen von Vorstellungen (oder Urteilen)“ (S. 417). Dieses Denken ist jedoch ein bloß sinnliches; denn: „Wenn man unter Intelligenz im weitesten Sinne Denkfähigkeit versteht, so besitzt der Hund keine Intelligenz, welche sich durch nicht instinktive Bewegungen oder durch Bewegungen, welche sich unmittelbar aus diesem entwickelt haben, bekunden könnte, weil ihm die Gabe bewußter Abstraktion abgeht.“ Bis hierher hat Franken die „Intelligenz“ des Hundes eigentlich nur widerlegt, nicht bewiesen. Denn „das von willkürlicher Aufmerksamkeit begleitete Aufeinanderbeziehen von Vorstellungen“ ist noch keine Intelligenz, sondern nur sinnliches Assoziationsvermögen. Für „Urteile“ aber, die jener Definition ganz bescheiden in Klammern beigefügt wurden, mangelt beim Hunde eben der Beweis. Das „Denken“ und „Urteilen“ beginnt erst mit der Fähigkeit der Abstraktion, weil in jedem Urteil wenigstens das Prädikat ein allgemeiner Begriff ist; und dieses Abstraktionsvermögen fehlt beim Hunde, wie Franken selber zugesteht, — also auch das Denkvermögen. Das „primitive sinnliche Denken“, das er bei seinem Hunde entdeckt hat, ist somit nichts weiter als ein neuer Name für die alte vis aestimativa, das „Schätzungsvermögen“ der scholastischen Philosophie.

Trotzdem muß zum Schlusse noch die ersehnte Brücke geschlagen werden zwischen dieser Hundeintelligenz und der menschlichen (S. 456—457): „Die einfache Antwort auf die Frage: Woran liegt es, daß des Hundes instinktives Handeln nur selten durch primitives sinnliches Denken determiniert wird, lautet also: Nicht darum äußert er nur spurenhaftes Denken, weil ihm eine besondere geistige Kraft abgeht, das Denkvermögen oder der Verstand, sondern weil sein blasses (!) und wahrscheinlich auch eingeengtes (!) Bewußtsein ihn nicht zu höheren Leistungen befähigt. Die Begabung des Hundes ist von der menschlichen Intelligenz nicht wesentlich, sondern nur graduell verschieden.“

Um das „eingeengte Bewußtsein“ der Hundeseele zu erweitern, haben sich seither geschickte Lehrmeister einzelne Vertreter der Hunderassen zu Schülern erkoren. An wissenschaftlicher Exaktheit stehen diese Versuche allerdings hinter jenen Frankens zurück, aber sie sind immerhin lehrreich.

Der Leiter des neurologischen Instituts in Frankfurt, Ludwig Edinger, der beste Kenner der vergleichenden Morphologie des Säugetiergehirns, hat in einer kleinen Abhandlung[1] das „Paradigma“ eines Untersuchungsmodus beim psychologischen Studium der Wirbeltiere an seinem Hunde H veranschaulicht. Als Leistungen des Urhirns bezeichnet er die früher instinktiv im engeren Sinne ge-

[1] „Zur Methodik in der Tierpsychologie. 1. Der Hund H.“, in Zeitschrift für Psychologie LXX (1914) 101—124.

nannten Tätigkeiten, die er receptiones et motus nennt, während er die assoziativen Tätigkeiten, die er in Gnosien (ehemals Vorstellungsassoziationen) und Praxien (ehemals Bewegungsassoziationen) einteilt, dem Neuhirn zuschreibt. Schließlich bleibt noch das intelligere übrig, der eigentliche Verstand, der mit „Einsicht und Voraussicht“ umschrieben wird. Aber gerade für diese wichtigste Kategorie muß Edinger gestehen (S. 110), daß ihre praktische Bedeutung beim Hunde gegenüber den Gnosien und Praxien „außerordentlich gering“ ist. Er erklärt dies daraus, daß er das intelligere bei seinem Hunde „zweifellos nicht ganz habe erfassen können“. Übrigens sind auch jene Beispiele, die er für dasselbe anführt, keineswegs eindeutiger Natur. Wenn beispielsweise der Hund an dem Benehmen seines Herrn „voraussieht“, daß derselbe spazieren gehen will, so ist der ganze Vorgang durch bloße Erfahrungsassoziation vollkommen erklärlich. Einsicht und Voraussicht in intelligentem Sinne dürfen wir dem Hunde deshalb nicht zuschreiben. Daß der Hund denkt: „Jetzt wird mein Herr spazieren gehen und ich werde mitgehen“, ist eine durchaus vulgärpsychologische Deutung, da uns die Tatsachen nur berechtigen, zu sagen: „Durch die Vorbereitungen, die der Herr zum Spazierengehen trifft, wird in dem Gehirn des Hundes die Erinnerung an jene angenehmen Vorgänge erweckt, welche ähnlichen Vorbereitungen früher folgten; er gerät in freudige Aufregung, nicht weil er Zukünftiges voraussieht, sondern weil er an Vergangenes sich erinnert; deshalb möchte er auch diesmal gern mitgehen.“ Leider vermissen wir bei Edinger eine tiefere psychologische Analyse dieses und ähnlicher Fälle von vorgeblichem intelligere des Hundes.

Hermann Rothe[1] stellte eine Reihe von Versuchen an, um seinem Pferde Fritz und seinem Hunde Lux das Zählen beizubringen. Das Pferd erwies sich dabei — seinen Elberfelder Kollegen zum Trotz — weit ungelehriger als der Hund. Während es bei letzterem gelang, ihn dahin zu dressieren, daß er erst beim fünften Pfiff seines Herrn erschien, war es beim Pferde unmöglich, ihm das Abwarten des letzten Pfiffs beizubringen; es kam einfach auf jeden Pfiff herbeigelaufen. Hierauf begann Rothe, seine beiden Schüler das Lesen von Zahlen zu lehren; den Wert der Zahl mußte der Hund durch Bellen, das Pferd durch Hufschläge angeben. „Aber bald . . . mußte ich die Entdeckung machen, daß beiden Tieren ein Begriff der Zahl völlig fehlt. Lux bellte taktmäßig, einmal länger und einmal kürzer, aber er zählte nicht dabei.“ Das Pferd versagte bald gänzlich. „Diese Versuche habe ich neun Monate lang mit größter Geduld angestellt. Ihr Ergebnis war gleich Null.“ Es gelang Rothe also auch beim Hunde nicht, sein „enges Bewußtsein“ so zu erweitern, daß es den Begriff der einfachsten Zahlen fassen konnte.

Während den nüchternen, nach einer genau kontrollierbaren Methode angestellten Versuchen Rothes, auch nur die elementarsten Begriffe dem Hunde beizubringen, gar kein Erfolg beschieden war, erzielte Frau Paula Mökel in

[1] „Vom Zahlenbegriffsvermögen des Pferdes“, in Umschau XVII (1913), Nr 36.

Mannheim durch einen liebevollen, geduldigen Unterricht bei ihrem Hunde Rolf[1] die glänzendsten Resultate, und zwar auffallenderweise ganz die nämlichen wie Krall bei seinen Elberfelder Pferden. Er lernte in kürzester Zeit ebensogut rechnen wie diese; sogar zwei schwierige Wurzelaufgaben, die das Zimmermädchen aus einer Tabelle abgeschrieben hatte und die dann in verschlossenen Kuverten hereingebracht, von Krall ausgewählt und dem Hunde einfach vorgehalten wurden, beantwortete er „nach kurzem Besinnen“ in Gegenwart von Krall und Wilser richtig. „Wir alle hätten dies nicht im Kopf ausrechnen können“, so fügt Wilser bei. Desgleichen lernte Rolf durch die nämliche Unterrichtsmethode mit Pfotenschlägen nach einer Lesetafel buchstabieren und seinen Gedanken einen sprachlichen Ausdruck geben. Die abgekürzte, von ihm selbst erfundene Orthographie, deren er sich hierbei bediente, ist die nämliche wie jene der Elberfelder Pferde, indem er die überflüssigen Vokale einfach ausließ; zudem sprach er gewöhnlich im Mannheimer Dialekt. Die selbständigen Denkäußerungen, die er zum Staunen der Besucher sprachlich von sich gab, erstreckten sich nicht bloß auf seine intimen Familienbeziehungen zur Hündin Jela, sondern auch tief hinein in das Gebiet der Naturphilosophie. Auf die Frage: Was ist ein Tier? antwortete er prompt: teil fon ursel (Teil von Urseele). Was ist der Mensch: aug teil fon ursel als was lebd hd sl (auch Teil von Urseele; alles, was lebt, hat Seele). Auf die Frage, woher er das Wort Urseele habe, sagt er: fon mir lol allein (von mir Rolf allein). Ein Hund, der monistisch denken und den Herren Monisten sogar den Anspruch, den Begriff der Urseele erfunden zu haben, streitig machen konnte, vermag natürlich auch Witze zu machen. So sagte er zu Frau Elise v. Schweizerbarth, sie möge wdln (wedeln); wollte er eine Frage nicht beantworten, so buchstabierte er regelmäßig: bugl sdeign (der kann mir auf den Buckel steigen).

„Doch genug von dem Unsinn“, so bemerkt v. Mabáy[2] wohl mit Recht. „Es ist ergötzlich, zu erfahren, wie sich die drei Herren (Kraemer, Sarasin und Ziegler), die schon bei Krall hereingefallen sind, nun als ‚Kommission‘ nach Mannheim begeben, um den berühmten Hund zu besichtigen. Wenn sie sich bei Krall als Gäste verpflichtet fühlten, ein Auge zuzudrücken, so drücken sie hier — als Gäste einer Dame — beide Augen fest zu. Ein unwissentlicher Versuch oder dergleichen wäre hier eine tödliche Beleidigung, eine Verletzung

[1] Zur Literatur siehe: Karl Gruber, „Rolf. Neue Versuche über die Denkfähigkeit der Tiere“, in Münchener Neueste Nachrichten LXVI (1913), Nr 637; Hermann Kraemer, „Eine Prüfung des Hundes Rolf“, in Mitteilung. d. Gesellschaft für Tierpsychologie I (1913), Nr 2; William Makenzie, Nuovi rivelazioni della psiche animale. Il cane ragionante di Mannheim, in Psiche II (1913), nr 5—6; Ludwig Wilser, „Ein Beitrag zum Verständnis der Tierseele“, in Allg. Zeitschrift für Psychiatrie LXX (1913) 474—479; Gustav Wolff, „Die denkenden Tiere“ von Elberfeld und Mannheim“, in Süddeutsche Monatshefte XI (1914), Nr 4, 456—467; H. E. Ziegler, „Zur Tierpsychologie“, in Zoologischer Anzeiger XLII (1913), Nr 10, 459—462.

[2] Gibt es denkende Tiere? XV, 5: Frau Mökels denkender Hund 318—325.

der Ehre des Hauses, in dem man zu Gaste ist. Es bleibt den Herren also nichts übrig, als alles zu glauben, wenn auch nicht aus Überzeugung, so doch aus Höflichkeit. Was für Wunder könnte uns aber ein Zirkusdirektor — etwa Busch oder Schumann — zeigen, wenn wir auch im Zirkus höflich wären!" „Wenn schon manche der Krallschen Erlebnisse zum Lachen herausfordern, so ist diese Hundegeschichte die reinste Posse. Hätte ich die Absicht gehabt, Kralls Entdeckungen lächerlich zu machen, so hätte ich — als Parodie — so etwas wie Kraemers Bericht über Rolf geschrieben."

Die sprechenden Hunde, die schon von alters her bekannt sind, haben bisher unsere Kenntnis von der „Hundeintelligenz" nicht wesentlich zu bereichern vermocht. Krall, der ihnen in seinem Buche „Denkende Tiere" einen langen geschichtlichen Überblick widmet (S. 211—224), hält es natürlich für ausgemacht, daß die sprechenden und singenden Hunde durch die von ihnen hervorgebrachten Laute gelegentlich auch ihren Gedanken Ausdruck zu geben versuchen. Am berühmtesten ist in letzter Zeit der sprechende Hund Don des Hegemeisters Ebers geworden, von welchem Krall (S. 216—218) mehrere gelungene Photographien bringt. Auch Ettlinger[1], Kammerer[2], Pfungst[3], Sokolowsky[4] und Vosseler[5] haben sich mit Dons Sprechvermögen beschäftigt. Nach letzterem Beobachter, der für Don sehr begeistert ist, gibt derselbe „auf bestimmte Anlässe und zu bestimmtem Zweck regelmäßige, sonst in den Lautäußerungen des Tieres nicht verwandte Laute von sich, die zunächst als Nachahmung entsprechender Silben und Worte der menschlichen Sprache, als Echolalie, angesehen werden müssen". „Außerdem aber", so fügte er bei, „verbindet der Hund mit seiner eigenartigen Betätigung einen gewissen Sinn." Dazu bemerkt v. Madáy (S. 228): „Freilich, einen ‚gewissen Sinn' hat auch das Quaken des Frosches für den Frosch", nämlich als Ausdruck seiner instinktiven Bedürfnisse. Die Frage ist, ob der Hund ein bewußtes Verständnis für den Sinn seiner „Worte" hat, und das wagt nicht einmal Vosseler zu behaupten. Ettlinger stimmt insoweit mit Vosseler überein, daß er dem Don ein nachahmendes Sprechen — nach Art der Papageien — zugesteht. Nach all den Einzelheiten, die bisher über Don bekannt geworden sind, kann aber von einem „eigentlichen Sprechen im menschlichen Sinne" — d. h. „von dem sinngemäßen Gebrauch einer artikulierten Begriffssprache" — „nicht die Rede sein". Kammerer und Pfungst gehen noch weiter, indem sie auch das nachahmende Sprechen Dons in Abrede stellen.

---

[1] „Sprechende und singende Hunde", in Hochland VIII (1911), 7. Heft.

[2] „Sprechende Hunde", in Neue Freie Presse 1911, 16776.

[3] „Der sprechende Hund", in Beilage z. Vossisch. Zeitung vom 27. April 1911, Nr 201; „Über sprechende Hunde." Vortrag auf dem fünften Kongreß f. experimentelle Psychologie, IV (Berlin 1912) 241—245.

[4] „Zur Kenntnis der Sprachlaute bei Tieren", in Archiv f. experiment. und klin. Phonetik I, Nr 1, S. 9—10.

[5] Don, der sprechende Hund. Hamburg 1911 (Fremdenblattdruckerei. III). (Zitiert nach v. Madáy S. 158.)

Pfungst sagt: „Aus den bisher angeführten Tatsachen folgt, daß Don weder sinnvoll noch nachahmend spricht." Er erklärt die scheinbare Nachahmung durch die zufällige Übereinstimmung gewisser Laute mit Worten menschlicher Rede. Sokolowsky unterzog sich der Mühe, Dons „Worte" mit Edisons Phonographen aufzunehmen und die Laute nach Hermanns Methode in Kurven darzustellen. Bei den sehr vielfach unternommenen Versuchen ließ sich jedoch nur das u in Kuchen gut umschreiben. „Demnach", so folgert v. Madáy, „ist von Dons ganzer Sprechkunst ein einziger Selbstlaut einigermaßen konstant; dieser ist aber vielen Hunden gemeinsam: so oft das Bellen von Menschen nachgeahmt wird, wird es mit Hilfe des u-Lautes ausgedrückt: hu-hu oder wau-wau."

Das andressierte Sprechvermögen Dons und seiner Genossen bietet somit keine Spur eines wirklichen Beweises für die Tierintelligenz. Pfungst sagt hierüber: „Erlernt wird lediglich die Auslese bestimmter unter den vorhandenen Lauten und deren assoziative Verknüpfung mit bestimmten Fragen oder Befehlen." „Nicht nur beantwortet er (Don), wie die Versuche ergaben, Fragen, die außer der Reihe gestellt werden, durchaus verkehrt; selbst in der ihm geläufigen Folge erwidert er auf jede Frage alles mögliche, versichert z. B., er heiße Kuchen u. dgl. mehr." „Tatsächlich kann kein Zweifel bestehen, daß ihm jedes Verständnis fehlt." Man wird bei diesen neueren Berichten über Rolf und Don wiederum an E. v. Steinles Zeichnung des sprechenden Hundes von Rüdesheim[1] erinnert, die er der Frau Brentano-Birkenstock mit den witzigen Versen widmete:

„Wenn's ein Hund so weit gebracht,
Aus einem Menschen noch was werden kann."

3. Intelligenz der Vögel.

Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit für die großen Verdienste, die sich Bernard Altum durch sein klassisches Buch „Der Vogel und sein Leben" um die Reform der Tierpsychologie erworben hat, auch seiner hier zu gedenken. P. Gelasius Kraus O. E. S. Aug. hat auf ihn die Aufmerksamkeit wiederum gelenkt durch seine Schrift über Altums Naturphilosophie[2]. Das tierpsychologische Problem in Altums Schriften nimmt einen beträchtlichen Teil derselben ein (S. 98—133). Das Fehlen des Verstandes und des freien Willens bei den Tieren ist von Altum gegenüber der Brehmschen Tierintelligenzmanie wohl zum erstenmal in gründlicher und überzeugender Weise nachgewiesen worden durch seine meisterhaft sachgemäße Schilderung des Vogellebens. Kraus verkennt jedoch keineswegs,

---

[1] E. v. Steinle, Des Meisters Gesamtwerke in Abbildungen, herausgegeben von Alfons v. Steinle, Kempten 1910, Nr 504. — Killermann hat im Deutschen Hausschatz XXXVII, Heft 10, 441 diese Zeichnung wiedergegeben und auch einige ältere Berichte erwähnt.

[2] Bernard Altum als Naturphilosoph. Ein Beitrag zur Geschichte der Naturphilosophie im 19. Jahrhundert. Mit Porträt Altums. Paderborn 1914. (Studien zur Philosophie und Religion, herausgegeben von D. R. Stölzle, 15. Heft.)

daß Altum das psychische Leben der Vögel nach der positiven Seite hin unterschätzt hat, indem er ihnen auch das Gedächtnis abspricht und von einer „Tierseele" nichts wissen will. Der Altumsche Instinktbegriff wird bei Kraus einer besonders sorgfältigen Analyse unterzogen, wobei neben den Vorzügen auch die Mängel desselben hervorgehoben werden. Gerade aus der Instinktlehre Altums glaubt Kraus zeigen zu können, wie Altums ablehnender Standpunkt gegenüber der Tierseele trotzdem seinen sonstigen Ausführungen über die Lebensäußerungen der Tiere keinen Eintrag tut.

Daß Altums Einfluß auf die deutschen ornithologischen Kreise einigermaßen nachgewirkt hat, zeigt die neuere Studie von O. Heinroth[1] aus dem Zoologischen Garten von Berlin über die Entenfamilie. Sie enthält viele für die Psychologie der Vögel und deren mannigfache Verschiedenheiten bei verschiedenen Gattungen und Arten lehrreiche und wirklich charakteristische Schilderungen, die zunächst für Vogelkenner von Interesse sind. Seine Einschätzung der psychischen Fähigkeiten der Vögel ist eine gemäßigte. Beim Höckerschwan sagt er (S. 602): „Irgendwelche Spuren von eigentlicher Überlegung kann man natürlich bei ihm, wie wohl bei den meisten Vögeln, mit dem besten Willen nicht herausfinden." „Die ganze Verständigung" unter den Vögeln „hat man sich also etwa so vorzustellen, als wenn wir nur immer auf die unwillkürlichen Gesichtsausdrücke und unbeabsichtigt hervorgestoßenen Affektlaute unserer Mitmenschen achteten" (S. 621). „Es ist nicht schwer, bei anas boscas die Zeichensprache, die ja vom einzelnen Tiere sicher nicht beabsichtigt hervorgebracht, aber von den andern sehr gut verstanden wird, auf Intentionsbewegungen zurückzuführen" (S. 680). Instinktive Ausdrucksbewegungen sind es somit, was der gegenseitigen „Verständigung" bei den Vögeln zu grunde liegt, nicht Absicht oder Überlegung. Der Verfasser gebraucht zwar öfters die Ausdrücke Verstand, Intelligenz usw., versteht aber darunter nur das auf Assoziation der Vorstellungen beruhende Lernen durch Sinneserfahrung. Dabei muß man allerdings menschliche Ausdrücke wie „Schwester", „Bruder", „Mann" usw. mit den Enten in Kauf nehmen (vgl. z. B. S. 648), ja auch keineswegs kritische Parallelen zwischen menschlichen und tierischen Familienverhältnissen (z. B. S. 702). Aber das Streben nach einer objektiven Auffassung der Vogelpsychologie ist doch durchgängig erkennbar.

4. Intelligenz der Insekten.

Ein sehr maßvolles Urteil über die psychische Begabung der Insekten enthält ein 1913 in deutscher Übersetzung erschienenes umfangreiches Buch von O. M. Reuter[2]. Von „Intelligenz" derselben ist darin eigentlich gar

[1] Beiträge zur Biologie, namentlich Ethologie und Psychologie der Anatiden (Sonderabdruck aus dem Bericht über den fünften internationalen Ornithologenkongreß 589—702, Berlin 1910).

[2] Lebensgewohnheiten und Instinkte der Insekten. Deutsch von A. u. M. Buch. Berlin 1913, 448.

keine Rede, sondern nur von ihren mannigfaltigen Instinkten und deren gegenseitigem Zusammenhang. Ein psychologisch wichtiges Moment findet er in dem „Aufdämmern der sozialen Instinkte“. Aber auch hier hält er sich von Vermenschlichung des Tierlebens fern und behandelt die Frage nach der Entstehung der ersten Insektengemeinschaften auf biologischer Grundlage. Die Lebensgewohnheiten und Instinkte der sozialen Insekten wollte der Verfasser später in einem besondern Buche besprechen.

Gegenüber der ehemals so hoch gepriesenen Intelligenz der Ameisen ist man schon seit Beginn dieses Jahrhunderts in wissenschaftlichen Kreisen recht zurückhaltend geworden. Die Arbeiten Wasmanns seit 1891[1] haben, wie der Amerikaner W. M. Wheeler 1901 im American Naturalist schrieb, „viel beigetragen, wenigstens in Deutschland, zur Verdrängung jener Pseudopsychologie und zu einer vernünftigeren Auffassung des Ameisenlebens“. Es dürfte deshalb von Interesse sein, daß Wasmanns „Zusammengesetzte Nester und gemischte Kolonien der Ameisen“, die längst vergriffen waren, jetzt in neuer Auflage als erster Teil des ersten Bandes eines neuen Sammelwerkes über die soziale Symbiose bei den Ameisen[2] erschienen sind. Ausdrücklich mit der Psychologie der Ameisen befassen sich im ersten Band mehrere Abschnitte (S. 179—212 und 393—397). Aber auch die mannigfaltigen biologischen Schilderungen der Beziehungen zwischen Ameisen verschiedener Arten und zwischen Ameisen und Termiten bieten Bausteine für die Tierpsychologie. Daß die Ameisen auf Grund neuer Sinneswahrnehmungen und des sinnlichen Gedächtnisses ihre instinktiven Tätigkeiten zu modifizieren und somit durch Sinneserfahrung zu „lernen“ vermögen, ist namentlich in Wasmanns Schrift von 1909[3] eingehend nachgewiesen und durch zahlreiche Beispiele belegt worden. Von Intelligenz im eigentlichen Sinne, d. h. von einem wirklichen Denkvermögen, kann jedoch auch bei diesen „intelligentesten“ aller Insekten keine Rede sein. Dies ist übrigens im wesentlichen auch die Ansicht August Forels und anderer Myrmekologen.

Bezüglich der Intelligenz der Bienen ist einer unserer besten Bienenforscher, H. v. Buttel-Reepen, in einem soeben erschienenen lehrreichen Buche[4]

---

[1] Die zusammengesetzten Nester und gemischten Kolonien der Ameisen, Münster 1891; Instinkt und Intelligenz im Tierreich, Freiburg i. Br. 1897, dritte Auflage 1905; Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere, Freiburg i. Br. 1897, zweite Auflage 1900; Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen (Zoologica, Heft 26), Stuttgart 1899, zweite vermehrte Auflage 1909. — Die letzte dieser Schriften ist noch im Buchhandel zu haben.

[2] Das Gesellschaftsleben der Ameisen. Das Zusammenleben von Ameisen verschiedener Arten und von Ameisen und Termiten. Ges. Beiträge zur sozialen Symbiose bei den Ameisen. Münster i. W. 413 S. mit 7 Tafeln und 16 Figuren im Text.

[3] Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen[2], 10. u. 11. Kap.

[4] Leben und Wesen der Bienen, Braunschweig 1915. 300 Seiten mit 60 Abbildungen. — Zur Analyse der psychologischen Anschauungen von Buttel-Reepens vgl. auch Wasmanns ausführliches Referat über jenes Buch in der Zeitschrift „Die Naturwissenschaften“ 1915.

zu dem nämlichen Ergebnisse gelangt. Er beschreibt die verschiedenen Instinkte der Honigbiene und ihre nicht seltenen „Instinktirrungen“, die von den Imkern gern als Denktätigkeiten der Biene gedeutet werden, in Wirklichkeit aber ein Beweis für ihren Unverstand sind. Sinnliches Gedächtnis, Modifizierungs- und Lernvermögen erkennt v. Buttel den Bienen zu; von „intellektuellen Prozessen“ dagegen, die er zutreffend als „eine wirkliche Bildung von Begriffen, Urteilen und Schlüssen, eine Voraussicht der Ziele (Zwecke) und Einsicht in die Mittel“ charakterisiert, kann er im Bienenleben nichts entdecken (S. 251).

Über die Intelligenz der einsam lebenden Wespen Afrikas, die durch ihre Brutpflegeinstinkte hervorragen, hat E. Roubaud[1] in den Sitzungsberichten der Pariser Akademie neue Beobachtungen veröffentlicht. Das Resultat derselben ist für die „Intelligenz“ dieser Insekten ebenso ungünstig wie für ihre „Mutterliebe“. Es wird beispielsweise berichtet (S. 478), wie die geringsten äußeren Störungen den Brutpflegeinstinkt aufheben; wenn man der Wespe in eine neue, soeben von ihr gebaute und noch leere Zelle eine Larve aus einer älteren, vorher von ihr selbst belegten Zelle hineinlegt, so wirft die Wespe ihr „eigenes Kind“ mit Wut hinaus und tötet es. In den Schlußergebnissen (S. 480) werden demnach den Wespen „höhere psychische Fähigkeiten“ abgesprochen.

5. Das Orientierungsvermögen besonders bei den Ameisen.

Das Orientierungsvermögen der Ameisen, Bienen und anderer Tiere ist in den letzten Jahren in zahlreichen Arbeiten behandelt worden, die sich zum größten Teil mit dem Orientierungsvermögen der Ameisen beschäftigen.

Als Reaktion gegen die durch Brehm und seine Nachfolger in weitesten Kreisen eingerissene Vermenschlichung des Tierlebens hatte Albrecht Bethe 1898 eine neue Reflextheorie aufgestellt, durch die den Ameisen und Bienen jegliche „psychische Qualitäten“ abgesprochen wurden. Dieses einseitige Extrem war bereits 1899 durch Wasmann für die Ameisen („Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen“) und 1900 durch v. Buttel-Reepen für die Bienen („Sind die Bienen Reflexmaschinen?“) eingehend widerlegt worden. Bethes „nihilistischen Anschauungen über das psychische Leben der Insekten“ haben seither, wie Rudolf Brun 1915 bestätigt[2], „keinen Anklang mehr bei Kennern des Ameisenlebens gefunden“ und ebensowenig bei Kennern des Bienenlebens, wie aus Buttel-Reepens obengenanntem Buch über das Leben und Wesen der Bienen hervorgeht. Trotzdem hat es an Nachklängen der Betheschen Reflextheorie bis in die jüngste Zeit bei der Kontroverse über das Orientierungsvermögen der Ameisen und anderer Insekten nicht gefehlt.

Bethe hatte die Frage: Wie finden die Ameisen ihren Weg? durch eine geheimnisvolle „Polarisierung“ chemischer Duftteilchen auf ihrer Fährte beant-

---

[1] Nouvelles recherches biologiques sur les Guêpes d'Afrique (Comptes-rendus de l'Acad. des sciences, Paris, CLIII [juillet-décembre 1911]. Séance de 21 août 1911, p. 476—480).

[2] Im Biologischen Zentralblatt 1915, 233.

worten wollen, für die Bienen hatte er eine gänzlich „unbekannte Kraft" angenommen, die sie in ihren Stock zurückführen sollte. Einem unbekannten „Richtungssinn" hatten auch J. H. Fabre und Wladimir Wagner die Fernorientierung bei diesen Insekten zugeschrieben, Bonnier, Reynaud und Piéron einem reflektorisch wirkenden „kinästhetischen Muskelsinn", Berthelot einer absoluten Kenntnis der vier Kardinalpunkte des Raumes, Viguier einer Wahrnehmung des Erdmagnetismus, Duchatel einer Empfindung für „infraluminöse Strahlen", Cornetz endlich einem kinästhetischen, von äußeren Einflüssen unabhängigen „Winkelsinn". Dagegen haben Wasmann, Forel, v. Buttel-Reepen, Santschi, Chr. Ernst und R. Brun sich dahin ausgesprochen, daß die Raumorientierung bei den Ameisen, Bienen usw. durch Sinneswahrnehmungen erfolgt, die bald vorwiegend der Sphäre des Geruchsinnes, bald jener des Gesichtsinnes, des Muskelsinnes usw. angehören und in ihrer Kombination durch das sinnliche Gedächtnis („Ortsgedächtnis") des Tieres bewahrt und beim Wegfinden verwertet werden[1].

Viktor Cornetz in Algerien gebührt zweifellos das Verdienst, zahlreiche außerordentlich geschickte und mühsame Beobachtungen und Versuche angestellt zu haben, namentlich über die Einzelwanderungen von Ameisen, die von ihrem Neste ausgehen und zu demselben zurückkehren. Er bediente sich hierbei der graphischen Methode, so daß Hinweg und Rückweg genau kontrolliert werden konnten. Der Rückweg der Ameise zum Neste erfolgte niemals auf der Hinspur, verlief jedoch in der Nähe derselben und im großen und ganzen parallel mit ihr. Auch Piéron hatte beobachtet, daß die Ameise, welche man bei der Heimkehr zu ihrem Neste an irgend einem Punkte abfängt und dann mehrere Meter seitwärts davon wieder niedersetzt, nicht in der Richtung zum Nest, sondern in der Parallelrichtung weiterläuft („Parallellauf"), bis sie am Ende der betreffenden Strecke angekommen ist; von dort aus muß sie dann erst das Nest durch längere, konzentrisch beschriebene Kurven suchen. Aus diesem Parallellauf hatte Piéron geschlossen, die Ameise müsse gewissermaßen einen inneren Kompaß besitzen, der sie über die

[1] Aus der umfangreichen Literatur, die in der Schrift Bruns von 1914 ziemlich vollständig zusammengestellt ist, seien hier nur die folgenden neueren Arbeiten in annähernd chronologischer Reihenfolge erwähnt: E. Wasmann, Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen[2], Stuttgart 1909, 4. Kap.; Aug. Forel, Das Sinnesleben der Insekten, München 1910 (deutsch von M. Semon); Viktor Cornetz, ungefähr 30 Arbeiten von 1909—1915. Die wichtigste derselben ist: Trajets de fourmis et retours au nid, avec album et texte explicatif, Paris 1910 (Institut général psychologique, Section de Psychologie zoologique, Mémoire no 2); H. Piéron, Le problème de l'orientation envisagé chez les fourmis (Scientia XII [1912], no XXV—5); F. Santschi, Comment s'orientent les fourmis (Revue suisse de Zoologie XII (1913), no 12); Christian Ernst, Kritische Untersuchungen über die psychischen Fähigkeiten der Ameisen (Archiv für die gesamte Psychologie XXXI [1914], 1. u. 2. Heft); Rudolf Brun, Die Raumorientierung der Ameisen und das Orientierungsproblem im allgemeinen, Jena 1914, 234 f; Das Orientierungsproblem im allgemeinen und auf Grund experimenteller Forschungen bei den Ameisen (Biolog. Zentralblatt XXXV [1915], Nr 4 u. 5).

absolute Richtung, unabhängig von äußeren Eindrücken, orientiere. In ähnlicher Weise schloß auch Cornetz aus seinen Versuchen auf einen inneren kinästhetischen Richtungssinn, der dem Tiere ermöglicht, die auf der Hinreise eingehaltene Richtung auf der Rückreise einfach umzukehren. Auffallend war es jedoch, daß der Parallellauf meist nicht eintrat, wenn er die Ameise auf einen anders beschaffenen Boden, z. B. von Sandboden auf eine Wiese versetzte. Hierdurch wird nahegelegt, daß die Ameise ihren Rückweg nicht unabhängig von den auf dem Hinweg erhaltenen Sinneseindrücken vornimmt, sondern wenigstens die Bodenbeschaffenheit im Gedächtnis behält. Durch Kontrollversuche, welche Santschi in Tunesien mit den nämlichen nordafrikanischen Ameisenarten anstellte wie Cornetz, gelang es ihm zu beweisen, daß es hauptsächlich die Lichteindrücke und die durch dieselben verursachten relativen Verschiebungen der Netzhautbilder sind, was die Richtung des Weges der Ameise bestimmt. Er bezeichnet deshalb die Netzaugen der Ameisen als deren „Lichtkompasse“. Die Ergebnisse der Versuche Santschis über den Einfluß der Lichtrichtung auf die Orientierung bei den Ameisen sind somit ganz ähnliche, wie sie Sir John Lubbock (Lord Avebury) bereits 1881 [1] und Wasmann 1899 [2] erhalten hatten. R. Brun (1914, 176 ff; 1915, 247) hat auch eine Reihe neuer sinnreicher Experimente über die „Sonnenorientierung“ bei verschiedenen einheimischen Ameisen angestellt und dadurch die Santschische Lichtkompaßtheorie auch für unsere Breiten bestätigt. Es sei übrigens ausdrücklich bemerkt, daß, wie schon früher Wasmann und neuerdings Brun hervorheben, keineswegs alle Ameisenarten sich auf die nämliche Weise orientieren. Bei psychisch niedriger stehenden Arten (Lasius, Myrmica) spielen die Geruchseindrücke eine viel wichtigere Rolle für die Wiedererkennung des Weges als bei den psychisch höher stehenden (Formica sanguinea, rufa usw.), bei deren Orientierung die Elemente der Gesichtswahrnehmung vielfach bedeutend überwiegen. Auch ist nur bei letzteren durch Beobachtungen und Versuche erwiesen, daß sie über ein ausgeprägtes Ortsgedächtnis verfügen, welches ihnen ermöglicht, auf einem von ihnen seit Wochen oder Monaten nicht mehr besuchten Terrain sich sofort über die Richtung zum Neste zu orientieren [3]. Wenn wir von der schwerfälligen Terminologie der Semonschen Mnemetheorie absehen, können wir R. Bruns Urteil (1915, 252) vollkommen unterschreiben, „daß die Fernorientierung der Ameisen ein ungemein komplizierter psycho-physiologischer Vorgang ist, bei welchem je nach den vorwaltenden Umständen und je nach der Organisation der betreffenden Art, Erfahrungen der verschiedensten Sinnesgebiete: topochemische, topographische, visuelle, kinästhetische Eindrücke, bald für sich allein, häufiger aber kombiniert zur individuellen Engraphie (Einprägung) und Ekphorie (Auslösung) gelangen“.

[1] Ants, bees and wasps (deutsche Übersetzung Leipzig 1883) 9. Kap.

[2] Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen, erste Auflage 1899, 33 ff, zweite Auflage 1909, 34—37.

[3] Wasmann a. a. O. 1899, 31 ff; 1909, 33 ff; Brun 1914, 175.

Erich Wasmann S. J.

Besprechungen.

Sozialwissenschaft: Fürsorge.

Die strafrechtliche Behandlung der Jugend in England unter Berücksichtigung der erziehlichen Maßnahmen. Von Dr jur. **Karl Struve**, Gerichtsassessor. 8° (V u. 302) Berlin 1914, Liebmann. *M* 7.— — **Das Problem der Armut.** Von **Sidney** und **Beatrice Webb**. Autorisierte Übertragung von **Helene Simon**. 8° (218) Jena 1912, Diederichs. *M* 6.—; geb. *M* 7.20. — **Die Hungersnot in unsern Großstädten** und wie man diese Quelle der Verbrechen verstopfen kann. Von **Peter Bonn**. Köln a. Rh. Mit einer Einführung von Dr Karl Kumpmann, Privatdozent der Staatswissenschaft in Bonn. 8° (83) M.-Gladbach 1914, Volksvereinsverlag. *M* 1.20.

Struve hatte die Absicht, durch sein Werk einen Beitrag zum Ausbau unserer heimischen Jugendstrafrechtspflege zu bieten. Nachdem der Gesetzentwurf betr. das Verfahren gegen Jugendliche im Reichstag nicht erledigt wurde, wird voraussichtlich die Jugendstrafrechtspflege noch lange im Stadium der Erörterung und einzelner praktischer Teilversuche bleiben; da ist es ungemein wertvoll, an der Hand kundiger Führer einen Einblick in die Handhabung des Gegenstandes in andern Staaten zu nehmen. England hatte durch seine Children Act von 1908 einen Entwicklungsabschnitt in seiner Jugendfürsorge erreicht, der eine zusammenfassende Darstellung der einschlägigen Gebiete rechtfertigt. Die Jahre seither lassen auch schon einige Schlüsse über die Wirkung jenes Gesetzes zu. Auf diesen Grundlagen bietet nun Struve einen sehr gründlichen, klaren und vollständigen Einblick in das englische System der Erziehungsfürsorge straffälliger Jugendlicher. Der Hauptwert ist auf eingehende, infolgedessen auch dem Berufsarbeiter nützliche Darstellung gelegt. Die eingestreuten kritischen Bemerkungen drängen sich in keiner Weise auf und geben gute Fingerzeige. Nach kurzer Behandlung des materiellen Jugendstrafrechts und des Strafverfahrens finden namentlich die Jugendgerichte, die Vollziehung der gegen Jugendliche zulässigen Maßregeln und die Behandlung jugendlicher Rechtsbrecher von 16 bis 21 Jahren eingehende Berücksichtigung. Ein unbestreitbarer Vorzug der englischen Gesetzgebung liegt darin, daß rein erzieherische Maßregeln, also ohne den Charakter einer kriminellen Strafe, gegen alle jugendlichen Straffälligen unter 16 Jahren möglich sind. Anderseits wieder bietet sich eine Reihe wertvoller Erkenntnisse über die Vorzüge unseres Strafverfahrens, Vormundschafts- und Fürsorgewesens. Beachtenswert sind auch die Ausführungen zur Kriminalstatistik, die zeigen, wie wenig die deutschen und englischen Zahlen sich vergleichen lassen. Wertvoll ist das Buch nicht zuletzt deshalb,

weil es uns darin bestärkt, daß wir auch auf diesem Gebiet uns unserer selbständigen deutschen Arbeit nicht zu schämen brauchen und bei aller Anerkennung der Anregungen, die uns von jenseits des Kanals und des Ozeans geworden sind, getrost an unserem eigenen Hause weiterbauen können.

Zeigt Struve, wie man dem Problem der Fürsorge für die verwahrloste und gefährdete Jugend in England gerecht zu werden versucht, so bietet die gute Übersetzung Helene Simons weiteren deutschen Kreisen das an Anregungen reiche Buch der beiden Webbs „Das Problem der Armut". Das Buch ist eine allgemein verständliche Bearbeitung des Minderheitsberichts einer englischen Regierungskommission, die vor einigen Jahren zur Beratung einer Reform der englischen Armengesetzgebung einberufen ward. Neben dem Bericht der Majorität wurde auch seiner inneren Bedeutung wegen der Minoritätsbericht herausgegeben. „Das Problem der Armut" sucht nach den Webbs eine Lösung, die der Armut zuvorkommt, nicht erst heilend eingreift, wenn sie bereits entstanden ist. Die Verfasser betrachten die Armut als eine Krankheitserscheinung der Gesellschaft, die man durch Hygiene verhüten, nicht erst durch Medizin heilen soll. Freilich wird es ebensowenig gelingen, durch Verhütungsmaßnahmen die Armut ganz zu bannen, wie es gelingt, durch hygienische Maßregeln die Krankheiten alle aus der Welt zu schaffen. Ist dieser Gedanke auch nicht ausgesprochen, so scheint er uns doch stark durchzuklingen. Denn das ist gerade das Erfreuliche in der äußeren Haltung des Werkes, daß es trotz aller stark ausgeprägten Eigenart sich von aller Einseitigkeit und dem für alles andere blinden Übereifer so mancher Neuerer fernhält. Die ersten Vorschläge gelten der Verhütung der durch Krankheit entstehenden Armut. In geschickter Weise setzen sich dann die Verfasser im Kapitel „Armut und Eugenik" mit den Gegnern der Fürsorge aus den Reihen dieses jungen Zweiges der Volkspflege auseinander. Gerade die vorbeugende Fürsorge wirke durchaus im Sinne der Eugenik. Reich an Anregungen, zu denen man verschiedene Stellung nehmen mag, ist auch die Abhandlung „Die Verhütung der durch jugendliche Verwahrlosung entstehenden Armut". Gern geben die Verfasser zu, daß alle bislang erwähnten Bestrebungen die Armut nicht tilgen, nur eindämmen können. Das Kapitel „Verhütung der Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung" sollte nun eigentlich die volle Lösung bringen. Aber nach Vorschlägen zur Regelung des Arbeitsmarktes durch Verteilung der öffentlichen Aufträge, durch neuartige Regelung der Arbeitsvermittlung folgt doch auch hier der Abschnitt: „Die Absorbierung des Überschusses". Nach einer Reihe weiterer Vorschläge — Ausgleich der Arbeitszeit, Einschränkung der Arbeiten Jugendlicher und Verwitweter — werden Anstalten verlangt, aber ohne jeden Zwang. Es sollen Bildungsanstalten sein, deren „Wesensbedingung ist, daß diese Anstalten, ungleich allen deutschen oder schweizerischen Arbeitskolonien der einen oder andern Art, lediglich die Ausbildung und Förderung ihrer Insassen im Auge haben, ohne die leiseste Absicht, deren Arbeit produktiv zu gestalten, sogar ohne Recht der Produktion für den Verkauf oder Verbrauch außerhalb der Anstalt". Vorsichtig fügen aber die Verfasser bei: „Mögen jene Kritiker, die diesen Plan als zu streng ablehnen, einen besseren ausfindig machen. Uns ist es

nicht gelungen." Für die dann noch bleibenden arbeitsscheuen Elemente werden Besserungshaftkolonien (2—3 für ganz England!) unter dem Arbeitsministerium vorgesehen. Auf diese große Zahl von Vorschlägen zur Behebung der Armut folgt eine Abhandlung über die Arbeiterversicherung, die im Kampf gegen die Armut abzulehnen sei. Die Webbs berufen sich dabei ausdrücklich auf die deutsche Versicherung. Es zeigt sich hier wieder, wie schwer eine Einrichtung für den ferner Stehenden zu erfassen ist. Die völlige Verkennung der deutschen Arbeiterversicherung könnte nicht besser gegeben werden als durch den Leitsatz, der dies Kapitel einführt: „Versicherung bedeutet nicht Verhütung". Und als Beispiel die — Feuerversicherung.

Die Gedanken der vorbeugenden Armenpflege sind weder der deutschen Literatur noch Praxis neu. Es ist das Ideal, nach dem wir schon lange zielen. Aber ebendeshalb werden die in origineller Weise entwickelten Vorschläge des bekannten sozialpolitisch rührigen Ehepaars bei uns auch um so mehr Beachtung finden. Dasselbe gilt von den Ausführungen über die freie Liebestätigkeit. Der bezeichnende Titel dieses Teiles lautet: „Das erweiterte Gebiet freier Liebestätigkeit bei der Verhütung der Armut." Wie ganz anders, als es in manchen Kreisen bei uns lautet, die den Webbs nahe zu stehen glauben! Die von den Webbs vorgeschlagene „Stufenleitertheorie" für die Zusammenarbeit der öffentlichen und privaten Fürsorge, die Teilung des Gebietes nach „Funktionen" ist schon seit Jahren das Programm der kirchlichen Liebestätigkeit. Beherzigenswert erscheint auch, was über religiöse Beeinflussung gesagt wird: „Nur Fanatiker können es ablehnen, von der gebotenen konfessionellen Fürsorge, unter angemessenen Reserven, für diejenigen Notleidenden Gebrauch zu machen, die der betreffenden Konfession angehören, oder — wo es sich um Erwachsene handelt — sie der Staatsfürsorge vorzuziehen. Vielmehr hat man Grund, anzunehmen, daß wir ohne die Vereinstätigkeit für gefallene Frauen, verbrecherisch veranlagte Kinder, vielleicht auch für einen Teil der angeboren Schwachsinnigen, Gewohnheitstrinker und Arbeitsscheuen nicht auskommen können." Auch das Schlußkapitel „Der Moralfaktor" zeugt von dem sittlichen Ernst, mit dem das Problem der Armut angefaßt wurde. Diese kurzen Ausführungen mögen genügen, um alle, die sich mit Fürsorgeproblemen ernsthaft befassen, auf die Schrift aufmerksam zu machen. Mag man zustimmen oder sich ablehnend verhalten, immer wird man fruchtbare Anregung finden.

Es ist nicht ohne Interesse, daß gerade an dem Kernpunkt, wo die Webbs einen schlichten Zweifel an der Durchführbarkeit ihres Planes laut werden lassen, beim Arbeitshaus ohne Zwang, die Schrift eines Mannes der Praxis, des früheren Leiters des Kölner Obdachlosenasyls, Peter Bonns, einsetzt. Er empfiehlt in seiner Schrift „Die Hungersnot in unsern Großstädten" als Hauptmittel gegen die Arbeitslosigkeit und ihre verheerenden Folgen ebenfalls „Arbeitshäuser ohne Zwang" für die arbeitswilligen Arbeitslosen. Bonn bietet einen bis ins kleinste ausgearbeiteten Plan eines derartigen Unternehmens. Auch er sieht, worauf die Webbs ja den Hauptwert legten, berufliche Fortbildung in der Anstalt vor. Wie weit diese Pläne durchführbar sind und eine so reinliche Scheidung von Arbeitswilligen und Arbeitsscheuen möglich ist, ist schwer zu

sagen. Da derartige Unternehmen sich nicht selbst unmittelbar bezahlen, müßten sie von sehr leistungsfähigen Verbänden übernommen werden. Die freie Liebestätigkeit mag aber immerhin auch hier Pionier- bzw. Erfinderarbeit leisten.

Constantin Noppel S. J.

Deutsche Literatur.

Skepp uhn Strunn. Roman von **Meta Schöpp**. kl. 8° (498) Berlin (o. J.), Fontane & Co. *M* 6.— — **Ein Lebensbuch.** Roman von **Hermine Villinger**. Zwei Bände. kl. 8° (152 u. 152) Leipzig (o. J.), Reclam. *M* 3.—; geb. *M* 4.— — **Haus Elderfing.** Roman von **Ilse v. Stach**. kl. 8° (362) Leipzig 1915, Sarasin. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Meta Schöpp hat einen Roman ohne eine fest verschlungene Handlung und ohne einen Helden geschrieben. Sie schildert das Helgoland der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts, wo die Insel vor kurzem englisch geworden war, wo der Goldstrom, den die Napoleonische Kontinentalsperre gebracht hatte, noch in wehmütiger Erinnerung lebte und wo über die geplante Errichtung eines Seebades alles die starren Köpfe schüttelte. Die Helgoländer von damals erscheinen als harte, schwere Menschen, die sich unverzagt in die See stürzen, wenn es Verdienst oder Rettung von Menschenleben gilt, und die mit der gleichen biedern Selbstverständlichkeit an dem verbrieften Rechte festhalten, das ihnen den dritten Teil der Ladung eines gestrandeten Schiffes zuspricht. Sie gehen sogar über dieses Recht hinaus, und wenn die Beute in Sicherheit gebracht und auch sonst nichts zu tun ist, dann wird in den Wirtshäusern — immer mit derselben stumpfen Schwere — getrunken, getanzt und um die derbe Schönheit eines Schenkmädchens blutig gerauft. Es gibt aber auch niemand auf der Insel, der dieses Triebleben klug und ernst zu läutern unternähme. Der englische Statthalter ist ein machtloser Schürzenjäger, der sich die Vorteile des Strandrechtes gern gefallen läßt. Ein flüchtiger Hauptmann schwärmt immer nur von Waterloo und Preußen. Eine bei ihrem kranken Vetter auf der Insel weilende Baronin treibt mit dem besten Helgoländer in halb schwacher, halb herzloser Liebelei ihr Spiel. Und der junge Pastor könnte nicht ungeschickter sein. Die Verfasserin schildert das alles mit lebendiger Deutlichkeit, durchwirkt es mit den landschaftlichen und geschichtlichen Schönheiten der rauhen Felseninsel und läßt den Fluch, den irdische und sündige Gesinnung in sich selber trägt, zu folgerichtiger Wirkung kommen.

Zeitlich weiter umschrieben und zugleich enger auf leitende Gedanken des Menschenlebens eingestellt ist der Roman von Hermine Villinger. Sie läßt eine edelgesinnte, aber im Banne ihrer musikalischen Veranlagung überempfindsame Frau ihre Geschichte erzählen. Das gibt Gelegenheit, die adelige und die bürgerliche Gesellschaft des Oberrheins in ihren inneren und äußeren Wandlungen vom Ende des 18. bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts zu zeigen. Es ist der Verfasserin gelungen, namentlich die Sitten und Anschauungen der älteren Zeit mit sichern, sanften Strichen festzuhalten, ganz im Einklang mit dem Charakter der Heldin, deren Träume immer der Vergangenheit zugewandt sind. Die Gegen-

wart zu meistern ist sie zu schwach. Weder die Untreue ihres Mannes noch das Schicksal ihrer Kinder entringt ihr einen starken Entschluß, und wenn zuweilen der mühsam zurückgehaltene Drang zur Musik sie überwältigt, dann erliegt auf Augenblicke sogar ihre Frauenwürde dem entfesselten Sturm der Gefühle. Die Religion hat wenig Macht über dieses Leben, weil sie zu allgemein und, wie ein paar gelegentliche Bemerkungen verraten, in wichtigen Punkten irrig erfaßt wird. So ist das Ende der Entwicklung zwar ein gewisser müder Friede, aber keine wirkliche Reife, und die Stärkung, die nach Meinung der Heldin von ihrem Lebensbuche in verwandte Seelen strömen soll, kann wohl nur Warnung sein.

Dagegen führt Ilse v. Stach ihre ringenden Gestalten bis zur vollen Läuterung. Auch sie stellt einen Vermittler zwischen sich und die Erzählung. Ein Arzt schreibt für seine Kinder seine und seiner Frau Seelengeschichte nieder. Katholisch erzogen, aber in den Universitätsjahren religiös gleichgültig geworden, findet er eine hartnäckig ungläubige und ebenso hartnäckig zu idealen Höhen strebende Gattin. Ihre Liebe zu ihm und ihre Sehnsucht nach dem Vollkommenen in jeder Form sind so groß, daß die schwachen Kräfte ihres Körpers sich rasch verzehren. Die etwas schwere Natur des Arztes vermag die Liebe der Frau nicht mit gleicher Glut zu erwidern, aber er kann ihren Idealismus auf die Dauer nicht ansehen, ohne aus seiner trägen Alltagsgesinnung aufgerüttelt zu werden. Beruf und Familie erinnern ihn oft an den verlorenen Frieden der Religion, bis er eines Tages wieder ganz der Kirche gehört. Seiner Frau ist das wachsende innere Glück ihres Mannes nicht verborgen geblieben. Sie will versuchen, das kennen zu lernen, was ihn so umgewandelt hat. Nicht Bücherweisheit hilft ihr voran, sondern der Höhenflug ihrer Seele und ihr liebedurstiges Herz lassen sie Gottes so innerlich bewußt werden, daß sie nur noch für ihn leben will. Sie überwindet allen Widerstand ihrer protestantischen Familie und wird katholisch. Und als nun endlich auch ihres Mannes ganze Seele sich ihr öffnet, da gibt ihr das Übermaß des Glückes den Tod. Das alles ist in die stille Schönheit und das tragische Schicksal eines westfälischen Wasserschlosses verwoben und mit besonnener Kunst in eine Form gebracht, die sich dem spröden und träumerisch zaudernden Charakter des Arztes glücklich anschmiegt. Die großen Lebensfragen lassen sich ja mit mehr verstandesmäßiger Klarheit beantworten, aber den Personen des Buches entspricht durchaus diese von tiefem Gefühl getragene und am Leben selber erprobte Betrachtungsweise, deren Wert ja auch der Verstand nicht leugnen kann.

Jakob Overmans S. J.

La Perniziosa, Roman aus der römischen Campagna. Von Peter Dörfler. 8° (279) Kempten 1914, Kösel. *M* 3.—; geb. *M* 4.— — Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich, Erzählung. Von Peter Dörfler. 8° (263) Kempten 1915, Kösel. *M* 2.50; geb. *M* 3.50

Es ist und bleibt immer noch eine richtige Begriffsbestimmung der Dichtkunst, die Jakob Grimm in seiner romantischen Auffassung gegeben hat: „Die Poesie ist das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache.“ Nicht der Stoff macht demnach den Dichter, sondern seine Verkörperung im Kunst-

werk, die ganze Form gibt den Ausschlag. Es hat daher ein großer, vielleicht der größte Teil dessen, was in unerschöpflicher Massenleistung als „schöne Literatur" auf den Büchermarkt gebracht wird, mit der Kunst ebensowenig zu tun „als Seife und Stahlfedern oder ähnliche Gebrauchsgegenstände", ja es gehört nicht einmal zum Kunsthandwerk. Hoffentlich gibt der ernste Mahner Krieg auch hier den Begriffen ihre wahre Bedeutung wieder und hebt die wirklichen Künstler von Gottes Gnaden aus der unabsehbaren Menge der Warenerzeuger ans Licht hervor. Daß es an halbverborgenen dichterischen Persönlichkeiten auch heute nicht fehlt, beweist augenfällig Peter Dörfler, über den ein Beurteiler von Fach im „Literarischen Echo" ganz jüngst geschrieben hat: „Ich weiß nicht, ob Peter Dörfler ein Pseudo- oder ein Orthonym ist, noch wen dieser Name deckt, Mann oder Frau, Städter oder (wie er versichert) Dörfler, Jüngling oder Greis. Aber ich erkenne und bekenne mit Freude, daß dieser Dichter starke künstlerische Eigenschaften aufweist: Großäugigkeit, Demut, entschiedenen spezifischen Persönlichkeitswert." Das Urteil, nach der Erzählung „Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich" gefällt, trifft den Nagel auf den Kopf. Nur hätte der begeisterte Berichterstatter in Keiters „Katholischem Literaturkalender" die Lösung all seiner Zweifel leicht finden können, daß Peter Dörfler ein Doktor der katholischen Theologie ist, der sich wissenschaftlich in der christlichen Altertumskunde betätigt, einige Beiträge für die Volksbühne geliefert und das Erzählungsbuch „Als Mutter noch lebte" geschrieben hat, das bald nach seinem Erscheinen 1912 in zweiter und dritter, jetzt schon in fünfter Auflage gedruckt wurde. Ja, Peter Dörfler ist ein Dichter; was er schildert, „ist das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache".

Um aber nicht Allgerühmtes in einer übersichtlichen Inhaltsangabe, wodurch dem späteren Liebhaber des Buches ein Hauptreiz verkümmert wird, mit andern Worten zu wiederholen, sei hier nur die eine oder andere besonders glückliche Eigentümlichkeit der Dörflerschen Darstellungskunst hervorgehoben.

Vor allem muß der unerschöpfliche Schatz der bildlichen Vergleiche dem aufmerksamen Leser, mag ihn der Stoff in seiner anziehend anmutigen Einfachheit noch so sehr fesseln, doch nebenher bemerklich auffallen. Bei den Kindheitserinnerungen, in denen wohl jeder Züge aus der eigenen Frühzeit des Lebens wiedererkennt („Als Mutter noch lebte"), hält sich die Kunst des Vergleiches wohl in den engen Schranken der kindlichen Beobachtung — und doch, welche Fülle! Friedel, der Held des Buches, mit seinem wunderlichen, von den zarten Sorgen der Mutterliebe bewachten Lebensmorgen, hat sich auf der heißen Herdplatte einen Apfel gebraten „und legte ihn zum Verkühlen in seine blaue Schürze. Er beroch ihn lüstern, wie der Hühnerhund den erjagten Hasen beschnuppert, und zog dabei seine Nase vor Vergnügen nach rechts und links, dem Schnupfer gleich, der eine recht köstliche Prise nimmt. Endlich legte er seine Lippen an die Apfelwunde und saugte den Saft hervor, wie die Spinne die Fliege austrinkt, bis sie zuletzt nur noch die dürre Haut im Netze übrig läßt".

Und gerade diese Meisterschaft in geschickter Verwertung des Bildes und Vergleiches läßt die Familienähnlichkeit des stofflich so grundverschiedenen Romanes

aus der Campagna — „La Perniziosa“ — mit den Dörflerschen Dorfgeschichten erkennen. Beispiele liefert jede Seite des Buches. Vermutlich verdankt der Roman seine Entstehung der Beschäftigung des Dichters mit der Altertumskunde. Die Erzählung von Romolos jungen Lebensschicksalen, an sich so schlicht und doch so wild verschlungen, scheint freie Erfindung zu sein. Es fehlt ihr daher die wohltuende Wärme des eigentlich Miterlebten, dafür glüht in ihr das Feuer heißer Begeisterung für das klassische römische Altertum und somit eine Art geistigen Miterlebnisses. Der arme Findling Romolo wird in seinem ganzen fieberhaften Treiben nur von der einen zweifelnden Frage beherrscht, ob seine Mutter eine echte Römerin gewesen, er daher „Romano de Roma“ sei. In diesen aufgeregten Schilderungen tritt eine zweite Eigentümlichkeit der Dörflerschen Kunst besonders stark hervor: das Ausmalen der ahnungsvollen Träume seiner Helden, das den Eindruck des Geisterhaften erweckt und hier den tragischen Gehalt der erschütternden Erzählung noch steigert.

Schließlich eignet dem reich begnadeten Dichter die bereits angedeutete äußerst feine Gabe, die eigene Herzenswärme seinen Gestalten einzuhauchen und sie so als wirkliches Leben dem Leser ins Herz zu drücken. Dadurch zeichnet sich vorzugsweise die „Erzählung des Weltkrieges im schwäbischen Himmelreich“ aus. Wer es erproben will, welch tiefen Eindruck beispielsweise der einzigartige Briefbericht über den „tapfern Sepp“, dem die feindliche Kugel beide Augen ausgeschossen hatte, auf jugendliche Gemüter macht, und ob die Erzählung „in das deutsche Lesebuch unserer Schulen paßt“, der lese sie seinen Schülern vor, und er wird gesenkte Augen sehen, die eine heftige Ergriffenheit nicht verbergen können. Und aus solchen und ähnlichen Lebensbildern ist das ganze Buch zusammengesetzt, das den Krieg mit seinem Ernst und seiner freudigen Erhebung von der Mobilmachung an bis zur Weihnachtszeit in einem stillen Dorfe, „schwäbisches Himmelreich“ genannt, so wahrhaftig und treu und aus tiefstem Gemüte schildert. Das hat ein Dichter sich selbst vom Herzen geschrieben, so „sieht das Leben aus, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache“, darin liegt das innerste Geheimnis der wahren Dichtkunst.

Dichter gehen ihren eigenen Entwicklungsgang, und es verrät wenig Taktgefühl, ihnen dafür Winke und Weisungen geben zu wollen. Aber Wünsche dürfen sich äußern, wie sie die Liebe zu unserer jetzt frisch aufstrebenden Literatur nahe legt. Für den Dichter Dörfler müßte der Wunsch lauten: mögen sich ihm die seiner Begabung zu engen Grenzen der Heimatkunst zu den Höhen der Weltkunst steigern! Ob sein neuester, im „Hochland“ begonnener Roman „Judith“ schon ein erster Anstieg wird? Nikolaus Scheid S. J.

— —, Krieg und Kinderseele, Erinnerungen an 1870. 8° (VIII u. 151) Kempten 1915, Kösel. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

Ein Buch, das mehr Rätsel zu lösen aufgibt, wird sich nicht leicht in der Erinnerungsliteratur finden. Wer mag die ernste Verfasserin sein, die so sorglich ihren Namen verbergen zu wollen scheint und doch mit geflissentlicher Absicht zum Erraten desselben reizt? Oder was anders bezweckt das beigegebene Familienwappen, mit dem Kreuz und der Hagelrune, und das vorangestellte

Bildnis ihres Vaters, des damaligen Festungsverwalters, um das sich mehr oder weniger all die Kindeserinnerungen liebevoll ranken, und die wohlgezogenen leichten Pinselstriche, womit sie den Schattenriß der eigenen Persönlichkeit zeichnet? Auch die tiefere Absicht des Buches mit dem Nachwort vom „November 1912“ als Schluß, aus dem man einen Kassandraruf zu hören glaubt, dürfte wohl weiter gehen wollen, als „manchen nachdenklich zu stimmen und zu achtsamerer Beobachtung der Jugend unserer Kriegstage anzuregen“, wie das Geleitwort vorgibt. Sind doch die Erinnerungen großenteils so ausgewählt, daß sie sich als weise Warnung oder als edles Vorbild auf gegenwärtige Geschehnisse im Hinterlande des Krieges ungezwungen anwenden lassen, und darin liegt ihr besonderer Reiz.

Neben diesen großen Fragezeichen tauchen noch manch kleinere Bedenken bei den Erlebnisschilderungen eines Kindes aus dem Kriegsjahre 1870 unabweislich auf. Dichtung und Wahrheit im Goetheschen Sinne möchte man sich als Untertitel des Buches denken; aber die Erzählerin versichert feierlich, „daß schon der ihr eigene rücksichtslose und unbeirrbare Wahrheitssinn in Verbindung mit einem Gedächtnis, das auch nicht die leiseste Verschiebung, vorab wichtiger Begebnisse ihres Lebens zuließe, jede Abweichung vom Tatsächlichen, die sich, etwa aus künstlerischen Rücksichten, empfehlen möchte, hintanhalten würde“. Die Erinnerungen „des 8—9jährigen Mädchens“ sind erst wenige Jahre nach dem Kriege niedergeschrieben worden, „als sich zu der frühreifen tiefen Empfindung und scharfäugigen Beobachtungsgabe zulängliches Ausdrucksvermögen und Formbeherrschung gesellt hatten“. Und diese Reife „sei bei der ungewöhnlichen Veranlagung des seelisch so fein organisierten Kindes ganz wahrscheinlich“. Die Schärfe ihrer Beobachtung und Sicherheit des Urteils, „die nun freilich manchmal beängstigend frühreif anmuteten“, sucht die Erzählerin „durch den nie verwundenen Eindruck vom Tode der Mutter, der mit jähem Griff das zarte Gewebe natur- und gottinniger Gedanken zerriß“, in etwa begreiflich zu machen.

Nach solchen einleitenden Winken ist man weniger überrascht, die kleinen Ereignisse aus dem Innen- und Außenleben eines Kindes in ganz eigenartiger Auffassung dargestellt zu finden: Kindliches und scheinbar Frühreifes und Altkluges treten nicht als ungleichartige Mischung hervor, offenbaren sich vielmehr in wundersam zusammengehöriger Einheitlichkeit.

So verstanden lesen sich die 28 nur lose verbundenen Erzählungen wie frisch hingeschriebene Blätter aus dem Tagebuch eines „seltenen und seltsamen Menschenkindes“, das seine Erlebnisse aus der Frühzeit des Daseins in dem breiten Spiegel einer gewaltigen Zeit schaut und sich darüber seine eigenen Gedanken macht, blitzartigen Beleuchtungen gleich, die ein schon frühe „leidverdüstertes Leben“ erhellen und erkennen lassen: Dafür bleibt es freilich unterwertig, wie der geheimnisvolle Ort heißt, wo die Geschehnisse sich ereignen, und welch besondere Namen die Gestalten trugen, die Mit- und Umwelt der kleinen Heldin bildeten; wenn nur diese selbst die allgemeine Zuneigung gewonnen hat, dann lauscht man gern ihren Plaudereien und nimmt sogar nebenher manch gute Lehre in dankbarer Bereitwilligkeit mit in den Kauf. Das ist der bleibende Eindruck dieses Buches. Nikolaus Scheid S. J.

Umschau.

Ferdinand Trauttmansdorff zum Gedächtnis.

Myriaden von Menschenknospen bricht und zerstampft der grausame Krieg. Aber auch solche entreißt er uns zu Tausenden, die an oder auf den Höhen des Lebens standen, Höhen der Vollreife, der Arbeitsleistung, der Wirksamkeit. Zu den Besten unter diesen gehört der Erbgraf von und zu Trauttmansdorff-Weinsberg. Am 18. September d. J. starb er in einem deutschen Feldlazarett, das im Forst Bialowiecz in der Nähe des zarlichen Jagdschlosses gleichen Namens eingerichtet worden war. Er erlag der tückischen Kriegsseuche, deren ärgste Tücke darin besteht, daß sie das Opfer des Lebens fordert und doch die Verklärung versagt, die dem Tod auf der Walstatt eignet.

In kommenden Friedensjahren sind weite Gefilde des Volkslebens und Kulturstrebens neu zu bestellen, wichtige Werke von neuem in Angriff zu nehmen. Zu den dringendsten Aufgaben gehört, daß die Volksvermehrung befördert, die Volksverminderung bekämpft werde. Im Licht der Kriegslehren erscheint alle Jugendfürsorge als staatsmännische Aufgabe. Nach dem Krieg wird der Kampf gegen alle Volksverminderung in seiner ganzen Tragweite am Tage liegen; der Kampf gegen die physische Entartung der Jugend, gegen ihre moralische Verwahrlosung und, wahrlich nicht zuletzt noch zumindest, der gegen vermeidbare Massensterblichkeit im kindlichen Frühalter. Österreich ist im Erbgrafen zu Trauttmansdorff ein Mann entrissen worden, der wie keiner geneigt und geeignet war, derlei soziale Aufgaben mit organisatorischer Kraft in staatsmännischem Geist zu betreiben, der über erhebliche Erfahrungen verfügte, auf bedeutende Erfolge hinzuweisen berechtigt gewesen ist. Der Ausbruch des Krieges verhinderte die für den September 1914 geplante Eröffnung einer Musteranstalt in Wien XVIII (Pötzleinsdorf), die ein großartiges Denkmal der Einsicht und Schaffenskraft des Verewigten bleiben wird. Es ist die Reichsanstalt für Mutterschutz und Säuglingsfürsorge, von der man hoffen darf, daß sie unter der bewährten Leitung des Primarius Dr Moll, der dem Erbgrafen ein treuer Mitarbeiter war, in den kommenden Friedensjahren zu Blüte und über die Grenzen der Donaumonarchie zu Ansehen gelangen wird.

Der Erbgraf zu Trauttmansdorff starb im 45. Jahre seines Lebens und hatte doch erst seit etwa acht Jahren sein eigenstes Gebiet gefunden, die Führung freier Organisationen zu Wohlfahrtszwecken. In dieser kurzen Zeitspanne leistete er ungewöhnlich Vieles und Tüchtiges. Er leitete den Verein „Kinderschutzstationen“, den „Katholischen Volksbund“, war geschäftsführender Vizepräsident des Unternehmens „Für das Kind“, wie die staatliche „Große Kommission des Kaiser-Jubiläumsfonds für Kinderschutz und Jugendfürsorge“ kurz genannt wird.

In dieser Eigenschaft setzte er die Gründung und den Ausbau der erwähnten Reichsanstalt durch; veranlaßte die Angliederung des „Erziehungsrates“, bei dessen erfolgreicher Tätigkeit auf dem Gebiet des Kinowesens ihm ein bedeutender Anteil zukommt, betrieb im Verein mit erlesenen Mitarbeitern die „Berufsvormundschaftsaktion“. Nebenher vermochte er noch u. a. das bescheidene Amt des Schatzmeisters der Hilfstätigkeit für Bosnien und die Herzegowina mit so viel Geschick zu versehen, daß deren Bilanz sich in etwa drei Jahren vervierfachte. Beim Eucharistischen Kongreß hat seine Organisationsgabe und seine durchgreifende Entschiedenheit zum großen Gelingen wesentlich beigetragen. Allen, die bei der Kinderkommunion im Schwarzenberggarten mitbeschäftigt waren, wird neben dem eindrucksvollen Bild dieser Feier auch die technische Meisterschaft der Organisation in Erinnerung bleiben, die der teure Herr im Verein mit seiner Schwester, Ihrer Durchlaucht der Fürstin zu Schwarzenberg, hierbei an den Tag gelegt hat. Drei Monate später erhielt er die Geheimratswürde (24. Dezember 1912), und kurz vor dem Kriege wurde Se Exzellenz Gesandter des souveränen Malteserordens am kaiserlichen Hofe (31. März 1914). Beim Ausbruch des Krieges richtete er die Hälfte der erwähnten Reichsanstalt in Pötzleinsdorf als Malteserordens-Lazarett ein, begleitete dann Ordensspitalzüge, griff mit zu bei dem rasch aufblühenden Werk der Kriegspatenschaft, bis es den Sohn eines Heldenhauses im Hinterland nicht mehr litt und er sich, obgleich seit Jahren mit einem schweren Leiden behaftet, als Kriegsfreiwilliger meldete. Freunde wurden gewahr, wie sehr er beim Abschied unter einem Eindruck stand, der ein Ertrag seines Studiums der eigenen Familiengeschichte gewesen ist, eines Studiums, in dem er seinen Ahnen auf die Schlachtfelder der Vorzeit folgte: als riefen ihn nun die vielen Vorfahren, die in den Kriegen des Hauses Österreich gefallen sind.

Der Erbgraf des berühmten Fürstenhauses Trauttmansdorff ist zum „Volksmann“, wie das Wort gewöhnlich verstanden wird, weder geboren noch erzogen worden. Von Haus aus war sein Leben auf Kaiser- und Reichsdienst, auf die Verwaltung großer Güter eingestellt. Es ist deshalb nicht erstaunlich, wenn er wie auf Umwegen und verhältnismäßig spät erst zu dem eigenartigen Dienst an Volkswohlfahrtszwecken gekommen ist, der dann sein Sinnen und Trachten gefangen nahm. Im Nachruf einer angesehenen österreichischen Zeitschrift wurde dem Verewigten „ehrlich demokratische Gesinnung“ nachgerühmt. Seinem Wesen entspräche es unseres Erachtens besser, wenn man die hocharistokratische Art hervorhöbe, mit der er Volkswohlfahrtszwecken diente. Denn seine Art war frei, unabhängig und autoritär. Er konnte autoritär sein, denn ihm stand das Recht der überragenden Persönlichkeit auf Gefolgschaft zur Seite. Indes sind Ausdrücke wie demokratische oder aristokratische Gesinnung vom Parteihader angefressen. Man kann sie entbehren und fährt besser dabei [1].

Mit zwingenderer Klarheit als die große Mehrzahl seiner Standesgenossen sah er in Gegenwart und Zukunft die unentbehrliche Notwendigkeit und die

[1] Sehr zutreffend ist diese Seite seines Wesens im Nachruf der Köln. Volkszeitung hervorgehoben (Nr 787 vom 25. Sept. 1915).

weitausgreifende Wirksamkeit aller freien Genossenschaften und zudem die Möglichkeit, mit Hilfe eben des Vereinswesens großzügige Arbeit am Volkswohl zu leisten. In leidenschaftlicher Begeisterung erfaßte er das Ziel des genossenschaftlichen Betriebes der Volkswohlfahrt. Seine innersten Beweggründe waren religiöse, politische, humane zu einer Einheit verschmolzen. Es waren die der katholischen Caritas, der sozialen Gerechtigkeit, der Kulturmacht der Kirche; die patriotischen Beweggründe seines herrlichen Österreichertums, die endlich seines edlen Herzens. Seine Arbeitsweise hatte staatsmännische Art. Er war wohl der Meinung, bei konsequentem Wollen und rastloser Mühewaltung vermöchten freie, auf religiösem Grunde ruhende Verbände so nützliche soziale Arbeit zu leisten, daß die Regierungen und Gemeinden dazu gedrängt würden, Fühlung zu suchen und Hilfen zu gewähren. Vermiede man dann unnötige Freiheitsbeschränkungen der Genossenschaftsarbeit, so würde durch solche Verständigung und Verbindung mit den öffentlichen Gewalten erst recht ein großer Zug in die soziale Arbeit kommen. Wie eine Verkörperung des Zusammenklingens religiöser, patriotischer, humaner Motive, wie eine Verkörperung des Zusammenwirkens von Kirche, Staat und Genossenschaften zu gemeinsamer Arbeit am Volkswohl erschienen mir die Zielsetzungen und Betriebsweisen des hochbegabten und edelgearteten Mannes.

* * *

Nach Abschluß der juristischen Studien trat er in den Staatsdienst ein und war durch einige Jahre erst bei einer Bezirkshauptmannschaft in Böhmen, dann bei der niederösterreichischen Statthalterei und im Unterrichtsministerium tätig. Früh gründete er ein eigenes Heim; vierundzwanzigjährig vermählte er sich am 23. Januar 1895 zu Prag mit Prinzessin Marie zu Schwarzenberg, einer Urenkelin des Feldmarschalls. Im Abschiedsgruß, den er vom Todesbett an die geliebte Gattin richtete, blickte er mit innigem Dank auf zwanzig Jahre edelsten Glückes zurück. Nachdem er den Staatsdienst verlassen hatte, widmete er sich mit der ihm eigenen zielsichern Betriebsamkeit ernster historischer Forschung, zunächst auf dem Gebiet der eigenen Hausgeschichte[1]. Er gedachte das philosophische Doktorat zu erwerben und an der angesehensten Fachschule historisch-kritischer Kunst, dem Institut für österreichische Geschichtsforschung, die Beherrschung der historischen Methode sich anzueignen. Gediehen diese Pläne nicht zur Reife, da er 1903, aus dem fideikommissarischen großen Grundbesitz des Königreichs Böhmen zum Reichsratsabgeordneten gewählt, in das parlamentarische Leben eintrat, so blieb die forscherliche Entwicklungsphase seines Werdens nicht ohne Ertrag und Gewinn. Er veröffentlichte 1904 einen „Beitrag zur niederöster-

[1] Dem Direktor des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives, Herrn Hofrat Dr Schlitter, verdanke ich Mitteilungen über die historischen Studien des Heimgegangenen, und nicht bloß über diese. Seine Aussprache über den teuern Toten, voll warmer, verständnisvoller, freundschaftlicher Verehrung bot mir so viel Anregung, daß ich auch hier meinen ergebensten Dank dafür erstatte. Auch Frau Gräfin Gertrude von Walterskirchen verdanke ich wegweisende Winke und kundige Angaben.

reichischen Landesgeschichte", „Die Stuchsen von Trauttmansdorff". Dem Buchtext geht ein Verzeichnis der benützten Archive und ein Literaturverzeichnis voraus; an den Text schließt sich eine Stammtafel, ein Urkundenbuch mit 375 Nummern, ein ausführliches Personenregister, endlich phototypische Siegeltafeln, die mit einwandfreier Kritik erläutert werden. Jede Urkunde hat ihr Regest, Herkunftsnachweise und Druckangaben. In der tadellosen Paradeuniform der historisch-kritischen Methode steht dieser erste Versuch da und beweist, daß der Verfasser nicht umsonst im Historischen Institut zu ernster Arbeit geschult wurde. Der Verewigte, der selbst der Historiker seines Hauses werden wollte, veranlaßte seinen Vater, Seine Durchlaucht den Fürsten zu Trauttmansdorff, das Familienarchiv aus dem fürstlichen Schloß zu Bischof-Teinitz in Böhmen nach Wien bringen zu lassen. Im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv wurden die Urkunden und Dokumente zur Aufbewahrung und Ordnung übernommen, zwei der Herren Beamten dieser großartigen Forschungsstätte mit der Aufgabe betraut, die Geschichte des Hauses in Angriff zu nehmen (Herr Sektionsrat Kratochvil und Herr Staatsarchivar Dr Hönel). Im übrigen erweiterte sich dem Erbgrafen das Studium der Hausgeschichte zu dem der Reichsgeschichte, wie umgekehrt sein Österreichertum an der Hausgeschichte Gefallen finden mußte. Er hätte von der österreichischen Reichsgeschichte sagen können, was eine Dame aus dem Hause Montmorency erwiderte, als man sie fragte, ob sie in der französischen Geschichte wohl bewandert sei: „Wie denn nicht; kenne ich doch die Geschichte meines Hauses."

Es ist nun weder an der Zeit, noch dieses Ortes, auf die parlamentarische Tätigkeit und die politischen Ideen des Verstorbenen einzugehen; es scheint zudem um so weniger nötig, als er bald zur Einsicht kam, daß andere Ziele ihn riefen. In der sozialcaritativen, sozialorganisatorischen und sozialpolitischen Arbeit fand er sein Lebenselement. Hier leistete er Großes, sobald er sich diesem Gebiet zuwandte. Zwei überaus kundige Zeugnisse anzuführen glauben wir uns nicht versagen zu sollen. Aus den Kreisen des verwaisten „Volksbundes" stammt das eine[1]:

„Von all dem Bedeutenden, was das katholische Leben Österreichs dem verstorbenen Erbgrafen verdankt — wir verweisen nur auf sein caritatives Wirken namentlich in Bezug auf Kinderfürsorge —, ist die Übernahme der Führung des ‚Katholischen Volksbundes' wohl seine segensreichste Tat; denn dadurch wurde eine große Idee davor bewahrt, in einem Meer österreichischer Zweifel, Bedenken und kraftloser Versuche rettungslos zu versinken: dem kommenden Österreich wurde gegeben, was es braucht."

Das andere Zeugnis hat eine Dame aufgezeichnet, die selbst zu den Schutzengeln der Kinderschutzstationen gehört. Sie schildert, wie Erbgraf Trauttmansdorff seine Aufgabe als Präsident dieses Vereins auffaßte[2]:

„Die Schützlinge des Vereins sollten ihn kennen, und er wollte sie kennen. Jedes Kind wußte, daß ihm der Weg zum Präsidenten allzeit offen stehe. Und sie

[1] Herr Diözesan-Präses A. Schaurhofer in der Reichspost (Nr 444 vom 21. September 1915).

[2] Baronin Rosa von der Wense in der Reichspost (Nr 456 vom 28. Sept. 1915).

gingen diesen Weg gern und ohne jede Scheu. Erbgraf Trauttmansdorff wurde bei seinen zahlreichen Besuchen in den Heimstätten, Schutzstationen und Erholungsstätten stets aufs freudigste von den Kindern begrüßt. Da verweilte er lange in ihrer Mitte, ließ sich eingehend über alles berichten, das sich in der Schule und in der Anstalt zugetragen, sah die Hefte an, prüfte die Kinder, ließ sich von ihnen vorsingen und vorspielen. Er lobte und ermutigte gern. Namentlich wußte er den fallweise gebotenen Tadel in einer Form zu erteilen, welche das Selbstgefühl der Kinder nicht verletzte und ihr Vertrauen zu ihm nicht erschütterte. Gerade die ‚Schmerzenskinder', die schwierigen Charaktere, hatten an ihm einen wohlwollenden Richter. Er nahm sie einzeln vor und sie durften sich ganz rückhaltlos unter vier Augen mit ihm aussprechen. So half er vielen, ihre Fehler einsehen und den Entschluß sich zu bessern, wirksam zu fassen.

„Ein besonderes Augenmerk galt auch dem Fortkommen der dem Schutze des Vereins Entwachsenen. Ehemalige Schützlinge konnten sich mit demselben Vertrauen an den Präsidenten wenden, als zur Zeit, da sie noch unter der Obhut des Vereins standen."

* * *

Wie er in den letzten Jahren seines Schaffens in seinen Werken waltete, erschien er jedem, der ihn da zu beobachten Gelegenheit hatte, als ein Mann der Tat und ein geborener Führer, ein Mann rastloser Arbeit und ein prachtvolles Vorbild. Ein geborener Führer setzte er im Großen wie im Kleinen die gewaltige Willenskraft ein, die in keinem Andrang von Schwierigkeiten versagte, in keinem Schwall von Widrigkeiten versiegte, es vielmehr mit den einen wie mit den andern persönlich aufnahm. Ein großes Vorbild wirkte sein Schaffen immerzu, still und stetig, von Jahr zu Jahr in gesteigertem Maß, fand Nachahmer, gab ihm Mitarbeiter, gewann ihm in allen Kreisen Freunde. Und allen diesen war er überaus wert als Edelmann lauterster Art und als eine Hoffnung Österreichs.

Die Regsamkeit seines immer auf das Praktische gerichteten Verstandes, seine erstaunliche Energie, die seit Jahren ein schweres körperliches Leiden niederzuzwingen vermochte, sein Tatendrang, der einer Naturgewalt glich, bezeugten einen Reichtum an geistigem Leben, dem es Bedürfnis war, verschwenderisch mit Zeit und Kraft umzugehen. In den Zentralstellen seiner Organisationen war nur eine Stimme, man könne es nicht fassen, daß der liebe Herr, der so ganz Leben war, nun tot sein soll. Hatte sein Tatendrang zuweilen etwas Draufgängerisches, so stürmte er nie in Sackgassen. Ein hochgesinnter Idealist hielt der Verewigte doch jeglichen Luftschlösserbau für Seifenblasenkinderspiel. Er, der Österreicher war mit jeder Faser, ist ein persönlicher Feind aller „Schlamperei" gewesen. Wie eine Zyklone fegte seine treffsichere Kritik und sein überlegener Unwille darüber hin. Kein Volksredner im Sinn der Redekunst, kein Schriftsteller, der sich um Handpflege und Zierkunst bemüht, besaß er, was beide ersehnen und doch oft entbehren, echte Sprachgewalt. Wenn in voller Ursprünglichkeit sich Unwille über Mißstände aussprach, über unzulängliche Genauigkeit in irgend-

welchem Verwaltungsdienst, oder und vorab wenn er von seinen Hochzielen redete, von Volksaufklärung und Volksbildung, von Kinderschutz und Jugendfürsorge, dann traf jedes Wort, jeder Satz schlug ein, die Naturgewalt seines Wesens brach sich Bahn, offen und ehrlich, bewundernswert und hinreißend. Das geschah zumeist doch nur in engeren Kreisen; in öffentlicher Rede übte er gewöhnlich die Zurückhaltung strengster Sachlichkeit.

Eine eigenartig tiefe Auffassung der Wohltätigkeit lebte in ihm, der Wohltätigkeit selbst und ihrer Macht. Sie war von der landläufigen Vorstellung weit entfernt und stand hoch darüber. Er sah nicht eine Summe von Almosen darin, in dem Sinne etwa, in dem ein reicher und freigebiger Herr von seinem „Wohltätigkeitsbudget" zu sprechen pflegte. Tief davon durchdrungen, daß alle Gesetze und Gebote Gottes Wohlfahrtsgesetze sind, Wohlfahrtsgesetze des individuellen und des sozialen Lebens, lebte in ihm die Überzeugung, daß von wahrer Gottesverehrung und Nächstenliebe getragenes Tun Wohlfahrt fördern und deshalb Wohltätigkeit sein müsse im religiösen, im patriotischen, im sozialen Belang. Tief christlich war auch seine Idee von der Macht solcher Wohltätigkeit. In der Tat ist die früheste Werbekraft des Christentums Wohltätigkeit gewesen, denn sie war die persönliche Werbekraft Christi, dessen Erdenwandel eine Aussaat von Wohltaten war, wie der hl. Petrus in seiner ersten Predigt vor Heiden sagte. Der Verewigte vertraute fest auf die Macht des Beispiels solcher Wohltätigkeit. Wenn gute Katholiken und gute Österreicher Kinder mit Wohltun aufziehen, so hat man volle Gewähr, daß aus solchen Kindern überzeugte Katholiken und treue Österreicher werden, woran keine Ausnahmen etwas ändern können, vielmehr die Regel bestätigen müssen; das ist eine der leitenden Ideen gewesen, die ihn nie verließen. Er sprach es an einem Tage aus, der zu den Freudentagen seines Arbeitslebens zählte; in der an den Kaiser gerichteten Begrüßung, als Se Majestät im Jahre 1910 die im Wiener Rathaus veranstaltete Weihnachtsfeier der Kinderschutzstationen durch seine Anwesenheit auszeichnete.

Tief christlich war auch seine Treue in der täglichen Fürsorgearbeit. Mochte er sich um die Tagesordnung, die Art der Ernährung, die Gewichtszunahme seiner Pfleglinge bemühen, in dem förmlichen wissenschaftlichen Ernst, mit dem er dies alles betrieb, hörte man als Unterton das Wort Christi durch: „Wer eines dieser Kinder aufnimmt, nimmt mich auf".

„Nimmt mich auf".... Erste Herbststürme brausen in den Wipfelkronen der Riesenbäume des Bialowieczer Urwaldes. Durch die Trümmer einer von Kosaken verbrannten Waldsiedelung, über schwankende Bretterstege auf sumpfigen Wiesen trug der Herr Militärpfarrer beim Oberkommando der 9. Armee den eucharistischen Heiland zum Kranken[1]. In Tausenden von Kindern, die er an Leib und Seele betreute, hatte er den Heiland selbst aufgenommen. Nun kam der Herr ihm die holde Gewißheit zu bringen, daß er den Pflegern seiner Lieblinge ewigen Dank weiß. Ein junger österreichischer Offizier, der anwesend war, als Ferdinand Trauttmansdorff die heilige Wegzehrung empfing, schrieb an die

[1] Reichspost Nr 523, S. 8 (6. Nov. 1915).

Erbgräfin, in diesem Augenblick sei der Sterbende ganz selig gewesen. „Das ist das Leben", rief er laut dem Geistlichen zu, als sich dieser nach der heiligen Handlung von ihm verabschiedete. Im Licht ewigen Lebens und Liebens verklärte der Herr ihm den harten Tod. Im sterbenden Leibe ging der teuern Seele die Morgenröte auf, die Trennungsschmerz in Wiedersehensgewißheit wandelt. „Selig diejenigen, die im Herrn sterben," im Seelensonnenaufgang Gottes.

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Die Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik.

In Band 89, S. 287—291 dieser Zeitschrift wurde auf die von der Académie des Sciences morales et politiques angenommenen Vorschläge C. Colsons zur Hebung der französischen Geburtenziffer hingewiesen. Es dürfte daher für die Leser von Interesse sein, über ganz ähnliche Bestrebungen in Deutschland unterrichtet zu sein, die gerade in jüngster Zeit eine bestimmtere Gestaltung angenommen und zur Bildung einer großen einheitlichen Organisation geführt haben. Trägerin dieser Bewegung ist die im vorigen Jahre unter dem Vorsitz des verdienten Vorkämpfers für die Hebung der deutschen Bevölkerungsziffer, Professor Dr Julius Wolf, gegründete Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik.

Das Ziel dieser Gesellschaft ist, durch Aufklärung und durch gesetzgeberische Maßnahmen dahin zu wirken, daß nicht noch weitere Kreise des deutschen Volkes von der verhängnisvollen Tendenz der gewollten Kinderbeschränkung ergriffen und die davon bereits erfaßten Volksschichten wenn möglich zur Rückkehr zu alter deutscher Familiensitte gebracht werden. Sie tritt daher einerseits ein für eine großzügige Steuerreform zu gunsten kinderreicher Familien, für Beseitigung der Wohnungsnot in den Großstädten, Schaffung von Ansiedelungsmöglichkeit durch innere Kolonisation, Erziehung der weiblichen Jugend für den Hausfrauen- und Mutterberuf; anderseits aber auch für die Beseitigung der durch die Geschlechtskrankheiten und durch übertriebene gewerbliche Tätigkeit von Frauen und Mädchen verursachten ungewollten Kinderarmut und für eine umfassende Säuglings- und Jugendfürsorge.

Im einzelnen sind die Ziele der Gesellschaft und die zur Erreichung der Ziele führenden Mittel näher auseinandergesetzt in einer von Julius Wolf verfaßten Denkschrift, die den Anstoß zur Gründung der Gesellschaft gegeben hat. Die Mittel zur Erhaltung der deutschen Volkskraft sind in dieser Denkschrift zu folgenden zehn Hauptgruppen zusammengefaßt:

1. Repressivmaßnahmen gegen jene, die aus Rücksicht auf den Glanz der Familie von der Kindererzeugung ganz absehen oder die Nachkommenschaft auf ein oder zwei Kinder beschränken, um diesen die Erreichung einer höheren sozialen Stellung zu ermöglichen. Es ist dabei in erster Linie gedacht an eine Einschränkung der Testierfreiheit solcher Personen zu gunsten des Staates oder kinderreicher Verwandter und an eine Sonderbesteuerung der Ledigen sowie der kinderlosen und kinderarmen Ehepaare[1]. Außerdem werden empfohlen Sperrung eines

[1] Man wird gegen diese Maßregel einwenden, daß dadurch auch solche beeinträchtigt werden, die um ihres Berufes willen ehelos bleiben müssen oder die ohne

Teiles des Lohnes der Jugendlichen, damit diese sich nicht an ein Genußleben gewöhnen, das sie in der Ehe nur unter Verletzung ihrer Pflicht fortsetzen könnten, und eine knappere Besoldung kinderloser und kinderarmer Beamten.

2. Finanzielle Unterstützung kinderreicher Familien durch Erziehungsbeihilfen für das dritte und die folgenden Kinder; Gehaltszulagen bei Beamten; Bevorzugung der Familienväter bei der Anstellung vor sonst gleich gut qualifizierten Bewerbern; Ausbau der Witwen- und Waisenversicherung; Abstufungen der Unfall-, Alters- und Krankenrente zu gunsten kinderreicher Personen; Anspruch kinderreicher Familienväter auf einen Teil des Arbeitsverdienstes ihrer Kinder bis zu deren Großjährigkeit. Auch an politische Sonderrechte durch Zusatzstimmen bei den Wahlen hat man gedacht[1].

3. Aufklärung über die Verwerflichkeit der gewollten Beschränkung der Geburtenzahl vom sittlich-religiösen Standpunkt aus und über die Nachteile der Ehelosigkeit und der Geburtenbeschränkung für den Staat und das Individuum.

4. Geeignete Vorbildung der weiblichen Jugend für den Hausfrauen- und Mutterberuf.

5. Maßnahmen, die eine frühzeitige Eheschließung ermöglichen durch Beseitigung der vielfältigen Ehehindernisse, wie Ehekonsens für Militärpersonen; Heiratskautionen und andere Erschwerungen der Heirat von Angestellten, insbesondere auch des ländlichen Gesindes; Standesvorurteile, Repräsentationspflichten usw. Ein großes Hindernis für eine zeitige Eheschließung liegt auch bei manchen Berufsklassen in der langen unbesoldeten Vorbereitungszeit. Diesem Übelstand ließe sich dadurch abhelfen, daß die praktische Berufsausbildung neben und im Dienste erfolgt und daß die geleisteten Dienste, namentlich bei den Subalternbeamten, von Anfang an entsprechend entlohnt werden.

6. Beseitigung der für kinderreiche Familien besonders in größeren Städten bestehenden Wohnungsschwierigkeiten durch Bau von billigen Ein- und Zweifamilienhäusern, Errichtung von Kinderhorten und Jugendheimen, Vermehrung der Dienstwohnungen, Bemessung des Wohnungsgeldzuschusses nach der Kinderzahl.

7. Erweiterung der inneren Kolonisation durch Parzellierung und Einrichtung zahlreicher kleinbäuerlicher Familienbetriebe.

8. Verbot der Anpreisung und Erschwerung des Verkaufs von Präventivmitteln und in Verbindung damit Unterdrückung der Veröffentlichung der Personenstandsregister.

9. Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und der Abtreibungen, die in sehr vielen Fällen Unfruchtbarkeit zur Folge haben; rationellere Geburtshilfe und Wöchnerinnenpflege; verschärfte Schutzmaßnahmen für gewerbliche Arbeiterinnen;

---

ihr Verschulden kinderarm sind. Darin liegt allerdings eine Härte, und darum sind Steuererleichterungen kinderreicher Personen der Sonderbesteuerung kinderarmer an sich vorzuziehen. Jedenfalls sind aber die durch die jetzige Verteilung der Lasten verursachten Härten viel größer und erfordern daher dringend eine Abänderung.

[1] Letzteres dürfte sich grundsätzlich schwer rechtfertigen lassen und würde für die beabsichtigte Steigerung der Geburtenzahl sicherlich ohne Belang sein.

zwangsweise Mutterschaftsversicherung und Ausdehnung der Krankenkassenunterstützungen auf Schwangere und Wöchnerinnen.

10. Herabminderung der Kindersterblichkeit durch eine umfassende Säuglings-, Kleinkinder- und Jugendlichenfürsorge. Der Säuglingspflege sollen ein gut ausgebildetes Pflegepersonal und eine Vermehrung und Verbesserung der Krippenanstalten, der Fürsorge für die Unehelichen Berufsvormundschaft und Regelung des Haltekinderwesens, der Fürsorge für die heranwachsenden Kinder und Jugendlichen sollen Ausbau der Familienversicherung, Verbesserung der Kleinkinderbewahranstalten, Speisung armer Schulkinder, Ferienkolonien usw. dienen.

Wolf macht sich diese in seiner Denkschrift wiedergegebenen Vorschläge zur Hebung der Geburtenziffer nicht ohne Einschränkung zu eigen. In der beigefügten Würdigung der bevölkerungspolitischen Maßnahmen weist er selbst auf die Bedenken hin, die sich gegen die Sonderbesteuerung lediger und kinderarmer Personen, gegen die Kürzung des Gehaltes kinderarmer Beamten, gegen die Beschränkung der Testierfreiheit und die Sperrung eines Teiles des Lohnes der Jugendlichen erheben. Überhaupt warnt er davor, die Wirkung einzelner der vorgeschlagenen Mittel zu überschätzen oder gar in ihnen ein Radikalheilmittel zu erblicken. Ebenso entschieden wendet er sich aber gegen einen ungerechtfertigten Pessimismus. Wenn auch die Wirkung der einzelnen Mittel für sich allein genommen nicht so groß ist, so können sie doch in ihrer Gesamtheit nicht ohne tief greifenden Einfluß auf die Bevölkerungsziffer bleiben. Das ist es, was auch Colson in dem oben erwähnten Aufsatz hervorhebt; nur ein ganzes System von Maßnahmen der verschiedensten Art kann einem so großen und tief eingewurzelten Übel abhelfen. Die Schwierigkeiten der Ausführung, die Größe der zunächst aufzuwendenden Summen dürfen auch kein unübersteigliches Hindernis bilden, wenn es sich um die Erhaltung der deutschen Volkskraft handelt.

Der Aufruf Wolfs hat trotz der ernsten Zeitereignisse oder vielleicht gerade unter dem Eindruck dieser Ereignisse in ganz Deutschland lebhaften Widerhall gefunden. Das beweist die große Zahl hervorragender Männer ohne Unterschied der Konfession, Parteizugehörigkeit und sozialen Stellung aus allen Teilen des Reiches, die sich durch Namensunterschrift dem Aufruf angeschlossen haben. Das beweist noch mehr die imposante Versammlung, die sich am 19. Oktober dieses Jahres in Berlin im Sitzungssaale des preußischen Abgeordnetenhauses zusammengefunden hatte. Die auf dieser Tagung gehaltenen Reden sind ihrem Hauptinhalt nach von der Tagespresse wiedergegeben worden. Hier seien nur einige Momente von größerer Wichtigkeit hervorgehoben.

Prof. Wolf wies in der Eröffnungsrede, in der er die Ziele der Gesellschaft nochmals darlegte, hin auf den immer bedrohlicher werdenden Abstand zwischen der deutschen und der russischen Bevölkerungsziffer. Darin liegt in der Tat eine ernste Gefahr. Das russische Riesenreich zählte bei Ausbruch des großen Krieges rund 177 Millionen Bewohner, das Deutsche Reich rund 67³/₄ Millionen. Die Bevölkerungszunahme belief sich im europäischen Rußland im Durchschnitt der letzten Jahre auf rund 1 800 000—1 900 000, in Deutschland in den Jahren 1911—1913 auf 801 877 jährlich. Dazu kommt noch die überaus starke Ver-

mehrung der Bevölkerung in Sibirien, Zentralasien und Kaukasien, so daß Wolf die jährliche Gesamtzunahme im russischen Reich auf 3—4 Millionen veranschlagt. Die Wanderbewegung ist in Rußland allerdings viel stärker als in Deutschland, aber der Hauptstrom geht nicht über die Grenzen des Reiches, sondern in die unermeßlichen Ländergebiete von Russisch-Asien. So vergrößert sich der jetzt schon so bedeutende Abstand der Bevölkerungszahlen Deutschlands und Rußlands jedes Jahr um Millionen. Nun entscheidet ja, wie der gegenwärtige Krieg gezeigt hat, ganz gewiß nicht die Zahl allein. Aber sie ist doch ein sehr wichtiger Faktor im Kriege, und wenn die zahlenmäßige Übermacht allzu groß ist, vermag alle Strategie, Technik und Organisation sich nicht durchzusetzen.

Man darf allerdings wohl annehmen, daß die erfreuliche Verminderung der deutschen Sterbeziffer, die von 27,77 auf je 1000 Einwohner im Jahrzehnt 1874/1883 auf 18,38 im Jahrzehnt 1904/1913 und auf 15,84 im Jahre 1913 gesunken ist, noch weiter anhält. Die außerordentlich niedrigen Sterbeziffern der skandinavischen Staaten (im Jahre 1912: Schweden 13,8, Norwegen 13,4, Dänemark 13,0) oder gar des Australischen Staatenbundes (11,2) und Neu-Seelands (8,9 im Jahre 1912) lassen eine weitere Verminderung der deutschen Sterbeziffer nicht als ausgeschlossen erscheinen, wenn es auch als sehr zweifelhaft bezeichnet werden muß, daß ein so niedriges Niveau, wie es bei den außergewöhnlich günstigen klimatischen und sozialen Verhältnissen Neu-Seelands erreicht wurde, sich jemals in einem so großen und dichtbevölkerten Staatsgebiet ermöglichen lassen wird, wie es das Deutsche Reich ist. Jedenfalls ist angesichts der hohen Säuglingssterblichkeit in einigen Teilen Deutschlands (im Jahre 1912: Westpreußen 19,1, Bayern rechts des Rheins 18,5, Ostpreußen und Schlesien 17,8, Sachsen-Altenburg 17,1 im ersten Lebensjahr Gestorbene auf je 100 Lebendgeborene gegenüber nur 8,9 in Hessen-Nassau) und der hohen Sterbeziffer der unehelichen Säuglinge (23,2) nicht zu verkennen, daß es auf diesem Gebiete im Deutschen Reich noch viel zu verbessern gibt. Wolf veranschlagt die Mehrung des Geburtenüberschusses, die sich durch eine rationellere Säuglingspflege erzielen ließe, auf etwa 200 000 jährlich. Durch Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten glaubt er diesen Überschuß um weitere 100 000 steigern zu können.

Das wäre in der Tat ein schöner Erfolg. Aber er genügt nicht, um die von dem östlichen Nachbar drohende Gefahr zu beschwören. Darum muß eine Hebung der Geburtenziffer damit Hand in Hand gehen. Es wäre eine große Täuschung, wenn man meinen wollte, der Krieg und die durch ihn bewirkte Wiederbelebung religiöser und vaterländischer Gesinnung würde in dem in den letzten Jahren beobachteten Geburtenrückgang einen radikalen Wandel hervorbringen. Im Gegenteil liegen Umstände vor, die eine Verschärfung des Geburtenrückganges nach dem Kriege befürchten lassen. Der Hinweis auf die Zunahme der Geburtenziffer nach dem Kriege von 1870/1871 vermag diese Befürchtung nicht zu entkräften. Das war nur eine vorübergehende Erscheinung, die einesteils als eine natürliche Reaktion der durch den Krieg gehemmten Volksvermehrung, andernteils als eine Folge der durch das neue Personenstandsgesetz herbeigeführten Erleichterungen der Eheschließungen angesehen werden muß. Schon von 1877

ab macht sich eine allmähliche Verminderung der Geburtenziffer bemerkbar, die dann im letzten Jahrzehnt einen bedrohlichen Umfang annahm. So mag nach Beendigung des jetzigen Krieges wohl auch zunächst eine Steigerung der Geburtenziffer eintreten. Aber sie wird aller Voraussicht nach nicht so bedeutend sein wie nach dem letzten Kriege, da die Zahl derer, die Leben und Gesundheit im gegenwärtigen Kriege eingebüßt haben, doch ganz unverhältnismäßig viel größer ist. Sodann werden die wirtschaftlichen Ursachen, die vor dem Kriege auf den Willen der Eltern lähmend einwirkten, nach dem Kriege in verstärktem Maße sich geltend machen. Der wirtschaftliche Aufschwung, den wir für unser Volk in der Zukunft erhoffen, wird nicht sofort einsetzen. Zunächst werden wir mit einer Verteuerung der Lebenshaltung und einer Vermehrung der öffentlichen Lasten rechnen müssen. Und diese für die Bevölkerungsvermehrung so ungünstigen Umstände treffen in eine Periode, in der die Tendenz der Beschränkung der Geburtenzahl in Deutschland schon weit um sich gegriffen hat!

Aber wenn Religion und Vaterlandsliebe, wenn Gesetzgebung, Verwaltung und soziale Fürsorge zusammenarbeiten, wenn die Presse mithilft, einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeizuführen, wenn alle, die mit den Grundsätzen der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik übereinstimmen, sich ihr anschließen und jeder in seinem Kreise für die Geltendmachung dieser Grundsätze wirkt, dann brauchen wir an der Zukunft des deutschen Volkes nicht zu verzweifeln. Die Einwendung, daß im alten Rom die Maßnahmen zur Hebung der Bevölkerungsziffer vergeblich gewesen sind, können wir nicht gelten lassen. Sie kamen zu spät, sie wurden nicht energisch durchgeführt und sie fanden ein bereits degeneriertes Geschlecht vor, dem nicht mehr zu helfen war. Bei uns ist es noch nicht zu spät, das deutsche Volk ist, wie seine gewaltigen Leistungen im gegenwärtigen Kriege zeigen, noch nicht entartet. Aber es ist höchste Zeit, alle Kräfte müssen angespannt, kein Opfer darf gescheut werden, da es sich um eine Lebensfrage des deutschen Volkes handelt. Hermann A. Krose S. J.

Feststellungen über die Religion im Kriege.

Jedem, der mit offenen Augen die Kriegszeit miterlebt hat, sind eine Menge von Tatsachen bekannt geworden, die ihn zu einem Urteil über das religiöse und sittliche Leben sowohl im Feld als in der Heimat, sowohl im aufflammenden Anfang als im mehr alltäglichen Fortgang befähigen. Was man noch wünschen muß, damit dieses Urteil seine ganze Richtigkeit und Festigkeit erhalte, das sind genaue Feststellungen nach Ort, Zeit und Zahl. Es wird Leute geben, die die Kriegsbewährung der Religion zu verdächtigen und zu leugnen suchen: aber vor Zahlen und allseits bestimmten Angaben werden sie schweigen müssen. Sie werden sich auf Erfahrungen auch zu ihren Gunsten berufen können: da ist von höchstem Wert, daß die Grenzen dessen, was Freigeisterei und sittliche Leichtfertigkeit wirklich zu bedeuten hatten, genau festgelegt seien. Alle, denen die Erziehung des Volkes im weitesten Sinn obliegt, werden jahrzehnte-, vielleicht jahrhundertelang auf das Große hinweisen, das zwischen den Kriegsgreueln aufblühte: sie werden mit Recht Gewicht darauf legen, daß sie nur Sicheres und Beglaubigtes erzählen.

Dankbar ist darum zu begrüßen, daß schon früh kirchliche Stellen zu statistischer Aufnahme der sittlichen und religiösen Kriegserfahrungen gedrängt haben und daß im stillen nach diesen Weisungen gearbeitet wird. Alle, die bereits jetzt, wo die Eindrücke noch frisch, die Erinnerungen noch unverfälscht sind, ihre Beobachtungen getreu niederschreiben, helfen zu einer Kriegserrungenschaft, die den Krieg vielleicht länger überdauert als das politische Friedensergebnis, und insbesondere die Geistlichen draußen, die sich Minuten zu sorgfältigen Aufzeichnungen erübrigen, leisten einen Dienst, der ihrem gesegneten Kriegswirken die letzte, dauernde Krone aufsetzt.

Eine Schrift, die für viele vorbildlich und anregend sein wird, erscheint soeben im Volksvereinsverlag zu M.-Gladbach: „Die Organisation der Militärseelsorge in einer Heimatgarnison. Ein Beitrag zur Geschichte des religiösen Lebens unseres Heeres im Kriegsjahr 1914/15. Von Oberlehrer Heinr. Jos. Radermacher, z. Zt. Garnisonpfarrer der Festung Cöln" 8° (64) *M* 1.20. Mit rasch erwarmendem Herzen liest man diese Mitteilungen aus dem weiten Militärpfarrbezirk Köln über das erste Kriegsjahr. Zuerst gewinnt man einen Einblick in die seelsorglichen Leistungen der ersten Augustwochen 1914: „Die Mobilmachung der Militärseelsorge"; sehr wohltuend wirkt schon hier wie im weiteren Verlaufe die Weitherzigkeit, womit die oberste Militärbehörde der Seelsorge entgegenkam und den engen Rahmen der Friedensparagraphen sprengte. Aus dem Zusammenwirken beider Stellen ging bald eine festgefügte Gottesdienstordnung hervor; seit dem fünften Sonntag des Kriegszustandes fand regelmäßig in 37 Pfarrkirchen Militärgottesdienst statt, wozu alle katholischen Soldaten Sonntag um Sonntag geführt werden konnten. Etwa zwanzig Zivilgeistliche hielten den dankbaren Mannschaften Kasernen-Abendstunden, deren Kern ein Zyklus von vier religiös-patriotischen Vorträgen bildete. Ganz abgesehen von dem Sakramentenempfang bei den Abtransporten wird festgestellt, daß von den dienstlich angesetzten Beichten und Kommunionen sich kaum drei bis vier Prozent der dazu befohlenen Mannschaften ausschlossen, obgleich in jeder Beichtvorbereitung ausdrücklich darauf hingewiesen wurde, daß der militärische Gehorsam nicht bis in den Beichtstuhl hineinreiche. Einen beglückenden Lohn für die anstrengende Arbeit, die der stets hilfsbereite Zivilklerus auf sich nahm, wird er in beiläufigen Bemerkungen wie der folgenden finden: „Die übergroße Mehrzahl jener Helden, die im Verband der rheinischen Regimenter des VIII. Reserve-Armeekorps in der Champagne vom Dezember bis zum 18. März nach dem Zeugnis aller Übermenschliches geleistet haben, sind zum größten Teil hier in Cöln für die ihnen bevorstehende schwere Aufgabe durch wiederholten Empfang der heiligen Sakramente gestärkt und durch die zahlreichen Kasernen-Abendstunden befestigt worden in ihrem Pflichtbewußtsein und dem daraus strömenden Tatendrang" (S. 24). Die nach Regimentern ausgearbeitete Statistik kann erst später veröffentlicht werden, wenn der Schleier von den Militärgeheimnissen fallen darf. Auch für die rund 50 Lazarette wurden Fragebogen aller Gottesdienste, Predigten, Sakramentenempfang, Krankenbesuche aufgestellt. So ergaben sich für die 40 linksrheinischen Lazarette bis zum 31. Juli 1915 20027 Beichten, 21631 Kommunionen, 605 Spendungen

der letzten Ölung; nur in zwei Fällen ist die Aussöhnung mit Gott und der Kirche abgelehnt worden. Zahlreiche Veranstaltungen religiöser und nichtreligiöser Art liefen neben der eigentlichen Seelsorge her, um bildend und unterhaltend den kranken wie den gesunden Soldaten zu dienen.

Die Kräfte, denen nach dem Kriege die beneidenswerte Aufgabe zufällt, die zusammenfassende Darstellung des religiösen und sittlichen Lebens im Kriege zu liefern, werden sich Glück wünschen, wenn sie aus recht vielen Orten, Truppenteilen, Diözesen, Ordensgenossenschaften Vorarbeiten erhalten, wie sie in diesem Bericht aus der großen rheinischen Garnison teils vorgezeichnet teils schon fertig geleistet sind. Otto Zimmermann S. J.

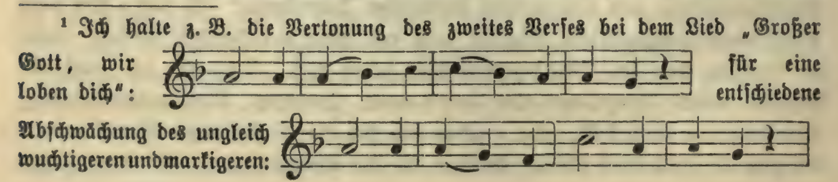
Zur Frage des Einheitsgesangbuches.

Die durch unsere modernen Verkehrsmittel begünstigte Freizügigkeit und Wanderlust haben immer empfindlicher einen Übelstand aufgedeckt, der die Pflege des so wichtigen kirchlichen Volksliedes erschwert und hindert: die in Text und Melodie ungleiche Fassung der verbreitetsten und beliebtesten Lieder in den einzelnen Diözesen. War das Übel schon in der Friedenszeit recht empfindlich, besonders in den Industriezentren mit stark wechselnder Bevölkerung und bei Katholikenversammlungen und ähnlichen Veranstaltungen, so war für unsere Soldaten im Felde, die ja bunt zusammengewürfelt sind aus allen deutschen Diözesen, ein erbaulicher Gesang geradezu unmöglich gemacht. Mochten nun auch die Soldatengesangbücher, die bald erschienen, dem dringendsten Bedürfnis genügen, so blieb doch die schon seit Jahren diskutierte einheitliche Regelung der Gesangbuchfrage im Vordergrund des Interesses.

So klar nun das Ideal in sich ist, so schwierig gestaltet sich seine praktische Durchführung. Welche von den vielen Fassungen soll man bevorzugen, die ursprüngliche, die am meisten gesungene oder die künstlerisch wertvollste? Die Urteile der Fachleute zweigen sich weit auseinander, und gerade in der Bestimmung des inneren Wertes stehen Gegensätze einander gegenüber. Langjährige Gewohnheit entscheidet sich gern für das Gewohnte, und selbst dem Fachmann wird es schwer, diesen das objektive Urteil trübenden psychischen Faktor auszuschalten.

Nun hat Professor Hermann Müller, der Generalpräses des Cäcilienvereins, im Auftrage einiger deutschen Bischöfe 21 bekannte Lieder zur einheitlichen Einführung vorbereitet und der Bischofskonferenz in Fulda vorgelegt. Professor Müller hat sich die Arbeit gewiß nicht leicht gemacht und zweimal die Entwürfe an Fachgenossen zur Kritik übersandt. Aber wie zu erwarten war, gingen die Urteile weit auseinander. Man mochte ja auch in der Tat manche Fassungen weniger glücklich finden[1], allein es handelt sich bei solchen Arbeiten

[1] Ich halte z. B. die Vertonung des zweites Verses bei dem Lied „Großer Gott, wir loben dich“: für eine entschiedene Abschwächung des ungleich wuchtigeren und markigeren:



nun einmal um einen Kompromiß, bei dem jeder Geschmack seine Opfer bringen muß.

Die schärfste Verurteilung erfuhr der Müllersche Entwurf durch Gustav Erlemann, den Direktor der Trierer Kirchenmusikschule, der schon seit Jahren an der Einheitlichmachung unseres Kirchenliedbestandes arbeitet. Er stellte dem Müllerschen Entwurf einen eigenen entgegen, da von den 21 Liedern der Müllerschen Redaktion 14 weniger geeignet, 6 in der musikalischen Fassung und eines textlich verunglückt seien. Auch dieser Entwurf ging an die Bischöfe (vgl. Musica Sacra, Oktoberheft 1915). Leider war das mir gütigst in Aussicht gestellte Exemplar desselben bis zur Drucklegung dieses Heftes noch nicht eingetroffen. Ich fürchte aber, daß Erlemann sich in diesem Entwurf ebensowenig von subjektiven Anschauungen und Empfindungen ganz frei machen konnte wie in seinem fleißigen und mühevollen Werk: Die Einheit im katholischen Kirchenlied, Bd I: Advent bis Weihnachten (Trier 1911). Es liegt mir gewiß ferne, das Verdienst Erlemanns irgendwie zu schmälern, zeigt sein Buch doch mit aller wünschenswerten Klarheit, welche Menge wertloser Lieder noch in unsern Gesangbüchern steckt. Aber er wird es andern nicht verübeln, daß sie in manchen Punkten seine Ansicht nicht teilen [1].

---

mit der kräftig betonten Quint. Auch das Lied „Fest soll mein Taufbund immer stehen" scheint in der Fassung mit den vielen Auftakten ein gut Teil seiner Kraft eingebüßt zu haben. Bei dem Lied „Maria zu lieben" dürfte durch die Ausschaltung der Achtelnoten die innere Leere der Melodie, statt verdeckt zu werden, eher noch deutlicher zu Tage treten. — Und so gäbe es noch gar manches, worüber man streiten könnte. Der endgültige, den Bischöfen vorgelegte Entwurf ist mir übrigens nicht zu Gesicht gekommen.

[1] Man sieht z. B. nicht ein, warum Nr 14 (O Schöpfer aller Herrlichkeit — sonst als Heiliggeistlied gebraucht), 21 (Es kam ein treuer Bote), 55 c (die herrliche charakteristische Melodie von Händel. Vielleicht weil protestantischen Ursprungs? Dann wäre eine Anmerkung am Platze gewesen), 63 (Als ich bei meinen Schafen wacht — ein köstlich naives Lied, das für außerliturgische Zwecke recht wohl dienlich ist. — Man braucht das Echo nicht als solches zu betonen), 106 (Ave Maria zart — eine unserer alten Perlen) als ungeeignet auszuschalten seien und das Lied „O selige Nacht", das vom Volke gern gesungen wird und auch musikalisch wohl nicht beanstandet werden kann, in die Armsünderecke des Anhanges verwiesen werden soll.

Bei Nr 45:

Der Tag ist groß und freu - den - reich

wird mit vielen Gründen zu erweisen versucht, daß der Quartsprung am Anfang besser durch f ersetzt werde. „Es ist eine grobe Wirkung, ästhetisch stört sie nun mal." Man kann trotz der Gründe nach wie vor der Überzeugung sein, daß das c besser ist als das f. Auch gefällt mir die S. 81 notierte Melodie besser als die von Erlemann vorgeschlagene. Ebenso ziehe ich bei Nr 5 die Freiburger und Paderborner Fassung der Erlemannschen mit dem rhythmisch unglücklichen Anfang vor. Der Iktus des Textes stimmt nämlich nicht mit dem der Melodie überein. Bei dem Lied „Es ist ein Ros entsprungen" S. 113 ist nur die dritte Textvariante

So türmen sich gegen die Einheitsbestrebungen allenthalben Schwierigkeiten über Schwierigkeiten auf, und es ist nicht zu hoffen, daß es anders wird, solange nicht ein autoritatives Machtwort gesprochen wird. Denn einerseits sind doch nur Fachmänner fähig, in dieser Frage mitzusprechen, anderseits sind eben diese Fachmänner nicht einig. Was der eine lobt, verwirft der andere. Und so ist der Diskussion kein Ende.

Mögen also die Berufenen sehen, wie sie mit der Aufstellung eines Liederkanons zurecht kommen; an dieser Stelle sei nur über die Einheitsbestrebungen selbst, ihre Dringlichkeit und ihren wünschenswerten Umfang ein Wort gesprochen.

Vor allem scheint mir ein vollkommen einheitlich zugeschnittenes Liederbuch für alle deutschen Diözesen weder ausführbar, ohne die Gefühlsart einzelner Volksstämme empfindlich zu verletzen, noch auch wünschenswert, ja ich hielte es geradezu für ein Unglück. In der Tat kommen denn auch sowohl Erlemann wie Müller darin überein, daß die Uniformierung sich nur auf ein sog. Commune erstrecken soll, dem in den einzelnen Diözesen ein Proprium zur Seite gehen müßte. Bei Erlemann würde das Commune nun freilich weitaus den Löwenanteil beanspruchen, und nur die „weniger kirchlichen" Lieder sowie die den einzelnen Diözesen eigenen Heiligen- und Wallfahrtslieder in das Proprium verwiesen werden. Auch Müller glaubt, daß sich leicht 100 Lieder einheitlich regeln ließen. Wie „leicht" diese Arbeit ist, mag unterdessen die Kritik Erlemanns an den 21 Liedern gezeigt haben.

Ich bin der festen Überzeugung, daß die Einheitlichmachung sich auf die notwendige Liederzahl beschränken soll, die mit 30 bis 50 wohl nicht zu niedrig gegriffen sein dürfte. In der Kunst, wo die Freiheit Lebensbedingung ist — und das Kirchenlied ist auch ein Kunstzweig —, sollte man einer Weiterentwicklung nicht mehr Schranken entgegenstellen, als durch die äußeren Umstände un-

---

zu empfehlen. Bei Nr 51 „O Kind, du wahrer Gottessohn" scheint mir das gis den Charakter des Liedes zu verwischen. Wenig geglückt halte ich die Fassung des Liedes „Auf, Christen, singt festliche Lieder" S. 129. Die Vereinfachung des Liedes „Heiligste Nacht" S. 135 kommt mir vor wie eine bauchige Rokokokanzel, die ihres Zierates entkleidet ist. Ich sehe auch nicht ein, warum die zweite gebräuchliche Melodie desselben Textes (Nr 54 a) weniger gut sein soll als die erstere oder als das Lied „Menschen, die ihr wart verloren" (Nr 56). Beim „Tauet, Himmel" fällt die einzige stehen gebliebene Koloratur aus dem Stil des übrigen vereinfachten Liedes. — Die Bemerkung Erlemanns im Vorwort: „Kann man auf eine Melodie zwei oder gar drei Texte singen, so taugt entweder die Melodie nicht viel, oder nur ein Text ist richtig wiedergegeben", dürfte schwer erweisbar sein. Der Stimmungscharakter von einfachen Strophenliedern und Volksliedern hat eine solche Weite, daß sich ganz gut verschiedene Texte darunter denken lassen. Das ist besonders der Fall bei unserem historischen Lied. Gar manche derselben haben ja früher profanen Zwecken gedient, wie z. B. „O Haupt voll Blut und Wunden", „O heil'ge Seelenspeise". Daß manche unserer Volkslieder, z. B. die Weihnachtslieder, kaum mehr mit andern Texten denkbar sind, beruht nicht so sehr auf dem inneren Stimmungsgehalt der Melodie als auf assoziativen Verhältnissen.

bedingt geboten ist. Das Kirchenlied müßte sonst die Erstarrung der byzantinischen Kunst teilen, und Neues wäre so gut wie ausgeschlossen. Und doch wäre gerade unsere Zeit bei den gewaltigen Fortschritten der Musik in der Lage, rhythmisch und der Stimmung nach reicher nuancierte Lieder allmählich in den Volksgesang einzuführen, da die Lieder ja doch in der Schule geübt werden können und müssen, und das einmal Gelernte geistiger Besitz bleibt fürs Leben. Wir brauchen uns nicht auf die ganz einfachen Lieder zu beschränken wie unsere Vorfahren, unser Volk ist längst an reicheren Rhythmus gewohnt und an manche Intervalle, die das alte Kirchenlied nicht kannte. Sollten nun all diese Errungenschaften und Vorteile an unserem kirchlichen Volkslied spurlos vorübergehen? Wer etwa fürchten wollte, ich möchte hier jenen rührseligen sentimentalen Liedern das Wort sprechen, mit denen uns besonders die Mitte des vorigen Jahrhunderts so reichlich bedacht hat, oder wir wollten Formen des Kunstgesanges für das Volkslied befürworten, mag sich beruhigen, wenn ich ihm Hallers „O Stern im Meere" als Beispiel eines neuzeitlich gearteten Volksliedes nenne. Einige Gesangbücher haben den Mut gehabt — fast muß man bei der heute herrschenden Kirchenliedtheorie so sagen —, dieses Lied, das ursprünglich für gemischten Chor geschrieben war, aufzunehmen [1], und siehe da, die Rede zündete, das Volk ist davon hingerissen und singt es immer wieder gern, weil es darin das findet, was es bei seiner Erziehung zur musikalischen Abstinenz leider so oft vermissen mußte: Herz und Gemüt. Niemand wird dem Lied eine Verwandtschaft mit dem alten Kirchenliede zusprechen wollen, und doch ist es wie geschaffen für unser melodiefreudiges Volk.

In dieser Richtung also müßte ungefähr die abgerissene Entwicklung unseres Kirchenliedes fortgeführt werden, was natürlich unmöglich ist, wenn man den Liederbestand immer aus der Vergangenheit schöpft. Es gibt eben auch eine moderne (natürlich nicht im Sinn der Kunstmusik) vornehme und doch schlichteinfache Melodiosität. Diese zu pflegen, wäre Aufgabe einer neuzeitlichen Kirchenliedkunst. Aber man muß ihr auch die Möglichkeit der Entfaltung geben, und nicht aus der Art des alten Volksliedes eine absolute Norm für den Kirchenliedstil aufstellen wollen. Eine solche gibt es nicht. Leider ist aber diese Norm bei so manchen Kirchenliedtheoretikern und Gesangbuchredaktoren fast Dogma geworden, und die Folge ist eine Rigorosität und Skrupulosität, die man bei der mehrstimmigen Musik nicht findet. Das Kirchenlied ist für das Volk und nicht für solche, die durch langjährige Beschäftigung mit alter Musik das Gefühlsleben der Alten nachzuempfinden wissen. Daß es auch unter den alten Liedern Perlen gibt von Ewigkeitswert, weiß jedermann. Aber ihre Zahl ist nicht so groß, daß wir mit dem Mann des Evangeliums sagen könnten: „Du hast jetzt Schätze gesammelt für dein Leben, ruhe nun aus." Und sollte einmal der ästhetische Maßstab einem Liede gegenüber versagen, von dem das Volk nicht lassen will, so kann man sich mit dem Worte des berühmten Musikhistorikers Ambros trösten: „Kunstwerke, die dauernd und lebhaft die Zustimmung der Menge finden, müssen

---

[1] Der gedehnte Schluß des Originals müßte freilich entfernt werden, was sich sehr leicht machen läßt.

irgend welchen Kern, irgend welchen Gehalt besitzen, irgend welche lebendige Idee ihrer Zeit in entsprechender Form treffend und packend mit den Mitteln der Kunst ausgesprochen haben." Mit ästhetischen Gründen wird auch die ungeheure Zugkraft und Volkstümlichkeit des „Stille Nacht" nicht bewiesen werden können[1].

Oft wird beim Bestreben, eine Liedereinheit herzustellen, auf die Analogie zwischen Katechismus und Gesangbuch hingewiesen. Aber diese Analogie ist recht schief. Beim Katechismus handelt es sich um Formulierung eines dogmatischen Inhaltes, also um etwas seiner Natur nach Festes und Bleibendes, beim Volkslied aber handelt es sich um Kunst. Kunst aber ist etwas Wechselndes, Fließendes, aus den Verhältnissen der Zeit Hervorgehendes. Da das Volk konservativ ist und alles ungesunde Moderne wie einen Fremdkörper ausstößt, braucht man einen Kirchenliedmodernismus nicht zu fürchten. Ist darum beim Volkslied einerseits eine allzu hastige Entwicklung nicht möglich, so soll es anderseits doch auch nicht stagnieren. Wir stehen aber augenblicklich diesem letzteren Extrem recht nahe.

Aus all diesen Gründen glaube ich, daß auch in Zukunft das Proprium jeder Diözese den Hauptteil ausmachen müsse, und das im übrigen sehr begrüßenswerte Commune nur jene Lieder enthalten solle, bei denen sich erfahrungsgemäß die verschiedenen Varianten am unangenehmsten zeigen, besonders bei interdiözesanen Veranstaltungen. Auf so außergewöhnliche Verhältnisse, wie es ein Krieg ist, braucht man dabei nicht allzusehr Rücksicht zu nehmen, denn wir wollen doch hoffen, daß wir nach dem großen Ringen auf lange Jahrzehnte hinaus Ruhe haben. Aber wie dem immer sei: ein Commune von 30 Liedern würde auch in einem Kriege ausreichen. Vor allem aber lasse man das Commune nicht hinausgehen, bevor alle Texte von guten Dichtern, die ihre Kraft im Kirchenlied bereits erprobt haben, durchgefeilt und auf die notwendige poetische Höhe gebracht sind. Von solcher Dringlichkeit ist die Sache nicht, daß sie nicht eine Verzögerung von einem oder auch mehreren Jahren vertrüge, wenn es der inneren Vollendung frommt.

[1] Auch Mitterers Herz-Jesu-Lied „Auf zum Schwur" wird sich das Volk nicht mehr rauben lassen trotz mancher Bedenken von Fachleuten.

Joseph Kreitmaier S. J.



Begründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Das Evangelium vom Kinde.

Alljährlich kehrt die Botschaft vom Kinde in unsere Häuser und Herzen ein. Mitten in das Getriebe der Erwachsenen hinein, mitten in die alternde Welt, die erfüllt ist von düstern Menschen, die das Kinderlachen schier ganz verlernt haben, tönt die Botschaft vom Kinde. Wie in jedem Jahre, so auch dieses Mal. Und wenn auch der Lärm der Geschütze nicht schweigt — die Botschaft vom Kinde kann doch nicht überhört werden. Sie tönt lauter als aller irdische Lärm, diese Kinderstimme, dieser schwache Hauch eines Neugebornen. Und nicht bloß Kinder hören darauf, sondern fast noch mehr wir Erwachsene, wir, „die Großen", „die Gescheiten", „die Wissenden". Und es ist sehr begreiflich, daß wir gern auf diese Botschaft hören. Sie tut uns wohl. Sie ist eine Erquickung für die Mühseligen und Beladenen. Und das sind wir, seit wir die Kindheit hinter uns ließen.

„Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt!" So hat in altersgrauer Vorzeit ein Prophet, ein ganz Erfahrener und Wissender, der sehender war als seine ganze Zeit, so hat er gejubelt, lange Weltzeitstunden, ehe das frohe Ereignis eintrat. Und heute, nachdem es längst geschehen ist, können wir erst recht nicht diesen Jubelruf unterdrücken. Das klingt doch anders, als was wir sonst immer hören; was wir in siebzehnmonatigen Kriegsreden immer hören mußten bis zum Überdruß: daß uns Macht geschenkt sei, und daß die Furcht vor uns hergehe, und daß wir eiserne Gewaltmittel im Besitz hätten, Werkzeuge des schrecklichen Todes, wie sie sonst nirgends und niemals da waren. Nun aber ist ein Kindlein uns geboren, ein Kind ist uns geschenkt! Das klingt doch anders als das siebzehnmonatige und schon ewig lange Lied von dem Tod, der über uns steht, und dem ehernen Schicksal, das über uns verhängt ist, und von der entsetzlichen Notwendigkeit, die uns gebietet. Ein Kind! Endlich einmal etwas Friedliches und Liebes! Das Friedlichste und Fröhlichste, was es gibt! Und aus seinen Äuglein strahlt doch einmal ein freundliches und tröstendes Licht, an dem sich Weihnachtsbaumkerzen entzünden. Wir haben ja schon so lange die Feuerbrände sehen müssen, die rings um uns

Städte und Länder fressen und lebendige Menschen und unabsehbar viel Menschenglück verzehren.

Die Botschaft vom Kinde tönt froh in unsere Seelen, weil sie uns tröstet über so viel Schmach und Scham. Es wäre wahrlich nicht zu verwundern gewesen, wenn wir verzagt hätten und irre geworden wären am Menschen, an seiner Treue und Güte und Rechtlichkeit. Wir haben Missetaten ohne Zahl gesehen, Treubrüche, Grausamkeiten, Lüge und Verleumdung, ja sogar eine Heuchelei, die sich in fromme Gewänder hüllte und gegen Gotteslästerung zu eifern vorgab, gleich dem alten, verschlagenen Synedrium. Sollten wir nicht zweifeln, ob nicht die Bestie schließlich doch das Tiefste und Stärkste im Menschen sei und bleibe? Sollten wir in einer so verwirrenden Flut von Schamlosigkeiten nicht irre werden an jeglichem Recht und an der Möglichkeit eines wahrhaften und redlichen Sinnes? Sollte nicht unüberwindlicher Ekel vor unserem Geschlecht unsere Seele überziehen wie ein fressender Aussatz? Aber da kommt das Evangelium vom Kinde. „Es erschien die Philanthropia Gottes!" Immer noch ist es also die Menschheit wert, daß Gott sie liebt. Oder vielmehr, es steht noch immer in Gottes Macht und Willen, sie liebenswert zu machen. Und des zum Zeichen und Unterpfand ist uns ein Kind geschenkt worden. Ja, in buchstäblichem Sinne geschenkt, weil es nicht geboren wurde aus „dem Willen von Fleisch und Blut", sondern „aus Gott" und einer unversehrten Jungfrau, und so ganz wunderbar uns geschenkt ist. Es muß also immer noch eine Hoffnung und eine mögliche Erlösung gewagt werden können für die Menschen, denen Gott ein solches Kind schenkt, ein gottgebornes. Es gibt ja kein kostbareres Wesen mehr, und uns ist es anvertraut worden. Wir sind also noch nicht so verloren und verwildert, noch nicht so roh und verlogen, daß ein Kind sich vor uns hüten müßte, daß vor allem ein gottentsprossenes, heiliges Kind uns nicht mehr anvertraut werden könnte. Ein Kind ist uns geschenkt worden, und darob auf solche Weihnachten hin regt sich in uns wieder etwas Besseres als brutale Gewaltgedanken und harter Machtwille, etwas Besseres als das mißtrauisch vorsichtige, das lauernde und trotzig verbissene Denken: die Kinderfreude und die Freude am Kind und am Gotteskind vor allem erwacht in uns. Daß wir würdig seien oder würdig werden, dieses Kind zu besitzen, dieses Weihnachtskind und alle Kinder, darin können wir wieder ein Ideal für uns erkennen, ein helles und heiliges. Und das erscheint uns als schönste Siegesfrucht, daß wieder Kinder unbeklommen und ohne Furcht wohnen können inmitten

der Kulturvölker, daß im besondern das Gotteskind eine Heimstätte unter uns finde. Das sind die besseren Regungen, die auf Weihnachten alsogleich in uns erwachen und uns neuen Stolz und neuen Mut nach so vielen niederbeugenden Erfahrungen schenken.

Die Botschaft vom Kinde fängt an, recht erfreulich in unsere Seelen hineinzuklingen, aber alsbald weckt sie gewaltiges Erstaunen. Ein Kind ist uns geboren. Ja! Aber meint ihr nun, wir könnten mit diesem Gottesgeschenk machen, was uns beliebt? Wir könnten spielen mit ihm, bis wir seiner müde werden? Nein, dieses Kind will über uns herrschen, und wir sollen ihm unterworfen werden: „Ein Kind ist uns geschenkt, auf dessen Schultern Herrschaft ruht!“

Dieses Kind will über eine Menschheit herrschen, die von dem unkindlichsten Verlangen beherrscht wird, das es gibt, von Blutgier und selbstquälerischer Grausamkeit; über eine Menschheit, die einen so unkindlichen Sinn hat wie nur möglich, einen verschlagenen und heimtückischen! Ja, dieses Kind will über uns herrschen auch jetzt, wo die Gewalt, die harte Not und die verbissenste Entschlossenheit uns regiert und regieren muß, wo ein furchtbares Müssen uns aufgezwungen ist! Nun, das Kind von Bethlehem denkt ja auch nicht an die Aufhebung aller natürlichen Verhältnisse, unter denen wir stehen, und der Krieg ist solch ein Schicksal, das die Menschheit belastet. Es will nicht die Herrschaft über uns gewinnen, indem es Gewalt gegen Gewalt setzt; es will nichts ertrotzen und erzwingen. Darum ist es auch einstweilen so still und anscheinend anspruchslos. Es tut gar nicht so, als ob es sich durchsetzen wollte, nicht einmal in dem kleinen Flecken, der ein paar Stunden vor den Toren der judäischen Hauptstadt liegt und sein Geburtsort ist, geschweige denn in der Hauptstadt selbst oder gar in einer der Metropolen, wo die Weltstraßen sich kreuzen und die Kostbarkeiten der Erde aufgehäuft werden. Ja, einstweilen ist dieses Kind noch sehr still. Aber wir wissen wohl, es wird einmal in göttlicher Majestät vor uns hintreten und mit dem ganzen gewaltigen Gewicht seiner Würde und seiner Persönlichkeit uns zumuten, seinem Beispiel nachzueifern: „Ihr nennt mich Meister und Herr, und ihr habt recht, ich bin es. Darum sollt auch ihr tun, wie ich euch getan habe. Und wer von euch der Erste sein will, der werde wie der Letzte, und wer an erster Stelle steht, werde der Diener der andern.“ Das wird seine Forderung sein und noch viele der Art; wir wissen es wohl. Und darum liegt jetzt schon in dem Schweigen des Kindes eine Verurteilung unseres Treibens, unserer Hoffart und Selbstsucht, wie sie schneidender und

peinlicher nicht mehr sein kann, und ein Befehl, der die Grundlage unserer gewohnten Lebensführung umzustürzen droht. Wir lieben vor allem große und laute und geschäftige Betriebe und gewaltige, auffallende Maschinerien. Wir lieben und bewundern den Rekord in Kilometern und Zeitstunden, den Rekord in Zahlenreihen und Warenumsatz. Wir lieben den strahlenden und klingenden Erfolg und schweigen von dem geduldigen Leiden, von dem stillen, heimlichen Opfer, von der Selbstvergessenheit, von der man nichts zu berichten wüßte, als daß sie es gut gemeint hat, nur gut gemeint! Und nun sieh! da verurteilt das Kind von Bethlehem unser äußerliches Wesen. Seine Prinzipien schlagen unserer Erwachsenenweisheit, unserer Weltvernunft, unserer philiströsen Mittelmäßigkeit und Biedermannsmoral ins Gesicht. Was uns groß und wichtig und ausschlaggebend erscheint, das ist diesem Kinde gleichgültig: Geburt und Rang und Verbindungen und gesellschaftliche Kreise, das materielle Auskommen und Fortkommen, die Höhe der Lebenshaltung und die Ansprüche der Lebensführung, von all dem ist in Bethlehem keine Rede: „Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil sie keinen Platz in der Herberge fanden.“ Ja dieses Kind liebt es, gerade die besten Werte und eine übermenschliche, göttliche Würde in die unscheinbarsten Formen zu hüllen. Es beruft zuallererst die Kleinen und die Namenlosen, auf deren Treue sich heimlich große Werke stützen; die Wunderbares gewirkt und erlebt haben, ohne daß die große Welt davon auch nur einen Schimmer sah; die auf dunklen Gefilden und in dürftigen Unterständen als Helden der Kraft und des starken Glaubens gelebt haben, ohne daß man mehr als eine Selbstverständlichkeit darin erblickte, ohne daß man mehr von ihnen wußte, als daß sie eben „Wache hielten“, Wache in jener Nacht!

Auch über unsern Gottesdienst will dieses Kind mit Herrschermacht richten. Und es liegt mehr als eine Anklage in seinem Schweigen und seinem kindlichen Lächeln und Weinen. Manche wissen so viel über Religion und ihr Wesen und ihre Notwendigkeit zu reden, führen sie allzeit im Munde. Aber der Gottesdienst dieses Kindes war eine schweigende, eine ausgesprochene Tat: „Sieh, ich komme zu tun deinen Willen.“ Es gibt auch eine Religion, die ihr Dasein mehr in Büchern führt, und darum unkindlich, zu gelehrt, zu abstrakt, zu „geistreich“ ist. Die Bücher nennen das: zu einer mehr vergeistigten Religion sich durchdringen. Wir haben gelehrte Theorien über das Christentum und scharfsinnige Forschungen in Menge. Aber vielleicht gehen wir geringschätzig und rücksichtslos an

dem Gebet einer armen Magd vorbei, als hätte es nichts zu bedeuten. Und wir finden kaum einen Anlaß zu überströmender Herzensfreude an der kindlich frohen und frommen Kommunion, die ein Kind am Weihnachtsmorgen empfängt. Denn da ereignet sich ja nichts weiter, als daß zwei Kinder sich treffen und herzlich umfassen und in tiefster Seele einander sich schenken. Nichts weiter! Und vielleicht finden wir es seltsam, daß ein erwachsener Mann sich mit einem Kindergebet seinem heiligen Schutzengel empfiehlt, oder mit einem Rosenkranz um die Hand gewunden zu der Gottesmutter ruft: „Maria, hilf!" Wenigstens ehe unsere Männer im Schützengraben mit jenem Ruf auf den Lippen litten und starben, fanden wir darin eine Seltsamkeit.

Wir scheuen uns, allzu gottselig zu werden, allzu hingegeben an Gott und Gottesdienst. Wir fürchten, daß sein Name allzu oft und zu laut erklinge in unserem Herzen, und daß wir überspannt und überreligiös werden könnten. Aber das Kind, das über uns herrschen will, mag überhaupt von nichts anderem wissen als vom Vater im Himmel und vom Willen des Vaters. Es hatte wahrhaft eine ganz „einfache" und „einfältige" Geistesrichtung, weil es in der Tat nur einen einzigen Gedanken hatte, der freilich weiter und größer war als die Welt, der allumfassend war wie Gott selber. Wir scheuen uns, unser ganzes Wesen, so wie es ist, unser echt menschliches Denken und Empfinden einfach und kindlich an Gott hinzugeben, und reden uns darauf hinaus, daß es eine menschliche Gabe sei und einen anthropomorphen Gottesbegriff voraussetze — ausgerechnet wir Menschenvergötterer sind nun auf einmal Verächter des Menschlichen und meinen, unsere Religion könnte leicht allzu menschlich, zu natürlich, zu kindlich und volkstümlich werden, allzu wirksam und lebensmächtig. Wir nennen sie dann kraß und robust und ungeistig. Aber die Religion des Weihnachtskindes ist sehr einfach und menschlich. Da ist Gott selber fast allzu anthropomorph geworden, so daß auch Paulus sich darüber wunderte: „Er hat sich selbst entäußert und Knechtsgestalt angenommen und ist den Menschen gleich geworden." Durch seinen eigenen Willen! Und unsere erhabenen Geister können es ihm nicht verwehren. Und so können sie es auch nicht verwehren, daß nunmehr die Franziskusseelen als ganz vorzügliche und vorbildliche Christen erscheinen, die es übers Herz bringen, das Gotteskind, wenn auch nur in einem armen Krippenbilde, auf ihre Arme zu nehmen und zu liebkosen, die um das Kindlein im Geiste herumhüpfen wie rechte Kinder, die niemals auf Kothurnen und

Stelzen zu ihm kommen, sondern gleich ohne weiteres mit nackten Füßen herantrippeln wie Hirtenkinder.

Wie aber sollen wir die Herrschaft dieses Kindes ertragen? Seine Forderungen sind eine wirkliche Bergpredigt, so recht aus unnahbaren Höhen kommend; sie klingen in unsere Ohren so idealistisch, so weltfremd und weltfern. Sie könnten uns ja wohl erheben, aber sie reißen uns auch los von der festen, sichern Erde! Ja, es ist oft genug gesagt worden und läßt sich nicht leugnen, daß auch die edelsten Blüten des menschlichen Daseins — und die Botschaft und Herrschaft des Gotteskindes ist die edelste von allen — gewisser naturhafter Bedingungen nicht entraten können, gewisser Erfordernisse an Wohnung und Kleidung, an Speise und Trank, an einem Teilhaben am Golde der Erde und an der Sonne des Himmels. Und diese naturhaften Vorbedingungen können nicht ausgeschaltet oder beschafft werden durch Ideale, und wären es selbst die höchsten, über jede Natur hinausragenden, wären es auch Glaube und Liebe. Das war ja der Kummer, an dem die Besten aller Zeiten litten, daß auf solche Weise auch die feinsten Dinge noch gebunden sind an die Natur und ihre Gewalt; daß die Seelenharmonien so leise klingen und so leicht verhallen in dem Lärm der materiellen Instrumente; daß es so vielerlei und verwickelter Veranstaltungen bedarf, um dem Durchbruch des Göttlichen und Heiligen in dem Menschen gebührend vorzuarbeiten; daß ohne den äußeren Frieden und Schutz vor feindlichen Naturmächten und bösen Menschen so manches Ideal unerfüllt bleibt oder gar wieder zertrümmert wird. All das ist unzweifelhaft wahr. Und trotzdem hat auch jene Verwegenheit und Waghalsigkeit des Gotteskindes recht, die ohne viel Besinnen und ängstliches Zaudern geradeswegs auf das Reich Gottes losgeht und sich um alles andere wenig Sorgen macht; denn das soll ja dann dreingegeben werden. Sie haben recht, die kühnen „Idealisten und Schwärmer" in der Nachfolge Jesu, wie sie bei den „Klugen" und „Erfahrenen" allzeit hießen. Denn die ewigen Güter des Reiches Gottes sind in der Tat nicht völlig und auf Gedeih und Verderb an die Erde gebunden. Sie können sich frei machen von dem Staub, der sie verschütten und begraben möchte; sie können sich erheben selbst über die widrigsten Verhältnisse und die heimlichsten Tücken des Schicksals. Die Bergpredigt ist erfüllbar auch in Großstadtstraßen und modernen Kaufhäusern.

Aber freilich, *die* Kunst ist schwer, und mit Worten und Systemen läßt sie sich gar nicht erklären. Aber das Kind, das auf seinen Schultern

die Herrschaft zu tragen verstand, hat sie gekonnt und hat sie wiederum — die Kinder gelehrt. Jenes Kind ist in diese wirre Welt gekommen und durch sie hindurchgeschritten, scheinbar ohne sich um ihre Händel zu kümmern. Es hat sein Reich mitten in der Welt aufgerichtet, ein Reich, in dem die Sorge und Angst um das tägliche Brot nicht wohnt, in dem die selbstlose Liebe herrscht, die es für seliger hält zu geben als zu nehmen; ein Reich, das nicht durch die Gewalt gehalten wird, sondern durch das demütige Verzeihen, das auch noch die andere Wange bietet zum Backenstreich; ein Reich, das nicht getroffen und berührt wird durch Schwerter und Ketten, durch Henker und Herren. Dies hat das Kind von Bethlehem vermocht, und alle Kinder, die seiner Art sind, die nicht aus dem Willen und der Klugheit des Fleisches, sondern aus Gott geboren sind, vermögen das gleiche, wenn sie auch keine Theorie und keine glatte, allumfassende Anweisung dafür haben, und nicht imstande sind, die Einwände der Weltklugheit mit ebenso weltklugen Worten zu widerlegen.

Wir freilich vertrödeln so viel Zeit und Kraft mit der Herstellung der natürlichen Bedingungen des Gottesreiches. Wir sind ängstlich besorgt um das Heute und Morgen. Wir brauchen so viel und allzuviel von dieser Welt, wir sind umständlich und schwerfällig und nennen es beschönigend: methodisch. Wir schanzen eifrig an Vorarbeiten und Vorbereitungen, und darin gehen wir auf und vergessen das eine Notwendige, das wir zuerst hätten besorgen sollen. Eine geschäftige Marthaseele beherrscht uns. Gewiß ist das Reich Gottes angewiesen auf Bedienung und freundliche Bewirtung mit Speise und Trank. Aber was hat die Martha von all ihrer Bedienung, wenn sie unterdessen das Reich selber und sein Kommen versäumt? Daß wir doch einmal wagten, das Reich Gottes zu allererst zu suchen! Dann wird sich ja zeigen, wie viel von den übrigen Dingen uns dreingegeben wird, oder vielmehr, wie viel wir davon noch brauchen. Aber wir haben noch nicht ernstlich den Befehl befolgt, den das Kind des himmlischen Vaters uns gab; kein Wunder, daß wir auf seine Verheißung kein rechtes Vertrauen haben können.

Vielleicht sind wir auch, nach Greisenart, nicht nach Kinderart, allzu bedächtig und furchtsam. Wir gehen nicht voran, wenn nicht alle um uns im gleichen Schritt mitgehen. Was kann ich tun, sagen wir, daß das Reich Gottes kommt und jene Kindesherrschaft? Ich allein kann nichts machen. Die Behörden und die Verwandten, die Kollegen und die Bekannten sollten eben mittun. Und der Staat und die Kirche und über-

haupt unsere ganze Gesellschaft sollten sich zuerst darauf einrichten, daß wir ungefährdet und bequem wie Gotteskinder leben können. — Ja, wenn es das ist! Da können wir lange warten. Die Befehle des Herrscherkindes von Bethlehem gehen zuerst und ohne weiteres auf die einzelnen Seelen und verlangen Folgeleistung, ohne Rücksicht darauf, ob dieser Nachfolger nun viele sind oder nur wenige, ob alle zusammen, oder nur ein einziger, einsamer, von seiner Welt und Zeit verspotteter Heiliger; sie gehen auf die einzelnen und reißen sie aus allen gewohnten und bequemen Geleisen, rufen sie auf zu einer aufreibenden und schmerzlichen Feindschaft gegen die Welt um uns, gegen „Vater und Mutter, und Weib und Kind, und Haus und Hof". Der einzelne soll tun, was er vermag, und das ist ungeheuer viel, das ist schier alles. Darin liegt eben das Wunder der Weihnachtsbotschaft und Gotteskindherrschaft, daß selbst das schwache Kind frei wird und selbstherrlich, unabhängig von allen andern, von Umgebung und Gesellschaft und Zeit und Mode — wenn es nur den Mut findet, frei zu werden.

Und es gibt solche einzelne, es gibt ihrer viele, unzählige; es gibt bereits ein Reich, in dem das Weihnachtskind herrscht. Auf seinen Schultern ruht jetzt schon der Purpur der Weltherrschaft. Das ist das Erstaunlichste an der Botschaft vom Kinde: es hat die Herrschaft schon als Kind an sich gerissen, kühn und überraschend, an einer Stelle, wo es niemand vermutet hätte: in einem Stalle vor Bethlehem! Und gleich einen überraschend großen Umfang hatte seine Herrschaft! Sie erstreckt sich über Maria und Joseph und eine ganze Anzahl der Hirten in jener Gegend; und jede einzelne dieser Personen hätte schon eine gewaltige Weite dieser Kindesherrschaft bedeutet; nun waren es gleich so viele!

Wenn wir nur nicht immer von dem Mißerfolg dieses Kindes reden wollten! Und nicht glauben, daß seine Botschaft in diesem Kriege erst recht und ganz und gar gescheitert sei! Unsere Augen sind geblendet vom Licht und von der Nacht dieser Welt; vom Licht und Glanz der weltlichen, irdischen, äußeren Großtaten, die wir schauten; von der Gewalt der Technik und vom Glanz des erfinderischen Geistes; von der überwältigenden Größe der Heereszahlen und der Kilometermärsche und der fliegenden Schiffe. So etwas hat das arme Kind und seine stille Botschaft freilich nicht aufzuweisen. Aber es ist ein Zeichen, daß wir erblindet sind und ganz blind, wenn wir solches von ihm erwarten und verlangen. Und von der Nacht des Jammers und der Sünde sind wir

auch geblendet, die unter der glänzenden Oberfläche unserer herrlichen Kultur sich einherwälzt wie ein uferloses Meer. Gewiß, die Völker, auch die „christlichen", scheinen in ihrer großen Masse von der Herrschaft des göttlichen Kindes noch nichts zu spüren; sie sind zur Stunde noch von ganz andern Mächten regiert als von kindlicher Einfalt und Wahrheitsliebe, von Demut und Bruderliebe, von bescheidenem Zurücktreten oder wenigstens von strenger Gerechtigkeit. Aber die Herrschaft des Gotteskindes ist nicht nach Zahlen und Massen zu berechnen. Hätte sie auch nur einen einzigen Menschen wie Franz von Assisi oder Vinzenz von Paul hervorgebracht, sie wäre bereits glänzender und erfolgreicher als alle sonstigen Herrentümer; denn sie hätte selbst die Beherrschten zu Herren gemacht, aus Knechten freie Kinder des Hauses, die selbst gebieten können. Und wie gebieten diese Kinder, diese gottinnigen, einfachen, demütigen und wahrhaftigen, die von sich und jeder Selbstsucht los geworden sind! Sie unterjochen sich alle und alles. Sie sind Herzensbezwinger und wahre Menschengebieter. Sie sind die Starken und Freien. Ja, in der Tat, ein solcher ist „der stärkste Mann der Welt: derjenige, welcher — allein steht". Er ist nicht hineinverwickelt in die Fesseln des Eigennutzes, also auch nicht der öffentlichen Meinung; er braucht nicht auf der Seite des Geschreis und des großen Haufens zu stehen. Freilich nicht nach der Art eines Ibsenschen Menschenverächters, sondern wie ein Kind, das keine künstliche Herrschaft sucht, das auch seines Herrschens sich nicht bewußt ist, dem auch die eigene, heilige Unschuldsgewalt nicht zur Gefahr wird, nicht zur Versuchung des reinen Kindersinnes. Solche Gotteskinder sind stark, weil sie selbst noch jegliche Herrschaft dieser Welt stützen, soweit sie mit ihrem Geist sich gutwillig verträgt, und jede andere verurteilen zum Sturz und Ruin, die ihnen zuwider ist. Nicht auf einmal, nicht direkt und unmittelbar. Denn der Gotteskindschaft eigentliche und wesentliche Aufgaben liegen höher, sind nicht diesseitig, nicht zeitlich und zufällig, nicht sozial und politisch, wie es die Formen der Erdenbürgerschaft sind; sie sind weder Broterwerb noch Leibessättigung. Die staatserhaltende und krieggewinnende Macht der Religion Jesu ist durchaus nicht von gleicher Art wie die Gewalt der Kanonen und die Genauigkeit der Heeresorganisation und das Genie der Heerführer; sie läßt sich also auch nicht mit der gleichen Statistik feststellen und messen. Und so könnte es geschehen, daß auch der klügste Realpolitiker sie nicht sieht und ihr keine Bedeutung zumißt. Es wäre ja traurig um das Weihnachtskind, um seine Botschaft und Herr-

schaft bestellt, wenn man darin nur ein Mittel sähe, den Sieg an Kriegsfahnen zu heften. Und doch wirkt dieses Kind aus unsichtbarer Höhe für einen Sieg, der „die Welt überwindet". Es schafft die Atmosphäre, in der die treuen, die opferfrohen, die entsagungstüchtigen, die gerechten und selbstlosen, die liebreichen Menschen atmen und wachsen. Und auf solchen Menschen ruht in allen Landen die Hoffnung und der Segen, ob sie nun gerade durch Triumphbögen und Siegestore einziehen oder wieder einmal als Märtyrer hinausgestoßen werden.

Mögen sich also solche in großer oder geringer Anzahl finden, sie begründen und sichern die Herrschaft des Gotteskindes und den Erfolg seiner Botschaft. Die Menschheit wird von diesem Geiste durchsetzt wie von einem Sauerteig. In den trüben Wassern, die der Strom der Geschichte dahinwälzt, in dem Geröll und Sand, den er ablagert, finden sich Goldkörner: einzelne Seelen und immer mehr und mehr werden heilige Gotteskinder. Und wenn auch noch in den Seelen der übrigen, der großen Menge, Staub und Wust in überwiegenden Massen erscheint, auch da findet sich doch die eine oder andere Kostbarkeit, die aus der weihnachtlichen Höhle von Bethlehem ihren Weg dahin gefunden hat.

Darum können wir alle, wenn wir auch zu der großen Menge uns rechnen müssen, wir die Gescheiten und Weltklugen, die wir unsere Kindheit nur in weiter Ferne sehen, selbst wir können es staunend bemerken, daß auch in uns die Herrschaft des Weihnachtskindes sich angemeldet hat; sogar mitten in diesem Krieg, der dem Geist von Bethlehem so feindlich zu sein scheint, wo die Stimme des Neugebornen durch ein Gebrüll von hunderttausend Kanonen sich durcharbeiten muß, selbst da sind wir erreicht worden von dieser Kinderstimme. Wie könnte sonst dieses Kinderreich einen Gegenstand unserer Sehnsucht bilden, und der Sehnsucht unserer Krieger? Wie könnte es sonst geschehen, daß wir so lange schon den Frieden der Seele bewahren? Denn unsere Gottergebung und Opferbereitschaft sind nicht gebeugt worden von der grausamen Gewalt, die unserer Liebsten Leiber verdarb und zermalmte. Es hat sich gezeigt, auch in unserer Mitte und in unsern Herzen, daß Erbarmen, Liebe und Hilfe, Gebet und Entsagung, selbstloser Verzicht und freudiges Schenken auch jetzt noch blühen und gedeihen können, wo sie schon so lange in rasenden Stürmen stehen und auf blutgetränkten und haßdurchpflügten Feldern. Darin erkennen wir das Wirken und die Kraft des Gotteskindes, das allein sagen durfte: Mein Reich ist mitten unter euch, und doch nicht

von der Welt, nicht angewiesen auf kriegführende Mächte, auf die Menge des Brotes und die Wohnlichkeit der Heimstätten. Mein Reich ist frei wie der Geist: der Geist weht, wo er will, und du hörst seine Stimme, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er geht."

* * *

Der alte Prophet mit dem kindesfrohen Herzen, der dem Weihnachtskind als Herold vorausschritt, in sehr ehrerbietigem Abstand, wie es bei so großen Herren geziemend ist — 700 Jahre betrug da der Abstand — dieser alte Seher hat seine Botschaft vom Kinde wie eine Morgenglocke läuten lassen in dem Lande, das vom Schatten der Nacht bedeckt war: „das Volk, welches in Finsternis wandelt, sieht ein großes Licht; den Bewohnern im Lande des Todesschattens strahlt ein Licht auf . . . denn ein Kindlein ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt; seine Herrschaft ruht auf seinen Schultern, und sein Name ist: Wunderbarer, Ratgeber, starker Gott, Vater der Zukunft, Friedensfürst". Wiederum hören wir an diesem unserem Tage Morgenglocken durch die Länder läuten, und unsere Augen schauen sich heiß und rot nach dem Vater unserer Zukunft und dem Friedensfürsten. Aber es gibt keine wahrhaften Morgenglocken als die, so durch den frühen Weihnachtsmorgen läuten; alle andern lügen. Und die Weihnachtsglocken verkünden freilich immer und ewig nur den Einen, Einzigen. Aber in diesem Jahre läuten sie doch durchdringender und herzbewegender als sonst, weil sie wirklich von einer neuen Erwartung beschwingt und von vielen erneuerten, geläuterten Seelen verstanden werden, die Kriegsweihnachtsglocken mit ihrer Botschaft vom Friedenskinde: „Ein Kindlein ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Seine Herrschaft ruht auf seinen Schultern, und sein Name ist: Vater der Zukunft, Friedensfürst."

Peter Lippert S. J.

Franz Xaver Wernz, der 25. General der Gesellschaft Jesu.

In der denkwürdigen Nacht vom 19. auf den 20. August des verflossenen Jahres, in welcher durch den Tod Papst Pius' X. die heilige Kirche verwaiste, entschlief im deutsch-ungarischen Kolleg zu Rom fromm im Herrn auch der Jesuitengeneral Franz Xaver Wernz. Ihm hat der nach zwei Stunden im Tode ihm folgende Pius seinen letzten Papstsegen gespendet. Auch dieser Tote dürfte verdienen, daß wir sein Lebensbild den Hauptzügen nach im Andenken der Nachwelt festlegen; war er doch als hervorragender Gelehrter, als langjähriger, gefeierter Hochschullehrer, als Haupt einer zahlreichen Ordensgenossenschaft, als ehrenfester für Amt und Pflicht sich opfernder Charakter während Jahrzehnten eine der Hauptzierden des Deutschtums in der ewigen Stadt, ein um die Kirche hochverdienter Mann.

Allerdings wird es mir nicht gelingen, ein farbenprächtiges, die Augen weiter Kreise mit Staunen und Bewunderung erfüllendes Porträt mit dem bescheidenen Material herzustellen, welches uns der Lebensgang des Verstorbenen bietet. Denn dieses Leben bewegte sich in den denkbar ruhigsten Bahnen.

Aus einer württembergischen Präzeptoratsschule suchte Franz Xaver Wernz in noch sehr jugendlichem Alter die Aufnahme in den Jesuitenorden nach (1858). In diesem durchlief er mit größter Regelmäßigkeit den gewohnten Bildungs- und Studiengang und lenkte erst 1875 nach Vollendung seiner siebenjährigen philosophischen und theologischen Studien und nach fünfjähriger Lehrtätigkeit am Gymnasium von Feldkirch (Vorarlberg) auf den Weg ein, auf dem er über dreißig Jahre bis zu seinem Generalate (1906) verharren sollte. Nach einem Jahre besonderer Vorbereitung (1874—1875) begann er im Kolleg der aus Deutschland vertriebenen Jesuiten in Ditton-Hall bei Liverpool seine Vorlesungen über Kirchenrecht, welche er später abwechselnd auch in St. Beuno's in Nord-Wales den Theologen der englischen Ordensprovinz vortrug, bis er 1882 nach Rom an die Gregorianische Universität berufen wurde.

Bis kurz zuvor waren in Rom die Vorlesungen über Kirchenrecht dem Seminario Romano von S. Apollinare vorbehalten gewesen; erst Leo XIII. errichtete an der Gregorianischen Universität drei Lehrstühle für das kanonische Recht. Zu dieser Zentraluniversität strömen für den dreijährigen philosophischen und den vierjährigen theologischen Studienkurs aus einer großen Anzahl von Ordens- und Nationalkollegien über tausend Schüler. Auch der neue, dreijährige Lehrkurs des Kirchenrechts zählte bald sechzig bis siebzig Hörer, welche gleichfalls den verschiedensten Nationen und religiösen Genossenschaften angehörten. Offenbar suchten die Obern einer solchen Anstalt die besten Lehrkräfte zuzuwenden, und zu diesen wurde nach Ausweis seiner bisherigen Lehrtätigkeit unser Kanonist gerechnet. P. Wernz, der seinen Lehrstoff in England bereits mehrmals durchgearbeitet hatte, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ihn, wie es der dreijährige Kursus forderte, in etwas weiterem Ausmaß vorzutragen.

Nach wenigen Jahren erfolgreicher Tätigkeit an der Gregorianischen Universität erschloß sich dem Gelehrten ein neues Arbeitsfeld, auf welchem er nicht nur seine Kraft in hervorragender Weise in den Dienst der kirchlichen Zentralregierung stellen konnte, sondern auch eine einzigartige Gelegenheit fand, sein theoretisches Wissen nach der praktischen Seite hin zu vervollständigen und zu erweitern. Die Leiter der römischen Kongregationen, in welchen die ganze, die Entscheidungen vorbereitende Arbeit der kirchlichen Zentralbehörde geleistet wird, sind zur Bewältigung der von ihnen verlangten Arbeitsmasse großenteils auf die Beihilfe der an den römischen Unterrichtsanstalten tätigen Lehrkräfte angewiesen. Indem sie auch den neuen Professor der Gregoriana zu Gutachten heranzogen, erkannten sie bald, welche wertvolle Hilfe sie sich von dessen Wissen und Arbeitskraft versprechen konnten. Selbstverständlich beschäftigten ihn zunächst jene Kongregationen, welche vor allem auf kirchenrechtlichem Gebiete arbeiten, vorab die Konzilskongregation, sodann die Kongregation der außergewöhnlichen Angelegenheiten, welche die kanonistischen Materien des Staatssekretariates zu erledigen hat, ferner das heilige Offizium der römischen Inquisition, dem außer Lehrentscheidungen auch viele kirchenrechtliche und moraltheologische Fragen zugewiesen werden, endlich die vielseitige Indexkongregation.

Bereits am Ende der 1880er Jahre erregten einige Wernzsche Gutachten bedeutendes Aufsehen in dem sogenannten „Studio" der Konzilskongregation. Es handelte sich damals um einige sehr schwierige und wichtige Eherechtsfragen in Betreff des nach den Tridentinischen Bestim-

mungen zuständigen Pfarrers. P. Wernz stand dem Gutachten der bedeutendsten, gleichfalls befragten Kirchenrechtslehrer und der von weiten Kreisen geteilten Ansicht geradezu entgegen. Als trotzdem die Kardinalskongregation sich nicht nur der von ihm verfochtenen Auffassung anschloß, sondern auch den Wortlaut ihrer Entscheidung teilweise seinem Gutachten entnahm, mehrten sich die ihm übertragenen Kongregationsarbeiten in bedrohlichem Maße; es wurde in den folgenden Jahren selten eine schwierige Frage zur Entscheidung gebracht, ohne daß sein Rat eingeholt worden wäre. Naturgemäß schloß sich an diese rege Kongregationsarbeit eine ausgedehnte Korrespondenz mit den Kirchenfürsten verschiedener Länder und deren kanonistischen Beratern, welche ihm ihre Schwierigkeiten und Wünsche vortrugen. Die Arbeitslast wuchs noch weiter, als allmählich eine Anzahl von Kanonisten, mit welchen er als Konsultor der Kongregationen in regem Verkehr gearbeitet hatte, zum Kardinalate erhoben wurde und sein ihnen wohl bekanntes Wissen und Können auch fernerhin der Kirche dienstbar machen wollte. Schließlich rückten auch mit den Jahren einige seiner talentvollsten Schüler in leitende Stellungen in den Kongregationen auf. Auch sie wollten auf den Rat ihres hochgeschätzten Lehrers nur ungern verzichten. So häuften sich denn in den 1890er Jahren die Aufträge von den verschiedensten Seiten derart, daß neben der mit unverbrüchlicher Genauigkeit an erster Stelle besorgten Unterrichtsarbeit nur die dringlichsten und wichtigsten erledigt werden konnten. Trotzdem kam zu diesem Übermaß an Arbeit noch die nicht unbedeutende Beihilfe, welche er dem in Rom im Jahre 1900 versammelten südamerikanischen Provinzialkonzil und der bald nach dem Regierungsantritt Pius' X. unternommenen Neuredigierung der gesamten kirchlichen Gesetzgebung zu leisten hatte. Zumal für die letztere wurde seine Kraft in weitem Maße in Anspruch genommen, so daß ihm, selbst als er mit der Leitung seines so zahlreichen Ordens betraut war, wenigstens die ausgearbeiteten Entwürfe zur Durchsicht und Begutachtung vorgelegt wurden.

Diese ganze intensive Tätigkeit war dadurch ausgezeichnet, daß sie sich auf ein einziges, wenn auch ausgedehntes Wissensgebiet beschränkte, daß die mehr theoretische Arbeit des Unterrichts den Lehrer trefflich zu dem praktischen Eingreifen in die Wirksamkeit der Kongregationen vorbereitete und befähigte, anderseits die Vertrautheit mit dem Geschäftsgang und den leitenden Grundsätzen der römischen Behörden den Unterricht außerordentlich befruchtete und belebte. Diese seltene Abrundung hebt Prälat

Heiner, ohne Zweifel einer der zuständigsten Beurteiler, an den Wernzschen Kommentaren besonders hervor: „Wissenschaft und Praxis", so schreibt er[1], „sind hier in der Tat so innig miteinander verbunden, daß man ohne Übertreibung sagen kann, nach beiden Richtungen sei fast das Ideal erreicht."

Die Diskretion und teilweise das strenge Amtsgeheimnis, welches, wie in den Regierungskreisen aller Länder, so auch an der päpstlichen Kurie die Tätigkeit der Behörden vielfach deckt, erlaubt es uns nicht, auf diesen Wirkungskreis unseres Kanonisten genauer einzugehen. Immerhin wird das Gesagte hinreichen, um allen, zumal den mit den römischen Verhältnissen besser bekannten Lesern, einen annähernden Begriff von der Stellung zu geben, welche sich P. Wernz in wenigen Jahren in der ewigen Stadt erwarb.

* * *

Viel offener als das Wirken des Konsultors der römischen Kongregationen liegt das des Universitätslehrers zu Tage. Daß er auf seine zahlreichen Schüler einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machte, beweist schon die Biographie, welche einer von ihnen, Enrique Pla y Deniels, ehemals Schüler des spanischen Kollegs in Rom und jetzt Domherr an der Kathedrale von Barcelona, seinem hochverehrten Lehrer gewidmet hat[2]. In ihr zeigen vor allem die beiden El escritor und El profesor betitelten Kapitel eine hervorragende Beobachtungsgabe und ein tiefgründiges Verständnis des wissenschaftlichen Lehrbetriebs. So verständnisvoll konnte seinen Lehrer nur ein Schüler erfassen, der ihm an Charakter- und Geistesart nahesteht.

Wie das ganze Wesen, so war bei P. Wernz auch das Wissen und Lehren nicht auf das Brillante und Geistreiche gerichtet. Er machte seine Eroberungen nicht im Fluge, sondern durch solide, lückenlose Arbeit. Was seinen Leistungen an bestechendem Glanze fehlte, das ersetzte seine Klarheit und Gründlichkeit. Im übrigen brachte er für die Ausbildung in seinem Lebensfach eine selten günstige Veranlagung mit, und diese wurde in seinem philosophischen und theologischen Studienkurs, vorzüglich unter der Leitung des als Dogmatiker sehr geschätzten P. Wilmers, aufs glücklichste entwickelt

[1] Archiv für kath. Kirchenrecht LXXXIV (1904) 406.

[2] E. Pla y Deniel, El Rmo P. Francisco Javier Wernz, XXV Prepósito General de la Compañía de Jesús. Barcelona 1915, L. Gili.

und gefördert. Besonders in der Philosophie trat er in den scholastischen Schulbetrieb mit einer außerordentlich geeigneten Geistesart ein. Dieser außer den Vorlesungen auch häufige Disputierübungen umfassende Lehrbetrieb mit jener eigenartigen, dem rationellen Turnwesen vergleichbaren Geistesgymnastik, mit seiner angestrengten, ganz persönlichen Denkarbeit des Schülers, mit dem nachdrücklichen Drange nach ergründender Klarheit in Auffassung und Umgrenzung der Begriffe, mit seinem unerbittlichen Gebot lückenloser, auch im heftigsten Disputierfeuer standhaltender Beweisführung und mit seiner vollsten Folgerichtigkeit des ganzen Wissensschatzes, — dieser scholastische Lehrbetrieb entsprach bei ihm einem natürlichen Bedürfnis. Die Scholastik schenkte ihm durch die formelle Ausbildung in der Betätigung seiner Geisteskräfte jene Leichtigkeit und Sicherheit, welche dem vollendeten Turner die entsprechende Ausbildung seiner leiblichen Organe verleiht. Zudem vermittelte ihm dieses Studium stofflich klare und bestimmte Antworten auf alle jene Grundfragen des menschlichen Daseins und Lebens, durch deren Lösung die Philosophie zur natürlichen und unentbehrlichen Grundlage des gesamten wissenschaftlichen Fachbetriebs wird. Außer durch die Gesamtfundamentierung hat die Philosophie noch im besondern durch die Ethik oder Moralphilosophie für das Kirchenrecht weitgehende Bedeutung. Wie große Aufmerksamkeit P. Wernz ihr zuwandte, zeigen die Partien seiner Kommentare zum Dekretalenrecht, wo er das Naturrecht berührt und mit Nachdruck dessen Vollberechtigung betont.

Noch zahlreicher und inniger sind die Beziehungen des Kirchenrechts zur Theologie. Das Kirchenrecht ist ja ein theologisches Fach und bildet mit der Moral die praktische Theologie; während es sich aber mit der Moral als Nachbargebiet auf weiten Strecken nur nahe berührt, ist es mit mehreren Traktaten der spekulativen Theologie organisch verbunden und verwachsen. Es handelt sich eben im Kirchenrecht um das Recht und die Gesetzgebung der Kirche, deren Stifter, Ursprung und Verfassung die Theologie nachweist und beleuchtet. Nun werden gerade die Fülle und Klarheit, mit welcher in den Wernzschen Kommentaren die einschlägigen theologischen Materien entwickelt sind, als ein Hauptvorzug gerühmt. Von den theologischen Traktaten ist es vor allem die sogenannte Fundamentaltheologie oder Apologetik mit ihren beiden Abteilungen über die geoffenbarte Religion und über die Kirche, welche allenthalben eingreift. An gar manchen Stellen zeigt sich, wie tief der Verfasser die theologischen Wahrheiten nicht nur verstandesmäßig, sondern auch mit der ganzen Wärme seines schwä-

bischen Gemütes erfaßt hatte. Der Heiland und seine heilige Kirche waren ihm nicht nur klar, sie waren ihm auch lieb.

Der Lehrbetrieb des Kirchenrechts selbst umfaßt zwei Funktionen: eine positive, das Sammeln und Wissen des juristischen Gesetzesstoffes, und eine spekulative, dessen Verarbeiten, Verstehen und Ordnen; für beide Funktionen erfreute sich P. Wernz einer fast gleichmäßig günstigen Begabung, wobei jedoch vielleicht die Neigung zum Positiven überwog, und zwar mehr zum Juristischen als zum Historischen. Von der spekulativen Anlage und Ausbildung habe ich bereits gesprochen. Noch erübrigt die Charakterisierung der positiven Funktionen.

Für sie befähigte unsern Kanonisten seine ganz hervorragende Gedächtniskraft, um so mehr, als sie nicht ein wirres, buntes Vielwissen begründete, vielmehr den Gedächtnisstoff nicht nur mit seltener Schärfe erfaßte und festhielt, sondern ihn auch wie in geordneten Schablonen eingelagert zum beliebigen Gebrauche bereit stellte. Mit verblüffender Selbstverständlichkeit konnte er, wie aus einem wunderbar geordneten Schedar, das für den vorliegenden Fall erforderliche Gesetzesmaterial beibringen, dessen Ursprung, Geschichte, Literatur darlegen und die spekulative Begründung und Verknüpfung aufweisen.

Wie bekannt, wird in den italienischen Kommentaren der philosophisch-theologischen Verarbeitung des Gesetzes mehr Raum zugestanden, während in den deutschen der geschichtlichen Beleuchtung mehr Aufmerksamkeit zugewandt wird. Die meisten Kritiker der Wernzschen Kommentare heben hervor, daß darin nach beiden Richtungen hin in seltenem Maße Hervorragendes geleistet wird, wie R. Böckenhoff (Theol. Revue III [1904] 482) treffend vom vierten Kommentarband sagt: „Der deutsche Kirchenrechtslehrer und der römische Kanonist haben hier einmal auf jede Arbeitsteilung verzichtet und ihr Können an einem Werke gezeigt." Hierbei wird allerdings von einigen deutschen Kritikern ein noch reichlicheres Ausmaß des historischen Stoffes gewünscht. P. Wernz war eben zu sehr Jurist, um auch nur die Versuchung zu verspüren, mehr als im juristischen Interesse lag auf historische Untersuchungen abzuschweifen. Die geschichtliche Forschung als solche hatte für ihn keine genügende Anziehungskraft, um ihn von seiner Lebensaufgabe, der er sich mit unverbrüchlicher Treue widmete, abzuziehen. Es war wie in seinem ganzen Wesen und Wissen, so auch im besondern in seinem kanonistischen Wissen etwas nach allen Seiten Abgerundetes und Abgewogenes, da gab es nichts zu viel und

nichts zu wenig, dabei etwas Hausbackenes, eine selbst in der Polemik schlichte, abgeklärte Ruhe, welche auch den schwierigsten Fragen und feinsten Unterscheidungen alles Spitzfindige und Weltfremde benahm und sie den Lesern und Hörern mit einer gewissen bescheidenen Selbstverständlichkeit nahe brachte. Trotzdem steckte hinter der anspruchslosen und vertrauenerweckenden Hülle mehr Wissen und Arbeit als in vielen Gelehrten und Büchern, die es verstehen, ihre Ware glänzen zu lassen und teuer an den Mann zu bringen.

Trotz dieser Begabung und seltenen Beherrschung seines Faches verwandte der Professor auf seine Vorlesungen eine staunenswerte Mühe, welche allein uns die Befriedigung erklärt, mit welcher die Hörer seinen Darlegungen folgten. Er hatte die Vorlesungen in doppelter Fassung schriftlich ausgearbeitet. Die erste, kürzere Fassung enthielt das, was er seinen Hörern als mündlich weiter zu erklärenden Text autographiert oder als Privatdruck in die Hand gab. Die zweite, ausführlichere Fassung enthielt eine weitere Erklärung, welche dem gedruckten Texte eine Fülle neuen Materials organisch anfügte. Sie trug er frei vor, obgleich sie ihm auf dem Lehrstuhl im Manuskript vorlag. Hierbei wurde er nie Redner, suchte nie durch rednerischen Schwung zu bestechen und hinzureißen; er blieb stets der Lehrer, der in einem belebten, eindrucksvollen und vor allem lichtvollen Vortrag die Hörer durch die Kraft seiner Beweise überzeugen wollte. Sein Latein war einfach — vielleicht allzu einfach für die nun freilich fast aussterbende römische Latinistenschule —, aber korrekt und selbst für seine internationale, auf sehr ungleichem philologischem Niveau stehende Hörerschaft leicht verständlich. Übrigens wurde der Vortrag ungeachtet der sachlichen Ruhe und Nüchternheit bei sich bietender Gelegenheit durch interessante Exkurse und humoristische Bemerkungen gewürzt.

* * *

Am 8. September 1904 wurde P. Wernz von seinem Ordensgeneral zum Rektor der Gregorianischen Universität bestellt. Die Ernennung zeigt die hohe Achtung, welche er, auch abgesehen von seiner wissenschaftlichen Begabung und Leistung, durch seine Charaktereigenschaften gewonnen hatte, sodann aber auch die Zuneigung und das Vertrauen, welche ihm die römische Ordensprovinz, seine Adoptivheimat, entgegenbrachte. Sein schlichtes, leidenschaftsloses, nicht von Neigung und Stimmung, sondern von festen Prinzipien getragenes Wesen, verbunden mit praktischem Sinn und ge-

fundem Urteil, mußte allerdings Vertrauen erwecken. Schwieriger konnte es einem nordischen Charakter werden, die zumal in südländischen Kreisen zu einem segensreichen Wirken erforderliche Zuneigung zu gewinnen. Ruhe und Kühle liegen gewiß dem italienischen Temperament fern, doch eben bei dieser Ruhe und Kühle wirkten die wenigen herzlichen Worte voll Freundlichkeit und Wohlwollen, die P. Wernz für jeden fand, mit doppelter und dreifacher Kraft. Sodann war er nicht nur mit unerschütterlicher Festigkeit auf die Aufrechterhaltung der Ordnung und Regel, sondern auch mit väterlicher Liebe auf jede vernünftige Erleichterung und auf jede Förderung der Interessen und Wünsche der Untergebenen bedacht. Ein anderes goldenes Regierungsprinzip war für ihn, von seinen Leuten nicht ein Arbeitsmaß zu fordern, von dem er selbst nicht das Doppelte leistete. So behielt er neben dem Rektorat seinen Lehrstuhl und seine damals bereits sehr bedeutende Konsultorenarbeit bei.

1906 starb am 19. April der Jesuitengeneral Luis Martin und am folgenden 8. September erwählten 71 aus allen Ordensprovinzen in Rom versammelte Wähler P. Wernz zu dessen Nachfolger. Die Wahl hatte durchaus nichts Überraschendes. Er war vielen seiner Wähler durch seine segensreiche Tätigkeit auf der Generalversammlung von Loyola (September bis Oktober 1892), auf welcher sein Vorgänger erwählt worden war, wohl bekannt. Das Ansehen und die Achtung, die er selbst in der Fremde, ja sogar am päpstlichen Hof erworben hatte, empfahlen ihn, zumal da auch seine Arbeitskraft und seine Geschäftsgewandtheit eine segensreiche Regierungstätigkeit versprachen.

Der Wahl wurde von der Presse aller Länder eine auffallende Aufmerksamkeit zugewandt. Die deutsche Nationalität des Erwählten veranlaßte einige französische und englische Blätter, eine Einwirkung des deutschen Kaisers zu vermuten, ja zu behaupten, so daß die Kölnische Zeitung sogar eine Dementierung für erforderlich hielt. Diesen Preßäußerungen lag offenkundig der aller historischen Kritik spottende Hexenwahn zu grunde, der den Jesuiten eine geheime, weltbewegende Kraft zuschreibt. Im übrigen verdient für diese und noch weitere Kreise hervorgehoben zu werden, daß die 71 Wähler ganz offenbar nach bestem Wissen und Willen jenen unter sich wählten, der vom sogenannten „Jesuitischen" am wenigsten an sich hatte. Die schlichte, offene, kräftige, echt schwäbisch-deutsche Art, mit der der Erwählte sich gab und mit der er, wo erforderlich, sehr „klar" werden konnte, hatte auch rein gar nichts vom sogenannten „Jesuitismus" an sich.

Zur Naturgeschichte dieses Wahngebildes liefert daher die Wahl einen wertvollen Beitrag.

Die Regierungstätigkeit des Erwählten war eine über alle Erwartung vielseitige, einschneidende und segensreiche. Niemals hätte er eine erhebliche Zahl von wichtigen und schwierigen Maßnahmen in so kurzer Zeit mit selbstverständlicher Ruhe und Entschiedenheit durchführen können, wenn ihm nicht der ganze kanonistische Geschäftsbetrieb der kirchlichen Behörde und der Gesellschaft so bekannt und geläufig gewesen wäre. Ich erwähne die Neuordnung der Provinzeinteilung in Nordamerika, Österreich-Ungarn und in einer Reihe von Missionen und die Errichtung von Professhäusern. Von den übrigen Regierungsmaßnahmen mögen im besondern nur zwei berührt werden, welche vielleicht auch weitere Kreise interessieren: die Reform der höheren Studien und seine Stellung in den sich aus der Bekämpfung des Modernismus ergebenden Schwierigkeiten.

Schon seit einigen Jahren hatte sich das Bedürfnis fühlbar gemacht, die bisher befolgte Studienordnung einer Revision zu unterziehen. Nicht ein Aufgeben des „guten Alten“, das niemand missen oder mindern wollte, schien wünschenswert, sondern die Angliederung von gar manchem „guten Neuen“. Sowohl in der Philosophie als in der Theologie waren durch intensivere Bearbeitung einzelner Gebiete Ergebnisse erzielt worden, welche ohne bedeutende Schädigung der priesterlichen Ausbildung nicht vernachlässigt werden konnten. Es schien angezeigt, daß in dem vierjährigen theologischen Kursus außer dem Dogma und der Moral und außer den Vorlesungen über Exegese, Kirchenrecht, Kirchengeschichte, Pastoral, Homiletik, Katechetik und geistliche Beredsamkeit auch Patrologie, Dogmengeschichte, christliche Archäologie und vergleichende Religionswissenschaft besondere Berücksichtigung finden sollten. Bedeutend zahlreicher waren die Erweiterungen, welche im dreijährigen philosophischen Lehrkurs geboten schienen. In dem ersten Jahr, welches der Logik und allgemeinen Metaphysik oder Ontologie gewidmet ist, wurden der Logik ein Kurs über historische Kritik mit praktischen Seminarübungen angegliedert, außerdem Vorlesungen über Rhetorik und ebensolche über Geologie, Chemie und Biologie als Vorbereitung für die Kosmologie vorgeschrieben. Diese selbst und die rationelle Psychologie, welche das Lehrpensum des zweiten Jahres bilden, wurden zunächst durch die empirische Psychologie mit entsprechendem Laboratorium und Museum ergänzt. Für die Nebenfächer tritt in diesem Jahr eine Teilung der Hörer ein. Nach Neigung und Bedürfnis widmen sich

die einen den Naturwissenschaften, besonders der Physik und der Mathematik, die andern der klassischen Philologie, wobei einigen die philologische Textkritik nur ihrer Ausbildung für historische Studien dient. Im dritten Jahr sollten neben dem eigentlichen Jahrespensum, nämlich der Theodizee und Ethik, die Geschichte der Philosophie, die Pädagogik und die Kunstgeschichte mehr zu ihrem Rechte kommen. Endlich wird gewünscht, daß nach Erledigung des eigentlichen Lehrstoffes die Hörer zur selbständigen Behandlung ausgewählter Fragen nach streng wissenschaftlicher Methode seminaristisch-praktisch angeleitet werden.

Diese bedeutende Erweiterung des Lehrstoffes war naturgemäß mit nicht geringen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Sie lag fast ganz auf dem Gebiet des positiven Wissens. Dessen Bebauung nimmt mehr die in der Jugend noch so rege Gedächtniskraft in Anspruch, reizt durch immer neuen Stoff die Wißbegierde und läßt den Lernenden seine Fortschritte gewissermaßen mit Händen greifen; während die mühsame Denkarbeit des spekulativen Lehrstoffes schon an und für sich dem jugendlichen Geiste härter ist und der erwähnten Befriedigungen entbehrt. Die beiden Lehrgebiete wirken also wie trockenes Brot und Honigbrot. Es drohte eine Beeinträchtigung des spekulativen Schulbetriebs, der das unentbehrliche, feste Gerippe des priesterlichen Wissens bilden muß. Doch Schwierigkeiten sind in der Regel dafür da, daß sie überwunden werden. P. Wernz hoffte sie dadurch zu überwinden oder wenigstens abzuschwächen, daß er den größten Teil der anzugliedernden Materien von den besten Spezialisten, nicht im gewöhnlichen Schulbetrieb, sondern in sorgsam ausgearbeiteten, akademischen Vorlesungen vortragen ließ. Es sollte den Hörern in der leichtesten und angenehmsten Weise, mit tunlichster Beiseitelassung des Gedächtnisstoffes, ein möglichst weit- und tiefreichender, mehr verstandesgemäßer Einblick in die neuen Wissensgebiete vermittelt werden, so daß die Arbeitslast möglichst auf den Lehrer und nicht auf den Hörer gelegt wurde. Des letzteren Kraft und Zeit sollte geschont, nicht mehr als nötig von den spekulativen Hauptfächern abgelenkt werden.

Der General hielt eben immer im ganzen philosophischen wie theologischen Lehrbetrieb dessen Zweckbestimmung unentwegt im Auge. Für ihn bezweckten beide Lehrkurse die Heranbildung tüchtiger, wohlunterrichteter Priester, nicht die Beschaffung von Professoren noch von Fachgelehrten oder Spezialisten, für die er ergiebigst auf andere Weise sorgte. So weitherzig er also die neueren, positiven Wissenszweige als Nebenfächer in seinen Studienplan

aufnahm und jeder andern nützlichen Neuerung ihre Stelle gewährte, so unerbittlich wollte er die spekulativen Hauptfächer in ihrem Besitzstand ungeschmälert erhalten und in deren Unterrichtsbetrieb die alte, bewährte Methode, das scholastische Textbuch und die Disputierübungen, unangetastet wissen. Die Professoren sollten nicht durch weitschweifige, hochgelehrte Behandlung von Spezialfragen, mit welchen sie sich selbst eben befaßten, ihre Hörer hinhalten, sondern den dem Jahre zugewiesenen Lehrstoff restlos vorlegen, und zwar auf Grund eines in der scholastischen Methode ausgearbeiteten Textbuches, — also eines Textbuches, in dem der Stoff in genau gefaßten Thesen mit scharfer Fragebestimmung (status quaestionis), mit Beweisen in syllogistischer Form und mit Widerlegung der Einwände geboten wird. Es muß der angehende Philosoph und Theologe, bevor er sich mit Aussicht auf Erfolg als selbständiger Forscher betätigen kann, den gesamten Stoff seines Faches sich im wesentlichen zu eigen gemacht haben. Dies aber wird am schnellsten und leichtesten geschehen, wenn ihm der Stoff in der geordnetsten, in der am knappsten und genauesten gefaßten Form vorgelegt wird. Allerdings stellt diese Unterrichtsmethode ohne Zweifel an Lehrer und Hörer bedeutend größere Anforderungen. Es tritt eben bei der scholastischen Form jede Unzulänglichkeit der Begriffsbestimmung und Beweisführung scharf und klar hervor und der Unterricht nimmt die Denkkraft des Hörers viel entschiedener in Beschlag, aber eben deshalb führt er am schnellsten und wirksamsten zum Ziele. Der General teilte also nicht die Bedenken, welche neuerdings gegen den akademischen Hand- und Textbuchbetrieb vorgebracht wurden; er war vielmehr für die hier in Frage stehenden Wissenszweige dessen überzeugter Anhänger.

Die Angliederung von Nebenfächern mehr positiver Art, welche in den Studienhäusern des Ordens bereits seit geraumer Zeit eingesetzt hatte und nun von P. Wernz genauer umgrenzt und geordnet wurde, schien auch geboten, um die priesterliche Ausbildung mit der der Laien wenigstens gleichen Schritt halten zu lassen, sodann um in den jüngeren Ordensgenossen die schlummernden Neigungen zu nützlichen Spezialfächern zu wecken und deren Ausbildung anzubahnen. Der Ausbildung der Spezialisten wandte der General ganz besondere Aufmerksamkeit zu, nicht nur wegen ihrer Bedeutung für wichtige Zweige der Ordenstätigkeit, sondern auch wegen mannigfacher Schwierigkeiten, mit welchen sie verbunden ist. Der Orden braucht Spezialisten in großer, bunter Menge. Er bedarf für seinen Jugendunterricht geprüfter Philologen, Naturwissenschaftler aller Zweige,

Historiker, Mathematiker, Germanisten usw. Für die philosophischen und theologischen Ordenskollegien und die schriftstellerische Tätigkeit sind, außer den Spezialisten für die Hauptfächer, erforderlich Orientalisten, Assyriologen, Ägyptologen, Biologen, Soziologen, Kunst- und Literatur-Historiker usw. Selbstverständlich mußten die ausgewählten Kandidaten die in ihrem Fache hervorragendsten Universitätsprofessoren hören, wobei in der Regel darauf gedrungen wurde, daß, wo möglich, in den Seminarien und Laboratorien mitgearbeitet, alle Examina gemacht, alle Grade und Doktorate erworben würden, zur Vermeidung alles Dilettantismus und alles Autodidaktentums. Anderseits hatte der General selbst gegen engere und engste Spezialisierung auf Pilze- und Insektenforschung u. a., wie sie zuweilen in überseeischen Missionsländern und immer für regere Beteiligung der katholischen und geistlichen Kreise an der wissenschaftlichen Spezialforschung sehr wünschenswert ist, nichts einzuwenden, war im Gegenteil dafür stets zu haben, wo ausgesprochene Neigung und Begabung ernste Betätigung und lohnende Ergebnisse versprachen.

Allerdings fordert die Ausbildung der Spezialisten von den Auserwählten große Opfer und mühsame Arbeit, zumal deshalb, weil sie erst nach Vollendung des siebenjährigen philosophischen und theologischen Studienkursus beginnen kann. Da außerdem dieser siebenjährige Kurs gewöhnlich, um Überanstrengung zu vermeiden, unterbrochen werden muß, so können die weitaus meisten erst nach vollendetem dreißigsten Lebensjahr die Spezialstudien an den Universitäten beginnen; ohne Zweifel mit reiferem Urteil und weiterem Blick, aber mit schwindender Frische der jugendlichen Gedächtniskraft, welche gerade bei vielen der Spezialfächer eine große Rolle spielt. Doch fand der General immer geeignete Worte, um seine eigene Überzeugung von der hohen Bedeutung der Spezialstudien seinen Ordensgenossen mitzuteilen.

Es gelang P. Wernz für mehrere Länder den ganzen vielseitigen Studienbetrieb seines Ordens in besagter Weise zu prüfen, zu ergänzen und zu verbessern. An die Ausarbeitung einer einheitlichen, für den ganzen Orden bindenden Studienordnung hatte er nie gedacht, da die Bedürfnisse und Anschauungen der einzelnen Länder zu verschiedenartig sind. Die Studienordnungen, deren Ausarbeitung er vor seinem zu frühen Tode vollenden konnte, führte er, in richtigem Verständnis der Schwierigkeit der weitverzweigten und vielseitigen Materie, zunächst nur probeweise ein und forderte von den Obern und Lehrern die Einsendung ihrer Bemerkungen

und Gutachten, um daraufhin den ersten Entwurf durchzuprüfen und ihn erst in dieser zweiten Fassung und falls er noch nicht volle Klarheit und Sicherheit bieten sollte, erst in einer dritten Redaktion zur endgültigen Durchführung vorzulegen. Diese Nachprüfung der probeweise eingeführten Ordnungen und die Ausarbeitung der noch fehlenden fällt nun seinem Nachfolger zu. Doch die Bahn ist gebrochen.

* * *

Während die Arbeiten für die Förderung der Ordensstudien vollauf der Veranlagung und Neigung des Generals entsprachen, zeitigten ihm andere Regierungssorgen schmerzliche Erfahrungen. Dies war besonders bei der Bekämpfung des Modernismus der Fall, welcher seit den letzten Jahren des Pontifikates Leos XIII. die Aufmerksamkeit der kirchlichen Behörden stark in Anspruch nahm. Selbstverständlich trat P. Wernz nicht minder als sein Vorgänger P. Martin dieser Irrlehre mit aller Kraft entgegen, wo immer sie sich zeigte. Schwieriger wurde die Sachlage erst, als sich unter den Bekämpfern des Modernismus selbst Meinungsverschiedenheiten und Spaltungen bemerklich machten, welchen großenteils Unstimmigkeiten nicht so sehr in Prinzipienfragen als in der Auffassung und Beurteilung von Vorkommnissen, Personen und Schriften zu grunde lagen. P. Wernz war zu sehr Kanonist, um nicht mit Leichtigkeit im wesentlichen den richtigen Standpunkt einzunehmen. Diesen wiesen ihm die Prinzipien an, nicht die Wünsche und Bestrebungen, die Tugenden und Fehler der Personen und Parteien. Zumal für die mit besonderer Heftigkeit umstrittene Meinungsverschiedenheit auf sozialem Gebiete hatte er die grundlegende These mit voller Klarheit im ersten Band seines Kommentars dargelegt.

Es wird allerdings zu wenig beachtet, daß in dieser Materie ein allgemeiner und sicherer Lehrsatz (sententia communis et certa) der Theologen vorliegt, welcher sich vom hl. Thomas an und seit der den Streit zwischen Bonifaz VIII. und Philipp dem Schönen betreffenden, vorwiegend theologischen Literatur bis Bañez, Bellarmin und Suarez verfolgen läßt, obgleich er allerdings erst von den beiden letzten genauer und ausführlicher festgestellt wurde. Dieser Satz besagt: Es gibt zwei von Gott gesetzte Gewalten, die Kirche, der die Sorge für das ewige, jenseitige Wohl der Menschheit anvertraut ist, und den Staat, dessen Zweck und Aufgabe das zeitliche, diesseitige Wohl der Menschheit ist. Jede dieser beiden Gewalten ist souverän in der ihr zugewiesenen Sphäre, weshalb in diesem Sinne

von zwei im wesentlichen koordinierten Gewalten gesprochen werden kann. Sollte die Tätigkeit der beiden Gewalten auf einzelnen Gebieten kollidieren, so muß die Sorge für das Zeitliche der für das Ewige den Vortritt lassen. Dies und nichts anderes ist es im wesentlichen, was unter der potestas indirecta zu verstehen ist. Sie liegt nicht im Belieben der Kirche, sondern wird durch die Grenzen, d. h. durch die Zweckbestimmung der beiden Gewalten genau normiert und kann in normalen Verhältnissen, bei einmütigem Zusammenwirken der beiden Gewalten, der Kirche und des christlichen Staates, kaum Schwierigkeiten bereiten. Dagegen in den anormalen Verhältnissen der Gegenwart, wo die Kirche oder der christliche Volksteil es mit einem paritätischen oder religionslosen Staat zu tun hat, in dem auch atheistische und materialistische Parteien Berücksichtigung verlangen, wird nur zu oft die Frage nach dem Erreichbaren, nach dem minderen Übel die Entscheidung geben. Trotzdem ist stets, sei es auch nur zur theoretischen Orientierung, die Frage immer von größter Bedeutung und das Grundprinzip fest und klar im Auge zu behalten.

Wo sodann, wie in unserem Fall, gemäß diesem Grundprinzip von streng christlichem Standpunkte aus eine Antwort verlangt wird, da ist vor allem die Fragestellung genau zu beachten. Handelt es sich bei der sozialen Frage um das Gesamtwohl des Menschen, des Arbeiters, des Kaufmanns, so ist vor allem für dessen ewiges Wohl durch religiöse Einwirkung von kirchlicher Seite zu sorgen. Ist aber für das ewige Wohl in der besagten Weise durch die Seelsorge und religiöse Vereinstätigkeit bereits das Genügende geschehen, und handelt es sich demgemäß bei der Erörterung der sozialen Frage nur um das zeitliche, um das sozialökonomische Wohl, so ist an erster Stelle die staatliche und freigenossenschaftliche Hilfe am Platz und gehört die Sache wesentlich in ihren Bereich; obgleich möglicherweise gelegentlich, beim Auftauchen von Gewissensfragen die kirchliche Autorität zu beraten sein wird oder diese in Anbetracht allenfallsiger, die religiösen Interessen schädigender Begleiterscheinungen ihre Stimme erheben muß. Es kommt eben in dieser Beziehung außer der Regierungs- und Jurisdiktionsgewalt, in der sich die Kirche auf das Erreichbare beschränken kann, auch das Lehramt in Frage. Bei der Bestimmung des Charakters der sozialen Frage wird also die Fragestellung in einem Lande, in dem eine intensivere Seelsorge noch nicht zu einer regeren, religiösen Vereinstätigkeit für die einzelnen Alters- und Berufsklassen geführt hat, eine andere sein als in einem Lande, wo eine solche

Seelsorge und Vereinstätigkeit vorliegt, und demgemäß wird auch in beiden Ländern die Antwort verschieden sein müssen.

War es also auch dem General leicht, in den seinem Arbeitsgebiet näher liegenden, mehr prinzipiellen, sozialen Fragen Klarheit zu schaffen, so bereiteten ihm doch Meinungsverschiedenheiten auf andern, bei der Bekämpfung des Modernismus in Frage kommenden Gebieten viele Bitterkeiten, die, wie es in der Natur der Sache lag, um so herber waren, als sie ihm nicht von den Feinden, sondern von manchen seiner Kampfesgenossen kamen. Besonders schmerzlich mußte es ihn berühren, als selbst katholische Blätter seine Rechtgläubigkeit und seinen Gehorsam gegen den Heiligen Stuhl in Frage stellten. Glücklicherweise ermöglichte ihm seine in den religiösen Prinzipien und Anschauungen so stark verankerte Gemütsart, den ungerechtfertigten Anschuldigungen ein würdevolles Schweigen entgegenzusetzen. Sie forderten und verdienten keine Antwort.

Mehr als je brach in den letzten Lebenstagen die religiöse Glut hervor, welche P. Wernz sonst unter der Hülle einer bescheidenen Ruhe und Gemessenheit verschlossen hielt. Die Inbrunst, mit welcher er die letzten Tage und Stunden seinem Gott und seiner Seele widmete, wird allen unvergeßlich sein, die sich seinem Sterbelager nahen durften.

Franz Ehrle S. J.

Der Kampf um Rom, vom Züricher Frieden (10. November 1859) bis zum Tode Cavours (7. Juni 1861).

Seit dem Mai dieses Jahres ist so viel über die römische Frage geschrieben worden, daß man bis zu deren erstem Auftauchen zurückgehen muß, um in der Öffentlichkeit eine ähnlich lebhafte Erörterung dieser Angelegenheit zu finden. Die gespannte Aufmerksamkeit weiter Kreise, durch bekannte Ereignisse der Gegenwart herbeigeführt, möchte die Schleier der Zukunft lüften und würde lieber vom heutigen Stand oder von aussichtsreichen Lösungen der römischen Frage hören als von alten Geschichten. Indes bieten gerade in dieser Sache die einstigen Vorgänge wegweisende Ausblicke und schätzbare Anregungen, vorausgesetzt, daß man sie genau kennt, genauer, als sie in allgemeinen geschichtlichen Werken erzählt zu werden pflegen.

Wir beschränken uns auf die kurze Zeitspanne, die in der Überschrift angegeben ist, etwas mehr als anderthalb Jahre. Ehe man sich dessen versah, entwickelte sich aus der italienischen Frage die Kirchenstaatsfrage, aus dieser die römische. Soll die politische Umgestaltung Italiens, welche die Nachsitzung des Pariser Kongresses (8. April 1856) auf die europäische Tagesordnung gesetzt hatte, in einer Bundesgestalt erfolgen (Staatenbund, Bundesstaat), oder in der des Einheitsstaates: das war der Kern der italienischen Frage. Es ist jüngst hier dargelegt worden, wie Cavour, den Abmachungen von Villafranca und Zürich entgegen, die Ereignisse zum Einheitsstaat hinsteuerte. Das führte zur ersten Aneignung päpstlicher Provinzen, der flugs weitere folgen sollten. Und schon wurde die Kirchenstaatsfrage zur Frage nach dem Mindestmaß der Kirchenstaatsausdehnung. Der Radikalismus regierte die Stunde, und der führende Staatsmann verkündete den Italienern das radikalste Evangelium: Roma capitale, nichts und null bleibt vom Kirchenstaat übrig. Im Sinn des nationalen Einheitsstaates wurde die römische Frage aufgeworfen und schon grundsätzlich erledigt, wenn auch die tatsächliche Erfüllung sich

noch ein Jahrzehnt hinausziehen sollte. Als der Nationalismus aber die römische Frage für abgetan hielt, erhob der Katholizismus die römische Frage, und die ist heute noch offen, heute offener als je seit 45 Jahren.

Brennend wurde sie von dem Tage an, an dem der Schöpfer Neu-Italiens das Endziel des schon fast vollendeten Einheitsstaates mit den Worten enthüllte: „die ewige Stadt, auf die 25 Jahrhunderte jeglichen Ruhm gehäuft haben, soll die glänzende Hauptstadt des italischen Reiches werden". So sprach Cavour in dem bereits ober- und mittelitalischen, noch nicht gesamtitalischen Parlament, dem ersten, in dem Toskaner und Modenesen, Parmesaner und Romagnolen Platz genommen hatten, und das am 2. April 1860 vom König mit dem Wort eröffnet worden war: „Italien den Italienern." In dessen zweiter Session, am 11. Oktober, proklamierte Cavour die künftige Hauptstadt, am 12. wußte Europa, wohin der Kurs gehe. Dieses Roma capitale war der Kapitalirrtum Cavours; auch vom bloß politischen Standpunkt Sardiniens. Einer der besten Freunde und Kenner des sardinischen Ministers, „Papa Massimo", wie Cavour ihn vertraulich nannte, zweifelte, ob es ihm damit ganz Ernst, oder ob das schallende Programm nicht etwa bloß ein Lockmittel war, um schwankende Garibaldianer und neu- oder halbbekehrte Mazzinisten bei der Fahne Piemonts zu halten. Wenn es nicht Massimo d'Azeglio wäre, der diese Meinung hegte, möchte man stracks widersprechen, denn allzu eifrig hat Cavour in den noch übrigen acht Monaten seines Lebens die gedachte „Lösung" der römischen Frage betrieben. Anderseits liegt ein d'Azeglio entgegengesetztes Zeugnis vor. Ein nicht geringerer Kenner aller Falten und aller Heimlichkeiten der piemontesischen Politik, der nicht umsonst auf den günstigsten diplomatischen Beobachtungsposten, Turin und Rom, acht Jahre zugebracht hatte, Gramont, erklärte, die „römischen Aspirationen seien weder italienisch, noch piemontesisch, sondern Cavourisch". Er meinte wohl, daß Cavour die Geister gerufen, den römischen Aspirationen ihre leidenschaftliche Bewegung gegeben hatte. Wie dem gewesen sein mag, im ersten gesamtitalienischen Parlament, im März 1861, wogte und wallte es rings um Cavour: wie steht's mit dem „Polarstern" nationaler Politik, mit Roma capitale?

Weil aber nun jemand wie Cavour und zugleich ein politischer Künstler, wie es Napoleon III. jedenfalls damals noch war, sich in der angegebenen Zeit ununterbrochen mit der römischen Frage beschäftigten, konnte es nicht ausbleiben, daß geistreiche Möglichkeiten zur Erörterung kamen und das

Problem gründlich durchdacht worden ist, mag es auch von einem einseitig politischen, der zeitlichen Herrschaft des Papstes zudem feindlichen Standpunkt geschehen sein.

Erst im Jahrzehnt nach dem Tode Cavours (1861—1871) traten in der Welt der Tatsachen die entscheidenden und folgenschweren Ereignisse ein; in der Welt der Ideen und Pläne aber lag alles fast fertig vor, ehe Cavour gestorben ist. Die wichtigsten Schritte auf dem vorgezeichneten Weg sind die Septemberkonvention 1864 und nach der Einnahme Roms das Garantiegesetz (13. Mai 1871). Nun war die Septemberkonvention von 1864, was das Wesentlichste betrifft, schon im Juni 1861 fast abgeschlossen; der Tod Cavours zerriß die angesponnenen Fäden. Das Garantiegesetz geht aber nicht bloß im wesentlichen, sondern auch in den meisten Einzelheiten auf Leitideen und Anregungen Cavours zurück, die bereits zu fertigen Entwürfen ausgestaltet waren. Die Epigonen lebten vom Geist Cavours. Aber ist es nicht etwas wie ein Geschichtsgesetz, daß der überragende Geist im Leben und darüber hinaus gleich einer Naturkraft wirkt und waltet, während die vergleichsweise untergeordneten Köpfe auf die fleißige Ausnützung solcher Naturkräfte angewiesen sind, mögen sie es Wort haben oder nicht?

Wir wollen erzählen, wie der diplomatische Kampf um Rom innerhalb der angegebenen Frist verlaufen ist. Daraus fällt Licht auf die Eigenart und das Kernwesen auch der heutigen römischen Frage.

* * *

Noch war in aller Erinnerung, daß der 1. Januar 1859 wie eine Bombe in die Staatskanzleien, die politischen Salons, die Börsen, die Redaktionen eingeschlagen hatte, und die Ursache davon die wenigen kühlen Worte des Kaisers Napoleon an v. Hübner gewesen waren, beim Empfang des diplomatischen Korps. Erwiesen sie sich doch in der Tat als der Auftakt zum Kriege. Nun brachte die Jahreswende 1859 auf 1860 wieder so große Überraschungen, daß man sich erstaunt fragte, ob es fürder zu den Gewohnheiten der kaiserlichen Politik gehören werde, der Welt niederschmetternde Neujahrsgeschenke zu widmen. Man war gen Ausgang 1860 auf nichts Schreckliches gefaßt. Eben erst war das beschwerliche Friedenswerk von Zürich unter Dach und Fach gebracht worden. Die Lage Italiens blieb freilich unsicher und drohend. Die Rechte der entthronten Fürsten fanden zwar im Friedensvertrag einen würdigen Platz, man hatte sie feierlich vorbehalten, aber keinen Protest dagegen erhoben,

daß deren Länder seit Monaten mit Piemont so gut wie vereinigt waren. Im italienischen Staatenbund sollte der Papst den Ehrenvorsitz führen, zunächst aber waren die vier Provinzen vom Kirchenstaat losgerissen worden, die man gewöhnlich die Romagna nannte: Bologna, Ferrara, Forlì, Ravenna. Allein es war ja ein Kongreß in Aussicht genommen, dem es oblag, alle schwebenden Fragen ins reine zu bringen.

Da traten an der Jahreswende und am Jahresbeginn mehrere Ereignisse ein, welche die Zuversicht, nach dem Friedensschluß würden geruhige Zeiten kommen, aufs schwerste erschütterten. Wetterzeichen sind es gewesen, die dartaten, daß die italienische Politik des Kaisers Napoleon durch Villafranca und Zürich nicht von ferne zur Ruhe kam, vielmehr neue Verbindung mit den nationalen Parteien in Italien zu suchen schien und sich wider die zeitliche Herrschaft des Papstes, wider den Kirchenstaat zu richten begänne. Es begreift sich, daß manche zunächst nicht daran glauben wollten. Von vielem andern abgesehen, stand ja seit zehn Jahren zum Schutz des Papstes eine französische Garnison in Rom, und beanspruchte bisher das napoleonische Empire als die Schutzmacht der römischen Kirche angesehen zu werden. Um so verblüffender wirkten die deutlichen Zeichen.

Das erste Ereignis war eine Flugschrift. Sie erschien am 22. Dezember 1859; mit überfeinem Geschick hatten Regierungsblätter auf das Erscheinen aufmerksam gemacht, mit ehrfürchtiger Bewunderung, ja fast mit inbrünstiger Andacht sprachen sie von dem Schriftchen. Es führte den Titel „Der Papst und der Kongreß“ und kam anonym heraus. Noch ehe der tatsächliche Verfasser, de La Gueronnière, allgemein bekannt wurde, war es ein öffentliches Geheimnis, daß der Kaiser irgendwie daran beteiligt sei. Am 23. Dezember notierte Viel-Castel, die Schrift werde dem Kaiser selbst zugeschrieben; am folgenden Tage, der Kaiser gestehe die Vaterschaft. Am 25. meldet Lord Cowley nach London, der Kaiser leugne, die Broschüre geschrieben zu haben, bestätige aber, daß er den Inhalt billige. Am gleichen Tage schrieb wieder Viel-Castel, im Salon der Prinzessin Mathilde finde man die Schrift bewundernswert, jedoch dem Papsttum zu günstig. Immerhin strahlten die Gernegroß-Atheisten und kleinen Ungläubigen, die sich dort zu versammeln pflegten, vor Weihnachtsfreude über das gedemütigte Papsttum. Bald kam das Echo Europas. „Weshalb“, so fragte ein Schriftsteller, „weshalb erschöpft sich von einem Ende des Weltteils zum andern die Religionslosigkeit und die Revolution im Lob dieser Schrift? Weshalb diese verzückte Seligkeit

darüber im Lager der Feinde des Papsttums?" „Schon schlagen, wie uns die Times berichten, hochkirchliche Pastoren Albions den Ezechiel auf, um den Fall Babylons zu verkünden, die Erniedrigung Roms zum Sitz eines Dalai Lama", schrieb am 5. Januar 1860 die Augsburger Allgemeine Zeitung. Schon am 1. Januar hatte sie Stellung genommen: „Es gibt ein unsichtbares Band, welches den Herrscher im Westen zwingt, auch wenn er nicht will, ein revolutionärer Kaiser zu sein, und welches ihn fortreißt, bis seine und Europas Geschicke sich erfüllt haben." Die geheimnisvolle und doch durchsichtige Urheberschaft war eine Hauptursache des Weltlärms, den die Broschüre veranlaßte; den dürftigen Gehalt zu zerpflücken, gelang den zahlreichen Streitschriften, die dawider erschienen, nicht schwer. Weshalb aber haben die Gegner des Papsttums so unbegrenzte Freude darüber empfunden, da der Verfasser die Notwendigkeit der zeitlichen Herrschaft so stark als nur möglich betont und sich bemüht, in ehrfürchtigen Worten vom Papst zu reden? Neben die Notwendigkeit der zeitlichen Herrschaft stellt er die Unmöglichkeit einer zeitgemäßen Herrschaft des Papstes. Daraus wird abgeleitet, daß diese Herrschaft dem Gebiet nach auf das äußerste Mindestmaß beschränkt werden müsse. Daher kommt die Bombenwirkung der Schrift. Wie wird der Schützer der römischen Kirche sich zu der schwierigen Aufgabe stellen, dem Papst vier verlorene Provinzen wieder zu verschaffen? so dachten viele. Und nun kam die halbkaiserliche Flugschrift und befürwortete, dem Papst auch alle anderen wegzunehmen, ihm nur die Stadt Rom zu lassen. Was sonst in der Schrift stand, kam neben dieser zukunftsschweren Feststellung nicht in Betracht. In dem Sinn sahen die scharf, welche den Hauptsatz der Schrift in der Phrase fanden: „Je kleiner das Gebiet, um so größer der Papst."

Man war noch in den Anfängen der Polemik, welche sich an das Erscheinen der Schrift anschloß, als ein bedeutungsvoller Wechsel im Pariser Auswärtigen Amt eintrat. Walewski, der Gegner der Cavourschen Politik, machte einem Diplomaten Platz, der für die italienische Politik des Kaisers mehr Verständnis besaß, dem bisherigen Botschafter in Konstantinopel, Thouvenel. Vierzehn Tage später erfolgte der gleiche Wechsel in Turin. Cavour war wieder am Ruder.

Zwischendurch hatte abermals eine erstaunliche Veröffentlichung stattgefunden. Im „Moniteur" vom 11. Januar stand ein Brief des Kaisers an den Papst zu lesen, der das Datum vom 31. Dezember 1859 aufwies. Das Wesentliche darin war die Aufforderung, auf die empörten

Provinzen zu verzichten und als Tauschobjekt von den Mächten die Garantie des noch übrigen Kirchenstaates zu erbitten. Wie oft kam später Cavour auf diesen Brief zurück, in Briefen und in Reden! Er berief sich viel häufiger darauf, als auf die „berühmte Broschüre". Dieser Brief sei so viel oder mehr wert als Magenta und Solferino. Er läutete der Priesterherrschaft das Zügenglöcklein. Er stellte fest, daß der Kirchenstaat nicht unberührbar ist. Wenn vier Provinzen entrissen werden können, warum nicht auch mehr? Man würde ja nur das Prinzip anwenden: Je kleiner das Gebiet, um so größer der Papst! Den nächsten Schritt auf dieser Bahn tat König Viktor Emanuel.

* * *

Hatte Kaiser Napoleon dem Papst empfohlen, in das Unvermeidliche sich zu fügen, mit der Abtretung der Romagna sich abzufinden, so wandte sich nun König Viktor Emanuel an den Heiligen Vater, um ihn für den Vikariatsplan zu gewinnen, den dann Kaiser Napoleon seinerseits unterstützte. Danach wäre die Souveränität über die vom Papst dem König als päpstlichem Vikar überwiesenen Gebiete beim Heiligen Stuhl verblieben. Statt sich aber auf die Romagna zu beschränken, erbat Viktor Emanuel in seinem Brief an Pius IX. (6. Februar 1860) auch das Vikariat über die Marken und Umbrien, verlangte also statt vier Provinzen dreizehn. Der Briefüberbringer, Abbate Stellardi, hatte die Weisung, ausdrücklich geltend zu machen, daß dem Papst aus den Vikariatsprovinzen große Einkünfte verbleiben sollten, die Vikariatsbefugnisse vertragsmäßig festzustellen seien, der König sich verpflichte, das päpstliche Gebiet auch mit den Waffen gegen alle Angriffe zu verteidigen; im Angesicht Europas werde er diese Pflichten auf sich nehmen und deren Übernahme den Signatarmächten des Wiener Kongresses kund geben.

Aber keine wie immer gearteten Bürgschaften konnten gegen den Schrecken aufkommen, den die fortschreitende Aspirationspolitik einflößte. „Anfangs sprach man nur von der Romagna, jetzt fordert man schon die Marken und Umbrien", sagte Pius IX. zu Stellardi. Das Entsetzen der römischen Kreise über die steigende und nahende Flut sardinischer Begehrlichkeit war um so größer, als bald alle Spatzen von allen Dächern pfeifen zu können glaubten, daß Kaiser Napoleon nicht bloß den Vikariatsplan billige, sondern zu dessen Ausdehnung auf die Marken und Umbrien sogar geraten habe. Abbate Stellardi tat alles, um diesem Gerede Halt zu geben. Durch seine außerordentliche Sendung in den Augen der Welt wie in den eigenen

mächtig gehoben, frönte er fröhlich jeglichem Zwischenträgertum. In Rom stellte er Viktor Emanuel als ein unglückliches Opfer napoleonischer Ränke hin und Cavourschen Druckes; in Turin erzählte er, wie abträglich sich Pius über den Kaiser geäußert habe, was von da wieder nach Paris weitergegeben wurde.

Allein wäre Stellardi persönlich der redlichste Mann gewesen, die Sache, die er vertrat, konnte kein Vertrauen erwecken. Der Vikariatsplan, den man benutzte, um unerhörte Forderungen einfließen zu lassen, mußte ein totgeborenes Kind sein. „Nie wird der Papst zustimmen, nie; ich verbürge mich dafür", berichtete Gramont an Thouvenel (25. Februar 1860). Immerhin konnte Kaiser Napoleon nun bei Eröffnung der Kammern (1. März) in der Thronrede mit Beziehung auf den Vikariatsplan sagen, in den aufständischen Provinzen des Kirchenstaates habe er das Prinzip der päpstlichen Souveränität retten wollen, leider vergeblich. Der nämliche Staatsakt enthielt indes auch eine an die Adresse Sardiniens gerichtete Verwarnung, die um so schärfer klang, als Kaiser Napoleon in seinen öffentlichen Erklärungen die maßvolle Redeweise abgeklärter politischer Weisheit meisterhaft anzuwenden verstand: „Ich vermag mich einer Politik nicht anzuschließen, die den nachteiligen Anschein gegen sich hat, als sollten alle Staaten Italiens einverleibt werden." Das konnte man in Rom so verstehen, als habe der Kaiser weder von den neuen Forderungen etwas gewußt, noch wolle er etwas davon wissen. Allein bald erfuhr man neue Enttäuschung. Während der Kaiser in eben der Thronrede sagte, er habe Sardinien geraten, an der Autonomie Toskanas festzuhalten, betrieb er vollkommen gleichzeitig und mit Hochdruck den Vertrag, der Sardinien die Einverleibung Toskanas, ihm Nizza und Savoyen zusicherte. Da lag der Verdacht nahe, daß jene scheinbare Verwarnung Sardiniens vielleicht gar ein Wink gewesen war, den Cavour nur allzu gut verstand; der Kaiser behalte sich zwar offizielles Grollen und Schmollen vor, im übrigen stehe aber der Weg zum Einheitsstaat offen.

Kaiser Napoleon mußte allgemach fürchten, daß seine zwiespältige italienische Politik ihn in eine unmögliche Lage bringen werde. Er hatte die italienische Nationalpolitik entbunden und sah ihrem Treiben mit Wohlwollen zu, woraus diese das Recht ableitete, alles zu wagen, ohne daß sein Wohlwollen dadurch erhebliche Minderung erfuhr. Er hatte in Villafranca sein Kriegsziel beschneiden, dem Bundesgenossen Venedig versagen müssen. Was zu erwarten stand, besonders seit Cavour am 20. Januar

1860 wieder das auswärtige Amt übernommen hatte, trat bereits ein. Die enttäuschten Aspirationen wollten sich auf der übrigen Halbinsel austoben und zielten, nach der Einverleibung Toskanas und der Emilia, auf die weiterer und immer weiterer Kirchenstaatsstücke. Immer näher kam man an Rom. Dort aber stand die französische Garnison als offenkundiger Beweis, daß Frankreich nicht bloß den diplomatischen, sondern auch den militärischen Schutz des Papstes übernommen hatte. Daher richtete sich das Absehen des Kaisers darauf, seine Truppen baldmöglichst aus Rom zu entfernen. Geschah dieses durch einen Vertrag mit dem Papst, so konnte ihn niemand beschuldigen, daß er den Heiligen Stuhl im Stich gelassen habe. Gramont erhielt den Auftrag, einen solchen Vertrag anzubahnen. Mit Feuereifer machte er sich an diese Aufgabe; einerseits hielt er es selbst für gute Politik, anderseits war der Befehlshaber der französischen Garnison für ihn eine tägliche Widerwärtigkeit. Die Durchführung dieser Absicht nahm die Monate März und April in Anspruch.

Zuerst gedachte man folgenden Weg einzuschlagen. Neapel sollte die militärische Aufgabe übernehmen und Frankreich in Rom ablösen. Man meinte es als einen moralischen, politischen und strategischen Gewinn für das Königreich beider Sizilien darstellen zu können. Allein es erfolgte glatte Ablehnung. Neue Möglichkeiten wurden erdacht, von Gramont in Rom, von Thouvenel in Paris.

Die päpstlichen Werbungen begannen Erfolg zu haben. Da meinte Gramont, man könne französischerseits einen General dem Heiligen Stuhl zur Verfügung stellen, der die Organisierung der päpstlichen Armee übernähme; es ließe sich dann vertragsmäßig abmachen, daß die französische Garnison abziehe, um den päpstlichen Truppen die Aufgabe zu überlassen, für die sie da sind. Dieser Vorschlag fand nicht den Beifall des Kaisers.

Thouvenel seinerseits hatte eine europäische Lösung der römischen Frage ersonnen, von der er später sagte, der Nuntius Sacconi habe ihm die Anregung dazu gegeben. Danach sollte auf einer Konferenz der katholischen Mächte mit einem Vertreter des Papstes ein Abkommen getroffen werden, das dem Heiligen Stuhl diplomatische, finanzielle, militärische Hilfen gewährt und Bürgschaften gegeben hätte. Bevollmächtigte von Frankreich, Österreich, Bayern, Belgien, Neapel, Sardinien, Spanien und Portugal sollten zugezogen, von der Tagesordnung die Frage der Romagna ausgeschlossen werden. Die genannten katholischen Mächte, denen beizutreten Brasilien eingeladen wird, verbürgen dem Heiligen Stuhl erstens den Besitz

der ihm noch verbliebenen Provinzen, zweitens eine nach der Kopfzahl der katholischen Bevölkerung zu berechnende jährliche Rente, die als unkündbare Staatsschuld von den einzelnen Staaten angesehen und an die Nuntien ausbezahlt wird. Zum Schutz des Heiligen Stuhles wird eine Garnison von 2000 Mann Fußvolk und 500 Reitern gestellt. Frankreich und Österreich, Sardinien und Neapel sind nicht daran beteiligt; Bayern, Belgien, Spanien, Portugal sollen diese Pflicht übernehmen und in dreijährigen Fristen abwechselnd die Truppen nach Rom senden, die ausschließlich für den Schutz der Stadt und ihres Gebietes zu dienen haben. Dieser Plan scheiterte an dem alsbald erfolgenden Widerspruch Roms. Beanstandet wurde alles: unannehmbar sei, daß über die Romagna nicht verhandelt werden dürfe; abzulehnen eine Garantie, die sich nur auf Teile des Kirchenstaates erstrecke, die andern also preisgebe. Subsidien, die als Staatsschuld angesehen würden, nehme der Papst nicht an; derartige Zahlungen müßten als Ersatz für frühere Abgaben an den Heiligen Stuhl angeboten werden, für Abgaben, die in Wegfall kamen. Auch zöge der Papst es vor, eine eigene Armee anzuwerben, statt auf fremde Garnisonstruppen angewiesen zu sein; Erleichterungen dieser Werbung nehme er dankbar an. Es blieb allerdings nichts übrig als auf das alte Werbesystem zurückzugreifen, da Pius IX. das Rekrutierungssystem mit einem kirchlichen Regiment für unvereinbar hielt. Hierin lag eine besonders große Schwierigkeit. Denn soll ein Territorium die Unabhängigkeit des Papstes wirksam schützen, verteidigen, so kann das nur durch eine Armee geschehen, die von den Bewohnern dieses Territoriums gestellt wird. Wenn aber die Militärpflicht ausgeschlossen ist und Freiwillige in genügender Zahl sich nicht einfinden, bleibt nichts übrig als sich an das Ausland zu wenden. Der frühere belgische Minister Dechamps, der Bruder des Kardinals, veröffentlichte in diesem Jahr 1860 eine Broschüre, in der er unter anderem erzählt, daß er im Jahr 1849 in Brüssel oft mit dem Staatskanzler Fürsten Metternich verkehrte und damals darüber erstaunte, wie lebhaft der Fürst mit der Frage beschäftigt war, in welcher Weise man eine päpstliche Armee zustande bringen könne. Eine Lieblingsidee des Fürsten sei die gewesen, der Malteserorden erscheine durchaus berufen, dem Papst militärischen Schutz zu gewähren.

Als nun auch Thouvenels Plan gescheitert war, kam der Gramonts in verbesserter Auflage zur Geltung. Ein General sollte es übernehmen, die geworbene päpstliche Armee zu organisieren. Mit einemmal erschien

Lamoricière in Rom. Monsignore de Mérode hatte ihn bewogen, das Kommando der päpstlichen Armee zu übernehmen. Er kommt wie gerufen, schrieb Gramont; der gesuchte General war gefunden. Eifrig wurden nun die Unterhandlungen betrieben, die zum Abschluß des Abzugvertrages führen sollten. In dem Maße, als die neu organisierte päpstliche Armee zahlreich und ausgebildet wurde, konnte, ja mußte die französische Garnison ihr Platz machen. Man einigte sich wie folgt: das französische Jägerbataillon sollte gleich abziehen, im Juni das Linieninfanterieregiment, in den zwei folgenden Monaten der Rest der Truppen. Dieser Vertrag wurde am 11. Mai 1860 unterfertigt. Und ausgerechnet an dem Tage landete Garibaldi in Marsala. Vollkommener Szenenwechsel. Der Abzug hätte für viele ein Einverständnis des Kaisers bewiesen, eine Preisgabe des Papstes bedeutet. Die französischen Truppen blieben in Rom und erhielten im Herbst eine Verstärkung.

* * *

Es folgten nun die Monate von Mai bis Oktober, während deren die Unternehmung Garibaldis wider Sizilien und Neapel alles in äußerster Spannung hielt, bis zu seinem Einzug in Neapel, bis zu der Flucht des Königs nach Gaëta, dem Einmarsch der sardinischen Truppen in den Marken und Umbrien, der Niederlage Lamoricières bei Castelfidardo, der Begrüßung Viktor Emanuels durch Garibaldi als Re d'Italia. Wiederum mußte es in Rom tiefste Sorge bereiten, daß, trotz der da verbliebenen französischen Truppen, die Geheimpolitik des Kaisers in alledem mit am Werke schien, als ob der kaiserliche Schutz nur dazu dienen sollte, den letzten Rest der zeitlichen Herrschaft und mit ihr die Unabhängigkeit des Papsttums langsam, sicher, wehrlos dem Mitverschworenen auszuliefern. Das vielberufene fate presto mußte die Sorge zum unabweisbaren Verdacht verdichten.

In einem früheren Aufsatz ist dargelegt worden, wie Cavour wider Neapel drei Eisen im Feuer hatte. Das erste waren die scheinhaften Bündnisverhandlungen mit Neapel. Auch da spielten die römischen Aspirationen eine Rolle. Am 27. Juni 1860 schrieb Cavour an Villamarina, eine Bündnisbedingung sei gemeinsames Einwirken auf den Papst, daß er sich der nationalen Politik anschließe, und zwar auf der Grundlage weitausgedehnten Vikariatsystems. Am 12. Juli 1860 schrieb Cavour an E. d'Azeglio, wenn die neapolitanischen Bevollmächtigten in der Tat zur Abtretung Siziliens ihre Zustimmung geben und uns helfen wollen, Rom

zu zerstören (à démolir Rome), so könnten wir uns für einige Zeit verständigen.

Das zweite Eisen war der Versuch Persanos, vor dem Eintreffen Garibaldis in Neapel den Thron durch eine Verschwörung, näherhin ein Pronunziamento, zu stürzen. Das wurde jüngst aus dem Briefwechsel zwischen Persano und Cavour flüchtig geschildert.

Das dritte Eisen war der Plan, in den Marken und in Umbrien einen Aufruhr anzuzetteln, „im Namen der Humanität" einzumarschieren, so auf dem Landweg nach Neapel vorzudringen. Dieses Eisen diente zum Todesstoß wider den „teuren Vetter" des Königs Viktor Emanuel, wider das Königtum von Neapel.

Solch gewalttätigen Angriff auf den Kirchenstaat durfte man nicht wagen, ohne zu wissen, was Kaiser Napoleon dazu sage. In einem Brief Cavours vom 4. Juli 1860 lesen wir wie folgt: „wie wohlwollend der Kaiser Italien gesinnt sei, wie lebhaft er den Einsturz des Thrones von Neapel wünschen mag, es ist offenkundig, daß er die Nordmächte schonen muß und sich offen zu unsern Gunsten nicht aussprechen kann. Im Gegenteil ist er sogar genötigt, öffentlich von Maßregeln abzuraten, die wir nicht vermeiden können. Setzte er noch das nämliche Vertrauen in mich und Nigra wie vor dem Kriege, so würde er in ein geheimes Abkommen willigen. Ist dieses durch Villafranca zerstörte, bei meinem Amtsantritt noch fehlende Vertrauen durch unser Verhalten in der Abtretungsfrage neu erweckt worden? das ist die Frage."

Die Lage im Juli war so, daß Cavour ein geheimes Abkommen, wie das von Plombières, sehnlichst wünschte, aber nicht sicher war, ob Kaiser Napoleon sich auf derlei wieder einließe. Gegen Ende Juli schrieb er an Nigra, auf welche Weise er nach Neapel zu kommen beabsichtige, und daß Cialdinis Expedition (Einfall in die Marken) unmittelbar bevorstehe. Da erschien in der Morning Post vom 30. Juli ein Brief Kaiser Napoleons an den französischen Botschafter in London, Persigny, worin der Satz vorkam: „Ich wünsche, daß Italien zum Frieden kommt; wie das geschieht, ist mir gleichgültig (n'importe comment), vorausgesetzt, daß keine Intervention des Auslandes stattfindet, und meine Truppen Rom verlassen können, ohne daß die Sicherheit des Papstes gefährdet würde." Nun wußte Cavour, daß ein geheimes Abkommen doch möglich war. Das n'importe comment stellte einen Freibrief für die Marken und Umbrien in Aussicht. Schon am 8. August erklärte er: „Mit großer Freude las ich den

Brief des Kaisers. Ich sah darin den evidenten Beweis, daß der Kaiser nicht aufgehört hat, der Freund Italiens zu sein.“ Als nun der Kaiser im August nach Algier reiste und seinen Weg über Savoyen nahm, begaben sich Cialdini und Farini zu ihm nach Chambéry (29. August), um ihm den Plan Cavours ganz genau zu eröffnen. Unmittelbar nach deren Rückkunft berichtete Cavour in einem Brief an Nigra, was geschehen war. Die Aufnahme des Planes durch den Kaiser ließ nichts zu wünschen übrig. „Er billigte alles.“ „Ohne Vorbehalt.“ „Wesentlich ist, daß es geheim bleibt. Ich sage hier, der Kaiser wasche sich die Hände, wünsche uns aber gutes Gelingen.“ In einem etwas spätern Brief hieß es, der Kaiser ermahne im geheimen, a far presto e compiutamente. Das ist nun gerade das Wort, das blitzschnell ganz Italien durchlief. Wenige Tage nach dem Gespräch zu Chambéry wußte man es im Vatikan. Cialdini, der Augen- und Ohrenzeuge, erzählte es jedem, der es gern hören wollte. Drei Wochen nach Chambéry meldete Gramont: hier gibt es niemanden, der nicht überzeugt wäre, daß wir Mitverschworene sind.

Dazu kam, daß Garibaldi offen davon sprach, nun wolle er den Hauptschlag wider Rom führen. Kaum hatte sich diese Gefahr etwas verzogen, als Cavour im Parlament ähnliche Drohungen ausstieß: wir haben die Staatseinheit von den Alpen bis zum südlichen Meer; was fehlt noch und zumeist? Roma capitale! Mochte er noch so viele Versicherungen hinzufügen, was waren Versicherungen! Mochte er gleich sagen, nur im Einverständnis mit Frankreich gedenke er vorzugehen, nach dem fate presto war das ein geringer Trost. Was immer er zum Zweck der Beruhigung Europas vorbringen mochte, neben der Wucht des Ausrufs, der da zuerst amtlich erscholl, kam nichts auf: Roma capitale! Der Kampf um Rom schien sich der Entscheidung zu nähern, und dem Papste mußte zu Mute sein, als wäre er nicht bloß von allen Mächten der Welt verlassen, sondern auch von seiner Schutzmacht verraten. Da traten immer bestimmtere Gerüchte auf, er wolle abreisen, flüchten. Schon im Oktober sprach man davon, und bis gegen den Ausgang des Jahres wollten die Gerüchte nicht verstummen. Es mag auf sich beruhen, ob diese Absicht im Vatikan tatsächlich und ernstlich erwogen wurde, doch fördert es den Einblick in die Lage der Dinge, zu beobachten, wie sich die maßgebenden Politiker dazu stellten. Cavour ließ sich im September gelegentlich also vernehmen: „Nur jetzt keinen Kongreß! Er mag kommen, wenn es sich darum handeln wird, den Papst aus Rom wegzubefördern.“

Als im November das Gerede sehr bestimmt umlief, sagte Cavours alter ego, Nigra, zu Benedetti: „uns kann nur eins helfen, das ist, daß der Papst abreist.“ Allein die zwei waren zu klug, zu sehr Kenner der Verhältnisse, zu sehr Italiener, um im Ernst zu glauben, daß der Papst ihnen diesen Dienst erweisen würde. Sie wußten zu gut, daß das Papsttum doch wieder nach Rom zurückwollen müsse, daß diejenigen, die dann da im Regiment sitzen, Bedingungen stellen können. Das genügte für sie, daß sie es wünschten, für den Papst, daß er es unterließ. Anders beurteilten Ausländer diese Angelegenheit. Man könnte Zeugnisse zum Beweise häufen, wie die damaligen englischen Regierungskreise die Abreise des Papstes gewünscht und betrieben haben. Es war arger No-popery-Geist dahinter, der wähnte, mit der Abreise sei das Papsttum abgetan. Hiegegen hat niemand so nachdrücklich davor gewarnt als Thouvenel. Gramont hielt die Abreise oder Flucht wiederholt für unmittelbar bevorstehend; wenigstens schrieb er in diesem Sinn und nahm das Verdienst in Anspruch, den Papst „bei der Soutane festgehalten zu haben“. Ja er rühmte sich sogar, daß auf seine Veranlassung die Maschine des Schiffes, das für die Flucht bereit lag, in Unstand gebracht wurde[1]. Wie aber stand der Kaiser Napoleon dazu? Nach der Politik seines Ministers und seines Botschafters zu urteilen, wollte er, daß alle Hebel wider die Abreise in Bewegung gesetzt würden. Sieht man aber genauer zu, so meint man zu bemerken, daß beide nicht sicher wußten, ob sie der Meinung, der innersten Meinung ihres kaiserlichen Herrn damit entsprächen. Und glaubhaft ist eine Äußerung des Kaisers über die Abreisegerüchte zum 12. November d. J. überliefert, danach er gewünscht hätte, es wäre geschehen, weil es die Lösung der verwickelten Frage zu fördern geeignet sei.

Es hat den Anschein, als ob Kardinal Antonelli die Annahme, daß der Aufenthalt des Papstes in seiner Stadt unmöglich werden könnte, benützt habe, um den wenig bestimmten Begriff der „Garantie“ zu klären. Bedeutete die Garantie, welche in der Anwesenheit französischer Truppen in Rom angeblich liegen sollte, daß diese gegebenenfalls von der Waffe tatsächlich Gebrauch machen werden? Und wenn ja, wann tritt der gegebene Fall ein? Bei einem Angriff auf das Patrimonium oder bloß bei einem Angriff auf die Stadt, bei einem künstlich in der Stadt selbst

---

[1] Genau das nämliche tat Persano im Hafen von Neapel, um die Flucht des Königs zu verhindern.

hervorgerufenen Aufstand oder bloß bei einem Angriff auf den Vatikan und auf die Person des Papstes? Schon sprach man davon, daß bloß das rechte Tiberufer dem Papst verbleiben solle. Eingeweihte wußten, daß Kaiser Napoleon häufig und nachdrücklich zu sagen pflegte, die einzige Aufgabe seiner Truppen in Rom sei der persönliche Schutz des Papstes. Wenn mehrere Zehntausende, äußerlich nur mit trikoloren Fahnen, heimlich aber mit tüchtigen Dolchen Bewaffnete den Korso mit dem Getobe durchziehen: „Tod dem Papst", sollen die französischen Truppen dann nach dreimaligem Anruf einschreiten? Ja oder nein? Der französische Botschafter stellt vertraulich diese Frage an seinen Chef, den Minister. Er braucht ihm nicht zu sagen, wie leicht sich das von einem Tag zum andern in Szene setzen läßt. Gramont meint die Frage bejahen zu müssen. Die Verlegenheit der Lage wird aber grell durch den Zweifel des Botschafters erhellt, ob das auch der Wille, der eigentliche und innerliche Wille des Kaisers sei?

Der Nuntius Sacconi war beauftragt, um bündigen Bescheid zu bitten. Der Papst vermöchte *nur dann in Rom zu verbleiben*, wenn er die bindende Zusage erhielte, daß er und die gesamte Kurie in Rom wirksam geschützt würden. Es ist auffallend, daß seitdem, schon in den Verhandlungen des folgenden Jahres, man der Formel begegnet „Garantie mit dem casus belli"; als ob sich die Einsicht erst hätte durchringen müssen, nur eine solche Garantie sei wirkliche Wirklichkeit, welche jeden gewalttätigen Angriff auf das Objekt der Garantie ausdrücklich als Kriegsfall bezeichnet.

* * *

Schon in den Tagen, an denen Cavour im Turiner Parlament Rom als künftige Hauptstadt bezeichnete, trug er sich mit dem Gedanken, eine heimliche Unterhandlung mit Kardinal Antonelli einzufädeln. Diese Angelegenheit spielte sich in den letzten Wochen des Jahres 1860 und den ersten zwei Monaten des Jahres 1861 ab. Mit Ausnahme des sardinischen Konsuls in Rom, Teccio di Bajo, sind die daran Beteiligten vom Standpunkt das Staatsdienstes sämtlich Außenseiter gewesen, der Arzt Pantaleoni, der Theologe Passaglia, der Advokat Salvatore Aguglia, der sizilische Priester Don Antonio Isaia, der Anwalt Bozino und einige andere. Aus zwei Gründen verzichten wir auf eingehende Darstellung dieser verwickelten Intrige, der es an subalternen Zügen nicht fehlt. Der Hauptgrund ist der, daß nichts dabei herauskam, nicht bloß kein praktisches Ergebnis, sondern auch keine ernste Verhandlung. Dazu kommt, daß die

Berichte den Mangel haben, der in derlei Fällen die Regel ist. Solchen Außenseitern fehlt es zumeist am staatspolitischen Augenmaß. Sie sehen, was sie taten, in weltgeschichtlicher Aufbauschung, viel zu groß, viel zu wichtig. Es bedarf dann eingehender Kritik, um derlei Berichte auf ihr richtiges Maß zurückzuführen; zu diesem meistens reichlich negativen Resultat zu kommen, muß man in langwierige und langweilige Ausführungen eintreten.

Und doch gibt es einige Überbleibsel dieser Episode, denen sehr großer quellenkritischer Wert eignet. Es sind die Entwürfe, die das schon fast fertige spätere Garantiegesetz enthalten. Wir kommen bei anderer Gelegenheit darauf zurück. Ein gleiches gilt von der berühmten Zauberformel Cavours, die er im März 1861, man möchte sagen, urbi et orbi verkündete: „Freie Kirche im freien Staat." Er verkündete es der Stadt Rom, denn er meinte, darin die Lösung der römischen Frage zu sehen; er verkündete es dem Erdkreis, denn er wähnte, die Trennung von Kirche und Staat müsse allenthalben kommen und werde im 20. Jahrhundert überall durchgeführt werden. So ist unseres Erachtens seine Zauberformel aufzufassen. Sachlich ist sie im Zusammenhang mit dem Garantiegesetz zu erörtern; eine psychologische Bemerkung möge indes hier gestattet sein.

Die letzten Reden Cavours in der Kammer wie im Senat im März und April 1861 haben ganz andern Klang und Schwung, andere Kraft und Wucht als seine sonstigen Reden. Auf der Tribüne wie im Arbeitszimmer war er der nüchternste Geschäftsmann, alles eher als Romantiker, Realpolitiker durch und durch. In jenen Reden aber, die, wie Variationen ein Thema, seine Zauberformel umspielen und umschreiben, wird er Romantiker, wird Gefühlspolitiker. Dazu erinnere man sich an die letzten Worte, die er überhaupt sprach, er sagte sie im Dämmerungsdunkel nahenden Todeskampfes zu dem Priester, der ihm beistand: Frate, frate, libera Chiesa in libero Stato.

Der nüchterne Spötter scheint erfahren zu haben, was es heißt, in den Bann eines Ideals zu geraten; wie das ist, wenn eine Idee Ideal wird, wenn aus einem Begreifen, aus einer Einsicht sich ein Meer von Licht ergießt, das alle Sphären der Gedankenwelt erhellt, Vergangenes und Künftiges beleuchtet, Endliches und Unendliches verbindet.

Auch eine einseitige Idee, auch ein irriger Leitsatz kann psychologisch diese Wirkung ausüben. Es fragt sich nur, wie dicht das Dunkel war, das aufgehellt wird, wie scharf die Spannung empfunden wurde, die nun Entspannung erfährt.

Cavour gehörte unseres Erachtens nicht zu der großen Schar derjenigen, welche in diesem Kampf um Rom vorab die günstige Gelegenheit sahen, mit der geistlichen Macht des Papsttums aufzuräumen. In dieser Schar hatte er viele Freunde und Helfer; an sich aber wollte er eine Lösung der römischen Frage,

welche die Unabhängigkeit und Freiheit der geistlichen Souveränität des Papstes gewährleistet.

Cavour hatte den durchdringenden Blick des Staatsmannes, der jeder Möglichkeit auf den Grund sieht und deren Folgeerscheinungen nach allen Seiten hin in einem erfaßt.

Die Lösung der römischen Frage durch die Zauberformel Cavours ist aber ein aufgelegtes Unding, nicht aus theologischen oder philosophischen, nicht aus kirchenrechtlichen oder kirchenpolitischen Gründen, die nur großer Fachwissenschaft zugänglich wären, sondern eben ein aufgelegtes Unding. Ein sardinischer, wie immer durch glückliche Aspirationen zum italienischen Minister entwickelter Staatsmann, der der Kirche Freiheit gibt, kann ihr keine Unabhängigkeit und Freiheit geben als innerhalb der Grenzen dieses Staates. Der mag noch so rapid gewachsen sein, noch so weites Wachstum vorhaben, der Weltstaat ist er noch nicht. In der Lösung der römischen Frage handelt es sich aber um weltweite Unabhängigkeit und weltweite Freiheit des geistlichen Papstamtes.

An sich wäre es deshalb unfaßlich, daß Cavour in der Zauberformel die Lösung sah, die ihn befriedigte und beglückte.

Wie dicht muß das Dunkel gewesen sein, das er aufgehellt wähnte, wie scharf die Spannung, die ihn beglückend gelöst dünkte! Aus mancherlei Beobachtungen kann man abnehmen, daß er in der römischen Frage nicht mehr ein noch aus wußte, daß ihm nichts so gemeint war, als die im Parlament wiederholt abgegebene Versicherung, keine Frage sei schwieriger, vielleicht habe es nie eine schwierigere gegeben.

* * *

Zwei gewaltige Redeturniere haben im Februar und März 1861 die römische Frage als die aktuellste Frage der europäischen Politik erscheinen lassen. Das eine fand zu Paris statt, im Corps législatif, das andere im ersten italienischen Vollparlament, anschließend an die Proklamation des Königreichs Italien.

In Paris vertrat der Abgeordnete Keller den katholischen, kirchlichen Standpunkt; er tat es so glänzend, daß Ollivier in seinen Erinnerungen schreibt, er habe nie wieder Ähnliches gehört. Die größte Sensation war indes die Rede des Prinzen Napoleon im Senat am 1. März 1861. In der Separatausgabe umfaßt sie 72 Seiten. Aus den angeblichen Vorarbeiten wurde ein ganzes Buch von 152 Seiten gemacht. Viel-Castel zeichnete in seinem Tagebuch ein, nie habe das Luxembourg eine so revolutionäre Rede gehört. Mérimée schrieb während der Rede an Panizzi: Wenn der Kaiser nur die Hälfte von dem billigt, was sein Vetter da sagt, dann verlassen unsere Truppen demnächst Rom, und das Papsttum ist in Auflösung begriffen. Cavour beglückwünschte den Prinzen, seinen Gönner;

was Solferino für die Österreicher, sei seine Senatsrede für das Papsttum. In Erinnerung an die Bresche der Porta Pia nimmt es sich seltsam aus, daß in diesem Brief zu lesen steht, in nicht ferner Zeit werde Viktor Emanuel seinen Einzug in Rom halten und der Prinz werde ihn begleiten, eine gewaltige Bresche habe seine Rede bereits in das Gemäuer der ewigen Stadt geschlagen. Und doch gab der rote Prinz, der die Pose des Voltairianers liebte, in der gedachten Rede zu, das Problem bestehe darin, wie man der unbestrittenen geistlichen Souveränität des Papstes die Aktionsfreiheit erhalte, welche ihm durch die zeitliche Herrschaft gegeben wird. Auch der Prinz verlangt eine internationale Bürgschaft für den territorialen Restbesitz des Papstes, durch alle europäischen Mächte verbürgte Einkünfte, eine Garnison. Freilich wird der Restbesitz des Papstes auf das rechte Tiberufer beschränkt. Der Prinz verfiel in den Ton der Broschüre „Der Papst und der Kongreß", wenn er von diesem Sedezstaat sagte, inmitten der Weltstürme sei so dem Katholizismus eine Oase bereitet. Was dieser Rede die radikale Färbung gab und den Beifall aller Radikalen Europas zuzog, ist die Heftigkeit gewesen, mit der die zeitliche Herrschaft verurteilt, die Entschiedenheit, mit der Rom als einzig mögliche Hauptstadt Italiens gefordert wurde.

Unter den Reden Cavours, zweien in der Deputiertenkammer am 25. und 27. März, zweien im Senat am 9. April, enthält die vom 27. März das Programmwort von der freien Kirche im freien Staat, und im Anschluß an diese wurde die Tagesordnung angenommen, in der die Kammer die Erwartung ausspricht, Rom werde als Hauptstadt mit dem Reiche vereint werden.

Ganz Europa las diese Reden und Beschlüsse; allenthalben gewann man den Eindruck, der Kampf um Rom trete in seine letzte Phase. Zwei Lösungsversuche des Problems wurden in diesem Frühjahr 1861 noch in Angriff genommen. Der erste ließ sich als internationale Aktion an, verlief aber im Sande, wohin Thouvenel die Verhandlungen lenkte.

Die Anregung dazu ist vom Kardinal Antonelli ausgegangen, der sich dabei auf den Heiligen Vater berief. Dem neuen spanischen Botschafter in Rom, dem Marquis Manuel de Miraflores, legte Antonelli nahe, seiner Regierung mitzuteilen, daß man sich von einer an Frankreich gerichteten gemeinsamen Note der katholischen Mächte einen Erfolg versprechen könne. Die Lage des Heiligen Stuhles könne bedrohter nicht sein und rechtfertige diesen Schritt. Am 23. März 1861 schrieb in der Tat der spanische

Außenminister Saturnino Calderón Collantes in diesem Sinn nach Paris, Wien, München und Lissabon, eine Kollektivbürgschaft der Mächte für die Unabhängigkeit des Papstes erschiene ihm als eine geziemende Lösung der römischen Frage. Es scheint, daß diese Fassung manchen zu unbestimmt dünkte. Am 7. April besteht Miraflores darauf, es müsse eine konkrete Formel vorgelegt, ein Überfall des päpstlichen Patrimoniums als Kriegsfall erklärt werden. Die Korrespondenz zwischen Gramont und Thouvenel steht außerhalb dieser Aktion. Da ist es nun auffallend, daß gleichfalls aus Rom am Tage vorher, am 6. April, Gramont an seinen Chef schrieb: „Alle diese Erwägungen führen mich zum ersten Teil meiner Note vom 23. März zurück, d. h. zu einer gemeinsamen Erklärung der katholischen Mächte oder einer Einzelerklärung Frankreichs, welche die Mißachtung der päpstlichen Grenze, wie ich sie umschrieb, als Kriegsfall bezeichnet."

Soweit ging man aber nicht. In der fast gleichlautenden Note, welche der österreichische und der spanische Botschafter in Paris, Fürst Metternich und H. Mon, am 28. Mai dem Minister Thouvenel überreichten, stand nichts davon. In seiner Antwort bereitete Thouvenel der internationalen Aktion ein sicheres Begräbnis. Das war um so bedauerlicher, als die päpstliche Regierung bald darauf einen entgegenkommenden Schritt tat. Der Nuntius in Madrid erklärte nämlich im Auftrag seiner Regierung und mit Hinterlassung einer Verbalnote dem Minister Collantes, daß der Heilige Stuhl nun bereit sei, eine Kollektivgarantie der Mächte anzunehmen, die sich bloß auf den gegenwärtigen Stand des Kirchenstaates bezöge. Die Proteste blieben in Kraft, betreffs der Zukunft werde keine Vorentscheidung getroffen, doch bliebe das ohne Einfluß auf das Objekt der Garantie. Die Antwort Thouvenels hatte aber den Fortgang dieser Verhandlungen so gut wie unmöglich gemacht. Übersetzt man sie aus einer verwickelten Kanzleisprache in einfache Worte, so lautete sie wie folgt: Beide Regierungen, die österreichische wie die spanische, hätten nun eine günstige Gelegenheit, zu beweisen, daß sie die Interessen des Heiligen Stuhles höher stellen als dynastische. Sie brauchten nur sich bereit zu erklären, daß sie das Königreich Italien anerkennen wollen; damit wäre eine Grundlage für gedeihliche Verhandlungen gelegt. Diese Antwort, vom 6. Juni datiert, wurde den Botschaftern am 7. Juni eingehändigt, am Todestag Cavours.

Während Thouvenel mit der Abfassung seiner Antwort beschäftigt gewesen ist, kam ein anderer, bedauerlicher Lösungsversuch der römischen Frage dem Abschluß nahe; ein bedauerlicher Versuch, weil er von dem

Grundgedanken eingegeben war, ohne jede Mitwirkung des Papstes abzuschließen, demnach eine Lösung über ihn zu verhängen. Man hatte auf französischer Seite die Auskunft erdacht, daß dem Abzug der Truppen nichts im Wege stehe, wenn das Königreich Italien die Verpflichtung auf sich nehme, den Rest des Kirchenstaates selbst nicht anzugreifen, einen Angriff von anderer Seite aber als Kriegsfall anzusehen. Es ist interessant, wahrzunehmen, daß sich nun der Kriegsfall in diesen Entwurf verirrt, in den er wie Pilatus ins Credo geriet. Höchst seltsamen Eindruck mußte hervorrufen, was Odo Russell, der spätere Lord Amphtill, berichtet; er berief sich dabei auf James Hudson, den britischen Gesandten in Turin und intimen, langjährigen Freund Cavours. Danach hätte Cavour die erwähnte Verpflichtung auf die Landseite beschränken wollen, für die Verteidigung der Küste müsse der Papst selbst sorgen. Jedermann sah auf den ersten Blick die Absicht, für eine neue Auflage von Garibaldis Sizilienfahrt die Türe offen zu halten. Die Vorschläge im einzelnen erfahren wir aus dem Brief des Prinzen Napoleon an Cavour vom 13. April 1861, aus Cavours Antwort vom 17. und aus Thouvenels Brief an Gramont vom 21. Man war sich in Paris bewußt, daß man hierin von Italien bloß fordere; der Abzug der französischen Truppen aus Rom wurde von französischer Seite so lebhaft gewünscht, daß man ihn als Gegengabe Frankreichs wohl nicht ausgeben durfte. Man konnte aber mit einer Gegenleistung dienen, die für Italien höchsten Wert hatte, die Anerkennung des Königreichs, die noch nicht erfolgt war. Deshalb begreift man, daß auf italienischer Seite diese Vorschläge geneigtes Gehör fanden. Indes schrieb Thouvenel am 9. Juni: „Heute verschwindet alles neben dem großen und traurigen Turiner Ereignis. Der Tod Cavours verändert die Gesamtlage. Was die römische Frage angeht, verzichte ich auf den geplanten Vertrag.“ Als Pius IX. im Vatikan die Turiner Nachricht erhielt, erhob er die Hände zum Himmel und sagte: „Beten wir für ihn, die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich.“ Kein Wort von Politik und kein Gedanke daran. Der Stellvertreter des guten Hirten sah nur hüben den Heimgang einer Seele und drüben dessen Ziel, die unendliche Barmherzigkeit Gottes.

* * *

Im Nachlaß Cavours befand sich kein wichtigeres Stück, kein schwereres Schicksal, als jener Kammerbeschluß vom 25. März 1861, welcher verfügte, daß Rom Reichshauptstadt werden müsse. Dieses Erbe der Cavour-

schen Politik bedrückte durch ein Jahrzehnt seine Nachfolger, von Ricasoli bis Visconti-Venosta. Als dieser die römische Frage durch das Garantiegesetz bleibend und restlos bereinigt und beendet zu haben vermeinte, ergab sich, daß die römische Frage im katholischen Sinn nun erst recht mit weltweiter Wucht auf Neu-Italien zu lasten begann. Die Kirchenstaatsfrage, so sagte einst Cavour, könnte eine europäische, eine Weltfrage werden. Von diesem Ende und Anfang der römischen Frage soll ein weiterer Beitrag handeln.

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Die kirchliche Kriegshilfsstelle in Paderborn.

Zerrissen sind durch den blutigsten aller Kriege die internationalen Bande, die Völker und Reiche umschlangen. Haß und Feindschaft erhoben das Haupt mit längst nicht mehr gekannter Schärfe. Die Spaltung drang ein in die Tempel von Kunst und Wissenschaft. Der enge Zusammenhalt der auf ihre Internationale sonst so stolzen Geistesmächte des Maurertums und des Sozialismus geriet ins Wanken. Die deutschen Freimaurer sagten sich von ihren romanischen Brüdern los. Im Sozialismus wurde offen von einer Umgestaltung des Gedankens der Internationale gesprochen, der einige „neue Wesenszüge" enthalten werde. Unerschüttert steht nur der Internationalismus unter dem Zeichen des Kreuzes da. Das Rote Kreuz hat sich ungeachtet einzelner Versager in seinem Wesen gut bewährt. Ist es zunächst auch nur dem Schweizerwappenschild entnommen, so verdankt es doch seine tiefsten Gedanken, seine ganze Volkstümlichkeit und damit sein Blühen dem Kreuz des Christen, dem Zeichen der Versöhnung. Neben dem Roten Kreuz der erbarmenden Nächstenliebe aber ragt das dreifache hohepriesterliche Kreuz des Trägers der Tiara, des Stellvertreters Christi. Während andere Weltenbauten wanken, sehen wir in der katholischen Kirche das Wunderbare, daß nicht nur wie beim Roten Kreuz jetzt die Frucht langer, sorgfältiger Friedensarbeit eingeheimst wird, hier treibt der völkertrennende Streit neue Blüten der Einigkeit und Liebe. Gewiß sind die betrübenden Ausfälle größerer Kreise national überreizter Katholiken allbekannt. Aber sie vermochten nicht einmal die ungeteilte Billigung ihrer eigenen Kampfgenossen, geschweige denn der kirchlichen Oberleitung selbst zu erlangen. Sie stellen nur um so heller die schöpferische Liebesgewalt der Kirche heraus, die all dieser Strömungen ungeachtet zum Durchbruch kam.

Einen der greifbarsten Beweise dieser einigenden Kraft der katholischen Kirche mitten im völkertrennenden Streit wollen die folgenden Blätter darstellen, die Tätigkeit der Kirche im Dienste der gefangenen und vermißten Krieger. Es liegt nahe, daß wir dabei unser Hauptaugenmerk dem deutschen Stützpunkt dieser Tätigkeit zuwenden, der Kirchlichen

Kriegshilfsstelle in Paderborn. Sitz der Hilfsstelle ist das bischöfliche theologische Konvikt Leoninum, das eine große Zimmerflucht dem Unternehmen einräumte. An der Spitze stehen zwei eigens hierfür freigestellte Geistliche, denen eine größere Zahl beruflicher und freiwilliger Kräfte in den verschiedenen Abteilungen beigegeben sind. Außerdem stehen noch verschiedene Geistliche, Theologen, Schwestern, Insassen des Lazaretts für die Arbeiten zur Verfügung. Die Paderborner Kriegshilfsstelle verdient auch deshalb ganz besondere Erwähnung, weil es sich nicht um ein rein persönliches, privates Unternehmen handelt, sondern um ein im Auftrage der deutschen Bischöfe arbeitendes Werk. Das Entstehen und Arbeiten desselben soll hier geschildert werden.

Die Anfänge waren klein und bescheiden, drängten aber rasch zu entschlossenem Handeln. Nicht große Pläne, gar ungesundes Verlangen, unreifes Drängen nach Mittun oder Hervortun in der großen Zeit waren die Wurzeln des Unternehmens. Kummer und Trauer der Angehörigen um ihre vermißten Lieben pochten unaufgefordert an die Türe der Kirche. Darin liegt auch die beste Daseinsberechtigung des Werkes. Als gleich in den ersten Monaten der Kampf tausende und abertausende Opfer forderte, wandten sich namentlich viele französische Katholiken, die ja zuerst und zumeist vom harten Kriegslos betroffen wurden, an den Heiligen Stuhl oder an einzelne Kardinäle in Rom mit der Bitte, Nachrichten über Vermißte zu vermitteln. Vielfach waren die Anfragen schon an andere Stellen vergeblich gegangen. Es ergab sich alsbald, daß es sich nicht nur um einzelne Fälle, sondern um einen allgemeinen Notstand handle. Da es dem Heiligen Stuhl zugleich auch sehr um die Ordnung der Seelsorge der Kriegsgefangenen zu tun war, erging am 22. Dezember 1914 ein Erlaß der Römischen Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten auf Grund einer Audienz vom 21. Dezember über die Sorge für die Kriegsgefangenen durch den Klerus. Neben verschiedenen Bestimmungen für die Ausübung der Gefangenenseelsorge durch Priester, die der Muttersprache der Kriegsgefangenen kundig sein sollen, empfiehlt der Heilige Vater, ganz besonders für schnelle Benachrichtigung der Angehörigen Sorge zu tragen. Das Begleitschreiben des Kardinalstaatssekretärs Gasparri fügt eigens hinzu, daß es selbstverständlich die Absicht des Heiligen Vaters sei, daß kein Unterschied der Religion, des Volkes oder der Sprache gemacht werde. Die Tätigkeit der Geistlichen soll alle Kriegsgefangenen mit der gleichen weitherzigen Christusliebe umfangen. Dies Rundschreiben des Hei-

ligen Vaters wurde alsbald in allen vom Krieg betroffenen Ländern bekannt. Die Folge war eine noch bedeutend vermehrte Anzahl von Bitten um Vermittlung in Sachen Gefangener und Vermißter an den Heiligen Stuhl. Wie nach Rom, so kamen zu gleicher Zeit auch viele Anfragen an die neutrale Schweiz, insbesondere auch nach dem weithin bekannten Freiburg i. d. Schw. So kam es, daß man sich sowohl von Rom wie von Freiburg i. d. Schw. aus nach einer Vermittlungsstelle in Deutschland umsah, da die Arbeit zu sehr anwuchs, als daß sie sich in Einzelkorrespondenzen hätte erledigen lassen. Der Heilige Stuhl wandte sich naturgemäß an die deutschen Bischöfe. Da sich in der Diözese Paderborn eine besonders große Zahl von Gefangenenlagern mit französischen, englischen und belgischen Gefangenen befand, wurden an den dortigen Bischof Dr Karl Joseph Schulte verhältnismäßig viele Anfragen gesandt. Eine Reihe derselben konnte auch ohne systematische Arbeit rasch erledigt werden. Auch waren die fürsorglichen Maßnahmen für die Kriegsgefangenen namentlich im Sennelager bereits allgemein bekannt. So schien denn Paderborn der geeignete Ort zu sein, und der Heilige Stuhl nahm Veranlassung, sich in allen Anfragen unmittelbar an den Bischof Dr Schulte zu wenden.

Durch diesen allgemeinen Auftrag seitens Roms ergab sich zunächst die Notwendigkeit, das ganze Unternehmen auf eine breitere Grundlage zu stellen. Nach ergebnislosen Verhandlungen mit einem schon bestehenden Unternehmen nahm der Bischof von Paderborn die Bildung einer Geschäftsstelle selbst in die Hand und betraute mit der Leitung den rührigen Repetenten Dr Strake. Am 19. Januar 1915 wurde von Paderborn an sämtliche deutsche Bischöfe ein Rundschreiben versandt, in dem die Errichtung eines kirchlichen Nachrichtenbüros mitgeteilt und um die Unterstützung durch die deutschen bischöflichen Ordinariate gebeten wurde. Dank dieser allseitigen Mitarbeit war es möglich, zunächst die Gefangenenlager und Lazarette, in denen sich Gefangene befanden, sowie die betreffenden Seelsorgsgeistlichen festzustellen und auf diese Weise eine Grundlage für die weiteren Arbeiten zu erhalten. Von einer Veröffentlichung der Gründung dieser Auskunftsstelle für Vermißte, wie sich dieser erste Tätigkeitszweig der neuen Stelle nannte, wurde zunächst abgesehen. Man wollte die Arbeit, die das Rote Kreuz in verdienstlicher Weise bis dahin schon ausgeübt hatte, keineswegs ausschalten oder durchkreuzen, sondern im allgemeinen nur ergänzend eingreifen, besonders dort, wo die bisherigen Nachforschungen erfolglos geblieben waren. Dieser Grundsatz wird auch

bis heute festgehalten, wenn selbstverständlich im einzelnen auch manche Ausnahme gemacht werden muß.

Sollte die Arbeit erfolgreich betrieben werden, war aber noch eine entsprechende Vermittlungs- und Zentralstelle in Feindesland, also zunächst in Frankreich oder doch im neutralen Ausland, erforderlich. Das von Rom in der Staatssekretarie errichtete Ufficio provvisorio per informazione sui prigionieri di guerra hatte zwar von Beginn an vermittelnde Tätigkeit ausgeübt, lag jedoch für den deutsch-französischen Austausch weniger günstig. Die Schwierigkeiten mehrten sich noch nach Beteiligung Italiens am Kriege. In Frankreich selbst gelang es nicht, eine kirchliche Nachrichtenzentrale einzurichten. Unterdessen führte ein Auftrag des schweizerischen Bundesrates Dr Dévaud, Professor an der Universität Freiburg i. d. Schweiz, um die Jahreswende 1914/1915 zur Prüfung der religiösen und sittlichen Verhältnisse in die französischen Gefangenenlager Deutschlands. Selbstverständlich kam er auch alsbald nach Paderborn. Das Ergebnis dieses Besuches war die Gründung eines Auskunftsbüros in Freiburg i. d. Schweiz durch den tatkräftigen, inzwischen leider verstorbenen Msgr Bovet, Bischof von Lausanne-Genf (Sitz Freiburg Schw.). Unter dem Namen der Mission catholique suisse hatte Bischof Bovet bereits verschiedene Maßnahmen zugunsten der Kriegsgefangenen getroffen. Diesem Unternehmen wurde nun auch das Zentralnachrichtenbüro für Frankreich angegliedert. Die Leitung dieser Abteilung übernahm Paul Joye, Professor der Universität Freiburg i. d. Schweiz. Die Freiburger Stelle wurde durch die Kardinäle Amette von Paris und Sevin von Lyon warm empfohlen und als kirchliche Stelle für Frankreich anerkannt. Bereits im April 1915 erfolgte auch die Anerkennung durch die französische Regierung, wie sie auch deutscherseits zu den Organisationen, denen unmittelbar durch die Lagerkommandanten usw. Auskunft erteilt werden darf, amtlich gerechnet wird. Dadurch war es möglich, zunächst zwischen Deutschland und Frankreich einen planmäßigen Vermittlungsdienst auszubauen. Im August erklärte sich auch England bereit, die Vermißtenlisten der Paderborner Kriegshilfsstelle in den Gefangenenlagern anzuschlagen. Wenn namentlich im Vermittlungsdienst für die deutschen Vermißten anfänglich nur schwer gearbeitet werden konnte, so lag dies an Umständen außerhalb des Bereiches der Hilfsstelle.

Zur Erreichung ihres Zieles schlug die Auskunftsstelle für Vermißte einen eigenartigen Weg ein. Man geht von dem Grundsatze aus, er-

gänzende Nachforschungen anzustellen. Es wird also nicht erst der Name des Vermißten in den amtlichen Verlustlisten aufgesucht. Diese Arbeit, die besonders die Rote Kreuz-Büros sich zur Aufgabe machen, wird schon als erfolglos vorausgesetzt. Es werden vielmehr die eingegangenen Nachfragen auf Listen vereinigt und diese dann zum Anschlag in den Gefangenenlagern des Feindeslandes ausgegeben. Dabei wird zunächst an den Eingangsstellen eine sorgfältige Kartothek angelegt. Der volle Name, Truppenteil, militärischer Rang, womöglich Tag und Ort der letzten Kunde vom Vermißten, sowie die Adresse des Suchenden werden in die Karten eingetragen. Von diesen doppelt angefertigten Karten verbleibt die eine der Eingangsstelle, die andere wird der Vermittelungsstelle übersandt. Dort werden sie gesammelt, nach Truppenteilen zusammengestellt und in größerer Zahl, bis gegen 500, auf einer Liste vereinigt. Diese werden in Buchform, wie auch einseitig bedruckt zum Anschlagen zugleich mit einer Anzahl Antwortformulare an die einzelnen Gefangenenlager und Lazarette versandt. Bearbeitung und Versand der deutschen Listen besorgt demnach Freiburg, der französischen Paderborn. Die Gefangenen werden sodann gebeten, die Listen durchzusehen und, falls ihnen über das Schicksal der dort Genannten etwas Näheres bekannt ist, dies durch die vorgesetzte Behörde an die Vermittlungsstelle gelangen zu lassen. Von dort gelangen die Nachrichten dann über die Eingangsstelle der Anfragen an die Angehörigen. Auf diese Weise erstrebt man schon jetzt, da die Mitkämpfer noch leichter zu erreichen sind, von diesen jene Nachrichten zu erhalten, die durch die amtlichen Organe nicht ermittelt werden konnten. Vielfach wissen ja diejenigen, die in Gefangenschaft gerieten und bis zuletzt bei den verwundeten oder gefallenen Kameraden ausharrten, über deren Schicksal und Ende besser Auskunft zu geben, als jene, die den Anschluß an die eigene Truppe wieder erreichten. Selbstverständlich wird auch darauf geachtet, die Mitteilung in möglichst tröstlicher, herzlicher Form zukommen zu lassen. Sind die meisten der Vermißten auch gefallen, so ist doch auch diese Nachricht nach monate- und jahrelangem quälendem Hangen und Bangen für viele eine Erlösung.

Manches Herz konnte so getröstet werden, manche Eltern die Beruhigung erhalten, daß ihr Kind in Gott gestorben. So teilt ein französischer Priester-Soldat aus dem Gefangenenlager über einen Kameraden mit: „Er wurde verwundet und gefangen am 30. August bei Jonval und Tourteron (Dép. Ardennen). Im Rücken hatte er eine klaffende Wunde. In der Nacht vom 4. auf den 5. September fühlte er sein Ende nahen und bat mich selbst um die Sterbesakramente.

Ich hörte seine letzte Beicht und spendete ihm die heilige Ölung. Ich selbst schloß ihm die Augen am Morgen des 5. September beim Dörfchen de l'Anerie. Dort ist er auch begraben. Für seine Seelenruhe lese ich die heiligen Messen, um die er mich gebeten hatte." Bei einem gefallenen Ordensmann, Ritter der Ehrenlegion, heißt es: „Ist am 19. 12. 1914 bei Nieuport gestorben. Fünf Tage vorher war er verwundet worden. Wegen seines heroischen Mutes waren seine Leute begeistert für ihn. Seit zwei Jahren ist er mir als sehr eifriger Religiose bekannt gewesen. Er sagte mir, es sei Blut erforderlich, um Gott den Seelen wiederzugeben, und in diesem Geiste hat er auch ganz gewiß sein Leben gleich einem Märtyrer aufgeopfert." Da bittet eine Gattin um Auskunft, die, um die Eltern ihres Mannes zu trösten, bisher mit dessen Schriftzügen Karten an die Eltern gelangen ließ, jetzt aber nicht länger sich zu helfen weiß. Da ist der Sohn, der seit 14 Monaten Kriegsdienst von seinen Eltern im besetzten Elsaß nichts mehr gehört hat und jetzt todwund im Lazarett liegt. Sie und viele andere konnten tröstliche Nachricht erhalten.

Im ganzen wurden bis 15. November 1915 in Paderborn 114 Listen mit 29 083 Namen französischer, englischer, belgischer Vermißter hergestellt. Die Zahl der besondern Anfragen nach Vermißten derselben Herkunft, die nähere Angaben über den mutmaßlichen Aufenthalt enthalten und deshalb nicht auf die allgemeinen Listen gesetzt werden, betrug bis zum 15. November 3473. Erledigt wurden bis dahin 6145 Fälle, davon lebend ermittelt 1262. In Freiburg (Schweiz) wurden bis zum 15. November über 50 Listen mit über 15 000 Namen deutscher Vermißter gedruckt. Mehr als 10 000 Nachfragen sind noch in Arbeit. Die Zahl der besondern Anfragen nach deutschen Vermißten beläuft sich auf etwa 2500. Ermittelt wurden bisher deutsche Vermißte 3600. Die geringere Zahl der Deutschen erklärt sich einmal aus der geringeren Zahl der deutschen Anfragen, dann aus den Verzögerungen im geregelten Austausch der deutschen Listen um mehrere Monate, die durch Verhandlungen zwischen Paris und Berlin verursacht worden waren. Bei der Beurteilung des Ergebnisses ist ferner zu berücksichtigen, daß es sich, wie schon wiederholt betont wurde, fast durchgehends um Anfragen handelt, die anderorts schon ergebnislos gemacht worden waren, wie auch, daß eine große Zahl der neueren Listen noch keineswegs als erledigt angesehen werden kann. Die Gesamtsumme der verarbeiteten Korrespondenz beträgt im Eingang und Ausgang rund 200 000.

Außer der Auskunftsstelle für Vermißte umfaßt die kirchliche Kriegshilfsstelle noch eine Fürsorgestelle für die Kriegsgefangenen. Ihr Entstehen ist eng verknüpft mit der Tätigkeit für die Vermißten. Die Fürsorge des Bischofs von Paderborn für die in seiner Diözese unter-

gebrachten Kriegsgefangenen lenkte erst eigentlich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die verschiedenen Aufgaben, die da einer Lösung harrten. So gestattete, auf die Anregung von Paderborn hin der zeitige Generalgouverneur von Belgien, damals stellvertretender kommandierender General im Bereich des VII. Armeekorps, Exzellenz v. Bissing, den kriegsgefangenen französischen Priestersoldaten, in dem Paderborner Franziskanerkloster Aufenthalt zu nehmen. Dies gab weiter Kardinal v. Hartmann von Köln Anlaß zu einer Eingabe an den Kaiser, den kriegsgefangenen Priestern allgemein die Behandlung als Offiziere zu bewilligen. Die Genehmigung dieses Ersuchens hatte namentlich die wohltätige Folge, daß diese Kräfte dadurch um so mehr der Seelsorge unter den Mitgefangenen zur Verfügung standen. Die Sorge für Abhaltung des katholischen Gottesdienstes, Beschaffung der notwendigen Gegenstände und Räumlichkeiten blieb natürlich eine der ersten Aufgaben der kirchlichen Kriegsgefangenenfürsorge in allen beteiligten Staaten. Auch die beiden Bevollmächtigten des Schweizer Bundesrates, die zugleich die Vertrauensmänner des deutschen bzw. französischen Episkopats darstellen, hatten sich überall dieser Frage warm angenommen. In den meisten Fällen wurde auch genügend Vorsorge angetroffen. So schreibt der Delegierte der deutschen Bischöfe, P. Sigismund v. Courten aus dem Benediktinerkloster Einsiedeln, über den Gottesdienst in einem großen französischen Lager:

„Unter einem gewaltigen, nach einer Seite hin offenen Zelt steht ein mit Fähnchen und Blumen geschmückter Notaltar. Dort wird jeden Sonntag um ½10 Uhr Feldgottesdienst gehalten. Interessant ist es, daß besagter Feldgottesdienst um der katholischen deutschen Gefangenen willen nach einer Unterbrechung von vielen Jahren wieder eingeführt wurde! Den französischen Soldaten, die in einer Anzahl von mehreren Tausenden das Zeltlager Sommer wie Winter bewohnen, ist dadurch Gelegenheit geboten, ihre Sonntagspflicht zu erfüllen. Sie nehmen links vom Altare Aufstellung, während die deutschen Gefangenen mit ihrem Männerchor an der Spitze eine geschlossene Kolonne rechts vom Altare bilden. In ihrer Mitte, zwischen Franzosen und Deutschen, stehen die französischen Offiziere mit General M. und Oberst Z. an der Spitze. Der deutsche Männerchor, von einem geübten Musikanten geleitet, führt lateinische Gesänge auf, welche die rückhaltlose Anerkennung der französischen Zuhörer finden. Gewiß ein schönes Bild des Friedens und der Eintracht der Seelen unter dem wohltuenden Einfluß des einen Glaubens!"

Für die Einrichtung des katholischen Gottesdienstes in den deutschen Gefangenenlagern in England wurden durch die Hilfsstelle vorläufig 10 000 M. zur Verfügung gestellt.

Die kirchliche Kriegshilfsstelle hat ferner für die deutschen Kriegsgefangenen katholischer Konfession ein Gebetbuch herausgegeben und in einer Zahl von 30000 Stück an die Gefangenen in Frankreich und England verteilen lassen (P. Thomas Jüngst O. S. B., „Ich war gefangen"). Außerdem wurden ebensoviele Exemplare des von Prof. Dr Müller in Paderborn im Auftrag der Hilfsstelle herausgegebenen katholischen Gesangbuches mit etwa 20 Liedern (mit Noten) an die Gefangenen verteilt. Eine religiöse Zeitschrift für die deutschen katholischen Kriegsgefangenen (Auflage 20000) sowie die Herausgabe von Predigten und religiösen Ansprachen für die Seelsorger ist in unmittelbarer Vorbereitung.

Für die in Deutschland selbst untergebrachten feindlichen Gefangenen und deren Seelsorge wurde ebenfalls umfangreichste Sorge getragen. An einigen Orten, wie z. B. zuerst im Sennelager bei Paderborn, ferner im Lager Döberitz bei Spandau, wurden eigens dauerhafte Notkirchen für diesen Zweck aus kirchlichen Mitteln gebaut. Die Hilfsstelle selbst gab für die französischen, englischen und flämischen Gefangenen die Gebetbücher: Le bon soldat, Prayers and Hymns und Gebedenboekje voor Vlamingen, nebst einer Reihe französischer Predigten von Prof. A. J. Rosenberg und der Zeitschrift Dieu et l'Église heraus[1].

Noch in andern religiös-kirchlichen Fragen diente die Paderborner Hilfsstelle als Vermittlung, so z. B. übermittelte sie an die Dekane von Laon, Vervins und St-Quentin, die von dem Diözesanbischof in Soissons seit August getrennt sind, durch die deutschen Militärbehörden die notwendigen geistlichen Vollmachten eines Generalvikars für die betreffenden Sprengel. Es wurde ferner dem Generalgouvernement in Belgien das Anerbieten gemacht, belgische bedürftige Kinder in katholischen Familien Westfalens unterzubringen.

Weitaus die meisten Mittel beanspruchte natürlich die Sorge für das leibliche Wohl der Kriegsgefangenen. Unter ihnen sind wiederum die Zivilinternierten die Bedürftigsten, da sie meist ihrer Existenz beraubt und vielfach ohne Rückhalt an eine Familie sind. Für die Deutschen in Gefangenschaft stehen der Kriegshilfsstelle neben zahlreichen Einzelgaben und einer

---

[1] Lesestoff für die polnischen und russischen Gefangenen vermittelt die Polnische Abteilung des Arbeitsausschusses Katholischer Vereinigungen zur Verteilung von Lesestoff in Berlin (Wilhelmstraße 37). Seit 15. Juli 1915 wurden an 90 Gefangenenlager und 50 Arbeitskommandos 8500 Bücher und 15000 Zeitschriften und Zeitungen verteilt.

bedeutenden Spende des Paderborner Klerus vor allem die Mittel einer in den meisten deutschen Diözesen abgehaltenen Kirchenkollekte zur Verfügung. Die Prüfung der Bedürfnisse der einzelnen Lager geschieht durch den Bevollmächtigten der deutschen Bischöfe, P. v. Courten, im Einvernehmen mit den Seelsorgern und Vertretern der Gefangenen. Nach diesem Maßstab erhält die Schweizer katholische Mission monatlich bestimmte Summen zur Weitergabe an die Lager zugewiesen. Insgesamt wurden für die verschiedenen Zwecke der Hilfe und Fürsorge auf dem Wege über Paderborn bisher 157 189 Mark verausgabt. Ganz auf dieselbe Weise vollzieht sich auch die Unterstützung der kriegsgefangenen Franzosen in Deutschland. Auch hier stammen die Mittel — 200 237 Mark 07 Pfennig bis 15. November 1915 — zumeist aus einer Kirchenkollekte und ähnlichen Gaben. Als Mittelsperson zur Feststellung der Bedürfnisse dient hier Prof. Dévaud. Eine Zweigstelle der Schweizer katholischen Mission in Genf übernahm die Vermittlung von Lebensmitteln und Kleidungsstücken. Die Leitung dieser Zweigstelle hat Generalvikar Rüsch. In Deutschland ging die Vermittlung solcher Sendungen meist durch den Caritasverband in Freiburg i. Br. Die Versorgung der deutschen Gefangenen mit Lesestoff wurde durch die Hilfsstelle in Verbindung mit dem Borromäusverein energisch gefördert. Schon im Frühjahr 1915 wurden 500 Pakete zu 5 kg durch die Schweizer Mission versandt. Auch an einzelne in Gefangenschaft befindliche Angehörige wurde öfters durch Vermittlung des römischen Büros oder auf andere Weise auf Ansuchen eine besondere Zuwendung gewährt. So ist denn die Paderborner Kriegshilfsstelle tatsächlich ein Kristallisationspunkt umfassender Tätigkeit im Dienste der Vermißten und Gefangenen geworden.

Die Gesamtsumme der Unterstützungen bis 15. November 1915 bietet sich folgendermaßen dar:

A. Gefangene Deutsche:

1. Allgemeine Unterstützung:	
a) Rußland durch Rom	20 000 M
„ „ Hamburg	20 000 „
b) Frankreich durch P. v. Courten	50 000 „
„ durch die Schweizer kath. Mission	50 000 „
c) England	10 000 „
d) Lektüre durch Borromäusverein	5 000 „
2. Spezialunterstützung einzelner Gefangener	2 189 „
	157 189 M

B. Gefangene Franzosen, Belgier, Engländer:

1. Lagerunterstützungen	191 367 *M*	75 *Pf*
2. Unterstützungen einzelner Gefangener . .	3 022 „	— „
3. Für Kultuskosten, Gebetbücher und andere kirchliche Zwecke	5 847 „	32 „
	200 237 *M*	07 *Pf*

Wie groß das Bedürfnis einer derartigen Stelle war, zeigt am besten die Fülle von ähnlichen Organisationen, die sich im Laufe des Krieges bildeten. Meist waren es Landesvereine vom Roten Kreuz, die über ihre engeren Aufgaben der Verwundetenpflege hinaus sich diesen Aufgaben ebenfalls unterzogen. Auf einer gemeinsamen Besprechung in Hamburg am 18. September 1915 waren etwa 20 Unternehmen dieser Art vertreten. Besondere Bedeutung für die Vermißtenermittlung erlangten der Hamburgische Landesverein vom Roten Kreuz, Ausschuß für deutsche Kriegsgefangene, Ferdinandstraße 57, und die Zentrale für Kriegsfürsorge in Frankfurt a. M. In der Paderborner Kriegshilfsstelle gingen auf das hessische Vermißten-Büro von Dr Laufenberg, das mit einem Züricher Büro zusammengearbeitet hatte, und die Bestrebungen des Pfarrers Hoberg von Altena. Große Arbeit leistete ferner das Caritassekretariat Freiburg i. Br. An erster Stelle handelte es sich dort freilich um eigentliche Kriegshilfe in der Heimat. Aber auch die Auskunftstätigkeit nimmt einen großen Raum in Anspruch. Das Verlustlisten-Büro daselbst erteilt Auskünfte auf Grund der amtlichen Listen. Im ersten Kriegsjahr sprachen hier 5400 Personen vor und wurden 3360 schriftliche Auskünfte erteilt. Das Vermißtenbüro erteilt Auskünfte über vermißte deutsche Krieger auf Grund der amtlichen, aber auch dank der vielen Verbindungen des Caritasverbandes zahlreicher privater Listen aus Feindesland, die oft geraume Zeit vor der amtlichen zu erlangen sind. Annährend 44 000 Korrespondenzen wurden von dieser Abteilung im ersten Kriegsjahre erledigt. Als Gegendienst befaßte sich die Freiburger Stelle besonders mit der Ermittlung vermißter französischer Zivilpersonen im Okkupationsgebiet. Die Übermittlung von Liebesgaben, namentlich Brot — in den Monaten Juni und Juli allein 130 000 kg — an bedürftige und kranke französische Gefangene wurde im Hinblick auf die wiederholten Fliegerangriffe auf Freiburg Ende Juli 1915 eingestellt (vgl. Ein Jahr katholischer Kriegsarbeit im Caritasverband zu Freiburg i. Br. von Generalsekretär Klieber, Freiburg 1915). Die Verband-

lungen über eine gewisse Arbeitsteilung unter den einzelnen Organisationen sind zurzeit noch nicht abgeschlossen. Doch ist die Arbeit leider ja groß genug, um vielen Raum zu bieten.

Die kirchliche Kriegshilfsstelle konnte schon während des Krieges vielen Schmerzgebeugten Erlösung oder doch Linderung im Leid bringen. Reichen Dank hat die Leitung dafür in zahlreichen Schreiben und sicher auch in vielen Gebeten geerntet. Aber die große Bedeutung des Erfolges geht noch weit darüber hinaus. Unternehmen dieser Art sind die zarten Keime der Hoffnung, daß auch Frieden wieder einkehren wird unter den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Vornehme Anerkennung des Unternehmens aus Feindesland, höchstes Lob aus dem Munde des Vaters der Christenheit bilden ein Unterpfand hierfür. So spricht sich der Domherr Beaupin aus der Diözese Evreux in einem Aufsatz über die Schweizer katholische Mission auch in den anerkennendsten Worten über die Tätigkeit der Paderborner Kriegshilfsstelle aus, deren Büro mit seltener Genauigkeit und Unparteilichkeit arbeite (vgl. Revue du clergé français, 1. August 1915). Ein französischer Offizier schreibt: „Diese christliche Solidarität wird eine neue Welt wiederkehren lassen, uns alle zu Brüdern in der Freiheit, Arbeit und Humanität zu machen.“ Der Heilige Stuhl aber bezeugte durch die Verleihung der goldenen Papstmedaille am 21. Juli an den Bischof Dr Schulte von Paderborn in feierlicher Weise, daß dieses edle Werk eine Großtat nach dem Herzen des Friedensfürsten ist.

Constantin Noppel S. J.

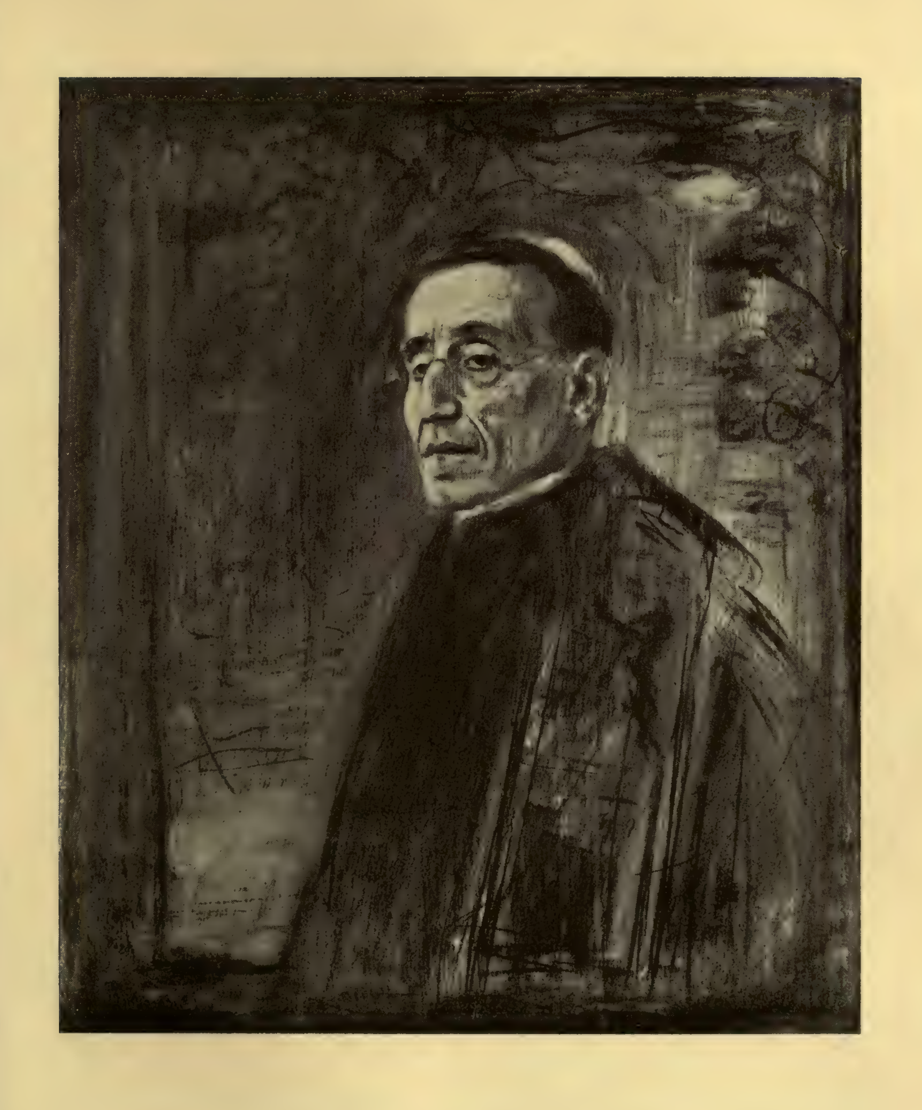
Charaktertypen neuer deutscher Kunst.

1. Leo Samberger.

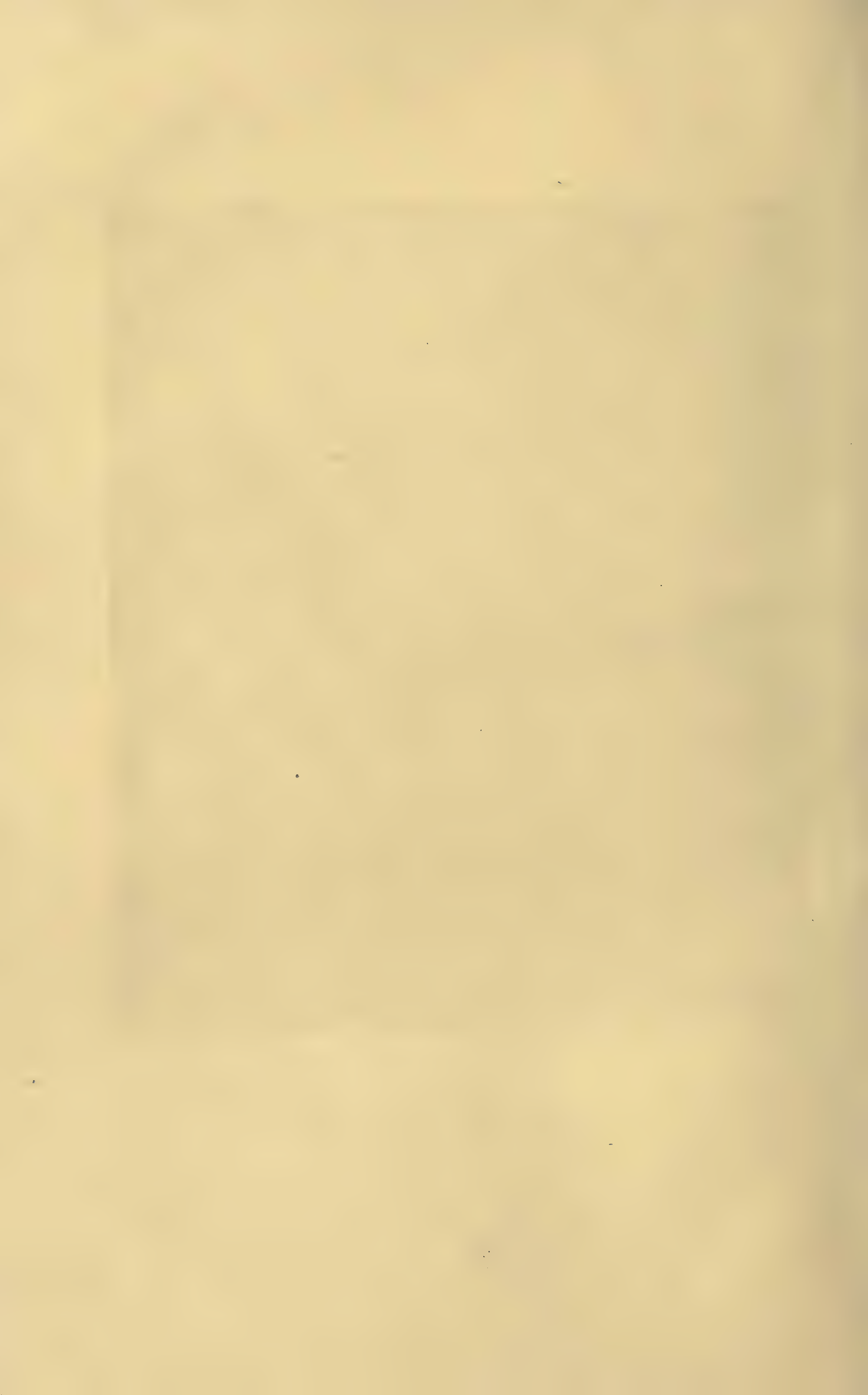
Lange genug ist unsere Kunst hinter dem Banner der französischen eingezogen. Staunend stand man vor den künstlerischen Offenbarungen der Manet und Cézanne; das Farbenschwelgen wurde zum Grundprinzip der Malerei ausposaunt, und eine unabsehbare Jüngerschar, angespornt von gewandten Feuilletonschreibern, folgte dem Ruf: Los vom Gegenstand, los vom Geist!

Gewiß hat die französische Kunst ihre großen Verdienste, und nur ein Überpatriot könnte es leugnen, daß der Franzose von Haus aus feinen Geschmack besitzt. Aber wie überall, so berühren sich auch in der Kunst die Extreme. Dem ausschließlichen Streben nach Geschmack folgte Leere und Blutarmut auf dem Fuße. Für die deutsche Kunst aber war es ein Verhängnis, das sich immer dort einstellt, wo man Ausländischem nachläuft: man kopierte die fremden Nationalfehler, da für die Aufnahme fremder Nationaltugenden nun einmal die seelische Grundlage fehlte. Den Geschmackskünstlern sei aber das Wort Volls zur Beherzigung vorgehalten: „Ich habe es als ein Hauptgesetz der Entwicklungsgeschichte der Kunst erkannt, daß derjenige, der nichts als einen guten Geschmack besitzt, nicht einmal diesen hat“ (Über den Geschmack. Südd. Monatshefte, Nov. 1911).

Es war ein Glück, daß es in deutschen Landen noch genug Künstler von hochgemutem Geiste und nationalem Bewußtsein gab, die eine solche Abschwenkung vom germanischen Kunstideal nicht mitmachten und ihr Erstgeburtsrecht nicht um das armselige Linsenmus eines billigen Zeitungslobes verkaufen mochten. Sie haben ruhig, wenn auch innerlich grollend, zugesehen, wie man Leute mit Lorbeeren umkränzte, deren künstlerisches Vermögen tief unter dem ihrigen stand; sie hatten das Vertrauen nicht verloren, daß die durch Erschütterungen einer aufdringlichen Reklame ins Schwanken gekommene Wage künstlerischer Wertung eben doch wieder zur Ruhelage kommen, das Gute als gut und das Schlechte als schlecht anzeigen würde.



Leo Samberger: Benedikt XV.



Nun ist ihre Stunde gekommen. Unter dem Dröhnen und Beben des Erdballs hat man sich ihrer wieder erinnert. Zwar werden sie keine Schlachten schlagen und in blutiger Fehde den Feind niederringen, aber als Künstler und Wecker deutscher Kraft und Innerlichkeit sollen sie die Grundlage herstellen helfen, auf der sich unser Volkstum aufbaut, durch die sich seine seelische Verfassung von der anderer Nationen unterscheidet.

Die Maler, deren künstlerische Eigenart im Folgenden untersucht werden soll, gehören ja gewiß nicht zu den ganz Verborgenen. Sie haben vielmehr einen weiten Verehrerkreis um sich geschart. Aber in die Zirkel derjenigen, die heute das Privileg des einzig maßgebenden Kunsturteils beanspruchen und durch die vielen Zeitungen, die ihnen zur Verfügung stehen, einen wahren Terrorismus ausüben, haben sie doch nur Rückplätze gefunden. Denen waren sie zu deutsch, und das galt von vornherein als Stigma der Minderwertigkeit.

Sambergers Eigenart springt in die Augen, wenigstens bei seinen späteren, reifsten Werken. Schon allein das Handschriftlich-Technische läßt über eine Sambergersche Arbeit keinen Zweifel aufkommen. Nie hat ein anderer Künstler einen ähnlich energischen Rhythmus gehandhabt. Es ist, als ob ein Sturmwind die Farbenfetzen ineinandergewirbelt hätte, würde nicht überall der künstlerisch ordnende Geist durchblicken. Nicht in fein ziselierten Sätzen und symmetrisch aufgebauten Perioden erklingt seine Rede, sondern zuckend fahren die Blitze seiner Worte hernieder und zünden.

Wie kam Samberger zu dieser in der Kunstgeschichte unerhörten Ausdrucksform?

Die Bildniskunst war im Laufe der Geschichte zahlreichen Schwankungen ausgesetzt. Es dauerte überhaupt lange, bis man sie als eigene Gattung gelten ließ. Je näher die Kunst ihrem geistigen Ursprung, der Religion, stand, um so weniger ließ sie sich zu Porträtdarstellungen herbei. War aber ein großer Dichter oder Staatsmann einmal zum Heroenkult emporgehoben, so galt auch sein Bildnis als würdiger Gegenstand der Kunst. Freilich dürfen wir aus den uns erhaltenen Statuen und Büsten, etwa eines Sophokles, Demosthenes, Homer, nicht die wirklichen Züge dieser großen Geister herauslesen wollen; es waren idealisierte Gestalten von stark typischem Einschlag, die uns weniger die geschichtliche Persönlichkeit als vielmehr den im Bewußtsein des Volkes verklärten Nationalheros überliefern sollen. Am ehesten könnte man noch bei einigen Pharaonengestalten an Porträtähnlichkeit denken, obwohl auch hier der allgemeine ägyptische

Typ die Vorherrschaft zeigt. Die stark monumental-stilistischen Absichten der ägyptischen Kunst lassen außer einer gewissen Hoheit der Gestalt wenig geistige Züge erscheinen.

Es mutet den modernen Menschen sonderbar an, daß die alte Zeit so wenig Verständnis für das Wirklichkeitsbildnis hatte. Was gäben wir nicht für eine wahre Abbildung der Gestalt und des Antlitzes Christi? Bei den Juden kam nun allerdings das Verbot bildlicher Darstellungen als erschwerender Umstand hinzu; eine Bildniskunst wäre geradezu als Blasphemie empfunden worden.

Erst in der hellenistischen Zeit und namentlich in der römischen Kunst nahm das Porträt konkretere Formen an. Ja es sind uns noch Bildnisse erhalten, die durch ihre individuelle Gestaltung fast verblüffen. Aber es ist der rein sinnliche Mensch, der uns hier mit fast brutaler Deutlichkeit entgegentritt, es fehlt jedes Hineinarbeiten von Geist oder Herausarbeiten des Seelischen. Es war jener Naturalismus oder künstlerische Materialismus, dem die Schilderung der körperhaften Oberfläche einziges Ziel ist. Von der idealisierten Primitive der griechischen Ausdrucksform, die wie jede erste Kunstoffenbarung Abstraktion war, wurde der Schritt zur Abschilderung der Wirklichkeit mit all ihren zufälligen Erscheinungsmerkmalen vollzogen. Das war ein Fortschritt in der Naturbeobachtung und Technik, aber ein Rückschritt in der geistigen Haltung, die jede höhere Kunst einnehmen soll. Jede Kunst aber, die in der Wirklichkeit landet, findet keinen Weiterweg mehr; denn bei den Annäherungsversuchen an das gegebene Objekt ist bald die Grenze der Kunst erreicht, und es beginnt ein künstlerisch völlig indifferentes Geduldspiel. Erst dort, wo die Kunst die äußere Form nur als den Rahmen geistiger Kräfte, Spannungen und Lösungen auffaßt, wird der Künstler zum Schöpfer, der Schwerpunkt ist vom Objekt in das Subjekt gelegt, die Kunst wird im Gegensatz zur zentripetalen naturalistischen Kunst zentrifugal. Die ganze Kunstgeschichte ist nichts als die Geschichte des Kampfes dieser beiden Kraftstrebungen: hin zum äußeren Objekt, weg von demselben: Realismus, Idealismus.

Der Idealismus steht an der Schwelle aller Kunstbetätigung als jener primitive Idealismus aus Unvermögen. In dieser Linie treffen sich die zentrifugalen und zentripetalen Kräfte. Denn, obgleich Idealismus in der fertigen Leistung, war es Realismus in Absicht und Streben. Diese primitiven Künstler wollten die Wirklichkeit wiedergeben, aber konnten es nicht. Anders die klassische Kunst. Sie war zentrifugal aus Absicht, aber sie

kannte nur eine Richtung des Abbiegens vom Objekt, die Verklärung und Verschönerung. Erst mußte die Welt größeres und reflexes Interesse an seelischen Problemen gewinnen, bis sie finden konnte, daß auch eine andere Richtung dieser vom körperhaft konkreten Objekt wegstrebenden Kräfte möglich war, die den Sinnen unzugängliche seelische Vertiefung. Weder Mittelalter noch Renaissance konnten diesen psychischen Idealismus entdecken, und wo sich schwache Spuren davon finden, erscheinen sie nur als gelegentliches Akzidens der in erster Absicht festgehaltenen Schönheitsverklärung.

Es könnte merkwürdig erscheinen, daß es gerade die nordische Kunst war, die zuerst die neuen Ausdruckswege fand und in dem großen Entdeckergenie eines Rembrandt zu einem vorläufigen Höhepunkt gelangte. Es ist eben in den germanischen Ländern das körperlich Typenhafte lange nicht so ausgeprägt wie in den südlichen Ländern — man denke nur an die jüdische Rasse —, die nordische Menschenmasse ist in viel schärfer unterschiedene Individualitäten gespalten, der „schöne" Menschenschlag lange nicht in dem Ausmaß vorhanden, wie z. B. in Italien, Umstände, die bei der Lösung des Problems nicht außer acht gelassen werden dürfen. Zudem bieten Natur und äußere Umgebung nicht jene Reize, die den Sinn allzusehr nach außen lenken; das vanitas vanitatum, das in Dürers Melancholie einen so ergreifenden Ausdruck gefunden, schwebte dem deutschen Gemüt viel stärker vor und drängte nach einer Konzentration ins Innere. So kam es, daß auch die deutsche Kunst, soweit sie sich nicht im nackten Realismus verlor, ihr Streben und ihre Kraft nicht am Ausfeilen einer sinnlich-körperlichen Schönheit erschöpfte, sondern aufs Seelisch-Ausdruckshafte richtete.

Die durch Rembrandt errungene Höhe der Bildniskunst vermochte mehr als zwei Jahrhunderte lang keiner mehr zu erreichen, ja es kamen Zeiten, wo man auch gar keinen Versuch mehr machte. Das repräsentative Bildnis — wenn man von dem rücksichtslosen Spanier Goya absieht — beherrschte die Zeit bis Lenbach. Zwar entschädigen die Bildnisse der Rokokozeit durch andere künstlerische Qualitäten für den Mangel an individuellem Leben und für die psychische Öde, aber im 19. Jahrhundert hat das Bildnis einen Tiefstand erreicht, der erschreckend wirkt. Ohne Schminke kam man nicht mehr aus. Aber es war eben das klassische Ideal wieder ins Leben gerufen, und dieses ist nun einmal der Tod jeder echten Porträtkunst. So mußten solche Bildnisse notwendig zu gemalten Lügen werden.

Denn ein Bildnis ist ein Stück Geschichte, und jeder subjektive Eingriff in die Wirklichkeit ist Geschichtsfälschung. Die wenigen Ausnahmen, die wir im 19. Jahrhundert sehen, mögen der Wirklichkeit näher kommen, aber Bildnisse im Sinne der Rembrandtschen Psychologie sind auch sie nicht. Erst ein Lenbach brach mit der ganzen Derbheit, die seinem altbayrischen Wesen eigen war, mit der Tradition und fand wieder den Weg in die Seele. Aber auch er übertrug seine Bildnisse zu leicht ins Pathetische; als Kind seiner Zeit stand er eben doch noch mit einem Fuße in der Kaulbach-Pilotyschen Richtung. Eine gewisse van Dycksche Eleganz liegt vielfach über diesen Bildnissen und goß Wasser in den Wein. Erst mußte der Schritt der gesamten künstlerischen Entwicklung wieder in die unverfälschte Natur eingemündet sein, bevor ein Porträtkünstler auftreten konnte, der, allem gleißnerischen Wesen abhold, die Menschen gab, wie sie wirklich waren, und mit psychologischem Scharfsinn in ihre Seele drang, statt ihnen pathetische Theatergesten umzuhängen.

Dieser Künstler ist Samberger. Man wird uns verzeihen, wenn wir erst nach so großen Umwegen wieder zu ihm zurückgelangen. Allein, um ihn ganz zu begreifen, wird man ihn eben als letztes Glied einer Entwicklungsreihe betrachten müssen, die in verschiedenen Krümmungen, Auf- und Abstiegen schließlich bei ihm anlangte, um später ihre Kurvenbahn wieder fortzusetzen. Wenn Eßwein in seinem geistvollen Essay, den er dem Sambergerbuch voranschickte, meint, diese ernste, starke Künstlernatur ordne sich unserer schwächlichen und verdrehten Zeit eben nicht ein, so ist das freilich richtig, wenn man an die so ungebührlich aufgebauschte Modekunst denkt. Aber daß ein starker Baum auch starke Wurzeln haben muß, versteht sich von selbst.

Viele Jahre mußten verrauschen, bis Samberger mit sich selbst fertig war, und es ist reizvoll, den Weg zu beschreiten, den sein Schaffen von den Erstlingswerken bis zu seiner ausgereiften Kunst nahm. Selbst heute noch strebt die starke Persönlichkeit aus den beengenden Fesseln der Bildniskunst hinaus in die vollkommen freie Ausdruckskunst. Aber ein Mann, der sein einmal gewähltes Spezialfach mit so tiefem Ernste erfaßt und das Innenleben seiner Modelle in angestrengtem Studium zu erschöpfen trachtet, kann sein Schaffensgebiet kaum in die Weite dehnen, ohne an Tiefe zu verlieren. Und so wird Samberger bleiben, was er heute ist, ein Bildnismaler erster Größe, mögen auch gelegentliche Arbeiten anderer Art dem in die Weite drängenden Schaffenstrieb bisweilen ein Ventil öffnen.

Aus der Frühlingsperiode der Tätigkeit des Meisters, die sich, was Porträtarbeiten angeht, noch wenig verschieden zeigte von den Werken anderer begabter Künstler, ragen zwei Kompositionsstudien hervor: Pauli Richtgang und Samson (1884), die unbedingt eine andere Entwicklung des Künstlers erwarten ließen, als sie später erfolgte. Es sind das Werke von überzeugender Durchschlagskraft, Samson von einer fast Rubensschen Gewalt der Dynamik, dazu die Typen psychisch so scharf auf den Moment eingestellt, daß die besten Rembrandtschen Radierungen kaum Besseres bieten. Da möchte man es wohl bedauern, daß die so überragende dramatische Veranlagung des Künstlers sich nicht weiter entfaltete, und, nachdem die so ergreifend und hinreißend klingende Ouvertüre geschrieben war, ungenutzt liegen blieb. Dramatische Neigungen können sich bei einem Bildnisspezialisten nicht ausleben; hier muß die künstlerische Sehkraft aus dem Makrokosmos in den Mikrokosmos, aus der Welt in die Einzelseele flüchten und Geheimnisse ganz anderer Art ergrübeln, um allerdings auch darin eine Art innerer Dramatik zu entdecken, ein Widerspiel von Strebungen und Gegenstrebungen, deren Resultat der Charakter des Individuums ist.

Welche Gründe den Künstler zu diesem Abschwenken von der psychologischen Geschichtsmalerei gebracht haben, wissen wir nicht. Vielleicht weiß es der Künstler selbst nicht, denn künstlerische Neigungen entziehen sich oft dem reflexen Bewußtsein. Jedenfalls weiß aber heute die Welt, wie wenig einseitig Sambergers Begabung, wie weitreichend seine geistige Potenz ist.

Da jeder Mensch die ersten psychischen Erfahrungen an sich selber macht und erst durch langjährige Beobachtung der eigenen Seelenzustände, Wallungen und Kämpfe dahin gelangen kann, sich in fremde Individualität hineinzufinden und die Graddifferenzen gewissermaßen von dem normativen Pol der eigenen seelischen Verfassung abzulesen, wird auch der Bildnismaler am besten tun, zuerst sich selbst und die Ausprägung seines Innern in den äußeren Zügen zu erforschen. Samberger hat diese Notwendigkeit instinktiv erfaßt. Trotzdem wäre er nicht zu jener Shakespeareschen Charakterintuition gelangt, wenn nicht sein eigenes Innenleben eine große Mannigfaltigkeit geistiger Züge aufwiese und so jenes auf die zartesten Schwingungen reagierende Instrument bildete, auf dem die Seelenakkorde seiner Modelle induktiv anklingen.

So begann schon der 21jährige mit einem Selbstbildnis, das, technisch sehr flott impressionistisch hingestrichen, geistig noch wenig sagt. Der Blick

beschäftigt sich mit der Außenwelt, nicht mit der eigenen Seele. Wie wenig befriedigt Samberger selbst von einer solchen Art Bildnis war, zeigt das nach weiteren zwei Jahren gemalte Selbstporträt. Im Vortrag noch breiter behandelt als das erste, geht der Blick diesmal nach innen, aber nicht, um darin zu forschen, sondern um zu ruhen. Es hinterläßt etwas den Eindruck einer Totenmaske, den auch das stürmisch flatternde Haar nicht zu verwischen vermag. Die Lösung war dem Künstler noch nicht geglückt. Aber schon ein Jahr später (1885) erscheint ein neues Selbstbildnis, bei dem der Blick die innere Seele nach außen trägt. Technisch ist es freilich noch kein Samberger, erinnert vielmehr stark an die Lenbachsche Augenmalerei. Aber die Seele war nun entdeckt, die Krallen des Löwen haben sich gezeigt.

Bei keinem Künstler kann man darum mit mehr Recht sagen, er sei bei sich selbst in die Schule gegangen, als bei Samberger. Sein ungewöhnlich ausdrucksvoller Kopf kam ihm dabei freilich sehr zu statten. Das liegt in der Familie; denn auch der Vater des Künstlers ist ein Charakterkopf, der immer wieder des Meisters Pinsel herausfordert.

Technisch war der Künstler noch nicht ins reine gekommen. Es folgen auf stark impressionistische Malereien solche von fast Leiblscher Delikatesse. Daneben finden wir dann wieder ein Bild, wie die „Elegie" aus dem Jahre 1889, dessen technische Behandlung und helles Kolorit an Uhde erinnern möchte.

Unterdessen war die Welt fast teilnahmslos an seinen mächtigen Prophetengestalten vorbeigegangen und hatte dem Künstler jede Lust geraubt, zu dieser Art von Idealstoffen zurückzukehren. Die außerkünstlerischen Rücksichten auf die Notwendigkeiten des materiellen Lebens mußten den Meister von Bildern ablenken, die nur von einem kleinen Häuflein Auserlesener bestaunt, von keinem aber gekauft wurden. Wie viele Künstler sind in diesem harten Daseinskampf unterlegen und haben ihre Ideale zu Grabe getragen. Für Samberger war er nur Anlaß, eine andere Richtung einzuschlagen, bei der Leben und Kunst, das Reale und Ideale auf ihre Rechnung kamen.

Im Beethovenbildnis von 1891 hat Samberger einen Griff in seine allerreifste Ausdruckswelt getan. Noch weit besser als bei Klinger ist hier das Aufhorchen auf innere Harmonien, das beseligte Ruhen und Schwelgen im Meer geheimnisvoller Klänge getroffen. Das ist nicht der Beethoven, der seine ersten, noch stark in der Tradition verwurzelten Werke dichtete,

sondern der große Entdecker der neuzeitlichen Musik, der über seiner neunten Sinfonie oder über seiner Missa sollemnis brütet. Die dissonanzenreiche Technik, in der Samberger dieses Bildnis hinwarf, ist ein sprechendes Symbol des späteren Beethoven.

Des Meisters Übergang vom Suchen und gelegentlichen Ergreifen des Höchsten bis zu seinem festen Besitz läßt sich vielleicht am besten aus einem Vergleich der beiden Selbstbildnisse von 1894 und 1898 ablesen. Dort ein psychisches und technisches tempo moderato, hier ein wildes tempo agitato. Der Hut, der auf dem ersteren Bildnis noch ganz etikettegemäß auf dem Kopfe sitzt, ist im Taumel der künstlerischen Erregung nervös zurückgeschoben und läßt das üppige Haar in die Stirne fallen; das Kleid hat sich aufgebauscht, elektrische Kräfte strahlen vom Gesicht aus bis in die äußersten Bartspitzen und sprühen geheimnisvolle Funken aus den Augen, die sich dem Beschauer wie glühende Pfeile in die Seele bohren. Es ist, als ob alles, was in Sambergers Charakter an Lebensernst und Melancholie, aber auch an männlich trutziger Festigkeit liegt, sich hier vereinigt hätte, um scharfe Anklagen hinauszuschleudern über alle jene, denen das Leben nur Spiel und Scherz zu sein scheint. Besseres hat auch Rembrandt nie gemalt. Das Ölbild ist mir lieber als die gleichzeitige Kohlezeichnung, die etwas stark ins Finstere und Düstere umschlägt, wie der Künstler überhaupt gern Stimmungen bis an die Grenze des Extrems zu treiben geneigt ist. Daher kommt es, daß oberflächliche Beschauer und spießbürgerliche Besteller leicht Karikaturen herauszufinden glauben, wo nur die Charakteristik auf die Spitze getrieben ist.

Zeigt das Meisterwerk von 1898 den Künstler mehr von seiner selbstbeschaulichen Seite, wirft es seine Reflexe von innen nach außen, so nimmt das von 1901 mehr die Reflexe seiner Objekte innerlich auf; es ist der scharf beobachtende Psychograph, der einen Augenblick sein eigenes Ich vergißt und sein Psychomikroskop auf ein fremdes Seelenleben einstellt.

Mit dem neuen Jahrhundert beginnt Samberger seinen Weg geradeaus zu schreiten, ohne sich viel nach rechts und links umzusehen. Die Zeit einer fast ununterbrochenen Reihe erster Schöpfungen war angebrochen.

Tiefer Lebensernst und Humor scheinen scharfe Gegensätze zu sein, und doch sind sie oft unzertrennliche Gefährten. Sie haben ja auch ihr objektives Fundament in der Tatsache, daß nicht alle Reibungen und Anstöße, die in keinem Menschenleben ausbleiben, schmerzlicher, sondern oft auch ergötzlicher Art sind. Je feiner eine Natur auf solche Reibungen

reagiert, um so leichter schlägt der Ernst in Melancholie um, um so lebendiger und drastischer wird aber auch das Empfinden für das Lächerliche. Darum hat Samberger eine unverkennbare Sympathie für Menschen, die innerlich weinen oder lachen. Das Mezzoforte liegt ihm ebensowenig wie Beethoven, und so kann man die Beobachtung machen, daß der Künstler, wo er sich Modelle nach seiner Wahl sucht, stets den Mittelgrad verschmäht. So ist Samberger der Shakespeare unter den Malern geworden, nicht der Dramatiker, sondern der Charakterzeichner.

Der Frauentyp, den sich Samberger geschaffen hat, steht einzig da in der Kunstgeschichte. Keine Spur von dem Geschlechtswesen, das uns die Durchschnittskunst immer wieder bis zum Überdruß zeigt, und dem ein Titian, Rubens und Rembrandt so viel von ihrer künstlerischen Kraft geopfert haben. Der herbe Zug um den Mund, das scharfgeschnittene Kinn, die großen fragenden Augen erzählen von standhaft ertragenem Kummer und Leid. Eine Atmosphäre des Schweigens ist um sie gegossen, wo man kein lautes Wort wagt. Wundere sich niemand, wenn er beim ersten Anblick solcher Köpfe, in denen der Geist über den Körper herrscht und alle Anmut im vulgären Sinne absorbiert hat, noch nicht die richtige Distanz gewinnt. Weiche und sinnlich schöne Formen haben es dem Künstler nie angetan; eine schillernde Oberfläche, die nur zu oft eine leere und öde Innenwelt verdeckt, blieb ihm zeitlebens gleichgültig. Diesen tragischen Zug in den Frauenköpfen zeigt besonders das Schaffen des Meisters in den neunziger Jahren, aus denen als Beispiele die Sibyllendarstellungen, Kassandra und die Madonna genannt seien.

Es ist derselbe Typ, der auch im Dantebildnis von 1905 und in dem weltberühmten Christus deutlich durchschimmert. Dieser Christus wird stets einen Ehrenplatz in der Geschichte der christlichen Kunst behaupten. Wie spielend erscheint hier dieses schwierigste aller Probleme überwunden, soweit es menschlicher Kunst überhaupt zugänglich ist. Denn ein großer Rest wird immer ungeschrieben bleiben, da niemand die abgründigen Tiefen und göttlich erhabenen Weiten und Höhen der Heilandsseele zu erfassen vermag. Die einfachste Weise einer Christusdarstellung ist darum die typische, die von jedem Hauch einer seelischen Anwandlung befreite Form. Der Beschauer wird bei solchen Darstellungen in keiner Weise gestört, seine eigenen Gedanken und Gefühle in das Antlitz hineinzulegen. Es gleicht einem Gefäß, das indifferent ist gegen die Aufnahme dieses oder jenes Inhalts. Weit schwieriger gestaltet sich das Problem, wenn ein Künstler

diese abstrakte Form verschmäht und den menschlichen Charakter Christi darzustellen versucht. Denn bei Christus, dem Idealmenschen, gibt es keinen Wesenszug, der vorherrscht; es sind alle gleichwertig: Milde, Güte, Ernst und Strenge, die für den Künstler nichts sind als Gegensätze, die er nicht vereinen, unter denen er nur wählen kann. So bleibt als Aufgabe, die eine Seite des Charakters Christi so zu zeichnen, daß sie die andere nicht ausschließt. Der Beschauer darf nie zum Urteil kommen: bei diesem Christus ist jene Liebe und jenes Wohlwollen undenkbar, von dem uns die Evangelien berichten, aber auch nicht umgekehrt: er ist zwar sanft und milde, aber der Ernst und die Strenge des Weltenrichters sind ausgelöscht. Wie selten diese Aufgabe gelöst wurde, zeigt jedem ein Blick in die Geschichte der Christusdarstellungen. Samberger hat die Klippe glücklich umschifft, und obwohl Ernst und Hoheit die Grundnote seines Christus bilden, bleibt man keinen Augenblick im Zweifel, daß hinter diesen dunkeln Schleiern Trost und Erquickung für alle Mühseligen und Beladenen verborgen sind. Das geheimnisvolle Helldunkel, in dem das heilige Antlitz fast entmaterialisiert schwebt, das wie das Flackern eines ewigen Lichtes über das Bild hinzittert und milde in die Seele des Betrachtenden hineinstrahlt, wirkt weit mächtiger als das äußerliche Attribut eines Heiligenscheines.

In die Kategorie des Ernsten gehören auch die Idealbildnisse, die Samberger im Laufe der Jahre geschaffen hat, wie Paulus, Aloysius, Canisius, Michelangelo, Savonarola, Schiller und andere. Über alle diese könnte man als Motto schreiben: Ingeniosus omnis melancholicus[1].

Die schwermütigen Mollklänge, in denen das Schaffen des Meisters während seiner mittleren Periode dahinrauschte, haben sich später mehr aufgehellt, und das prachtvolle Frauenbildnis „Meditation" vom Jahre 1911 mit seinen sonoren Farbenakkorden, durch die es alle Bilder, die in seine Nähe kommen, totschlägt, hat an Stelle des Drückens und Lastens einer pessimistischen Grundstimmung einem fast wunschlosen inneren Betrachten und Träumen Platz gemacht.

---

[1] In diese Reihe gehört auch unser Titelbild: Benedikt XV., das mit gütiger Erlaubnis des Künstlers hier zum erstenmal veröffentlicht ist. Das Original — eine Kohlezeichnung — will unter Zugrundelegung authentischer Photographien die geistigen Züge des Papstes festhalten, wie sich dieselben in den Regierungsakten und in den bisher bekannt gewordenen Charakterschilderungen abspiegeln. Man beachte besonders, wie der Künstler die linke Gesichtshälfte, die im Gegensatz zur rechten, etwas zusammengesunkenen, die geistig bedeutsamere ist, durch die Halbprofilstellung zur Geltung zu bringen wußte.

Überhaupt hat in den letzten 15 Jahren die Ausdruckskunst Sambergers an Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit noch sehr gewonnen und geradezu den Höhepunkt erreicht. Diplomatenköpfe mit der Unergründlichkeit der inneren Vorgänge (Hendel, Brandstätter) glücken ihm nicht weniger als Gelehrte (Gietmann, Reber) mit ihrer konzentrierten Geistestätigkeit oder Künstler mit ihren wechselvollen Stimmungen (Welti, Leonhard). Ein Bildnis aber wie das des Professors Dr Edelmann dürfte selbst einem Samberger nur in den Stunden der höchsten künstlerischen Ekstase wieder gelingen. Ausdruck und Haltung möchten den Beschauer fast Schutz suchen lassen vor einem ausbrechenden Ungewitter, so erregt ist die psychische Spannung. Es flackert und zuckt in diesen Nerven, in diesen Augen, so daß selbst die Haare entsetzt auseinanderfliehen möchten. Aber der Mund verrät eine eiserne Energie, die alle Revolutionsversuche mit ihrem Machtwort niederhält.

Das Bildnis Ludwigs III. von Bayern ragt über die sonstigen repräsentativen Bildnisse anderer Künstler um Bergeshöhe hinaus. Für den Charakter des Künstlers ist es bezeichnend, daß er selbst in einem solchen Falle kein Schmeichelwort spricht, dafür uns aber das Wesen dieses kraftvollen, selbständigen, von keiner so oder so gearteten Umgebung beherrschten Herrschers Zug um Zug enthüllt. Beim Anblick dieses Meisterstückes möchte man die landläufigen Königsbildnisse geradezu in Stücke reißen, so hohl und nichtssagend kommen sie einem vor.

In allen nur denkbaren Abstufungen finden wir im letzten Zeitabschnitt auch den Humor, so im jovialen Buchner, im feinnervigen, sanguinischen, stets heitern Schramm-Zittau, im Choleriker Götz, dessen freundliches Lächeln einem Sonnenstrahl gleicht, der sich durch Gewitterwolken durchgestohlen hat, dann aber in der Krone dieser ganzen Serie, in dem Meisterbildnis Bradl (in der Neuen Pinakothek). Die im Wirbel sich bewegende fahrige Gedankenwelt eines Humoristen, bei dem die Assoziationen Sprünge machen und Purzelbäume schlagen, haben in dem unerhört raffinierten Rhythmus eines Brucknerschen Scherzo malerischen Ausdruck gefunden. Es ist „ein Spiel von Symmetrien aller Art, und ein Überspringen und Verspotten dieser Symmetrien" (Nietzsche). Wer einmal den gewaltigen künstlerischen Geist, der sich in diesem Bildnis förmlich ausgerungen hat, und den geistigen Zug, der diesen tollen Wirbeltanz der Farben und Formen straff zusammenhält, erfaßt hat, wird sich an dem Bildnis nicht satt sehen können und jeden Gedanken an eine Karikatur, der zuerst vielleicht auftauchen möchte, als eine Beleidigung des Künstlers abweisen.

Die Technik des Meisters läßt sich nur an der Hand von Originalen klar machen. Meist wird das hellgrundierte Malbrett mit einer leichten, goldig braunen, durchscheinenden Farbschicht überstrichen und darauf die Lichter und Schatten aufgetragen. So kommt eine Wärme und ein Wohllaut in das Bild, den man mit so einfachen Mitteln kaum erreichbar halten möchte. Das Studium des rein Technischen ist so bei Samberger allein schon ein Genuß wie etwa bei Frans Hals. Aber Samberger hat vor ihm, vom Psychologischen ganz abgesehen, eine größere Geschmeidigkeit des Pinsels voraus; seine rhythmischen Formen sind ungleich vielseitiger und stehen ganz im Dienste des inneren Ausdrucks. Selbst in den Hintergründen geistern noch manche dieser scheinbar irrationalen Rhythmen umher als Postludien, als letzte Zuckungen der künstlerisch arbeitenden Hand. Wer darin Launen und Willkürlichkeiten sehen möchte, hätte die Bedeutung dieser zum Teil symbolistischen, zum Teil der Bildwirkung und der Herstellung des Gleichgewichts zugute kommenden Arrhythmien noch nicht erkannt.

Sambergers Technik ist nicht schablonenhaft, weder im Grundton der Farbe noch im Farbenauftrag. Der Charakter seiner Modelle ist ausschlaggebend für die Wahl der Mittel. Bald finden wir ein goldenes Hellbraun, bald wieder einen tiefdunklen, prachtvollen Ton mit silberigen Lichtern, bald gleitet der Pinsel weich und beruhigend über die Fläche, dann wieder fährt er erregt und mit wildem Gestus einher, um ja den Augenblick zu erhaschen, wo die innere Seele des Modells ihre Spuren im Antlitz am deutlichsten ausprägt, um dann den entscheidenden Moment mit einigen Tupfen und Strichelchen festzuhalten.

Die Frage „Was ist Schönheit?“ drängt vor Sambergerschen Werken ungestüm um Antwort. Denn wer unter Schönheit nur jene mit Worten nicht zu schildernde Eurrhythmie und typische Abstraktion der klassischen Kunst versteht, müßte Samberger den Weg aus den Tempeln der Kunst weisen. Hat die klassische Kunst den Leib vergeistigt, so hat Samberger den Geist verleiblicht; sein Ausgangspunkt ist nicht der Körper, sondern die Seele, der Geist. Die Schönheit, die auf diesem Wege zustande kommt, ist die Ausdrucksschönheit, die vielleicht den Sinnen weniger schmeicheln mag, dafür aber um so tiefer ergreift.

So ist Samberger nach Rembrandt sozusagen der Wiederentdecker der ultravioletten Strahlungen der Seele. Diese sind immer vorhanden gewesen, auch im Mittelalter. Das ist gegen Eßwein festzuhalten, der erst zur Zeit Rembrandts die Grundvoraussetzung jeder neuzeitlichen Bildnis-

kunst gegeben wähnt: den differenzierten Menschen, die Persönlichkeit fast schon im modernen Sinne. Wer etwa glauben möchte, der fromme und feste Dogmenglaube des Mittelalters habe eine Differenzierung der Einzelindividuen ausgeschlossen, der wäre noch nicht über die Vorhöfe der Seelenkenntnis hinausgedrungen. Denn auch die dogmatische Wahrheit bekommt bei jedem einzelnen ihre eigene Klangfarbe, um die feststehende Melodie ranken sich Kontrapunkte von gänzlich verschiedener Art. So war auch damals schon die Voraussetzung der tiefsten Bildniskunst gegeben; aber es fehlte noch der große Entdecker auf dem Gebiete psychischer Differenzierung. Ein Samberger fände in der mittelalterlichen Welt genau so lockende und interessante Aufgaben wie in der modernen.

Es ist betrübend, daß ein Künstler von so hohen Eigenschaften wie Samberger in manchen öffentlichen Galerien noch lange nicht jene Ehrenplätze gefunden hat, die ihm gebühren und die er in der Münchner Neuen Pinakothek besitzt. Aber Tschudi hat Schule gemacht, und dieser Schule ist leider der Sinn für unsere echt deutsche Kunst immer mehr abhanden gekommen und hat einer unbegreiflichen Gallomanie Platz gemacht. Das muß anders werden, und auch von der Kunst muß das schöne Wort unseres Reichskanzlers gelten: „Wir haben jegliche Sentimentalität verlernt."

Josef Kreitmaier S. J.

Besprechungen.

Philosophie.

Die Tragikomödie der Weisheit. Die Ergebnisse und die Geschichte des Philosophierens. Ein Lesebuch. Von **Richard Wahle.** gr. 8° (VIII u. 416) Wien 1915, Braumüller. *M* 6.—

Ein unbilliges Buch wider die Philosophie hat Richard Wahle mitten im Weltkrieg fertiggeschrieben. Wahle hat seit langem die Neigung gezeigt, mit ungewöhnlichem Nachdruck alle Philosophie vor ihm als gänzlich abgetan, hingegen seine eigenen Anschauungen, die man gewöhnlich mit denen Machs vergleicht, als endgültige hinzustellen; dieser Richtung huldigten bereits die Schriften: „Geschichtlicher Überblick über die Entwicklung der Philosophie bis zu ihrer letzten Phase" (1895), „Das Ganze der Philosophie und ihr Ende" (1896), „Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie" (1899). Sein neuestes Buch betrachtet es als ausgesprochene Aufgabe, der Philosophie das Grablied zu singen, wobei allerdings vieles aus den früheren Veröffentlichungen wiederholt wird.

Wahle sieht klar, daß im Menschen ein Bedürfnis eigener Art lebt, das der Ausgangspunkt einer selbständigen Wissenschaft werden möchte, das „impetuose Bedürfnis, das Ganze wie ein einziges Ding zu überschauen, die Konstitution seiner Komponenten im allgemeinen, seine Herkunft, sein Schicksal zu verstehen" (S. 41). Doch könne dieses Verlangen, eben das philosophische, unseligerweise nicht befriedigt werden. „Wir haben nicht mehr Philosophie als ein Tier, und nur die rasenden Versuche, zu einer Philosophie zu kommen, und die endliche Ergebung in Nichtswissen unterscheiden uns von dem Tier" (S. 132). Dem Agnostizismus, dem Nicht-wissen-können, sei es zwar bei den Alten nicht vergönnt gewesen, zu der auch jetzt nur von wenigen erreichten Entscheidung zu kommen. Man solle es aber dem Autor nicht verübeln, wenn nunmehr er ähnlich wie Hegel sich als Endpunkt der Philosophie ausgebe; es bestehe doch ein tiefgreifender Unterschied: Hegel bezeichne sich als Höhepunkt des Wissens, er dagegen als Tiefpunkt der Unwissenheit, des Agnostizismus, dessen Richtigkeit ja vorzüglich in Negation liege. Dennoch wolle er sich auch nicht schlechtweg Agnostiker nennen, da er doch mehr zu sagen habe, als der gewöhnliche Agnostizismus biete. Tatsächlich finden sich bei Wahle, zumal in seinem ersten, mehr systematischen Teil „Wahrheiten und Weisungen", eine ansehnliche Zahl teils zutreffender, teils angreifbarer Behauptungen, die zusammen ein bescheidenes Lehrgebäude ausmachen, und seine „Reihenpsychologie" empfiehlt er ebendort mit verhältnismäßiger Ausführlichkeit als das einzig Richtige.

Nun kann man gewiß nicht leugnen, daß viele Denker und Denkrichtungen, von denen Wahle im zweiten Teil, „Die Geschichte der Philosophie“, sprechen muß, hinlänglich Anlaß geben zu schlimmer Kritik oder zu Spott, ja zu der unverblümten Note „Unsinn“, die zu erteilen ausdrücklich die Erlaubnis des Lesers eingeholt wird. Indem Wahle unbarmherzig das die Aufmerksamkeit zersplitternde Beiwerk und die blendenden Wortverhüllungen von den Philosophemen abstreift und dafür „konzis und proper“ die leitenden Gedanken herausstellt, tritt Ernstzunehmendes wie Lächerliches leicht erkennbar zu Tage. Auch Modegötter finden hier keine Gnade. Übel kommt Kant weg, „der Unglücksmensch“. „Wäre es nicht der Kant — man würde sagen: Lüge über Lüge“ (S. 349 359). Goethe als sittlichem Vorbild wird ein schlechtes Zeugnis ausgestellt. Nach der Heraushebung des Fichteschen Gedankenkerns heißt es: „Wer da nicht lachen kann, kann auch nicht philosophieren“ (S. 379). „Wer Nietzsche goutiert, kann kaum eine tiefere Zuneigung zu wahren Größen der Poesie und Prosa empfinden. Was kann überhaupt eine Einkleidung bedeuten, wenn der eingekleidete Sinn öde und monoton ist? Es ist schwer möglich, das Falsche schön zu sagen, aber ganz unmöglich, das Unbedeutende schön zu sagen. Jedem psychiatrischen Fachmanne ist die Verbindung von Dürftigkeit des Inhaltes mit Üppigkeit der aus aller Welt herbeigeholten Metaphern geläufig. Das stilistische Wesen von Nietzsche ist — wie Herbstlaub, es hat etwas Funkelndes und ist doch Krankheit und Zerstörung, die bunten Blätter sind wie verrückt gewordenes Grün“ (S. 24). Wie über Nietzsche, der die stoische Wiederkehr des Gleichen neu zu beleben suchte, wird viel Spott ausgegossen über die nicht wenigen Neuern, die alte, beim ersten Versuch ehrwürdige und kühne, aber nun lang überholte Gedanken wieder hervorsuchen, mit ein paar neuen Worten und Wendungen verbrämen und dann herablassend sagen, die Alten hätten sich ihren, den modernen Ideen „bereits angenähert“. Es gibt überhaupt abgetane Irrtümer, die durch keinerlei Verbesserung zu retten sind. „Ist durch ein fehlerhaftes Prinzip eine ganze Gattung von Anschauungen, wie Materialismus, Pantheismus und andere, einmal korrumpiert, so kann sie nicht durch Modifikationen, die bloße Abarten schaffen, saniert werden“ (S. 313). Auch der heute angepriesene „Neuidealismus“ taugt nicht, da er nichts bietet als ein vages Aufhetzen: Wir brauchen innere Kultur; man öffne die Tiefen der Seele, schaffe Persönlichkeiten usw. Unser Kritiker geht mit all diesen „ismen“ nicht glimpflich zu Werke: er scheut auch vor unakademischen Kennzeichnungen wie „miserables Geschwätz“, „Harlekinade“, „unverschämte Erfindungen“, „Humbug“, „abgenagte Knochen“ keineswegs zurück.

Eine anerkennenswerte Seite dieser kurzangebundenen Rücksichtslosigkeit liegt darin, daß sie sich nicht auf jene Begriffsfälschungen einläßt, wodurch manche ihren anstößigen Aufstellungen ein einladendes Aussehen zu geben trachten. So behauptet Wahle zwar, die Religion sei ein bloßer Traum; aber er will wenigstens die Benennung Religion, wie hergebracht, der Verehrung des weltregierenden Höchsten vorbehalten wissen und verwahrt sich gegen die Ausdeutungen der Religion als der begeisterten Hingabe an irgend eine Idee, als des Gefühles der Abhängigkeit vom Universum — solches könnte auch beim kraß atheistischen, entschieden

religionslosen Materialisten statthaben —, als der Annahme, daß etwas Geistiges das All durchwalte, als der unbestimmten Verehrung des Unerforschlichen, das möglicherweise gar nichts Ehrwürdiges wäre. Rückt man in solcher Weise den Begriff der Religion zurecht, kommt sogleich die sogenannte „neureligiöse“ Bewegung in die Enge. „Nur mit diesen Lumpereien verschone man uns: daß ein noch nicht dagewesenes religiöses Neuempfinden angebrochen sei; daß behäbige, tantiemengenießende Skribler beinahe Mystiker geworden seien; daß es eine neue allgemeine Religion geben werde; daß eine Wiedergeburt einer Religion bevorstehe usw.“ (S. 79). Gegen den Mißbrauch der Benennung Gott durch den Monismus wendet sich das Wort: „Zu Gott, in einem ehrlichen Sinne genommen, gehört auch die Persönlichkeit“ (S. 197). Die Unzulänglichkeit der Sittenlehre ohne Gott wird glatt zugegeben. „Das ist also das Aussehen der Ethik! Statt Leitung und Bestimmtheit — Unsicherheit, Unbestimmbarkeit, Ratlosigkeit, Hilflosigkeit. Nicht mit Unrecht denken so viele: laßt uns aus mit euren ethischen Reden.... Auch der kategorische Imperativ Kants ist ein verdrießliches Gefasel. Und gar der moderne, hohle, unbegründete, großartig gestikulierende Neuidealismus! Jede Beschäftigung mit Ethikern ist Zeitverlust“ (S. 171 f). Weder der Staat noch schöne Vorbilder noch weise Überlegungen noch sonst etwas kann eine zuverlässige Moral ohne Religion begründen.

Ließe sich in all diesen Dingen mit dem Urheber der „Tragikomödie der Weisheit“ reden, so fordert er durch die meisten und wichtigsten seiner Meinungen zu entschiedenem Widerspruch heraus. Er stellt als erkenntnistheoretischen Grundsatz auf, daß man nur bildhaft Klares und Anschauliches, nur durch und durch Erlebtes und Explizierungen von Begriffsinhalten gelten lassen soll. Diesen Grundsatz scheint er aber einerseits so enge zu nehmen, daß für Gewißheiten nach Art der geschichtlichen kaum noch Raum bliebe, anderseits wieder behauptet er vieles als gewiß, was durchaus nicht den Anforderungen des Grundsatzes, sondern nur der eigenen willkürlichen Annahme entspricht.

Unter den philosophiegeschichtlichen Urteilen ist zum Beispiel das über das Mittelalter unerträglich. Wir hören, dieses sei der Typus der Unoriginalität: „keine neuen Probleme, keine neue Lösung, nichts als altes Zeug, verwaschen, zerfetzt den religiösen Gebilden umgehängt“ (S. 262). Mag es vor einigen Jahrzehnten noch so gestanden haben, daß man mit derlei Abkanzlungen für wissenschaftlich gelten konnte, nach den neueren Forschungen, die soeben Baumgartners Bearbeitung von Überweg II in erstaunlicher Fülle zusammengefaßt hat, ist es nachgerade Zeit, sich sachgemäßer auszudrücken.

Gott, so lesen wir, sei unbeweisbar. Doch wird dies bloß behauptet. Denn kritisiert, und das mit Recht, werden nur der ontologische und die cartesianischen Beweise. Einmal wird auch gegen den Zweckmäßigkeitsbeweis ein Anlauf gemacht; doch wird dabei merkwürdigerweise bereits als das Wahrscheinlichere vorausgesetzt, daß die ursprünglichen Faktoren, Stoffe und Kräfte, nicht so inkommensurabel, so ganz verschiedenartig seien, um ein Resultat ihrer wechselseitigen Beeinflussung unmöglich zu machen. Aber das ist es doch gerade vor allem, was erklärt werden

muß: Woher kommt es, sei es jetzt, sei es in den unentwickelten Urzuständen, daß die Dinge sich zu einer Ordnung zusammenfügen können?

Seele oder Seelenunsterblichkeit sind nach Wahle nicht erkennbar wegen seiner eigenartigen Erkenntnistheorie und „Mosaikpsychologie". Wir erkennten nämlich nicht die wahren Urfaktoren, sondern nur die von ihnen produzierten und draußen existierenden Bilder, während gleichzeitig in uns gewisse Leibesteile, die Sinne, in gewissen Zuständen existieren — diese beiden zusammen seien die primären Vorkommnisse —, dazu noch sekundär die Phantasie- und Erinnerungsbilder, die „Miniaturen", die staunenswerterweise auch flächenhaft draußen sind, nur blässer als die „großen", primären Dinge, wie geschrumpft, und die sich, wenn wir Wünsche durchführen, wieder zu jenen großen Dingen fortsetzen. Diese großen Dinge aber wie die kleinen Flächen seien reell freischwebend da, in niemandem drin, niemandes Besitz, sondern in Reihen zusammenschließend, Scharen von einfach-reellen, primären und sekundären Vorkommnissen und Sinnen und Leibesbewegungen, Schwärme von Bildchen, flächenhafte Gruppen, deren jede ein sogenanntes Ich ist, ohne daß wir den zusammenfassenden Rahmen oder ein Subjekt oder eine Seele irgendwie kennten. Vorstellungen und Empfindungen, Denken und Wollen seien lediglich „additive Reihen" sinnlicher Vorkommnisse, auf die man sie durch Analyse zurückführen könne. Wer's glaubt! Von „bildhafter Klarheit" dieser „definitiven" Philosophie ist sicher keine Rede.

Warum nur Wahle so viel Groll auf die Willensfreiheit hat? Gründe gegen sie äußert er jedenfalls trotz vielfacher Gelegenheit keine, höchstens den, daß der Wille durch die Natur des wollenden Wesens bestimmt wäre. Gewiß ist er bestimmt, aber ob auch zum Entschluß? oder vielmehr gerade dazu, daß er innerhalb gewisser Grenzen frei entscheiden könne? Doch für unsern Autor ist der Determinismus eine der wenigen sichern Wahrheiten und ein Heilmittel gegen den Stolz, der einen sonst befallen könnte, wenn man sich im alleinigen Besitz des Richtigen weiß! (S. 66).

Aus alledem erhellt, daß der hier vorgetragene Agnostizismus tatsächlich nicht so unbeschränkt ist, wie man nach einzelnen Äußerungen glauben sollte. Man darf beifügen, daß er neben vielem Unerfreulichen auch Erfreuliches behauptet und wacker verteidigt. Dahin gehört die Hochhaltung der analytischen Erkenntnis, und was mehr ist: mehrerer wichtiger analytischen Erkenntnisse. So gilt ihm die Kausalität als analytisch, darum absolut sicher, und zwar nicht nur für uns Menschen, sondern für alle eventuellen Geister. Reiner Dynamismus ist undenkbar; „es ist der bare menschliche und übermenschliche Unsinn, zu versuchen, eine Betätigung, eine Energie allein zu denken ohne etwas, das sich betätigt, das energisch ist", gleichviel ob wir das Innere des Trägers verstehen oder nicht (S. 97 107 f). Zeit und Raum existieren nicht als selbständige Naturen, man kann darum nicht aus ihnen das Wesen der Welt machen. Es gibt Absolutes in Zeit, Raum und Bewegung, auch wenn wir im Relativen Befangene es nicht zu erfassen vermögen; dieses In-sich-sein und Von-uns-erfaßt-werden zu unterscheiden vergessen die Relativitätstheoretiker. „Was über Verschiedenartigkeit

von Räumen gesagt wurde, ist geradezu drollig, obzwar die größten, imposantesten Geister sich in diesen Ausführungen, von mathematisch phantastischer Spiellust verleitet, gefallen haben" (S. 103); diese Metageometrie, als real aufgefaßt, widerspricht analytischen Einsichten.

Im ganzen ist aber die „Tragikomödie der Weisheit" ein unerfreuliches Buch. Die Urteilsfähigen werden ja darüber zur Tagesordnung hinweggehen; aber die weiteren Kreise, auf die es in Gedankenhaltung und Sprache abgestimmt erscheint, bringt es in die Gefahr einer Art widerwärtiger Blasiertheit. Sie werden, wenn sie ihm glauben, mit einem durch nichts gerechtfertigten Hochmut auf die Geistesarbeit der Jahrtausende hinabsehen, ja sich etwas darauf einbilden, daß sie Fortgeschrittene nun alles hinter sich werfen. Und die Ethik, die daraus folgt? die religiöse Anschauung? Andere Stimmungen und Überzeugungen als die hier nahegelegten haben in schweren Kämpfen jenes Czernowitz wiedererobert, wo der Verfasser Professor der Philosophie ist.

Otto Zimmermann S. J.

Die spezifischen Sinnesenergien nach Joh. Müller im Lichte der Tatsachen. Von **Norb. Brühl** C. SS. R. gr. 8° (VI u. 105) Fuldaer Aktiendruckerei 1915. *M* 1.50

Die vorliegende, überaus gründliche Arbeit ist nicht bloß eine historische Untersuchung gewisser berühmt gewordenen Ansichten des Altmeisters wissenschaftlicher Physiologie, sondern die eingehende kritische Sammlung der Tatsachen, die ein Fundamentalgesetz der Sinnesphysiologie betreffen. Auch zu mancher philosophisch bedeutsamen Frage, wie der nach der Objektivität der Sinnesqualitäten, wird hier reiches Material geboten. In Anlehnung an die zehn Lehrsätze Joh. Müllers wird alles, was heute noch an Beweismomenten hinzugekommen ist, besprochen und gewürdigt. Das Endresultat der Untersuchung ist für Müllers Lehre sehr günstig, weit mehr, als es der sonst herrschenden Ansicht entspricht.

Die eigentliche Lehre von den spezifischen Sinnesenergien wird in den ersten fünf Sätzen entwickelt, während die übrigen nur Folgerungen und Erweiterungen bieten. Lehrsatz 1 sagt aus, daß wir alle Empfindungen, die uns durch äußere Reize geboten werden, auch ohne diese aus inneren Ursachen erfahren können. Schon dieser Satz weist darauf hin, daß die eigentliche Quelle der Empfindungsverschiedenheiten in den Nerven selbst liegen muß. Eine große Menge Erfahrungen illustrieren den Satz für alle Sinnesgebiete. Sogar aus den normalen Empfindungen gehört eine hierher, nämlich die Schwarzempfindung, die ganz auf inneren Ursachen beruht, trotzdem sie, wie alle Psychologen zugeben, eine wahre positive Empfindung ist und durchaus nicht mit dem Nichtsehen des blinden Fleckes zusammenfällt.

Zum engeren Tatsachenkreis der spezifischen Sinnesenergien gehören die nächsten vier Sätze. (Satz 2:) Dieselbe **innere** Ursache ruft in den verschiedenen Sinnen verschiedene Empfindungen hervor, und zwar — was die Hauptsache — immer nach der Natur des betreffenden Sinnes. So bewirkt eine Entzündung Helligkeit im Auge, Sausen im Ohr, Schmerzen im Tastsinn. Ebenso wirken manche

Gifte, einige krankhafte Zustände, die Miterregungen von andern Sinnen her, wo die Erregung eines Sinnes in ein anderes Sinnengebiet hinübergerät, wozu Brühl auch die Träume und Wachhalluzinationen rechnet. Noch wichtiger ist der entscheidende Satz 3, der gewöhnlich (etwa mit dem zweiten kombiniert) als das eigentliche Gesetz der spezifischen Sinnesenergien zitiert wird: auch dieselbe äußere Ursache erregt in den verschiedenen Sinnen verschiedene Empfindungen, wieder nach der Natur jedes Sinnes. So wird gezeigt, wie der Druck auf den verschiedensten Sinnesgebieten die entsprechenden Empfindungen weckt: im Auge den feurigen Ring, im Ohr Geräusch, im Geschmack unter Umständen eine Geschmacksempfindung usw. Dasselbe gilt vom elektrischen Reiz, dessen universelle Wirksamkeit schon lange aufgefallen war. Verfasser weist die alte Einwendung, daß es sich dabei um Umwandlung in adäquate Reize handle, eingehend zurück. Aus dem Bisherigen ergibt sich (Satz 4), daß die eigentümlichen Empfindungen jedes Sinnesnerven durch mehrere innere und äußere Einflüsse hervorgerufen werden. Was das alles einschließt, übersieht man erst, wenn man die ausführliche Tabelle auf S. 33—36 eingesehen hat, in der für jedes Sinnesgebiet die verschiedenartigen gewöhnlichen und außergewöhnlichen Reize verzeichnet sind. Wer einmal diesen Tatsachenreichtum überblickt hat, wird sich nicht mehr durch die Ausrede beeinflussen lassen, als handle es sich bloß um einige abnorme Fälle. Die sogenannten anormalen Reize, sagt Verfasser mit Recht, sind ebenso naturgesetzlich wie die normalen. Auch sind die Empfindungen aus inneren Reizen sehr häufig.

Satz 5 — Brühl nennt ihn das Müllersche Gesetz — zieht aus allem Voraufgehenden die wichtigste Folgerung für das Wesen der Empfindung, für ihr Verhältnis zum Objekt. Kann dieselbe Empfindung durch die verschiedensten Reize geweckt werden, so kann es nicht in ihrem Wesen liegen, den Reiz wiederzugeben, abzubilden; der feurige Kreis, den ein Druck auf das Auge bewirkt, bildet sicher keinen Druck ab. Daß Licht empfunden wird, liegt wesentlich und ausnahmslos daran, daß eben der Lichtnerv getroffen ist, nicht daß der äußere Reiz Licht ist, wenn letzteres auch die gewöhnliche Ursache ist. Oder, um es mit den archaistisch anmutenden Worten Müllers auszudrücken: die Sinnesempfindung ist nicht die Leitung einer Qualität der äußeren Körper, sondern die Leitung einer Qualität des Sinnesnerven zum Bewußtsein, und diese Qualitäten sind in den verschiedenen Sinnesgebieten verschieden, eben die „Sinnesenergien". — Diese Ausdrucksweise ist oft angegriffen worden, und nicht mit Unrecht. Daß die Qualität des Sinnesnerven zum Bewußtsein geleitet werde, legt nahe, daß dieselbe Qualität schon im körperlichen Gebiet, außerhalb des Bewußtseins bestehe, und von da ins Bewußtsein wandere — ein Gedanke, der Müller fernliegt. Entstehen ja alle diese Qualitäten nach der anerkannten Lehre der Physiologie erst im Bewußtsein selbst oder, wie Müller sagen würde, im belebten Sinnesorgan, eine Ansicht, die mit der Aristotelischen große Ähnlichkeit hat. — Zum Beweis des Satzes werden neben den früheren Sätzen noch manche weitere Gründe vorgeführt, die vielfach für die moderne Sinnesqualitätentheorie im Gebrauch sind: die aus subjektiven Gründen entstehenden Nachbilder, die Sinnestäuschungen, in denen sich

die Seele von den äußeren Reizen entfernt, die Verschiedenheit auch normaler Empfindungen trotz gleichen Reizes, z. B. zwischen den Empfindungen des Menschen und mancher Tierklassen, die notorische große Verschiedenheit der Reize bei normalen Farbenempfindungen, der Dopplersche Satz usw. Philosophisch bedeutsam ist hier die schon von Müller betonte eigenartige Wirkungsart der Lebewesen überhaupt. Während in der anorganischen Welt der Effekt in seinen Eigenschaften eng an die Ursachen gebunden ist, ist beim Lebewesen der Erfolg auf eine Einwirkung von außen die eigenste Tätigkeit des Lebewesens selbst. Der Muskel zieht sich immer zusammen, gleichgültig, welche Ursache auf ihn wirkt; jede Drüse leistet ihre charakteristische Ausscheidung. Dann ist aber auch dasselbe vom Sinnesnerven zu erwarten.

(Satz 6:) Reagiert jeder Sinn spezifisch, so kann keine eigentliche Stellvertretung von Sinnen stattfinden. Wenn Wundt eine ähnliche Ansicht für die Nervenzentra wieder in Annahme gebracht hat, so weist Brühl eingehend nach, daß dafür keine Beweise bestehen. Ebenso verteidigt er gegenüber der empiristischen Theorie Wundts durchaus den von Müller behaupteten nativistischen Charakter der Sinnesenergien. Die oft gehörte Behauptung, daß bei Blind- oder Taubgeborenen die betreffende Empfindung zeitlebens ausfalle, wird, wie wir hier hören, von den hervorragendsten Autoritäten als unbewiesen bezeichnet. Ob die Sinnesperipherie bei den Empfindungen beteiligt ist, läßt Müller offen (Satz 7). Heute wissen wir, daß die Zentralteile auch unabhängig von den Nerven der Sinnesempfindung fähig sind.

Weitere Sätze enthalten die Anschauungen Müllers darüber, wie der Sinn zur Erkenntnis der Außenwelt, zur Objektivierung der Empfindung gelangt, Anschauungen, die heute als überholt zu betrachten sind. Deshalb, weil der Sinnesnerv ausgedehnt ist, soll auch die Ausdehnung des Erregungszustandes uns in und mit der Empfindung unmittelbar zum Bewußtsein kommen. Aber die Voraussetzung, daß die Ausdehnung der empfindenden Nerven unmittelbar zum Bewußtsein komme, ist unhaltbar. Beim Gehör z. B. ist von der Ausbreitung der Nerven aus der Empfindung nicht das geringste bewußt. Die Ausdehnung der Nervenerregung ist allerdings eine notwendige, aber nicht eine ausreichende Bedingung für die Erkenntnis der Ausdehnung. Noch weniger Anklang würde heute der Satz finden, daß die Sinnesempfindungen zunächst nur als Bewußtseinsveränderungen aufgefaßt und erst später mit Hilfe der Erfahrung hinausverlegt würden. Um so mehr kann man Verfasser beipflichten, wenn er Müllers Lehre gegen den Vorwurf des Kantianismus in Schutz nimmt. Die von ihm vertretene Anschauung hat mit dem Kantschen a priori ebensowenig zu tun wie die scholastische Lehre, daß die Empfindungsqualität ursprünglich, nicht aus anderem abgeleitet sei. Alles in allem bedeutet die Schrift eine wertvolle Bereicherung eines grundlegenden Kapitels der Sinnespsychologie.

Joseph Fröbes S. J.

Englische Literatur.

The Life of Francis Thompson. By Everard Meynell. 8° (360) — **The Works of Francis Thompson.** Poems: Volume I. 8° (226); Volume II. 8° (228); Volume III: Prose. 8° (292) London W. (o. J.), Burns and Oates Ltd. — **The Cambridge History of English Literature.** Edited by A. W. Ward and A. R. Waller. 8° Cambridge, University Press. Jeder Band einzeln *M* 9.— Volume IX: From Steele and Addison to Pope and Swift. (XVI u. 610) 1912. Volume X: The Age of Johnson. (XVI u. 562) 1913.

Einen glänzend geschriebenen Essay über Alexander Pope beginnt Francis Thompson mit den sarkastischen Worten: „Im England des 18. Jahrhunderts kam ein blasser, schmächtiger, kranker Krüppel von einem Jungen zur Welt. Da es offenbar war, daß er sich niemals zu irgend einem gesunden, kräftigen Berufe eignen würde, sondern sein Leben lang kränklich und andern zur Last bleiben mußte, und da solche unglücklichen Wesen in der Regel auch noch durch eine absonderliche Berufswahl zu ihrem Mißgeschick ihrerseits beisteuern, so wurde er ganz natürlich ein Dichter." Mit einigen leichten Änderungen finden diese Sätze auf den Dichter Thompson selbst ihre Anwendung, und es besteht denn auch kaum ein Zweifel, daß sich ihr Verfasser einer gewissen Verwandtschaft mit seinem berühmten Kollegen aus dem 18. Jahrhundert vollauf bewußt war.

Den 16. Dezember 1859 zu Preston in der Grafschaft Lancaster als der einzige Sohn eines Arztes geboren, erbte Francis Thompson von seinem Vater, einem eifrigen Konvertiten, jene Liebe zur katholischen Kirche und jene Wertschätzung sittlicher Reinheit, die ihn auch in der dunkelsten Periode seines Lebens nie verließen. Von Natur körperlich schwach, schüchtern bis zur Unbeholfenheit, dabei immer zum Träumen geneigt, verriet der Knabe in der Schule weder hervorragendes Talent noch merkliche Wißbegierde. In Ushaw, wo er sieben Jahre auf dem bekannten katholischen Gymnasium zubrachte, rieten die erfahrenen Erzieher ihm von der Wahl des geistlichen Standes ab. Francis fügt sich nun dem Wunsche des Vaters, studiert mit innerem Widerstreben in Manchester sechs Jahre Medizin und beschließt seine halbverfehlte Jugendzeit mit einem unglücklichen Examen. In seiner Ratlosigkeit wird er, wofür er sich am allerwenigsten eignet, Soldat, rettet sich aber aus dieser unerträglichen Lage schon nach wenigen Wochen durch eine verzweifelte Flucht nach London (November 1885). Untergetaucht im Strudel der Weltstadt, fristet er hier sein Leben erst als Ausläufer für eine Buchhandlung, dann als Zeitungsverkäufer, endlich als Handlanger für jeglichen Gelegenheitsdienst. In seinem Elend ergibt er sich dem Opiumgenuß, wird von einem pietistischen Schuhmachermeister vom Hungertode errettet, setzt von neuem das traurige Straßenleben fort, gerät abermals in die äußerste Not und sendet, da er sich anders nicht mehr zu helfen weiß, einen geistsprühenden Essay über

„Altes und neues Heidentum“ an Wilfrid Meynell, den Herausgeber der schöngeistigen Zeitschrift Merry England. Meynell, der Vater von Thompsons Biographen, und seine Frau Alice, selbst eine Dichterin von Begabung, erkannten sofort in dem unansehnlichen, von dem Schmutze der Straße gezeichneten Manuskript das Werk des Genius und gaben sich fortan alle erdenkliche Mühe, dem heimat- und mittellosen Manne wieder einen Platz in der menschlichen Gesellschaft und einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen. Es gelingt, und dem Dichter Francis Thompson sind nun einige Jahre verhältnismäßigen Glückes, bescheidenen Wohlstandes und steigenden literarischen Erfolges beschieden. Doch die Folgen der düstern Notjahre mit all ihren traurigen Begleiterscheinungen konnten auf die Dauer nicht ausbleiben. Körperliche Schwächezustände, Melancholie, nervöse Gereiztheit stellten sich beim angehenden Vierziger immer häufiger ein, und schon am 13. November 1907 starb der Vielgeprüfte, versehen mit den Tröstungen der heiligen Religion, eines sanften, ruhigen Todes.

Als Dichter ist Thompson vor allem Lyriker. Seine Poesie strömt ungekünstelt und ursprünglich aus der innersten Seele, sie bedarf der äußeren Anregung kaum, geht selten aus vom Studium der Umwelt: der Menschen und Landschaft, ist aber immer der getreue Ausdruck der augenblicklichen Stimmung und dichterischen Inspiration. Ganz im Gegensatz zu den Naturalisten des ausgehenden 19. Jahrhunderts hat er sich herzlich wenig Mühe gegeben, exakte Kenntnisse in Botanik, Zoologie, Erdkunde und Astronomie zu erwerben; noch weniger legte er es darauf ab, mit einer Gelehrsamkeit, die er nicht besaß, freigebig zu prunken. Sein Biograph gibt zu, daß Thompson die gewöhnlichsten Baumarten kaum voneinander zu unterscheiden vermochte, auch daß er während seines ganzen Lebens nur selten, und dann immer nur für kurze Zeit, auf dem Lande weilte. Dennoch fehlt seiner Poesie nicht die Natürlichkeit. Schon die ausgesprochene Vorliebe des Dichters für Kinder, die an einen der anziehendsten Charakterzüge Brentanos erinnert, bewahrte ihn im allgemeinen vor Unnatur und Künstelei. Die klassische Einfachheit und unnachahmliche Naivität des deutschen Romantikers erreicht er auch in seinen Poems on Children, die Meynell in seiner Ausgabe der Werke an den Anfang stellt, freilich nicht. Die schönsten dieser Gedichte, wie Daisy, To Monica thought Dying, Little Jesus, leiden an einer gewissen Schwäche, die dem Menschen Thompson von Jugend auf anhaftete, und die man wohl am kürzesten als Mangel an klarer Männlichkeit bezeichnen kann. Die Puppen seiner Schwestern waren dem Knaben jahrelang das liebste Spielzeug, und selbst die späteren harten Lebensschicksale haben den Dichter nicht zum Manne geschmiedet. Die Liebeslyrik, der wir in Sister Songs und Love in Dian's Lap begegnen, trägt die gleichen Merkmale: sie ist edel, keusch, über das Irdische und Fleischliche hinausstrebend, von fast weiblicher Zartheit und Gefühlstiefe. Sister Songs bilden übrigens eine zusammenhängende größere Dichtung von hoher Schönheit, die nur durch den häufigen Gebrauch von ungewöhnlichen, auch dem literarisch gebildeten Engländer kaum verständlichen Ausdrücken und selbstherrlichen kühnen Wortbildungen etwas getrübt wird. Sie enthalten viele autobiographischen Züge und sind den zwei

Schwestern Monika und Madeleine (Silvia) gewidmet. Die hervorragend schönen Verse veranlaßten den Sprachkünstler Oskar Wilde zu dem bewundernden Ausruf: „Warum kann ich so etwas nicht schreiben? Das ist es ja, was ich mein Leben lang erreichen wollte!" Love in Dian's Lap enthält dagegen leichtere Gelegenheitspoesien ähnlich wie jene in der Sammlung Miscellaneous Poems.

Einen größtenteils religiösen Charakter tragen die „Neuen Gedichte" (New Poems), die 1897 erschienen und von Meynell hier an den Anfang des zweiten Bandes gestellt sind. Das Werk war dem Freunde Coventry Patmore, dem gefeiertsten Dichter gewidmet, den das zeitgenössische katholische England aufzuweisen hatte. Patmore starb aber noch vor Erscheinen des Buches, Ende 1896. Daß sich Thompson hier mit voller Überzeugung und Entschiedenheit zur katholischen Welt- und Lebensauffassung bekennt, erklärt wohl in der Hauptsache, warum die nichtkatholische Presse in England und Amerika gerade diese Sammlung so auffallend ungünstig beurteilte, ja feindselig ablehnte. Rein ästhetisch mag man auch hier die vielen ungebräuchlichen Worte und Redewendungen sowie den öfteren Gebrauch der Abstrakta tadeln, doch spricht anderseits aus diesen Stücken eine Kraft des Empfindens, eine Glut der innerlichen Ergriffenheit und eine ideale Begeisterung, die an dem verschüchterten und menschenscheuen Sänger in Erstaunen setzen. The Mistress of Vision, Assumpta Maria, Ad Castitatem stellen sowohl der glänzenden Begabung wie dem religiösen Sinn des Dichters das günstigste Zeugnis aus.

In seinen reiferen Jahren hat der Dichter nochmals das Thema „Liebe" behandelt, aber nicht mehr als anziehende ästhetische Spielerei eines träumenden Poeten, sondern als tiefernstes Problem vom Standpunkt des Psychologen und Seelenarztes. Der nimmerruhende Kampf zwischen der sinnlichen Lockung und der mahnenden oder strafenden Stimme des Gewissens, der schroffe Wechsel der Gefühle und Stimmungen, das ungleiche Angesicht der Sünde vor und nach der Tat bilden den künstlerischen Vorwurf für die Poesien, die wir unter der Überschrift A Narrow Vessel („Ein enges Gefäß") vereinigt finden. Die delikate Natur seines Stoffes ist dem Verfasser selbst wohl nicht entgangen. Seine Absicht war indes die beste; sie dürfte dem Leser auch über das Unbehagen hinweghelfen, das er sonst gegenüber der weitgehenden Zerfaserung seelischer Vorgänge empfindet. Der Grundgedanke, daß jede irdische Liebe, die nicht ein Symbol der göttlichen ist, zur traurigen Verirrung ausartet, kommt in der Allegorie gegen den Schluß hin deutlich zum Ausdruck. Unter den Miscellaneous Odes bringt der Herausgeber auch einige patriotische Dichtungen Thompsons — „Auf das diamentene Jubiläum der Königin Viktoria", „Zum Tode von Cecil Rhodes", „Zur Feier des Friedenschlusses in Südafrika" u. a. — sämtlich Gelegenheitspoesien, die in der politischen Auffassung den Verfasser als Anhänger des englischen Imperialismus von gemäßigter Richtung verraten.

Seine höchste dichterische Kraft und die Fülle der ihm verliehenen Sehergabe offenbart und entfaltet der vom Schicksal so hart mitgenommene Dichter in den

drei großen Geistesschöpfungen: Ode to the Setting Sun („Ode an die untergehende Sonne" — in Bd I), An Anthem of Earth („Ein Chorgesang der Erde" — in Bd II), The Hound of Heaven („Der Himmelshund" — in Bd I). Die erste dieser herrlichen Dichtungen von hinreißender Wucht und herber Schönheit ist eine tiefgründige Betrachtung über den Wert des Stirb und Werde, über die Wechselbeziehungen von Tod und Geburt, über das Gehen und Kommen des menschlichen Geschlechts und der Schöpfung überhaupt. An Anthem of Earth enthält das poetische, in glühende Sprache gekleidete Bekenntnis von Thompsons Auffassung der Natur, sein Verhältnis als Dichter zur Mutter Erde. The Hound of Heaven, das umfangreichste aller seiner Erzeugnisse in gebundener Form, ist zugleich die letzte und reifste Frucht der schweren inneren Kämpfe, die Thompson in den Jahren seiner äußersten Not und auch noch später durchfechten mußte. Man hat das Werk die Rückkehr des 19. Jahrhunderts zu Thomas a Kempis genannt. Nicht mit Unrecht. Denn es spricht aus diesen Versen eine ähnliche Erhabenheit der Gesinnung, die gleiche auf religiösen Beweggründen beruhende Weltverachtung, die nämliche Ruhe und ausschließliche Befriedigung in Gott wie aus dem unsterblichen Buch des mittelalterlichen Geistesmannes. Der amerikanische Jesuitenpater J. F. X. O'Connor vergleicht die wundervolle Dichtung in einer eingehenden Studie mit den Exerzitien des hl. Ignatius. Ihm ist sie der „süßeste, tiefste, stärkste Gesang, der je in englischer Sprache geschrieben worden ist" (the sweetest, deepest, strongest song ever written in the English tongue [1]). Es mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß Thompson auch eine ausführliche Biographie des hl. Ignatius veröffentlicht hat, die indes in Meynells Ausgabe nicht aufgenommen ist. Der Titel „Himmelshund" klingt fast wie eine Blasphemie, wenn man hört, daß Thompson hier die unausgesetzte vergebliche Flucht der menschlichen Seele vor ihrem sie rastlos suchenden Schöpfer als Motiv zugrunde legte. Sobald man aber auch nur einige von diesen ungekünstelt erhabenen Strophen gelesen hat, schwindet jegliches Bedenken gegen die Kühnheit des gewählten Bildes, und man steht völlig im Zauberbanne eines gottbegnadeten wahrhaft großen Sängers.

Thompson schreibt auch eine gute, von einigen seiner Verehrer sogar als klassisch bewunderte Prosa. Ja sie hat vor seinen poetischen Schöpfungen den Vorzug, daß sie niemals in den Fehler der waghalsig ungewöhnlichen Wortbildung verfällt, daß sie vielmehr stets sich in vornehme Einfachheit und prunklose Schönheit kleidet. Neben dem Werke über den hl. Ignatius besitzen wir von Thompson indes nur kürzere literarische Aufsätze, Studien, Kritiken und Rezensionen, die im dritten Bande der Meynellschen Ausgabe Aufnahme fanden. Das größte Interesse beanspruchen die Arbeiten über die englischen Dichter Shelley, Coleridge, Thomas de Quincey (Verfasser der „Bekenntnisse eines eng-

---

[1] Vgl. A Study of Francis Thompson's „Hound of Heaven", New York 1913, 73.

lischen Opiumessers"), in zweiter Linie jene über Milton, Pope und James Thomson, da der Verfasser sich selbst in diesen Gestalten zeichnet.

Noch ein Wort über Meynells Biographie und die dreibändige Ausgabe von Thompsons Werken. Das Lebensbild ist mit Wärme, umfassender Kenntnis und bemerkenswerter Belesenheit geschrieben. Doch geht die Darstellung zu sehr in die Breite. Da anderseits die biographischen Aufschlüsse über die Werke des Dichters und die literarische Würdigung der einzelnen Geistesschöpfungen sehr unvollständig, ja dürftig ausgefallen sind, so befriedigt der stattliche Band nicht recht. Man hätte nun erwarten können, daß diese Mängel in der Ausgabe der Werke durch tüchtige Kommentare ausgeglichen würden, zumal da Thompson selbst seinen Landsleuten das Verständnis seiner Poesien keineswegs leicht gemacht hat. Leider wird der Leser hier völlig enttäuscht, denn in den drei Bänden finden sich weder Einführung noch Anmerkungen oder Anhang. Nicht einmal die Abfassungszeit der einzelnen Stücke wird verzeichnet, nachdem die umfangreiche Biographie diesbezüglich nur einige wenige, gänzlich ungenügende Anhaltspunkte gegeben hatte. In der äußeren Gestalt verdient dagegen das ganze Werk uneingeschränkte Anerkennung. Der Druck ist sauber, die Anordnung übersichtlich, der Einband geschmackvoll, und die zahlreichen mustergültig ausgeführten Illustrationen — zumeist Bildnisse des Dichters — liefern ihrerseits einen recht schätzenswerten Beitrag zum besseren Verständnis des einstigen Proletariers, des späteren berühmten Autors und des in Unglück und Erfolg unentwegt weltfremden Idealisten. —

Die beiden vorliegenden Bände der Cambridge History of English Literature [1] behandeln zeitlich ungefähr die Literatur der zweiten Hälfte des 17. und jene des 18. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution. Es ist die Periode einer überaus regen, vielseitigen Tätigkeit im ganzen Bereiche des schönen Schrifttums, aber noch mehr auf dem Gebiete seiner Grenzwissenschaften: der Philosophie und Geschichte, der Erziehungskunde, der politischen und religiösen Kontroverse. Von einer Blütezeit des englischen Geisteslebens wird man hier trotzdem kaum sprechen können; denn zu der großen Zahl von Schriftstellern und ihren Erzeugnissen steht der Gehalt, zum größten Teil auch die Form des Gebotenen, in sehr vielen Fällen die Persönlichkeit des Verfassers in keinem günstigen Verhältnisse. Wenn z. B. Daniel Defoe, der Verfasser des „Robinson Crusoe", seine glänzende Begabung in Hunderten von charakterlosen politischen Pamphleten verschwendete, dabei bald der Regierung, bald der Opposition unsaubere Spionagedienste leistete und als Lockspitzel in Schottland Verschwörungen anzettelte, nur um die Verführten bei nächster Gelegenheit wieder den Behörden zu verraten, dann muß die Achtung des Lesers vor solchen Vertretern der damaligen englischen Literatur doch bedenklich schwinden. Defoe ist auch durchaus nicht der einzige, obwohl vielleicht der bemerkenswerteste unter seinen berühmten literarischen Zeitgenossen, der in die staubige Arena der kleinlichsten Parteistreitigkeiten hinab-

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd 76, S. 586 und Bd 83, S. 193—196.

stieg. Selbst die feinen Stilisten Steele, Addison und Swift, der vom 18. Jahrhundert als Klassiker gefeierte Alexander Pope und der erfolgreiche Verfasser der „Geschichte des John Bull", der Arzt und Mathematiker Archibald Arbuthnot, haben viel zu viel von ihrer poetischen Kraft in ruhmlosen persönlichen und politischen Fehden geopfert. Die unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen Whigs und Tories, die sich durch die Literatur dieser ganzen Periode hindurchziehen, haben mindestens für uns Nicht-Engländer etwas Ermüdendes, Abstoßendes, bisweilen auch Lächerliches. Trotzdem, oder wenn man so will, gerade deshalb verdienen die Geduld und ruhige Objektivität, womit die Verfasser der einzelnen Würdigungen hier in der Cambridge History ihres nicht gerade leichten Amtes walten, durchweg Anerkennung. Das gilt vor allem von W. P. Trent, Professor an der Columbia Universität in Neuyork, der den Abschnitt über Defoe und die Entstehung der modernen englischen Zeitung schrieb. Kleine Widersprüche und Ungleichheiten sowohl in der Würdigung wie in der mehr äußerlichen Anlage und Behandlung ließen sich bei der großen Zahl von Mitarbeitern an dem Werke auch diesmal nicht vermeiden. Edward Bensly widmet z. B. dem unstreitig einflußreichsten Dichter der Zeit, Alexander Pope, nur knapp 25, George Atherton Aitken dagegen dem Essayisten Swift, einem nüchternen Satiriker, dem jegliche poetische Ader fehlte, volle 38 Seiten. Einige von den Referenten bringen fast keine oder nur äußerst dürftige biographische Angaben und beschränken sich auf eine rein literarische Würdigung, andere, wie der eben genannte Aitken, lassen eben diese allzusehr vermissen, befassen sich aber in breiter Darstellung mit den Lebensschicksalen ihres Helden. Sehr ausführlich gehalten sind in Band IX die Abschnitte über Geschichte (A. W. Ward), Philosophie (W. R. Sorley) und Unterrichtswesen (J. W. Adamson), während die Erscheinungen der Literatur im engeren Sinne, besonders die Lesser Prose Writers und Lesser Versifiers of the Age, allzusehr von oben herab und bündelweise behandelt werden.

Daß der ganze zehnte Band die Überschrift trägt: The Age of Johnson („Das Zeitalter Johnsons"), erscheint dem Ausländer befremdend; denn wie man sich auch zu der Gestalt des geistreichen, mit seinem Urteil erstaunlich schnell fertigen kritischen Plauderers Dr Samuel Johnson stellen mag: er war doch weder ein großer Dichter noch ein gründlicher Gelehrter. Es fiel ihm nicht ein, Bücher ordentlich zu lesen oder gar nach der Art eines Lessing die Werke der Dichter in eingehendem Studium zu prüfen. Das alles gibt David Nicholl Smith, der das umfangreiche Kapitel über Johnson und seinen Biographen Boswell schrieb, ohne weiteres zu, und er charakterisiert gleich anfangs seinen Mann mit dem Sätzchen: The Johnson that we know is the Johnson who loves to fold his legs and have his talk out („Johnson, den wir kennen, ist jener Johnson, der mit Vorliebe die Beine übereinander schlägt und seinen Schwatz hält"), aber er meint, zwei Dinge lassen sich dem englischen Boileau jedenfalls nicht absprechen: Kenntnis der Elisabethanischen Literatur und unentwegter gesunder Menschenverstand. Die Werke Johnsons werden übrigens von Smith mit einiger Zurückhaltung gelobt, der äußere Mißerfolg seiner zwei Zeitschriften The Rambler

(„Der Bummler“) und The Idler („Der Faulenzer“) wird ausdrücklich hervorgehoben, die ästhetischen Mängel der berühmten Erzählung „Rasselas, Prinz von Abessinien“, werden nicht verschwiegen, selbst das großangelegte „Wörterbuch der englischen Sprache“ bezeichnet der Kritiker als eine in den Einzelheiten sehr unvollkommene, für die damalige Zeit aber in ihrer Gesamtheit bedeutende Leistung, nur Johnsons „Leben der englischen Dichter“ erhält eine so auffallend warmherzige Würdigung, daß man dafür wohl vor allem im nationalen Denken und Fühlen des Engländers die Erklärung suchen muß. Die gründlich gearbeiteten Abschnitte über Richardson (L. Cazamian), Fielding (Harold Child), Sterne (C. E. Vaughan) dürften dagegen auch außerhalb Englands uneingeschränktere Anerkennung finden. Besonderes Gewicht wird im Kapitel über Richardson auf den Nachweis von dem weltweiten Einfluß gelegt, der von diesem Vater des modernen Romans auf die Mit- und Nachwelt ausging. Die moralisch bedenkliche Seite von Richardsons literarischem Gesamtwerk hätte freilich eine weniger nachsichtige Beurteilung erfordert. Der Dichter des Rule Britannia und der „Jahreszeiten“ (The Seasons), James Thomson, wird nach unserem deutschen Geschmack von A. Hamilton Thompson über Gebühr verherrlicht, während der jüngst verstorbene gottbegnadete Dichter Francis Thompson seinem Halbnamensvetter Thomson die poetische Inspiration, „den Funken des göttlichen Feuers“, entschieden absprach.

Von den weiteren Kapiteln verdienen jene über Oliver Goldsmith (Henry Austin Dobson), die Historiker Hume (William Hunt) und Gibbon (A. W. Ward), endlich die gelehrte Abhandlung über den literarischen Einfluß des Mittelalters von W. P. Ker besondere Beachtung. Ker vertritt hier die Ansicht, daß die romanische und mehr noch die gotische Architektur viel wirksamer als die Erzeugnisse mittelalterlicher Literatur das moderne Schrifttum beeinflußten. Im übrigen beschränkt er seine Untersuchung auf Macphersons Ossian, Chatterton, Percy und die drei berühmten Literaturhistoriker der Familie Warton: Thomas den Älteren und seine Söhne Thomas und Joseph.

Alois Stockmann S. J.

Musik.

Ästhetik der katholischen Kirchenmusik. Von Dr A. Möhler 2. Aufl. 8° (XXII u. 372) Rottenburg, W. Bader. Geb. *M* 4.50 — Breitkopf und Härtels Musikbücher: Richard Wagner, Das Judentum in der Musik; Richard Wagner, Zukunftsmusik; Richard Wagner, Über das Dirigieren. kl. 8° Jedes Heft 60—80 S. Leipzig 1914, Breitkopf & Härtel. Ungeb. *M* 0.50; geb. *M* 1.— — Unsere Kirche. 176 neue religiöse Lieder für Kirche, Schule und Haus. Mit Orgel- oder Harmoniumbegleitung herausgegeben von Josef Kreitmaier S. J. Regensburg 1915, Habbel. Melodienausgabe. kl. 8° (XII u. 194) Op. 20. *M* 1.—; geb. *M* 1.50; bei 20 und mehr Exem-

plaren *M* 0.80; geb. *M* 1.20. Orgelpartitur. gr. 4° (VIII u. 182) Op. 21. *M* 6.—; geb. *M* 7.— Ausgabe der Texte von Erich Przywara. kl. 8° (176) *M* 1.—; geb. *M* 1.50

Dr Möhler hat der Musikwissenschaft schon ausgezeichnete Dienste geleistet. So hätte die Bearbeitung einer Ästhetik der katholischen Kirchenmusik kaum in bessere Hände gelegt werden können. An sich deckt sich ja das Gebiet der kirchenmusikalischen Ästhetik zum weitaus größten Teil mit der allgemeinen Musikästhetik, und so war es selbstverständlich, daß das erste Drittel des Buches vom Schönen und seiner Gestaltung in der Musik zu handeln hatte. Der Verfasser kennt die älteren und neueren ästhetischen Theorien sehr genau und weiß ihren Wahrheitsgehalt mit großem Scharfsinn abzuwägen. Das Gebiet ist ja ein äußerst dunkles und schwieriges, und es gibt kaum eine Auffassung des Wesens und Wirkens der Musik, gegen die sich nicht allerlei Bedenken erheben. So könnte man gegen die Definition der Schönheit, die der Verfasser aufstellt, die subjektiven, aus der Wirkung der Musik genommenen Merkmale einwenden. Die ästhetischen Scheingefühle, die der Verfasser annimmt, werden neuestens wohl mit Recht verworfen. Doch sind alle diese dunkeln Fragen mehr wissenschaftliche als praktische Probleme — ein Grund, warum die Künstler ästhetischen Abhandlungen wenig Vertrauen entgegenzubringen pflegen. Allein die Ästhetik behandelt außer solchen strittigen Fragen auch andere, die dem praktischen Künstler wertvolle Weisungen geben. — In dem mehr praktischen Teil kommt der Verfasser zu einer erfreulichen Weitherzigkeit im Gegensatz zu manchen Ideologen, die ohne Berücksichtigung der wirklichen Verhältnisse einem Ideal huldigen, das in der Luft schwebt, die ganz vergessen zu haben scheinen, daß die kirchliche Kunst der Menschen wegen da ist und nicht die Menschen wegen der Kunst. Gegen eine Wiedereinführung der Kirchenmusik unserer Klassiker des 18. Jahrhunderts hätte ich freilich meine Bedenken, auch aus musikalischen Gründen. Nicht alle diese Werke lassen sich mit Mozarts Requiem oder Beethovens Missa sollemnis vergleichen; vieles überragt kaum das Mittelmaß. Man lasse sich also nicht durch die Namen der Autoren blenden, sondern behalte sich auch bei ihnen eine Kritik der einzelnen Werke vor. — Das Buch Möhlers sollten alle, die an der Kirchenmusik ein mehr als dilettantisches Interesse haben, immer und immer wieder lesen. Das Buch hat seine Aufgabe in unserer brandenden Zeit. Es soll vermitteln, schiefe Meinungen korrigieren, die Komponisten zu einer schärferen Selbstkontrolle anleiten und der Kirchenmusik wieder jenen hohen Platz erwerben helfen, den sie im 16. Jahrhundert eingenommen hat, freilich mit den neuzeitlichen Mitteln. — Das Buch ist sehr temperamentvoll geschrieben, für manchen Geschmack stellenweise wohl zu polemisch für ein wissenschaftliches Werk. Die Wahrheit muß durch die ihrer Natur innewohnende Stoßkraft wirken.

Trotz der bekannten Mängel der Wagnerschen Prosadiktion lesen sich diese Schriften recht angenehm, da sie viele geistvolle Gedanken enthalten und stark persönlich aggressiv sind. Literarische Angriffe finden ein neugieriges, oft auch

schadenfrohes Publikum. Und Wagner macht von diesem Mittel, die Zuhörer zu fesseln, ausgiebig Gebrauch. Gern spekuliert er auch über schwierige Fragen und weiß eine vorgefaßte These mit tausenderlei Beweisgründen zu belegen, die man nicht durch eine allzu scharfe Lupe betrachten darf, wie z. B. in seiner Schrift „Das Judentum in der Musik". Daß das jüdische Rassentum sich nie ganz der Rasse des Adoptivlandes assimiliert, weder körperlich noch geistig, hat Wagner freilich sehr richtig geahnt. Die Namen der in England und Italien wohnenden, gegen Deutschland protestierenden „Deutschen" haben dafür einen neuen kräftigen Beweis erbracht. In dem Schriftchen „Zukunftsmusik" wendet sich Wagner mit vollem Recht gegen jene, die seine Forderungen an ein echtes, kunstvolles Bühnenwerk mit dem billigen Schlagwort „Zukunftsmusik" abtun zu können glaubten und seine berechtigte Forderung einer Reform des Opernwesens nicht verstehen konnten oder wollten. — Goldene Richtlinien für Dirigenten enthält die dritte vorliegende Schrift „Über das Dirigieren". Auch heute noch, wo ja vieles besser geworden ist, dürfte man die Wagnerschen Leitsätze noch immer beherzigen. Besonders die überhasteten Tempi, gegen die er so scharf zu Felde zieht, sind auch heute noch nicht ausgestorben, nicht einmal bei den besten Hoforchestern.

Die Kirchenliedforschung hat in den letzten Jahrzehnten die erfreulichsten Fortschritte gemacht. Das Bäumkersche Monumentalwerk legt davon ein ruhmvolles Zeugnis ab. Diese so begrüßenswerten wissenschaftlichen Leistungen haben aber eine Folge gehabt, die weder beabsichtigt noch erwünscht sein konnte: die praktischen Kirchenliedausgaben wurden so sehr von der Geschichte des Kirchenliedes beeinflußt, daß sich Neues kaum mehr einen Weg in die Liederbücher bahnen konnte. Aber sind denn Geschichte und Praxis des Volksliedes nicht ganz getrennte Gebiete? Hat unsere Zeit Recht und Fähigkeit verloren, im Geiste des Volkes Neues zu schaffen? Kann man nicht allenthalben die Beobachtung machen, daß das Volk sich an vielen Liedern schon einen wahren Überdruß angesungen hat, der schwungvollen und begeisterten Vortrag unmöglich macht? Statt des mühsamen und undankbaren Auffrisierens alter, mittelmäßiger Lieder sollte man darum lieber zu Neuem greifen und so frisches Blut in die drohende Erstarrung einführen. Wer solche Gedanken einmal erlebt hat, wird sie nicht wieder los und kann in der gegenwärtigen Praxis von Kirchenliedausgaben schwerlich das Ideal erblicken, mag das Bestreben, unsere gebräuchlichsten und beliebtesten Lieder für alle deutschen Diözesen in einheitliche Form zu bringen, auch alle Anerkennung verdienen. Wenn nun der Herausgeber der vorliegenden Sammlung in Text und Melodie fast nur Neues bringt und einen Weg beschreitet, der bisher wenig oder gar nicht begangen wurde, so gibt er sich gewiß nicht der eiteln Hoffnung hin, eine Arbeit geliefert zu haben, über deren Wert und Brauchbarkeit im einzelnen keine Bedenken aufkommen könnten, sondern er wollte nur befähigte Kräfte anregen, dem in der Geschichte festgefahrenen Kirchenlied wieder neue Impulse zu geben. Was liegt daran, wenn nur ein kleiner Bruchteil neuer Lieder wirklich zur Geltung beim Volksgesang kommt? Auch von der Unzahl von Frühlingsblüten bringen es nur wenige zur reifen Frucht. Sollte man deswegen wünschen,

daß der Baum lieber gar nicht blühe? Natürlich ist eine direkte Einführung neuer Volkslieder in den Volksgesang nur in den seltensten Fällen möglich. Das Volk sollte mit solchen Melodien erst durch wiederholtes Anhören vertraut gemacht werden. Darum wendet sich unsere Sammlung in erster Linie an Schulkinder- und Kirchenchöre, die in derselben reiches und in den meisten Fällen vom Blatt zu singendes Material für alle Zeiten des Kirchenjahres finden dürften.

Josef Kreitmaier S. J.

Umschau.

Die Tragweite der Theaterbewegung.

Dem erfreulichen Widerstand, der sich in den letzten Monaten gegen den „Weibsteufel", die „Mona Lisa", die „Komödie der Worte" und ähnliche Bühnendichtungen erhoben hat, sind mehrmals Beweggründe unterschoben worden, die über die Richtung des Kampfes täuschen und seine Kraft schwächen können. Als die Aufführung des „Weibsteufels" im Münchener Hoftheater untersagt wurde, glaubte die Münchener Zeitung „daran erinnern zu dürfen", daß Schönherr der Verfasser von „Glaube und Heimat" sei. Und am 30. Oktober erschien in der Frankfurter Zeitung eine Zuschrift aus Wien, die kühn behauptete: „Es handelt sich aber, wie jeder weiß, der ein wenig hinter die Kulissen der Aktion schaut, gar nicht um eine Hetze gegen den „Weibsteufel", sondern gegen seinen Autor, den Dichter von „Glaube und Heimat", „der den Mut hatte, die Greuel der Gegenreformation als Hintergrund seines Dramas zu verwenden. . . ." Gleichzeitig sprach die Vossische Zeitung von einer „Agitation der Zentrumspresse". Da selbstverständlich viele Leute nicht gewillt sind, eine Sache der Katholiken oder des Zentrums zu unterstützen, so sind solche Darstellungen allerdings geeignet, die dringend notwendige Arbeit an der endlichen Gesundung unserer Bühnen zu hemmen; aber den Tatsachen entsprechen sie nicht.

Schon aus bloß künstlerischen Gründen haben durchaus nicht nur Katholiken gegen die in Rede stehenden Aufführungen Einspruch erhoben. Die Kölnische Zeitung bezeichnete die letzten Werke Schönherrs und Schnitzlers als „viel zu sehr künstlich gezüchtete Geschmäcklerkunst". Im Literarischen Echo nannte Alexander von Weilen Schnitzlers „Komödie der Worte" „zum größten Teil ein Produkt geistreichster, beschwerlichster Kombination, ersonnen und konstruiert, erklügelt und verklügelt". Sogar den Münchener Neuesten Nachrichten entschlüpfte ein behutsam verklauseltes Wort des Bedauerns darüber, daß sich das Burgtheater „in den Dienst solcher Belanglosigkeiten" gestellt habe. Die Deutsche Tageszeitung klagte über „breite, selbstgefällige Geschwätzigkeit", über „Geschmacklosigkeit" und „mühsam konstruierten Schwindel".

Aber wir wären sehr übel beraten, wenn wir unseren Kampf ausschließlich oder auch nur in erster Linie im Namen der Kunst führen wollten. Denn literarische Streitigkeiten sind nicht jedermanns Sache. Es geht um Dinge, die ganz anders feststehen als ästhetische Werturteile, und die unser gesamtes Volkswohl ganz anders bedrohen als ein künstlerisch mißlungenes Bühnenstück. Auch nach dem Urteil sehr ernst zu nehmender Nichtkatholiken handelt es sich um die fortgesetzte Erschütterung unentbehrlicher Grundlagen unserer Sittlichkeit. In der

bekannten Erklärung der Stuttgarter protestantischen Pfarrer heißt es: „Wenn je, so hätte das Theater in unserer ernsten Zeit allen Grund, sich als ‚moralische Anstalt‘ und Träger geistiger Kultur zu bewähren und auf das Empfinden weiter Kreise des deutschen Volkes Rücksicht zu nehmen. Manche Darbietungen der Schaubühne stehen in schroffem Gegensatze dazu. In einer Zeit der höchsten Spannung und blutigsten Kämpfe wird in Schauspiel und Oper statt sittlich Erhebendem vielfach Herabziehendes und Zersetzendes geboten. Während wir ganz auf Treue und Zucht angewiesen sind, und unser ganzes Dasein durch heiligen Opfermut unserer Krieger bedingt und geschützt ist, wird leidenschaftliche Sinnlichkeit und zügelloser Lebensgenuß vorgeführt. Draußen spielt sich das größte Drama der Weltgeschichte ab, und in der Heimat soll man sich an Darstellungen des Verbrechens ergötzen.“ Dieselbe Überzeugung kam Mitte November in einer Sitzung der protestantischen Generalsynode in Berlin zum Ausdruck. Pfarrer D Weber-Bonn bezeichnete es als überaus traurig, daß Dramen wie der „Weibsteufel“ aufgeführt werden dürften. Die Truppen an der Front seien tief entrüstet, wenn sie die Theateranzeigen der Zeitungen läsen. Diese Volksverführung müsse gesetzlich bekämpft werden, sonst sei das Ende des Elendes nicht abzusehen. Geheimer Studienrat Dr Lück-Steglitz schloß sich der Rede D Webers in längeren Ausführungen an. Auch die Tägliche Rundschau schrieb über Schnitzlers „Komödie der Worte“, „drei tändelnde Ehebruchstücke an einem Abend in der heutigen Zeit, wo Hunderttausende von deutschen Frauen um ihre Männer sorgen oder gar trauern“, seien „so fehl am Orte wie nur möglich“.

Bei dieser Lage der Dinge ist es eine bedenkliche Irreführung, wenn die Halbmonatschrift „Deutscher Wille“ in ihrem ersten Dezemberhefte das Verbot der Aufführung solcher Stücke als eine Störung des Burgfriedens hinzustellen sucht. Es gebe, heißt es da (S. 191) „viele ernste und gescheite anders als wir Denkende“, die „in allen diesen Stücken oder doch in dem einen oder andern davon nicht etwa nur ‚künstlerische‘, sondern sittliche Werte“ fänden. Diese anders Denkenden dürften nicht vergewaltigt werden. — Einstweilen ist nicht bekannt geworden, daß „viele ernste und gescheite“ Beurteiler der Ansicht seien, um der sittlichen Werte willen, die wenigstens das eine oder andere jener Stücke enthalte, dürfe man ihre im übrigen unsittliche Wirkung in den Kauf nehmen. Sollte aber wirklich jemand diese Stücke im ganzen als sittlich wertvolle Werke auffassen, so wäre ihm zu antworten, daß bekanntlich die Gesetze der Sittlichkeit ebensowenig von unserer Auffassung abhängen wie die Gesetze der Gesundheit. Wer das mit der Menschennatur gegebene und durch das Leben unwiderleglich bewährte Sittengesetz, um das es sich hier handelt, nicht anerkennen will, für den gilt, was der „Deutsche Wille“ im selben Hefte (S. 197) gegen die sagt, die über Kriegsgewinne „anders denken“: „Die politischen Mächte werden sich schon davor hüten, sich dauernd auf die Freiwilligkeit anständiger Gesinnung zu verlassen. Die Zeit hat erwiesen, daß unser Volk als Ganzes noch nicht reif ist, sich selber in diesen Punkten in Zucht zu halten. So brauchen wir gegen den Profitiergeist das Gesetz.“

Ist es denn eigentlich mit anständiger Gesinnung vereinbar, achselzuckend zu erklären, die angegriffenen Stücke müßten leider gespielt werden, weil andere brauchbare Neuheiten nicht vorlägen; die Theater seien jetzt mehr als je auf zahlreichen Besuch angewiesen, und wem die Aufführungen nicht behagten, der könne ja wegbleiben? Als ob ein Gewerbe, das die öffentliche Sittlichkeit bedroht, sich in einem gesitteten Staate ungehindert breit machen dürfte. Und als ob zur Füllung der Theaterkassen jedes Mittel recht wäre! Wie stimmt diese Bereitwilligkeit, an der Vergiftung der Volksseele mitzuwirken, zu den von einem Theaterleiter gesetzlich geforderten sittlichen Eigenschaften? Fachleute sind sich längst klar darüber — ich habe noch im Oktoberheft daran erinnert — daß wir viel zu viel Theater und viel zu viel Schauspieler haben. Niemals ist den Bühnenangehörigen eine Änderung ihres Berufes so leicht gewesen wie jetzt, wo die durch den Krieg wunderbar gesteigerte Anpassungsfähigkeit über seelische Widerstände hinweghilft und zugleich auf allen Gebieten des Erwerbslebens auch weniger vorgebildete Kräfte Beschäftigung finden. Wenn die Hälfte der Privattheater geschlossen würde, so bliebe für Kunst und anständige Unterhaltung noch immer Raum genug. Bei dem jetzigen Überfluß an Bühnen drängt das investierte Kapital zur Ausbeutung der schlimmsten Instinkte, und das Volk, dessen Seele dadurch unaufhörlich verwüstet wird, muß noch obendrein Riesenzuschüsse an die von der Konkurrenz besiegten Hof- und Stadttheater aufbringen.

Der Krieg hat uns gelehrt und gezwungen, unser Geld und unsere Menschenkraft nützlicher und edler zu verwerten. Hans Brecka, der Theaterkritiker der Reichspost, sagte am 6. November in einem offenen Briefe an den Direktor des Wiener Burgtheaters mit vollem Rechte: „Glauben Sie in der Tat, den Willen des Kaisers zu erfüllen, wenn Sie dem Volke Woche um Woche mit den beredten Mitteln der ersten deutschen Bühne alle nur erdenklichen Laster, Totschlag, Lüge, Verrat, Treubruch vor Augen führen? . . . Glauben Sie, Herr Direktor, in der Tat, daß es der Wille seiner Apostolischen Majestät ist, dem Volke durch große materielle Opfer auf der Hofbühne solche Kunst zu vermitteln, gerade jetzt, da sich auf tausend Schlachtfeldern nichts anderes bewährt hat als eben jene bewitzelte Tugend, eben jener verhöhnte Sinn der Treue, eben jene verleugnete Mannhaftigkeit, die in Not und Tod unsterbliche Triumphe gefeiert hat? . . . Es scheint uns denn doch nicht gut möglich, daß Sie in Wahrheit dieses Glaubens sind. Wir für unsern Teil empfinden den gegenwärtigen Spielplan des Hofburgtheaters als eine Schmach, welche in dieser großen Zeit von unserem Volke abzuwehren unsere unentwegte Aufgabe bleiben wird." Fürsten und Völker der verbündeten Mächte werden sich solchen Erwägungen nicht verschließen können. Verfall der Sitten ist noch immer der Weg zum Verfall der Kultur und der staatlichen Unabhängigkeit gewesen. Darum ist der Kampf gegen die Verseuchung des Theaters buchstäblich ein Kampf um Blühen und Bestehen unseres Vaterlandes.

Jakob Overmans S. J.

Die deutsche Reichskirche.

Zukunftspläne liegen jetzt in der Luft. Nicht alle werden zur Reife der Tat gedeihen; aber auch dann können sie als Zeichen der Zeit ihren Wert haben und zu denken geben. Einen ganz kühnen und dennoch wohl ernst zu nehmenden Gedanken entwickelt der Professor der neutestamentlichen Theologie an der Universität Jena, Dr Heinrich Weinel[1].

Die heldenmütige Einigkeit des deutschen Volkes in der Verteidigung des Vaterlandes soll ausgenützt werden, um eine große „deutsche Reichskirche" aufzurichten. Ganz neu ist der Gedanke einer deutschen Nationalkirche bekanntlich nicht. Fichte und Jahn schwärmten vor hundert Jahren schon dafür. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts griff Karl Hase den Gedanken wieder auf, und den Vätern des Kulturkampfes schwebte ein ähnliches Zukunftsbild vor Augen. Doch sei gleich anerkannt, daß Weinel sich von den Genannten vorteilhaft unterscheidet, weil er nicht daran denkt, die Katholiken ebenfalls in die Reichskirche hineinzuzwängen. „Auch wenn wir Evangelischen wollten und könnten, die internationale katholische Kirche kann gar nicht mit einem Teil ihres Bestandes in eine deutsche Reichskirche eingehen, so deutsch auch ihr deutscher Teil empfinden mag" (S. 1). Trotz dieses Zugeständnisses ist der Plan eine Sache, die auch den katholischen Teil des Vaterlandes sehr nahe berührt, wie sich zeigen wird. Sehen wir zuerst, wie Professor Weinel sich seine Reichskirche denkt.

„Wenn eine deutsche Reichskirche aufgerichtet werden soll", sagt er, „so muß sie mit völliger Freiheit und Anerkennung aller[2] verbunden sein, die sich zu ihr halten wollen. ... Dann muß die unbedingte innere Freiheit aller ihrer Glieder feststehen und ebenso die unbedingte Weitherzigkeit der Organisation selbst. Ihr müssen nicht nur alle Landeskirchen, welches auch ihre Bekenntnisse sein mögen, sondern auch alle ‚Gemeinschaften' und ‚Sekten' möglich sein, aber ebenso auch alle Richtungen, die hineingehören wollen." ... „Damit aber wirklich aus dieser deutschen Kirche etwas Lebendiges und Wirkendes werde, muß endlich eines beachtet und erfüllt sein, was Karl Hase schon 1849 klar erkannt und glücklich so ausgedrückt hat: ‚Eine Evangelische Nationalkirche ist auf die Gemeinden, auf das protestantische Volk[2] selber zu gründen.' ... So bleibt also die erste und grundlegende Forderung, die erhoben werden muß: die Vertretung des gesamten deutschen Kirchenvolkes in einem Reichskirchentag, der aus allgemeinen, gleichen, direkten, geheimen Wahlen hervorgeht. ... Und Verhältniswahl![2] Wieder etwas erschrecklich Neues! Aber ist es nicht innerlich berechtigt, daß jede Richtung sich über das ganze Vaterland hin ihre Vertretung schaffen und in dem Reichskirchentag, wenn sie irgend erheblich ist, zu Worte kommen kann? ... Dann gibt's in der Mannigfaltigkeit Leben und frische Tat."

„Wem das alles zu kühn erscheint, dem sage ich: Ohne Kühnheit keine Tat ohne Wagnis kein Leben. ... Wer das Ziel will, der greife an und arbeite an

---

[1] Die deutsche Reichskirche. Von Dr H. Weinel. 145. Flugschrift des Dürerbundes. G. Callwey, München. 8 Seiten. Preis 25 *Pf.* — Die „Flugschrift" ist übrigens, was man ihr nicht ansieht, nur ein unveränderter Abdruck eines Artikels aus dem „Kunstwart" von F. Avenarius, September 1915.

[2] Im Original gesperrt.

seinem Platz. Noch im Krieg[1] müssen die großen Dinge begonnen werden, die ans Leben kommen und das neue Deutschland schaffen sollen" (S. 5—7).

An Beweggründen, welche eine solche Einheitskirche als begehrenswert erscheinen lassen, ist kein Mangel. Zunächst weist Professor Weinel auf die merkwürdige Tatsache hin, daß es im Deutschen Reich immer noch einige vierzig getrennte und unabhängige protestantische Landeskirchen, große, mittlere und ganz kleine gibt, von denen allein in Preußen sich zehn befinden. Dazu kommen noch verschiedene Freikirchen und Sekten, die sich ebenfalls evangelisch nennen. Daß eine so schwerfällige Ordnung zu allerlei Reibungen und Anstößen führen muß, ist leicht zu verstehen.

Wohl findet seit 1852 in Eisenach alle zwei Jahre eine „Konferenz deutscher evangelischer Kirchenregierungen" statt, und seit 1903 gibt es daneben noch einen ständigen Deutsch-evangelischen Kirchenausschuß. Aber die Leistungen beider Organe, meint Weinel, seien nur bescheiden, weil ihnen das wichtigste Element fehle, nämlich das Volk. Ein einziges Mal habe der Kirchenausschuß „den Mund aufgetan", nämlich um gegen den katholischen Toleranzantrag Einspruch zu erheben.

Infolge dieses Übelstandes seien manche wichtige Arbeiten, welche sonst Aufgaben der Kirche gewesen wären, der freien Vereinstätigkeit anheimgefallen. Die Vereine für innere und äußere Mission, der Gustav-Adolf-Verein, der Evangelische Bund seien notgedrungen in die Bresche getreten. Aber obwohl der letztgenannte Bund tapfer seinen „Mund aufgetan habe, wenn es galt, einmal konfessionellen Angriffen entgegenzutreten", so sei es doch notwendig, daß die Arbeit an diesen Zielen nicht Vereinssache bleibe, sondern Volkssache werde, weil „nur eine große, auf breite Grundlage gestellte nationale Kirchengemeinschaft den ungeheuern Weltaufgaben, die sich dem deutschen Geist und Glauben hier stellen, voll gerecht werden könne" (S. 3—4).

Die im vorstehenden verkürzt gegebene Zweckbestimmung der Reichskirche zeigt am besten, wie nahe der Plan auch die Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland berührt. Nach der geltenden Verfassung des Deutschen Reiches sind Kirchensachen der Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung entzogen und bleiben, soweit sie an das weltliche Gebiet angrenzen, den einzelnen Bundesstaaten vorbehalten. Ohne Verfassungsänderung wäre der Vorschlag also nicht ausführbar. Weinel ist der Meinung, daß die Bundesfürsten heute kaum noch Wert auf ihre Kirchenhoheit und ihr protestantisches Oberbischofsamt (Summepiskopat) legen würden. Wir sind darüber nicht unterrichtet. Nachdem aber der erwähnte Verfassungsgrundsatz längst schon durch Kanzelparagraph und Jesuitengesetz durchbrochen ist und der Bundesrat beharrlich an diesem Einbruch in die Verfassung festgehalten hat, dürfte von jener Seite einem weiteren Abbau des Reservatrechtes kein großer Widerstand drohen.

Demnach würde der ganze deutsche Protestantismus mit seinen Konfessionen (Lutheranern, Reformierten, Menoniten usw.), Freikirchen, Sekten und Richtungen

[1] Im Original gesperrt.

verstaatlicht und als Reichskirche der Gesetzgebung des Reichstags und Bundesrats überantwortet. Die natürliche Folge wäre, daß um der Parität willen auch die katholische Kirche ebenso verstaatlicht oder „verreichlicht" und dem Reichskultusminister unterstellt werden müßte. Oder würde man bloß den Protestantismus verstaatlichen und für die Katholiken Trennung von Kirche und Staat beschließen? Wie würde sich in diesem Zustand die konfessionelle Schule wie der Religionsunterricht der Staatsschule gestalten?

Einige wenige Fragen dieser Art zeigen schon, wie unabsehbar die Folgen auch für uns Katholiken wären.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde die katholische Kirche nach und nach in die Rolle einer fremden, geduldeten Religionsgesellschaft wie in Rußland hinabgedrückt werden. Dem deutschen Kaiser wäre wohl das Amt eines Gegenpapstes nach Zarenart zugedacht? Er dürfte sich bedanken.

Endlich das schwerste Bedenken, auf das wir noch kurz hinweisen wollen. „Wir waren von jeher und sind leider heute noch im Protestantismus ein Volk von vielerlei Köpfen. Nur eins fühlen wir gemeinsam, daß wir keine Katholiken sind. Aber das ist auch alles, und das hilft uns nicht weiter. Uns fehlt ein einigendes Glaubensband." So sprach der Geheime Kirchenrat Professor Tröltsch vor einigen Jahren auf der Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Mannheim. Diesem Zustand trägt Professor Weinel Rechnung und nimmt in seine Reichskirche alles auf, was sich in irgend einem Sinne protestantisch oder „evangelisch" nennt. Der Gegensatz gegen die Katholiken wäre das einzige Band der Einigkeit, die Betätigung dieses Gegensatzes das Lebenselement der neuen Kirche. Der starke Hinweis auf den Evangelischen Bund, in dessen Fußtapfen die Reichskirche treten soll, weist in die gleiche Richtung. Damit ständen wir glücklich vor einem neuen Kulturkampf. Gott bewahre uns davor und vor der neuen deutschen Reichskirche!

Das hergebrachte Kirchenwesen der deutschen Protestanten muß gewiß auf den religiös und christlich fühlenden Teil seiner Mitglieder einen peinlichen und unbefriedigenden Eindruck machen. Die Klagen über das Unfertige, Unschöne, Notbehelfliche und Baufällige des kirchlichen Zustandes sind schon alt. Niemand wußte ihnen beweglicheren und beredteren Ausdruck zu leihen als weiland Professor Beyschlag in Halle, der Stifter des Evangelischen Bundes. Ohne Zweifel hat das allgemeine Gefühl dieser Schäden viel dazu beigetragen, daß der Bund so großen Anklang fand. Was ein bloßer Verein in Absicht auf Zusammenschluß so vielfarbiger Fähnlein und Heerhaufen leisten kann, dürfte er geleistet haben. Weil aber der Appetit mit dem Essen kommt, so denkt man jetzt daran, dem Unternehmen eine festere Grundlage zu verleihen. Anläufe zur Verstaatlichung des protestantischen Missionswesens wiesen schon in die gleiche Richtung. Trotzdem hat Professor Weinels Unternehmen wenig Aussicht auf Erfolg. Der Plan steht zu sehr in Widerspruch mit dem Wesen und Grundgesetz des ganzen Protestantismus. Das Prinzip des Subjektivismus und Individualismus, das jeden Protestanten zu seinem eigenen Schriftausleger, Priester und Papst stempelt, verträgt

nun einmal keine dauernde nach festen Gesichtspunkten geleitete Organisation auf religiösem Gebiet. Vielleicht bringt diese Erkenntnis den einen oder andern Protestanten zu der Schlußfolgerung, die vor Jahren schon ein hochstehender Berliner Herr in die Worte kleidete: „Katholisch müssen wir doch alle wieder werden."

Matthias Reichmann S. J.

„Plagiator Bergson" — eine Kulturfrage.

Als ich mich mit dem Studium der neuesten französischen Modephilosophie beschäftigte, um in diesen Blättern[1] einen Aufsatz über Henri Bergson zu veröffentlichen, waren mir einige Ähnlichkeiten in den Gedankengängen dieses Philosophen mit Schopenhauer aufgefallen. Jedoch war dieser Eindruck zunächst von nur flüchtiger Natur. Bald nach Veröffentlichung meines Aufsatzes hatte Dr Illés Antal aus Budapest die Liebenswürdigkeit, mir einen Abzug seines im Schopenhauer-Jahrbuch veröffentlichten Aufsatzes: „Bergson und Schopenhauer" zuzusenden. In demselben nimmt der Verfasser zu einem Artikel von Professor Günther Jakoby: Henri Bergson, Pragmatism and Schopenhauer (in der Zeitschrift The Monist) Stellung, der auf verschiedene „Koinzidenzen" Bergsons mit Schopenhauer hinweist. Dr Antal stellt die These auf, daß Bergson in verschiedenen Teilen seiner Philosophie, vor allem in der Lehre von der Intuition, zum Teil vom Instinkt und von der Lebensschwungkraft, von Schopenhauer direkt abhängig ist; Bergson sei also nur „ein Eklektiker und keinesfalls der Philosoph, der unserem Denken eine neue Richtung gegeben hat" (S. 15).

Der vorhin erwähnte Eindruck wurde durch diesen Antalschen Aufsatz bedeutend verstärkt; immerhin hat er nicht vermocht, mich von einer direkten und eigentlichen Abhängigkeit Bergsons von Schopenhauer zu überzeugen.

Da erscheint eine Schrift von Professor Dr H. Bönke: „Plagiator Bergson, Membre de l'Institut. Zur Antwort auf die Herabsetzung der deutschen Wissenschaft durch Edmond Perrier, Président de l'Académie des Sciences (Charlottenburg 1915, Huth). Diese Schrift verfolgt geradezu den Zweck, „auf die wörtlichen Übereinstimmungen in parallelen Gedankengängen aufmerksam zu machen, um daraufhin den Vorwurf des Plagiats in voller Schärfe zu erheben." „In Friedenszeiten" — fährt der Verfasser fort — „hätten wir vielleicht, dem kosmopolitischen Zuge unseres Herzens folgend, eine derartige Angriffsweise verurteilen zu müssen geglaubt. Wir waren stets überzeugt, daß zum gedeihlichen Fortschritt der Wissenschaften das gemeinsame internationale Zusammenwirken aller Gelehrten die unerläßliche Vorbedingung bilde. Auch die Erfahrungen deutscher Kongreßteilnehmer im Auslande, die in den letzten Jahrzehnten eine zunehmende Isolierung der deutschen Gruppen beobachten konnten, haben uns nicht abgeschreckt. Wenn aber heute Männer wie Ramsay, die wir mit offenen Armen bei uns aufgenommen haben, uns die Gemeinschaft aufkündigen, dann wollen wir doch, in Gottes Namen, das Band zerreißen, das uns mit jenen Leuten verknüpft hat.

[1] Stimmen der Zeit Bd 89, S. 223—236.

Dann wollen wir uns aber auch auf uns selbst besinnen und ihnen klar und deutlich unsere Meinung sagen über das, was die Welt dem deutschen Geiste zu verdanken hat. Bergson hat von Schopenhauer geradezu alles entnommen, was seine Philosophie an wesentlichen Gedanken enthält" (S. 45).

So weitgehend diese These auf den ersten Blick zu sein scheint, so kann das reiche Material, das Bönke mit großer Gewissenhaftigkeit aus den Schriften beider Philosophen zusammengestellt hat, auf den aufmerksamen Leser seinen Eindruck nicht verfehlen. Nach Bönkes Ansicht beschränkt sich die Identität zwischen den beiden Philosophen nicht nur auf die großen Richtlinien ihrer Weltanschauung; sie erstreckt sich bis auf die feinsten Nuancen der persönlichen Darstellungsweise Schopenhauers, auf dessen zahlreiche Bilder und Vergleiche, ja sogar auf die Entgleisungen, die Schopenhauer bei der weiteren Durchführung seiner Vergleiche unterlaufen sind.

Auch der Nestor der deutschen Philosophie, Wilhelm Wundt, hält in einem inhaltreichen, kritischen und mit feiner Satire gewürzten Beitrage[1] zu Bönkes Schrift die These aufrecht, daß Bergson von der deutschen Philosophie abhängig ist. Wundt hält nur einen Teil der von Bönke angeführten Belegstellen für beweiskräftig, macht aber weiterhin darauf aufmerksam, daß Bergson noch mit andern deutschen Autoren auffällige Übereinstimmungen zeigt. So habe er den Begriff der „Einfühlung" aus der deutschen Ästhetik entlehnt; der Begriff der „schöpferischen Synthese" sei ursprüngliches Eigentum der gesamten Philosophie des deutschen Idealismus; die Ansicht von der Priorität des Lebens vor dem Leblosen habe er aus Schelling und aus Fechners Zendavesta und das Bild der Explosivstoffe der Lebensschwungkraft von dem hervorragenden deutschen Physiologen Ed. Pflüger.

Der Vorwurf des Plagiates, den Professor Bönke erhebt, ist so schwer, daß Bergson nicht umhin können wird, zu dieser Schrift Stellung zu nehmen. Und man darf gespannt sein, ob es ihm gelingen wird, sich von einem derartigen Vorwurfe gänzlich zu reinigen. Immerhin ist es möglich, daß er in jüngeren Jahren Schopenhauer eifrig gelesen und seine Ideen, ja seine bildliche Ausdrucksweise sich bis zu dem Grade angeeignet hat, daß ihm bei der Ausarbeitung seiner Werke das Bewußtsein völlig geschwunden ist, es mit ursprünglich fremden Ideen zu tun zu haben. Bergsons Eigenart trägt, wie ich früher schon ausgeführt habe, einen ausgesprochen künstlerischen Charakter. Und es ist eine bei Künstlernaturen ziemlich häufige Erscheinung, daß starke Eindrücke in Stunden späteren Schaffens durchaus mit dem Charakter ureigener, schöpferischer Entwürfe wieder emportauchen. Wie dem auch sei, Bergson wird auf den Ruhm der Originalität in vielen Punkten verzichten müssen.

Ist es nun auch angesichts dieser Sachlage im höchsten Grade bedauerlich, wenn Bergson sich fortreißen ließ, öffentliche Vorträge über die deutsche Barbarei

---

[1] Literarisches Zentralblatt für Deutschland Nr 46 vom 13. November 1915, S. 1131 ff.

zu halten, so liegt deswegen für uns noch nicht die Notwendigkeit vor, das Band, das uns mit der ausländischen Gelehrtenwelt verknüpft hat, schroff zu zerreißen. Glauben Männer wie Bergson und Ramsay dies im Namen der Kultur tun zu müssen, nun, so mögen sie es selbst verantworten. In absehbarer Zeit werden die internationalen Beziehungen nach dem Kriege doch wieder angeknüpft werden müssen. Dann wird der Kriegshaß und der heiß auflodernde, aber engbrüstige und kurzsichtige Nationalismus einer ruhigeren Beurteilung und höheren Gesichtspunkten seinen Platz räumen müssen. Anderseits haben wir selbstverständlich keine Veranlassung, uns etwa denjenigen aufzudrängen, die jetzt von uns nichts wissen wollen. Das verbietet uns unsere Würde und unsere Selbstachtung. Aber wir wollen uns hüten, böse Beispiele nachzuahmen. Wir müssen das Gute, das wir in unserem Volke und in unserer Vergangenheit haben — und es ist dessen wahrlich nicht wenig —, zu schätzen und auch, wo es nötig ist, als unser eigenstes Eigentum zu verteidigen wissen. Aber weiter wollen wir auch nicht einen Schritt gehen. Sind auch in den Kriegsoperationen — leider — strenge Gegenmaßregeln notwendig geworden, so glaube ich nicht, daß es auf rein geistig-kulturellem Gebiet angebracht wäre, gleiches mit gleichem zu vergelten. Es dürfte bald genug eine Zeit kommen, wo man uns Dank wissen wird, daß wir mitten im Haßgeschrei der Welt die blutig notwendige Abwehr von kleinlichen Rachemaßnahmen reinlich zu scheiden gewußt haben. In der Welt der intellektuellen und sittlichen Kultur hat ein Krieg zwischen Völkern keinen Sinn, sondern nur edler Wetteifer und vornehmer Ehrgeiz. Mit Recht hat auch H. Gomperz[1] in seinen Wiener Kriegsvorträgen diesen Gedanken betont. Und wenn schon vom Standpunkte der bloßen Vernunft dieses Verhalten einzig menschenwürdig ist, so noch mehr vom Standpunkte des Christentums, dessen Fortschritt der reinen Menschlichkeit gegenüber gerade darin besteht, daß es uns die Kraft gibt, durch hochherziges Vergessen und Verzeihen dem Feinde die Wege zu einem späteren gegenseitigen Verständnisse zu ebnen.

Friedrich Klimke S. J.

Zwei verschollene Nürnberger Weltkarten.

Unter den verschollenen alten Karten nehmen zwei Nürnberger Weltkarten eine bevorzugte Stellung ein. Beide stammen aus der Zeit kurz vor der Entdeckung Amerikas. Sie gehören somit zu den kostbarsten kartographischen Seltenheiten. Beide müssen zudem, wie es scheint, hervorragende kartographische Leistungen gewesen sein.

Die erste ist eine Handzeichnung. Ihr ursprünglicher Besitzer war der kurbayrische Rentmeister Matthäus Bratzl. Als besonderer Freund von Reisebeschreibungen hatte er die „des Marco Polo, Sanct Brandans, Mandevilla, Ulrichs von Friaul und Hanns Schildpergers" in einem Sammelbande ver-

---

[1] Philosophie des Krieges in Umrissen. Acht volkstümliche Universitätsvorträge, gehalten zu Wien im Januar und Februar 1915, Gotha 1915, Perthes, S. 101 f.

einigt, der nach einer Angabe v. Murrs (Diplomatische Geschichte des portugiesischen berühmten Ritters Martin Behaims, Nürnberg 1778, S. 12 f) auf der Nürnberger Stadtbibliothek die Bezeichnung trägt: Cat. Bibl. Solg. I, n. 34. Zum besseren Verständnis der Reiseberichte hatte Bratzl sich eine größere Karte anfertigen lassen, über die er im Jahre 1488 vorn im Buche Angaben machte, die vielleicht zur Auffindung der Karte führen dürften und die jedenfalls kulturgeschichtlich interessant sind. Sie lauten wörtlich: „Und ich hab dj genennten puecher darumb ersamelt und zusamen verfuegt, durch ain vast amstige [wohl: umfangreiche, mit ambitus zusammenhängend?] auch kostliche Mappa, dj ich mir hab lassen machen mit gar großem und sunderm Vleys, umb des willens: wo dj schauenden diser Mappa irren, das dy Geschrift der Wandlen anzaygen und pericht geben der unpekanten Lender Siten und gewonhaiten; widerumb, wo der geschrifft mit Jr anzaigen zu wenig hette, das dann dy perürt Mappa procedir oder erklär, mit dem [so daß] der Sin diser Mappa und Geschrifft veraintlich concredieren und den lauttrn weg anzaigen und zu verstan geben. Es wäre auch mein pegern und maynung, wellichen nach mir aus meinen Erben und freunden dise mein Mappa sol werden, das dis puch darbey pleiben sollt und ains von dem andrn mymmer getailt wurd“ (Murr a. a. O.).

Leider hat sich der Wunsch des kurbayrischen Rentmeisters nicht erfüllt. Schon zur Zeit v. Murrs war die Karte verschollen. Daß es eine Weltkarte war, erhellt daraus, daß die Karte ebenso die Fahrten eines Sankt Brandan im äußersten Westen wie die eines Marco Polo im äußersten Osten veranschaulichen sollte.

Bei der zweiten Karte handelt es sich um eine gedruckte Weltkarte. Sie wird ausdrücklich als solche bezeichnet. Genau sind wir über ihren Preis und ihre Ausstattung unterrichtet. Auch können wir uns wohl ein annähernd richtiges Bild von ihr machen, wenn wir bedenken, daß sie bei der Herstellung des heute noch in Nürnberg erhaltenen „Erdapfels“ des Martin Behaim ihre Dienste geleistet hat.

Über die Karte besitzen wir folgende kulturhistorisch höchst wertvollen Notizen, die zuerst von Dr J. Petz in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg (Heft VI, 1888, S. 168) veröffentlicht worden sind und zuletzt von F. G. Ravenstein: Martin Behaim, London 1908, S. 111 f. Unter der Überschrift: „Expens 1494 a di 26 Augst in Nürnberck Expens“ heißt es dort in der Rechnungsablage des um den Behaim-Globus so hochverdienten Georg Holzschuh: „Hernach stett, was ich Jörg Holzschucher ausgeben hab, den apffel oder mappa mundy in die runden einer kugel geleich, auch umb die getrukten mapa in die kantzley zu machen, mallen und ander uncost, aus wefelch meiner hern der losunger: ... Item so zalt ich her Merten Beham umb ein getrukte mapa mundy, da die gantze welt ina wegriffen ist, die da wol dint zu dem apffel und in die kantzley gehenkt wirtt, kost 1 fl. 3 dn. (Heller); mer kost sie zu malen 1 fl.; mer zu fütern und leima 5 lb. 10 dn. [ein Gulden galt 8 Pfund (lb.) 12 Heller]; mer dem schreiner in ram und zwue taffel gemacht

1 fl., mer dem Starch maller von disen hulzen tafeln zu malen 4 lb. 8 dn.; facit fl. 4, lb. 4, dn. 6."

An Erkennungszeichen für die gedruckte, einst wohl in vielen Exemplaren verbreitete Weltkarte fehlt es somit nicht: das Nürnberger Exemplar war gemalt, aufgezogen und eingerahmt. Da die Karte als Vorlage für den Behaim-Globus diente, so bot sie wohl sicher in Ostasien die charakteristische Zeichnung des „Erdapfels". Um nun eine leichtere Auffindung der für die Geschichte der Kartographie überaus wichtigen Weltkarte zu ermöglichen, geben wir die östlichen (Japan und China; Fig. 1) und südöstlichen (Fig. 2) Teile Asiens des berühmten Behaim-Globus in stark verkleinertem Maßstabe (1 : 4) nach der Faksimile-Reproduktion Ravensteins.

Viele alten Karten, selbst solche, von denen sich nicht die geringste Kunde erhalten hatte, sind in den letzten Jahren ans Licht gezogen worden. Mir selbst gelang es, in dem einen Schlosse Wolfegg (Württemberg) nicht weniger als drei große Welt- und Wandkarten aus den Jahren 1507, 1516 und 1611 (alle drei Unika!) aufzufinden; eine Anzahl anderer verschollener Karten fand ich in Privat- und öffentlichen Bibliotheken und auf Dachböden. Möchte es einem der freundlichen Leser vergönnt sein, die eine oder andere der beiden verschollenen Nürnberger Weltkarten zu entdecken! Des freudigen Dankes aller Freunde alter Karten kann er sicher sein, und mit Gold werden beide Karten aufgewogen werden.

Josef Fischer S. J.

„Von England festgehalten."

Zu einer kleinen Odyssee gestaltete sich die Reise, die der bekannte Berliner Geograph Prof. Dr Albrecht Penck in diesem Kriegsbüchlein („Von England festgehalten". 8° 222 S., Stuttgart 1915) beschreibt. Er war der Einladung der Britischen Assoziation zur Förderung der Wissenschaften gefolgt und nahm im Sommer 1914 an deren Versammlung in Australien teil. Glänzende Gastfreundschaft war von den Commonwealth von Australien versprochen und geübt worden, und nichts ließ anfangs den berühmten deutschen Gelehrten empfinden, daß er unter den Vertretern der englischen Wissenschaft als Fremder betrachtet wurde. Da kamen die ersten besorglichen Nachrichten über die Kriegsgefahr in Europa, und bald zeigte sich auch im fernen Australien der Widerschein des europäischen Weltbrandes.

Noch bevor England an Deutschland den Krieg erklärt hatte, erörterte australischer Chauvinismus die mutmaßliche Stellung Englands im europäischen Kriege: Wolle es nicht das perfide Albion heißen, so müsse England Frankreich beistehen; wie es von jeher den Schwächeren auf dem Festlande Europas unterstützt habe, so werde es auch jetzt Frankreich helfen gegen Deutschland, den mächtigsten Staat des Festlandes. Auch die geplante Art der englischen Kriegführung, den Gegner nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich zu vernichten, scheint einer kleinen Gruppe im fernen Australien nicht unbekannt gewesen zu sein; denn man redete schon davon, daß deutsche Kaufleute und Reisende die englischen Kolonien verlassen müßten und ihre Geschäfte einzuziehen seien. Und schon Anfang Sep-

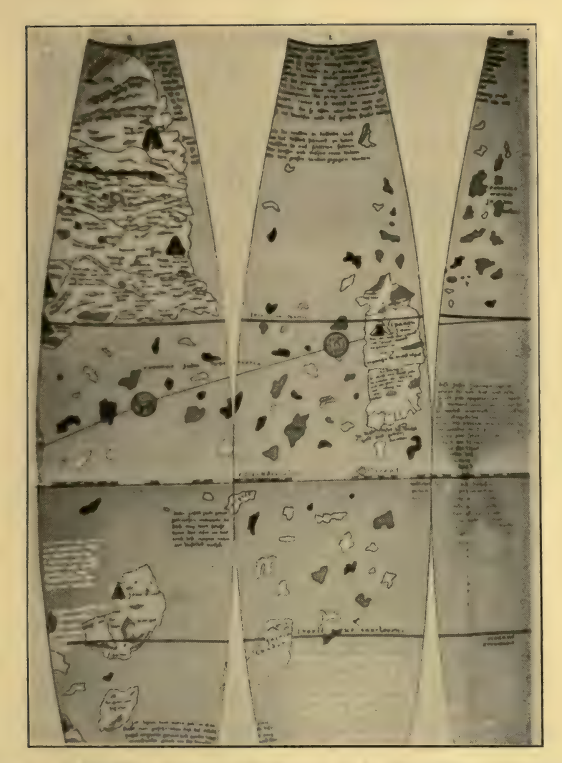


Fig. 1. Ostasien: Japan (Cipangu) und Nordchina (Cathaia).

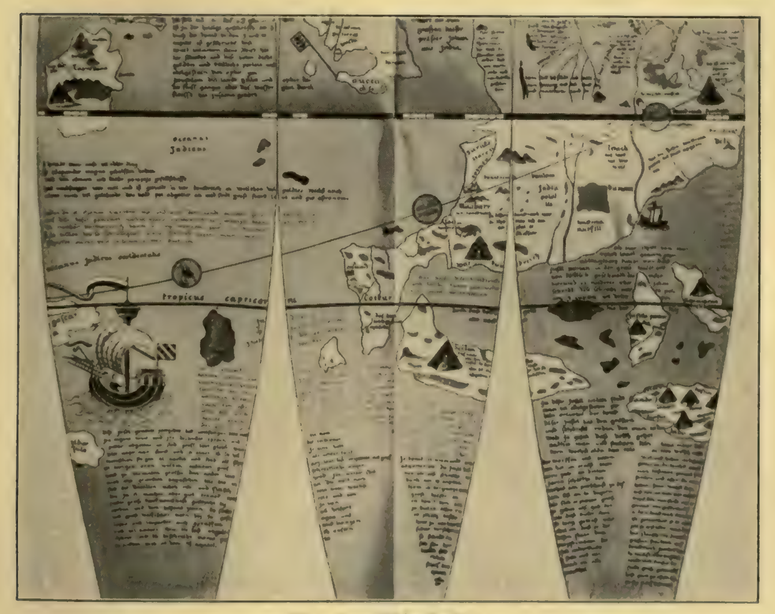


Fig. 2. Südostasien.



tember 1914 wurde im „Sidney Herald“ mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß es sich in diesem Weltkriege im wesentlichen um den Kampf zwischen Briten und Deutschen handle; eines der beiden Völker müsse herrschen, das andere untergehen. Die große Masse des Volkes dagegen verhielt sich ziemlich teilnahmlos, als ein Telegramm die englische Kriegserklärung zur Gewißheit machte. Nur da, wo der heimische Wohlstand sich auf Handelsbeziehungen mit Deutschland gründete, sah man sorgenvoll in die Zukunft. So in einem Dorfe, das vom Apfelbau lebte; denn wo war ein neuer Weltmarkt zu finden für 33 000 Kisten seiner Äpfel, die im Vorjahre nach Hamburg geliefert worden waren! Die Bergwerke von Broken Hill waren nahe daran, ihre Tätigkeit einstellen zu müssen, denn die dort geförderten Zinkerze waren bisher größtenteils nach Deutschland verfrachtet und daselbst verhüttet worden. Nun war dieser Markt verschlossen. Weil die Pünktlichkeit der deutschen Dampfer die Kaufleute bisher der Notwendigkeit enthoben hatte, große Vorräte zu halten, trat mit dem Aussetzen des deutschen Handels bald empfindlicher Mangel ein an Medikamenten, Chemikalien, Wollwaren und Kohlenstiften für Bogenlampen. Überall spürte man im Geschäftsleben den hemmenden Einfluß des Krieges.

Das Verhalten der in Australien ansässigen Deutschen war nicht ausnahmslos würdevoll. Das schlechteste Beispiel gab wohl der deutsche Konsul in Adelaide. Dieser Vertreter des Deutschen Reiches in Südaustralien ließ schleunigst das Schild des deutschen Konsulates von seinem Hause entfernen und den Reichsadler an seinem Fenster mit Papier überkleben und beteuerte dem Gouverneur, immer das „loyalste Subjekt“ Sr Majestät des Königs von England gewesen zu sein. Andern ansässigen Deutschen aber schlug das Herz laut für Deutschland. Sie hielten den Krieg für das Ergebnis englischen Neides, den sie auch in verschiedenster Weise bald zu fühlen bekamen. Das deutsche Geschäft stockte gänzlich, und manche junge Deutsche waren erwerbslos geworden. 120 deutsche und österreichische Reservisten in Viktoria, die sich weigerten, ihre Zugehörigkeit zu den heimischen Armeen aufzugeben, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht. Unglaubliches leistete die Lüge. Die täglichen drei bis vier Kriegsnummern der Zeitungen berichteten eine Kette deutscher Niederlagen. In einer Seeschlacht sollten 19 deutsche und nur 2 britische Schiffe gesunken sein. In einer Schlacht hätten die Deutschen 150 000 Tote gehabt; in einer andern war es den Russen gelungen, 70 000 Deutsche zu töten. Der Abgeordnete Liebknecht und der „Herr Rosa aus Luxemburg“ waren nach australischen Zeitungen standrechtlich erschossen worden. Besonders die Nachrichten über Löwen waren aufreizend; dafür mußte sich auch der Eroberer von Antwerpen, Exzellenz v. Beseler, in Gent das Leben nehmen. Mit feinem Humor berichtet Prof. Penck über die allmähliche Abkühlung bisheriger Freundschaften. Anfangs schien es, daß die wissenschaftlichen Bande zu stark seien, als daß der Krieg sie zerreißen könne. Nicht an den Krieg, sondern an die Wissenschaft sollten die Gäste denken, hieß es; Geleitsbriefe der australischen Regierung werde ihre Heimreise sicherstellen wie die eines Gesandten. Man spürte auch tatsächlich bei den Versammlungen den Krieg nicht, fühlte sich unter Gleichdenkenden und Gleich-

empfindenden. Kaum aber war die Tagung am 30. August zu Ende, da lautete der Gruß eines Prof. Penck begegnenden Tischnachbarn: „Wenn die Völker kämpfen, sollen die Gelehrten nicht lächeln; unsere Wege müssen sich während des Krieges trennen; nach dem Kriege lassen Sie uns wieder gut Freund sein", und damit besetzte der Engländer den Platz des Gastes und hinderte diesen, ihn einzunehmen.

Das war ein wenig glückverheißendes Vorspiel für die Heimreise. Zwar stellte die australische Regierung einen Geleitsbrief aus, aber er erstreckte sich nur auf die Fahrt bis London. Auf einem englischen Schiff mußte die Fahrt angetreten werden, und eine beabsichtigte Landung in dem damals noch neutralen Italien wurde verhindert. Wir lesen mit Spannung die Flucht des Schiffes vor der gefürchteten „Emden" und seine Fahrt durch den Suezkanal. Bald wurde Dr Penck inne, daß man ihn wie einen Spion behandelte. Bei der Landung in London wurde er von Geheimpolizisten in Empfang genommen und noch während der Nacht zum Chef der Londoner Kriminalpolizei geleitet. Nach langem nächtlichen Verhör ergab sich zwar die völlige Grundlosigkeit des Verdachtes und beim Chef der Londoner Kriminalpolizei die Überzeugung, daß Prof. Penck „ein rein wissenschaftlicher Reisender gewesen sei" und daß man ihm die Landung in England gestatten könne, nicht aber die Weiterreise. Es wird ihm ein Londoner Bezirk angewiesen mit einem Radius von 8 km. Diese Festhaltung wurde damit begründet: „er habe mehr in Australien gesehen als irgend ein anderer Deutscher, und er habe gesehen mit sachkundigem Auge. Er könne daher daheim die wichtigsten Mitteilungen machen." Es half nicht die Gegenvorstellung, daß Australien so fern von jedem Kriegsschauplatz liege. Man erwiderte, daß deutsche Schiffe sich im Indischen und Pazifischen Ozean befänden; durch drahtlose Telegraphie könnten diese leicht Weisungen von Deutschland bekommen, die auf seinen Informationen beruhten. Wirklich wurde Prof. Penck zurückgehalten, bis das deutsche Kreuzergeschwader bei den Falklandsinseln vernichtet war. Der Aufenthalt in London bis zum Neujahrstage bot ihm allerdings Gelegenheit, durch manche edle Tat das Los der deutschen Internierten zu erleichtern, und gab ihm auch die Möglichkeit, viel Wissenswertes über die englische Hauptstadt während des Krieges mitteilen zu können.

Alfred Gökel S. J.



Begründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Der römischen Frage Ende und Anfang.

Seitdem das Wort Roma capitale amtlich als Ziel der italienischen Politik ausgerufen worden war (Cavour tat das im Turiner Parlament am 11. Oktober 1860), seitdem ein Parlamentsbeschluß es als den unwiderruflichen Volkswillen festgelegt hatte (das geschah durch die Tagesordnung vom 27. März 1861), wurde in den neuitalischen Kreisen ständig und überall von der „römischen Frage" gesprochen. Der Ausdruck kam auf zur Bezeichnung der Frage: Wie erwerben wir Rom, die Hauptstadt des Einheitsstaates? Diese römische Frage finden wir in Manifesten des Königs, unzähligemal während der sechziger Jahre in den Parlamentsreden der Minister und Abgeordneten in Turin, später Florenz, in Paris und London, in den diplomatischen Noten der Außenminister Ricasoli, Rattazzi, Pasolini, Durando, Visconti Venosta, der Botschafter und der Gesandten, in den Kundgebungen der Revolutionsparteien, in den Organen des gesamten europäischen Preßliberalismus. Als aber der Einheitsstaat die urbs orbis zur Hauptstadt Neu-Italiens herabgesetzt hatte, erklärten die amtlichen Stellen wie die Revolutionäre, von einer römischen Frage nichts mehr zu wissen; sie sollte als gelöst und erledigt angesehen werden. Ja man wurde gereizt oder erregt, wenn man nur das Wort hörte „römische Frage". Neu-Italien ist indes das Gespenst bis auf den heutigen Tag nicht los geworden. Damals, als alle Gegner der zeitlichen Herrschaft des Papstes unaufhörlich von der römischen Frage redeten, standen die kirchlichen Kreise und die papsttreuen Katholiken auf dem Standpunkt, sie kännten keine. Nach dem Jahre 1870 wendete sich das Blatt. Die Päpste wiesen in ihren Protesten auf die römische Frage hin, und aus allen Weltteilen tönte das Echo zurück: „römische Frage". Es war im Grunde eine Forderung; die Forderung, daß die nun unerträgliche Lage des Papsttums beseitigt werde. Weil sich aber an diese Forderung die Frage anschließt, wie das geschehen könne oder solle, weil zudem der Ausdruck schon eingebürgert war, verblieb der Brauch, die Forderung des Papstes und aller Katholiken als die römische Frage zu bezeichnen. Die erste, nahezu erschöpfende Parlamentsverhandlung über die neue römische Frage fand

in der Nationalversammlung zu Versailles statt, und Thiers, der früher als Oppositionsredner mit blendender Klarheit über die italienische römische Frage gesprochen hatte, redete nun als Staatsoberhaupt mit beklommener Verlegenheit über die katholische römische Frage. Die bischöfliche Eingabe, die zu der Versailler Debatte Anlaß geboten hatte, enthielt ein Zitat aus einer Rede Thiers' vom Jahre 1865. Er traf damals den Kern der Sache, wenn auch die Wendung, deren er sich bediente, vielleicht nicht gerade die richtigste war. Er sagte damals, es war bald nach der Septemberkonvention: keine Nation werde die Obmacht des Papstes anerkennen, wenn er abhängig geworden wäre, oder nur die Vermutung zulässig schiene, er sei es [1]. Wie zutreffend dieser Gedanke ist, kann man auch daraus abnehmen, daß er, wenngleich in anderer Fassung, im ersten Rundschreiben Benedikts XV. begegnet [2].

Nirgends aber ist mit beharrlicherer Treue die katholische römische Frage immer wieder vorgelegt worden als auf den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands. Und zugleich doch mit kluger Maßhaltung im Ausdruck, unter oft schwierigen Verhältnissen, zumal seit das Bündnis mit Italien bestand. Dank und Ehre sei dieser deutschen Treue der führenden Männer! Jüngst erst hat die „Kölnische Volkszeitung" daran erinnert, daß die Generalversammlungen deshalb manchen Spott über sich ergehen lassen mußten. Die Katholiken Deutschlands wußten indes genau, wie die Verhältnisse lagen, daß es ihnen nicht zusteht, Lösungsversuche vorzuschlagen, daß die Frage zeitweise unlösbar scheinen mochte. Und dennoch folgten sie ihren unverbrüchlichen Überzeugungen, erhoben Jahr um Jahr die katholische Forderung. Wir sagten, sie wußten, wie die Verhältnisse lagen. Es ist ja offenkundig, daß eine Großmacht, und wäre sie von gestern, und wäre sie entstanden, wie eben nur Neu-Italien entstand, von Fall zu Fall gewissermaßen, ihre Hauptstadt, in der sie sich nun einmal festgesetzt hat, sich nicht wieder entreißen läßt und nur in einem allgemeinen Trümmerfall sie einbüßen könnte. Es lag am Tage, daß der Heilige Vater, mitten im Königreich wohnend, von dessen Regierung, Beamten, Soldaten, Ge-

[1] „Aucune nation n'acceptera l'autorité romaine devenue dépendante ou seulement supposée de l'être." Annales de l'Assemblée nationale IV 244.

[2] „Quicunque enim Romani Pontificis se filios profitentur, omnes, et qui prope sunt et qui procul, iure optimo exigunt, ut nequeat dubitari, quin communis ipsorum Parens in administratione Apostolici muneris vere sit et prorsus appareat ab omni humana potestate liber." Encyclica „Ad beatissimi" 1914 Nov. 1. AAS. VI 580 581.

setzen, Einrichtungen, Verfügungen, Verkehrsmitteln ringsum eingeschlossen ist; daß, logisch und formell, nur drei Lösungen der römischen Frage denkbar sind: ohne Italien, gegen Italien, mit Italien. Die erste dieser Möglichkeiten ist aus dem angegebenen Grund keine. Die zweite, gegen Italien, war durch die staatspolitischen Umstände ausgeschlossen und liegt nicht in der Kompetenz „friedlicher Staatsbürger". Bleibt die dritte Möglichkeit: mit Italien. Man kann sie verwirklicht denken durch Druck und Zwang oder durch freiwillige Entschließung Italiens. In der Septemberkonvention von 1864 war beides wirksam: Druck und Freiwilligkeit nebst gegenseitigem Überlistungsversuch der Abschließenden. Zwang könnte als physisch-materieller wirksam sein, oder als moralischer Zwang. Der erste fiele mit der Lösung gegen Italien zusammen; der zweite erzeugte grenzenlose Verbitterung. Und wessen man sich dort von dieser zu versehen hätte, braucht nicht gesagt zu werden. Von italienischer Seite wird behauptet, Italien habe ja aus freier Entschließung die römische Frage gelöst und geregelt. Indes hat es nur ein Nest von Widersprüchen hergestellt und trägt diese tragische Schuld, weshalb wir vor kurzem hier vom Hausfluch und der Erbsünde Neu-Italiens sprachen. Sie kommt darin zur Geltung, daß Italien dem Heiligen Stuhl einen internationalen Wert wegnahm, kein Einzelstaat aber in solchem Falle fähig ist, Schadenersatz zu leisten. Hat es das mit dem Grundsatz getan: „Freie Kirche im freien Staat"? An dem Satz erfüllte sich, was ein großitalienischer Patriot voraussagte: es sei ein Gelegenheitswort, das einen Zweck verfolgte; habe es seine Dienste getan, so lasse man es fallen. Oder ist das Garantiegesetz etwa der freiwillig von seiten Italiens der katholischen Welt gegebene volle Ersatz für jene Unabhängigkeit des Papstes, welche ihm und seiner geistlichen Amtswaltung durch die weltliche Herrschaft gewährt wurde? Freiwillig gegeben war es ja; aber in welch unzureichender Weise es Ersatz bot und Bürgschaft leistete, das brachte der Weltkrieg an den Tag. Und augenblicklich stehen wir unter dem wahrhaft überwältigenden Eindruck der Enthüllung, welche die „Neuen Züricher Nachrichten" am 4. Januar d. J. veröffentlicht haben. Indem Italien dem Friedensjunktim der Ententemächte nur unter der Bedingung beitrat, daß beim Friedensschluß keine Internationalisierung des Garantiegesetzes erfolge, noch irgend eine Veränderung dieses Gesetzes zugunsten des Papsttums, offenbarten sich von neuem die unlösbaren Widersprüche, in die es sich verwickelt hat. Durch fast ein halbes Jahrhundert hat Neu-Italien sich dagegen gesträubt und es schärfstens abgelehnt, daß das Garantie-

gesetz, diese angeblich rein innere Angelegenheit Italiens, Gegenstand einer Verhandlung mit auswärtigen Mächten sein könne. Und nun fordert Italien selbst, daß es ihm durch ein völkerrechtliches Abkommen mit andern Mächten verbürgt werde: durch eben den Londoner Vertrag. Die hochgradige Ungerechtigkeit und Treulosigkeit führt dahin, daß sie schließlich sich selbst anlügt — mentita est iniquitas sibi. Aber auch das alte Hausfluchmysterium sardinischer Ungerechtigkeit oder Rechtsunfähigkeit kommt zum Vorschein: alles ist recht und erlaubt zuungunsten, alles unrecht und unerlaubt zugunsten des Papstes. Das ist der Segen, den Garibaldi dem neuen Königreich mitgab, Garibaldi, der im Papsttum „ein Krebsgeschwür“ sah, den Papst „den Oberpriester der Lüge“ nannte, dem „der Genius des Bösen“ Beistand leiste, der 1867 auf dem „Genfer Friedenskongreß“ im § 6 der Beschlüsse erklären ließ, „das Papsttum hat für abgetan zu gelten“ (la papauté est déclarée déchue). Auch eine weitere widerspruchsvolle und unbegrenzte Anmaßung haben die papsttreuen Katholiken seit 1870 gesehen und beklagt. Sie liegt darin, daß dieses Garantiegesetz gleichzeitig rein innere Angelegenheit Italiens, demnach dem Urteil, der Kritik, der Kontrolle des Auslandes entzogen sein sollte, und dennoch der Anspruch erhoben wurde, daß es allen Regierungen aller Mächte, allen Katholiken aller Weltteile als ausreichende Bürgschaft für die Freiheit des Papstes zu gelten habe. Die innere Angelegenheit eines Staates, von diesem Staat mit Weltzwangskurs ausgestattet, dem sich alles lautlos fügen muß, das ist logischer Widersinn und der nämliche politische Größenwahn, dem Ricasoli Ausdruck gab, wenn er als Minister in der Kammer ausrief: „Die italienische Revolution begründet eine neue Weltära! Italien hat den Beruf, die Grundlagen für die Zukunft des gesamten Menschengeschlechts zu legen.“ Das sagte er bei Begründung einer Anleihe von 500 Millionen am 1. Juli 1861. Dem nämlichen Größenwahn verfiel u. a. der Abgeordnete Musolini, der erklärte, Italien habe nichts zu fürchten und sei einer Koalition von ganz Europa gewachsen. Das sagte er nach Magenta, wo die Italiener fehlten, nach Solferino, wo sie nicht siegten, kurz vor Custozza und Lissa, wo die Eroberungspolitik von Fall zu Fall sich glänzend bewährte.

Wenn ein so bedeutender Staatsmann wie Thiers, der selbst Liberaler war, den bloßen Verdacht, daß der Papst von einem Staat abhängig wäre, für eine der schwersten Erschütterungen des päpstlichen Ansehens hielt, was wäre die Folge gewesen, wenn Pius IX. das Garantiegesetz angenommen und damit eine feindliche Kammermehrheit zur Grundlage

seiner gesamten äußeren Rechtsstellung gemacht hätte, sonach täglich und stündlich von ihr abhängig gewesen wäre! Das einzige Mittel, einen letzten Rest von Unabhängigkeit und Freiheit zu retten, war die Nichtannahme des Garantiegesetzes, ein wahrhaft heroisches Mittel, das aber Wunder gewirkt hat. Man braucht nur die Geschichte der letzten Päpste an der Erinnerung vorüberziehen zu lassen, um dieses Wunder gewahr zu werden, den Ausgang Pius' IX., das Walten Leos XIII. und Pius' X. So gewiß als der Einsturz eines mehrstöckigen Hauses erfolgen müßte, wenn das unterste Stockwerk weggezogen würde, so sicher erwartete der europäische Vulgärliberalismus den Einsturz der Papstmacht nach der Wegnahme der weltlichen Herrschaft. Es hatte sich in weiten Kreisen der Gedanke festgesetzt, der Papst sei lediglich deshalb Souverän, weil er einen Staat hat. Die eigentliche und wesentliche Souveränität des Heiligen Vaters, seine geistliche, war im Bewußtsein der gebildeten Welt stark verblaßt. Daher ein maßloses Erstaunen, als nach dem Sturz der weltlichen Herrschaft in den siebziger und achtziger Jahren die geistliche Souveränität sich machtvoll in Erinnerung brachte und weltbekannte Erfolge errang. Die Regierung der Weltkirche durch die Päpste dieser Zeit hat die Erfolge errungen; regieren ist aber souveräne Tätigkeit; der souveränen Tätigkeit Eigenart und Vorzug besteht darin, daß sie von keiner andern Macht abhängig erscheint, vielmehr aus selbsteigener Kraft handelt. Lediglich dadurch aber blieb das Papsttum von Italien unabhängig, grundsätzlich und rechtlich unabhängig, daß es jenes heroische Mittel ergriff, im Vatikan zu bleiben und die Annexion der ewigen Stadt durch das Königreich nebst deren staatspolitischen Folgen nicht anzuerkennen. Wir sehen darin Segen und Sieg des Kreuzes, des Symbols wehrlosen Heldentums. Eine scheinbar ausweglose Lage wurde so durch die Nichtannahme des Garantiegesetzes gerettet. Freilich als das Papsttum nicht stürzte, sondern sogar im Weltansehen stieg, da hieß es, die Großköpfe des italienischen Liberalismus haben das immer vorausgesagt. Man befreie das Papsttum vom Ballast weltlicher Herrschaft, und dann wird man sehen, welchen stolzen Flug es nehmen wird. Der Gedanke, das Papsttum müsse stürzen, wenn die weltliche Herrschaft schwände, enthielt eine großartige Überschätzung der weltlichen Herrschaft. Der andere Gedanke, das Papsttum werde befreit, wenn die weltliche Herrschaft falle, enthielt dagegen eine Unterschätzung derselben. Sie war das unentbehrliche Mittel, das der geistlichen Souveränität souveräne, sich selbst genügende Aktionsfreiheit gab. Denn

die geistliche Souveränität ist zwar geistlich in ihrem Ursprung, ihrem Rechtstitel, ihrem Zweck, ihrer Bindekraft, in dem Gehalt ihrer Gesetze und Verfügungen, als Souveränität aber bedarf sie zu souveräner Betätigung der souveränen Mittel: des freien Verkehrs auf Gleichberechtigungsfuß mit allen anderen souveränen Mächten, des freien Verkehrs mit allen ihren Hilfskräften und Untergebenen, selbsteigener Einkünfte, selbsteigenen Verwaltungswesens, und eines wirksamen Schutzes wider Angriffe auf Personen, Einrichtungen und Sachgüter. Das gab die weltliche Herrschaft der geistlichen Souveränität, in dem Sinn gewährte und gewährleistete sie dem Papsttum Unabhängigkeit und Freiheit. Für unentbehrlich aber wurde sie erklärt und für notwendig, weil niemand einen vollgültigen Ersatz wußte und der dargebotene „Ersatz" so wenig die Unabhängigkeit und souveräne Aktionsfreiheit gewährte oder gewährleistete, daß er vielmehr an sich und in seinen Folgen Abhängigkeit festgelegt und kundgegeben hätte, wäre er so angenommen worden, wie man ihn darbot.

Wenn aber die weltliche Herrschaft des Papstes als unentbehrlich und notwendig bezeichnet wurde, so kann man in den Formen und Formeln, die verwendet wurden, die große Weisheit bewundern, welche als das Erbgut der römischen Kirche erscheint. Die Notwendigkeit des Kirchenstaates mußte damals in den stärksten Ausdrücken hervorgehoben werden, und doch tat man es nie so, daß allen anderen Zukunftsmöglichkeiten alle Türen verriegelt worden wären. Das geschah weder von seiten des Papstes noch von seiten der 265 Bischöfe, welche 1862 jene Pfingstadresse dem Papst überreichten, die mit allen nachfolgenden bischöflichen Zustimmungen als eine Kundgebung der gesamten lehrenden Kirche zu würdigen ist. „Wir sehen im weltlichen Besitz des Heiligen Stuhles *eine Notwendigkeit* und eine offenbare Einrichtung der göttlichen Vorsehung; wir stehen nicht an zu erklären, daß diese weltliche Herrschaft *bei der gegenwärtigen Lage der Dinge* der Kirche zum Nutzen gereicht, zu deren *freier* Leitung wie zur freien Leitung der Seelen durchaus *notwendig* ist." Dazu wurde vor 50 Jahren in diesen Blättern bemerkt und wir übernehmen nach einem halben Jahrhundert die Bemerkung als völlig zutreffend: die hier ausgesprochene Notwendigkeit ist eine relative und moralische; es handelt sich nicht um eine Notwendigkeit für den absoluten Bestand der Kirche, sondern um eine solche, die das *Wohl* der Kirche *unter den gegenwärtigen Umständen durchaus verlangt*[1].

[1] D. Rattinger, Der Papst u. d. Kirchenstaat in Stimmen a. M.-Laach 1866² 170.

Die päpstlichen Erklärungen der Jahre 1861 und 1862 sind die vorläufigen Antworten auf die Forderung Roma capitale gewesen. Bevor wir darlegen, wie Cavours Amtsnachfolger diese Hinterlassenschaft betrieben, sei daran erinnert, daß Cavour immer, wenn er öffentlich davon sprach, die Erwerbung Roms an zwei Bedingungen knüpfte: daß sie im Einverständnis mit Frankreich geschehe und keine physischen oder Gewaltmittel, sondern lediglich „moralische Mittel" dabei Anwendung fänden. Ununterbrochen und bis zur Erschöpfung ist in den auf Cavours Tod folgenden Jahren von diesen beiden Bedingungen geredet worden, und das Endergebnis war die Beschießung Roms. Das Hauptereignis in der Entwicklung dieser römischen Frage während des Jahrzehnts vom Tod Cavours bis 1870 war die von Italien übernommene vertragsmäßige Verpflichtung, die Lösung nicht durch die Einnahme Roms herbeizuführen. Selbstverständlich erfolgte dann im günstigen Augenblick gerade dieses, die Einnahme Roms.

* * *

Wir haben die Unterhandlungen bis zum Tode Cavours ziemlich ausführlich erzählt und dabei bemerkt, in der Folgezeit sei man immer wieder auf die nämlichen Vorschläge, Pläne, Erörterungen, Begründungen zurückgekommen. Daher wäre eine ebenso eingehende Darstellung der weiteren Entwicklung, wenn man sich auf die römische Frage beschränkt, eintönig und enthielte nichts als Wiederholungen. Nur im großen Zusammenhang der europäischen Geschichte ließe sich die römische Frage von 1861 bis 1871 anregend schildern, im Zusammenhang einerseits mit den Umtrieben radikaler und revolutionärer Parteien, anderseits mit den politischen Ereignissen, den Balkanwirren, der polnischen Erhebung (1863), der dänischen Frage und des dänischen Krieges nebst dessen Folgen (1864, 1865) usw., den Wandlungen und Schwankungen napoleonischer Politik und Hegemonie, dem Emporsteigen Bismarcks trotz des Konfliktes mit der Kammer zu einer den diplomatischen Plan Europas beherrschenden Figur. Man begegnete da vielen Einzelheiten von erstaunlichem Gegenwartsbelang; eine Stichprobe legen wir in der „Umschau" dieses Heftes vor, sie betrifft das in den sechziger Jahren anhebende Wettrüsten.

Unter den beiden Bedingungen, welche Cavour für die Erwerbung der „Hauptstadt Rom" gefordert und durch Parlamentsbeschluß festgestellt hatte, erschien allen Kundigen und Gerissenen die eine Bedingung als Schminkdose, welche Schönheitsfehler der Politik zu vertuschen bestimmt war. Es

ist die, welche nur „moralische Mittel“ anzuwenden als Pflicht auflegt. Praktischere Bedeutung eignete der zweiten Bedingung, nur im Einvernehmen mit Frankreich vorgehen zu wollen. Sie beherrscht alle Vorgänge in der römischen Angelegenheit.

Ein Wort zunächst über den Standpunkt der Partner. Kaiser Napoleon wünschte den Abzug seiner Truppen aus Rom. Dabei mußte der Schein vermieden werden, als bedeute das eine Preisgabe des Papstes. Die Vorbedingung für den Abzug der Truppen war sonach, daß eine andere Bürgschaft oder ein anderer Schutz wider Angriffe auf den Papst, auf Rom beigebracht werde. Wenn Kaiser Napoleon weder den Papst preisgeben wollte, noch den Anschein sich aufladen, daß er es tue, hatte er dafür kirchenpolitische und staatspolitische Gründe. Vielleicht auch persönliche, die sich aber nur auf den Schutz der Person des Papstes, wohl nicht auf den des Papsttums richteten. Die kirchenpolitischen Gründe lagen in der Rücksicht auf die papsttreuen Katholiken Frankreichs, die er durchaus nicht in scharfe Opposition treiben mochte. Einen belangreichen staatspolitischen Grund hat der Kaiser einmal seinem persönlichen Freund, dem Grafen Francesco Arese, offen gesagt. Er meinte nämlich, wenn der König von Italien in Rom seine Hauptstadt habe, könne es wohl früher oder später dazu kommen, daß Papst und König miteinander Frieden und Freundschaft schlössen. Dann aber wüchse Italiens Macht ins Ungemessene.

Wenn Kaiser Napoleon dem Heiligen Vater eine Bürgschaft dafür einhändigen kann, daß er nicht angegriffen wird, oder daß, wenn das geschähe, er Schutz fände, so können die französischen Truppen Rom verlassen, ohne daß es auch nur den Anschein hat, als würde der Papst preisgegeben. Dem Kaiser und seinen Ratgebern in dieser Sache, vorab Thouvenel und Gramont, war es allmählich klar geworden, daß der Papst in keiner Form auf eines seiner Rechte verzichtet, daß also Unterhandlungen mit dem Papst, die ein Übereinkommen mit dem gegnerischen Standpunkt zum Zweck haben, aussichtslos sind. Daraus erwuchs der Plan, das neue Königreich dazu zu bewegen, daß es vertragsmäßig feststelle, es wolle Rom nicht mit bewaffneter Macht angreifen; Cavour hatte das ja feierlich ausgeschlossen. Wenn es nun noch dazu verspricht, Angriffe auf den Kirchenstaatrest, die von anderer Seite kämen, abzuwehren (dabei konnte nur an Garibaldi gedacht werden), so hätte man die für den Truppenabzug notwendige Vorbedingung.

Auf italienischer Seite lag die Sache einfacher. Man wollte die französische Zustimmung zu allem, was sich herausschlagen ließ. Die Er-

fahrungen der letzten Jahre redeten deutlich genug. Anfangs zeigte sich Kaiser Napoleon bei der Einverleibung der Romagna schwierig. Nizza und Savoyen ebneten der Zustimmung den Weg. Als es sich später darum handelte, Umbrien und die Marken wegzunehmen, indem man dort Unruhen angezettelt, um dann „im Namen der Humanität und der Zivilisation", wie Cavour sagte, einzumarschieren, erlangte man das kaiserliche fate presto. Wie leicht sich dieser Vorgang in Rom wiederholen ließ, wußte jeder, bezeugen Freunde und Feinde. Im Namen der Humanität und der Zivilisation vorzugehen, ist aber unbestreitbar ein „moralisches Mittel".

Auf der angegebenen Grundlage, Übernahme der Bürgschaft durch Italien, wurde unmittelbar vor dem Tode Cavours verhandelt. Der Kaiser besaß Italien gegenüber ein ausgezeichnetes Druckmittel, die Anerkennung des Königreichs, die noch nicht erfolgt war. Man ist dem Abschluß nahe gewesen, als Cavour starb. Nun schrieb Thouvenel, er denke nicht daran, die Verhandlungen fortzusetzen. Der Kaiser war noch weniger geneigt dazu; denn in Cavour setzte er volles Vertrauen, sagte er, in seinen Nachfolger, Ricasoli, nicht. Merkwürdigerweise gab er aber sein Druckmittel ohne Entgelt dahin. Kaum war Cavour begraben, vollzog der Kaiser die Anerkennung des Königreichs. Die regelmäßigen diplomatischen Beziehungen wurden bald wieder aufgenommen; Nigra ging nach Paris, Benedetti nach Turin. Zunächst aber überbrachten außerordentliche Botschafter, Arese und Fleury, der eine den Dank Italiens, der andere die Grüße des Kaisers. Italien war selbstverständlich sehr dankbar, wußte aber ebenso selbstverständlich genau, daß es nun auf eigenen Füßen stehe. Das ließ Ricasoli sich nicht entgehen, der von einer wahren „Romomanie" ergriffen war, wie Massimo d' Azeglio den Zustand nannte. Die Nachfolger Cavours hatten es schwer; ist es schon drückend gewesen, dem Vielgefeierten, dem Mann der märchenhaften Erfolge folgen zu sollen, so kamen große, weitere Schwierigkeiten dazu. Cavours starke Hand hatte alle Nebenbuhlerschaften niedergehalten; als die Hand im Grabe lag, schossen diese wild ins Kraut. Cavours übermäßig großes Ansehen hat alle Mittelmäßigkeiten in Winkel gejagt, zum Schweigen verurteilt. Als er dahin war, wie wimmelten sie hervor, wie blähten sie sich auf! Lauf der politischen Welt; war nie anders, wird nie anders sein. Den Nebenbuhlerschaften, den Mittelmäßigkeiten stand ein Paradies offen, das Parlament. Daher der brennende Wunsch der Minister, mochten sie Ricasoli heißen oder wie sonst, vor dem Zusammentritt des Parlaments Beweise zu besitzen, sie hätten sich um Roma

capitale eifrig bemüht, oder mit einem irgendwelchen Erfolg vor die Rampe, vor die Kammer treten zu können.

Ein Beispiel für viele. Wie machte es, um den ersten Nachfolger Cavours zu nennen, wie machte es Ricasoli?

Er gab dem außerordentlichen Botschafter Arese eine Instruktion mit, welche diesem vertrauten Freund des Kaisers Gelegenheit geben sollte, Großes zu erreichen. Ricasoli meinte, die Zeit dränge, denn es waren üble Nachrichten über das Befinden Pius' IX. aus Rom gekommen. Er ließ sie in der „Opinione" übertrieben veröffentlichen, vielleicht um die Möglichkeit eines Konklaves in den Instruktionen für Arese den breiten Raum einnehmen lassen zu können, den sie da bekamen. In diesem merkwürdigen Aktenstück werden zwei Fälle unterschieden, das Weiterleben des Papstes und der Eintritt seines Todes. Im ersten Fall seien die voraussichtlich ergebnislosen Unterhandlungen mit der Kurie fortzusetzen, sie böten den Vorteil, daß der Papst von der Welt immer mehr ins Unrecht gesetzt werde. Die Unterstützung des Kaisers für diese Unterhandlungen müsse erbeten werden; das wirksamste Mittel, die Kurie zu zwingen, daß sie auf Vorschläge eingehe, wäre die Rückberufung der französischen Besatzung. Die italienische Regierung erklärt sich bereit, die in den letzten Unterhandlungen mit Cavour aufgestellten Bedingungen anzunehmen, wie sie Prinz Napoleon an Cavour geschrieben hatte; bereit, ohne Präjudiz für die Souveränitätsfrage, eine italienische Garnison zum Schutz der Ordnung in Rom zu halten, auch neben einer französischen oder päpstlichen Garnison. Die italienische Regierung sei ferner vielleicht bereit, dem Papst die leoninische Stadt, das rechte Tiberufer, zu überlassen. Alle Verhandlungen mit der Kurie würden auf Grundlage des Satzes geführt „freie Kirche im freien Staat". Für den Fall des Todes Pius' IX. seien in einem Geheimabkommen sowohl betreffs des Konklaves wie bezüglich des römisches Volkes Vereinbarungen zu treffen. Aller Einfluß müsse aufgeboten werden, um eine energische und liberale Partei zu bilden, welche die [in das Konklave eintretenden] Kardinäle veranlaßt, Grundsätze zu beschwören, welche den Verhandlungsleitgedanken entsprächen. Die Eminenzen Di Pietro und De Silvestri werden als solche genannt, die da in Betracht kämen. Die Exklusive, die Frankreich und Portugal zustehe, erscheine geeignet, das Ziel zu fördern preparare la via all' elezione d' un Papa liberale. Und deshalb sei es nötig, sich auf einen Kandidaten zu einigen, Santucci und Bofondi werden vorgeschlagen. Was weiter das römische Volk angehe, so möge der Kaiser

erlauben, daß während des Konklaves — durch die Erledigung des Sitzes gehe die Souveränität ja an das Volk zurück — eine Volksabstimmung die Annexion Roms an das Königreich ausspreche. Der Kaiser täte damit ja nichts anderes, als auf Rom anwenden, was er so glorreich in das europäische Staatsrecht eingeführt habe, die Rücksichtnahme auf den Volkswillen. Falls aber die Papstwahl außerhalb Roms stattfinden sollte, etwa gar in Österreich, hoffe die italienische Regierung, daß der Kaiser mit dem König in Übereinstimmung der Gültigkeit der Wahl seine Anerkennung versage. Die Einleitung dieser Instruktion bildet der Auftrag, den Kaiser zu überzeugen, der Fortbestand der gegenwärtigen Lage sei für Italien eine tödliche Wunde; die römische Frage müsse ihrer Lösung näher gebracht werden, ehe das Parlament sich zur Herbsttagung versammle.

Den Papst durch Drohungen zum Nachgeben zwingen, die Kardinäle dazu bewegen, daß sie die sardinische Kirchenpolitik beschwören, durch Anwendung der Exklusive die Wahl eines „liberalen Papstes" in die Wege leiten, einer Wahl außerhalb Roms die Gültigkeit absprechen, das stand friedlich neben der Erklärung, die freie Kirche im freien Staat habe als maßgebender Grundsatz zu gelten.

Die Instruktion führte zu nichts. Arese brachte nichts heim. Am Tag, an dem er vom Kaiser empfangen wurde, lief aus Turin ein Drahtbericht ein, der Napoleon tief verstimmte und ihn in eine Stimmung gegen Ricasoli versetzte, die man etwa durch die Worte kennzeichnen möchte: mit dem Menschen ist nicht zu verhandeln. Die Depesche enthielt nämlich die Wiedergabe einer Kammerrede Ricasolis. Erst seit kurzem im Amt, mußte er dem Parlament durch volltönende, hochnationale Trompetenstöße Vertrauen einzuflößen suchen. Unter den ersten diplomatischen Einläufen, die ihm zugekommen waren, befand sich ein ausführlicher Bericht des sehr gewandten und erfahrenen italienischen Vertreters in London, Emanuel d'Azeglio, der einem Wunsch der britischen Regierung gemäß sich eingehend über französische Umtriebe in Sardinien verbreitete, die einer Erwerbung dieser Insel den Weg bahnen sollten. Es muß etwas davon auch einigen Abgeordneten zu Gehör gekommen sein, vielleicht mehr als bloße Zeitungsgerüchte; Ricasoli wurde in einem Zwischenruf — ob er verabredet war, läßt sich nicht entscheiden — auf eine mögliche Abtretung hingewiesen. Er dachte zuwenig an Paris, zuviel an die Gewinnung des Parlaments und beantwortete den Zwischenruf mit der entrüsteten Beteuerung, kein Zoll italienischer Erde werde abgetreten. Kaiser Napo-

leon nahm das begreiflicherweise sehr übel, machte geltend, daß man in Turin erst lernen müsse, wie man im Namen einer Großmacht zu reden habe, seine Freunde bloßstellen sei das richtige Mittel, um überhaupt keine zu haben usw. Die Sache war um so ärgerlicher, als sie bald darauf im englischen Unterhause weitläufige, für Frankreich peinliche Besprechung fand. In Paris mochte man sich damit trösten, das „herzliche Einvernehmen" — der Ausdruck war schon im Schwange — lasse die Anwendung des Sprichwortes zu, keine Rose ohne Dornen, und konnte sogar hervorheben, kein Franzose habe je die Abtretung Sardiniens verlangt, während Garibaldis Flottenadmiral eben erst die Abtretung Korsikas gefordert hatte.

In diesen Unstimmigkeiten ging Areses Instruktion unter, auf Nimmerwiedersehen; Ricasoli aber ließ sich nicht abschrecken. Vor der Herbsttagung holte er sich noch einen zweiten Korb; so hatte er doch Beweise vorzulegen, daß seine Romomanie nicht müßig ging. Er schrieb zwei Briefe oder Abhandlungen, einen an Kardinal Antonelli, den zweiten unmittelbar an den Heiligen Vater. Beigeschlossen war der Entwurf eines Garantiegesetzes. Da die Beziehungen zwischen Turin und Rom der Beförderung dieser Schriftstücke nicht förderlich schienen, sandte er sie nach Paris und wollte die guten Dienste der französischen Regierung zu diesem Zweck in Anspruch nehmen. Allein dort versagte man sich und gab als Grund an, im gegenwärtigen Augenblick erscheine die Sache aussichtslos, und es könnte die gewünschte Maßregel mehr schaden als nützen. Als nun die „Herbsttagung" im Spätjahr hereinbrach, legte Ricasoli dem Parlament seine theologische Prosa vor. Er erntete reichlichen Spott. Man sprach geringschätzig von Sakristeigerede, von dem seltsamen Einfall, dem Papst eine theologische Vorlesung zu halten u. dgl. m. Richtig ist, daß dieses doch immerhin diplomatische Aktenstück in einem auffallenden Gegensatz steht zu allen je auch in der römischen Frage geschriebenen. Man möchte es fast in den Schlußband der Werke des hl. Augustinus verweisen, in dem die unterschobenen Schriften sich finden. Der Beirat ist mit Händen zu greifen, es muß Passaglia gewesen sein. Ricasoli verkehrte damals mit ihm, Passaglia stand mitten in der kirchenpolitischen Bewegung und sammelte unter dem Klerus Unterschriften für seine Adresse an den Papst. In Ricasolis Brief an den Papst finden sich Gedankengänge wie dieser: Gott, in seinem Wesen unveränderlich, ist doch von unerschöpflicher Fruchtbarkeit im Hervorbringen verschieden gearteter Formen. Weil die Kirche in ihrem Wesen unver-

änderlich ist und immerwährenden Bestand haben soll, muß sie, umgeben von alles umgestaltendem Formenwechsel, sich der Eigenart aller Zeiten anzupassen vermögen.... In Staatsschriften liest man derlei nicht alle Tage. Man wiedererkennt darin auch in seinen Verirrungen das gewaltige theologische Genie, das einst eines der großartigsten Werke über die Kirche geschrieben.

Ricasolis Tage waren gezählt. Schon war Rattazzi in Paris gewesen. Und noch ist lange kein Jahr über Cavours Tod vergangen, da versuchte schon ein zweiter Nachfolger die Last seines Erbes zu tragen.

* * *

Am Ausgang dieses Jahres 1861 schrieb der französische Außenminister Thouvenel an den Herzog von Gramont, der mittlerweile die Wiener Botschaft übernommen hatte, es sei die feste Absicht des Kaisers, die balkanischen Fragen, die orientalische Frage sagte man damals, zur Lösung der italienischen Frage zu verwenden. In den Kreisen der „kosmopolitischen Revolutionspartei", König Viktor Emanuel hat selbst diesen Ausdruck gebraucht, trug man sich mit ähnlich weitausgreifenden Plänen. Den in den Balkanländern und unter den Völkern der habsburgischen Monarchie glimmenden Nationalismus hoffte man zu zerstörendem Feuerbrand anfachen zu können. Viktor Emanuel nahm wiederum heimlich Fühlung mit diesen Kreisen. Seit Garibaldi damals, nach der Einnahme Neapels, seine Beute ohne weiteres hatte fahren lassen, war der König in der Meinung bestärkt worden, daß er die revolutionären Geister zu benützen und zu bändigen vermöge. Thiers riß später einmal (1867) die französische Kammer zu schallender Heiterkeit hin, als er ausrief: Garibaldi ist der Jagdfalke König Viktor Emanuels. Und wenn er seine Dienste getan, so sperrt man ihn in seinen Käfig, die Insel Caprera.

Müssen wir es uns hier versagen, die Vorgänge weiter zu erzählen, so möchten wir eben noch die Aufmerksamkeit auf das Moment lenken, welches das Ende der italienischen römischen Frage und den Anfang der katholischen römischen Frage verknüpft: die internationale Bedeutung der päpstlichen Unabhängigkeit und Freiheit. Es sind da zwei internationale Angelegenheiten sorgfältig zu unterscheiden, die in den Dokumenten dieser Zeit nebeneinander hergehen: der internationale Charakter des päpstlichen Staates, des letzten Restes vom Kirchenstaat einerseits, und anderseits der internationale Charakter der geistlichen Souveränität des Papstes mit dem internationalen Wert ihrer Aktionsfreiheit und den souveränen Mitteln, sie zu betätigen.

Italien weigerte sich beharrlich, den Fortbestand des Kirchenstaatrestes als eine internationale Angelegenheit gelten zu lassen und wollte jede Einmischung der Mächte in diese Seite der römischen Frage mit dem Nichtinterventionsprinzip ausschließen, da die Nation eine und die Erwerbung Roms als Hauptstadt eine innere Angelegenheit der Nation sei. Dagegen hat das amtliche Italien bis zur Einnahme Roms die internationale Bedeutung der päpstlichen Unabhängigkeit und Freiheit anerkannt. Es kam den Mächten sogar entgegen mit dem Vorschlag gemeinsamer Regelung der Bürgschaftsfragen, mit der Zusicherung, daß es die Bürgschaft, die es selbst dem Heiligen Stuhl zu geben gedenke, den Mächten mitzuteilen nicht verfehlen werde: das Garantiegesetz. Noch während der Kammerverhandlungen über dieses Gesetz, in dem auf die Einnahme Roms folgenden Winter und Frühjahr, stand die Regierung auf diesem Standpunkt; während die von der Kammer gewählte Kommission, der das Garantiegesetz zugewiesen wurde, bereits sich dem Standpunkte näherte, der das Papsttum so viel als nur möglich verstaatlichen wollte. Erst als die Mächte das Garantiegesetz stumm zur Kenntnis nahmen, als hätten sie kein Recht, darüber auch nur eine Ansicht zu äußern, ging den italienischen Staatsmännern das Licht auf, daß es ohne alle unangenehmen Folgen abläuft, wenn man die Pflicht Italiens, dem Papst Unabhängigkeit und Freiheit zu gewähren, als eine Sache ansieht, die lediglich innere Angelegenheit des italienischen Staates ist. Die radikalen Parteien wünschten nichts lebhafter, und so verdichtete sich diese Meinung zum nationalen Dogma. Wir sagten, noch während der Verhandlungen über das Garantiegesetz anerkannte die Regierung den Tatbestand, daß die geistliche Souveränität des Papstes eine internationale Souveränität ist und zu ihrer Aktionsfähigkeit souveräne Machtmittel braucht, die internationale Bürgschaften haben müssen; daß die italische Gesetzgebung ihm diese zu geben unvermögend sei, weil sie nicht über dem Papst stehe und ihm ebensowenig allgemein päpstliche Rechte verleihen wie päpstliche Pflichten auflegen könne. Der Ministerpräsident Lanza drückte das am 2. Februar 1871 so aus: Das Ministerium betrachte den Papst, das Haupt der allgemeinen Kirche, als ein internationales Wesen, das von keinem Staat abhängig, keiner Regierung unterworfen sein und deshalb unter der staatlichen Gesetzgebung nicht stehen könne. Die Kommission dagegen anerkenne zwar gewisse Vorrechte und gewähre gewisse Bürgschaften, als ob es sich in der Tat um ein internationales Wesen handle; dennoch aber unterstelle sie den Papst der staatlichen Gesetzgebung.

Es geht weit über die hier gezogenen Grenzen hinaus, wenn man die urkundlichen Beweise dafür vorlegen wollte, daß vor und unmittelbar nach der Einnahme Roms die Regierung den internationalen Charakter der durch die Einnahme entstandenen römischen Frage zugab und in diesem Sinn mit den Mächten zu verhandeln bereit war. An eine Episode aus dem Jahr 1891 wollen wir aber erinnern, welche grelles Licht auch auf das Jahr 1870 warf. Es sind die römischen Kammersitzungen vom 3. bis 7. Dezember. In der österreichischen Delegation hatte der Delegierte Zallinger am 27. November eine Interpellation über die römische Frage eingebracht, welche der Außenminister Graf Kalnoky alsbald beantwortete. Die Antwort war vorsichtig abgefaßt, hob hervor, daß das politische Bündnis mit Italien „eine der Grundlagen unserer Politik" und der Wunsch in Österreich-Ungarn allgemein sei, mit Italien „in Frieden und Freundschaft zu leben". Kalnoky äußerte zudem, „eine praktische Lösung des Problems sei noch nicht gefunden", gemeint, nicht genannt, war die „römische Frage"; er gab dem Wunsch Ausdruck, es möge die Stellung des Heiligen Vaters eine solche sein, daß sie ihm die gebührende und notwendige Unabhängigkeit gewähre, zugleich eine solche, die den Heiligen Vater selbst befriedige. Das genügte, um in Rom ein viertägiges Wort- und Redegetobe zu entfesseln. Bovio schrie es hinaus: für uns existiert keine römische Frage; und die Ministerbank erwiderte: für uns existiert keine römische Frage. So Nicotera am 28. November; und Rudini erklärte am 5. Dezember, das Garantiegesetz sei ein der inneren Politik angehöriger Regierungsakt. Dabei spricht er aber in der gleichen Rede[1] von der sovranità spirituale del Pontefice und von den notwendigen Bürgschaften, damit sich *diese Souveränität* frei betätigen könne. Man sollte meinen, das genüge, um dem Garantiegesetz den Charakter eines zwischen zwei Souveränen abzuschließenden Vertrags zu geben. Allein man blieb dabei, daß im Jahre 1871 das Garantiegesetz zwar bei einem Haar ein internationaler Vertrag geworden wäre, der „Stern Italiens" aber, wie Crispi sagte, das Unheil verhinderte. Crispi, der die Kammersitzungen vor der Einnahme Roms mitgemacht hat, sprach aus seinen Erinnerungen; Rudini nach den Akten des Auswärtigen Amtes. Crispi erzählte zwar nicht, daß Visconti Venosta noch am 31. Juli 1870 in der Kammer ausgerufen hat: „Nein, wir gehen nicht nach Rom" (Atti

[1] Atti del Parl. ital. Camera dei Deputati. Legisl. 17, Sess. 1, vol. IV 4426.

del Parl. ital. 1870, 3925), wohl aber, daß seine Partei im August den König vor das Dilemma gestellt habe: entweder gehe das Heer mit dem König nach Rom, oder es gehe das Volk mit Garibaldi. Daraufhin sei der Entschluß gefaßt worden. „Aber welche Angst hatte man, dahin zu gehen, welche Angst.“ Crispi erinnerte dann an Visconti Venostas Rundschreiben vom 29. August 1870 mit dem Vorschlag, aus dem Garantiegesetz einen internationalen Vertrag zu machen. Hätte Europa das angenommen, so wäre Italien in „ewige Knechtschaft“ geraten. Marchese Rudini dagegen wollte die Mißstimmung gegen Österreich dämpfen und erinnerte an die Verdienste des Grafen Beust um Italien. Die Regierung Italiens sei verpflichtet gewesen, das Garantiegesetz den Mächten mitzuteilen. Was war zu tun, wenn sie Änderungen wünschen? Wenn sie aber förmlich und amtlich ihre Zustimmung geben, hätte es dadurch einen halb internationalen Charakter erhalten (avrebbe assunto un carattere pressochè internazionale: Atti 1891, 4426). Da rettete Beust Italien. Er erklärte dem italienischen Geschäftsträger Marchese Curtopassi, jeder Zustimmungsakt seinerseits verstoße gegen das Nicht-Interventionsprinzip, er könne das Garantiegesetz nur zur Kenntnis nehmen. Das sei die erste Stimme gewesen, welche den wahrhaft innerstaatlichen Charakter des Garantiegesetzes ausrief, die Stimme einer befreundeten Macht, die Österreichs (ebd. 4427).

Diese Kammerverhandlungen des Jahres 1891 gewähren aber nicht bloß lehrreiche Rückblicke. Auch einen Ausblick auf die Zukunft finden wir darin. In seinem Bemühen, die Gefühle der Kammer zu besänftigen, sagte Rudini auch ein Wort über das Bündnis mit Österreich-Ungarn: „Wir wissen, daß, wenn je der Tag käme, an dem die Einheit, und es gibt keine Einheit ohne Rom, an dem, sage ich, die Einheit und Unabhängigkeit unseres Vaterlandes bedroht wäre, Österreich-Ungarn an unserer Seite stünde, sie zu verteidigen.

Da der Delegierte Zallinger zu diesem Riesenlärm Anlaß gegeben hatte, bemerkte ein bekanntes Wiener Weltblatt im Anschluß an Rudinis Rede, nur die Ultramontanen, die „Katholikentagsredner“, wie es hämisch und höhnisch schrieb, nur diese Leute seien, durch die römische Frage verblendet, im stande, an der Aufrichtigkeit und zuverlässigen Dauerhaftigkeit der italienischen Bündnistreue zu zweifeln.

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Kriegsgebetfragen.

Während mit erderschütterndem Getöse die Völker Europas ihre äußeren Kämpfe führen, liegt einem stilleren Ringen die seelische Welt des Gebetes ob. Es ist nicht eigentlich ein Gegner, den sie zu besiegen trachtet; Gott ist ja der Freund der Menschen, ihr Schöpfer und Vollender. Ihre Kampfmittel sind geistiger Art; sie denkt durchaus nicht daran, den, mit dem sie ringt, niederzuschlagen, mit dem Bajonett zu durchbohren, durch grausame Sprengwaffen in Stücke zu zerreißen, sondern sie erstrebt den Anspruch auf ihr Kampfziel durch inneres Verdienst, durch Selbstveredlung also, vor allem aber durch jene Erbittungskraft, wodurch rechte Bitten auch unter uns Menschen die Herzen zur Erhörung stimmen. Und weil dieser Kampf ganz von Geist zu Geist geht, erstreckt sich das Kampffeld des Kriegsgebetes viel weiter als das der Schützengräben, der Schiffe zu Wasser und in der Luft. Nicht bloß die Soldaten beten, die bewaffneten Starken draußen, sondern auch die Frauen, die Kinder und die Alten daheim, die Kranken und Schwachen; nicht bloß die Völker beten, die im Kriege stehen, sondern überall, wo Geister von dem unermeßlichen Leid dieses fürchterlichen Krieges ergriffen sind und um das Heil der Seelen, die Schicksale des Reiches Gottes Sorge tragen, steigen die Begehren reiner Menschen- und Gottesliebe zum Himmel auf. Bald mit den inneren Seufzern des Herzens, bald mit äußeren Worten, leise und laut, einsam und gemeinschaftlich, im Auftrage der Kirche oder sogar von der weltlichen Obrigkeit ermuntert, auf Wallfahrten, in feierlichen Aufzügen, bei Bittgängen zu vielen Zehntausenden führt das Gebet den Krieg.

1. Was ist es, das dem großen Heer der Beter seine Einheit gibt? Vor allem, daß sie insgesamt Gott anrufen. Sieht man auf das, worum sie bitten, erblickt man eine erstaunliche Mannigfaltigkeit. Da die Menschen in gar verschiedener Weise zu den Kampfzielen stehen, sehnen die einen sich nach diesem, die andern nach jenem Ausgang, und die draußen Gegner sind, stellen sich als Gegner auch vor Gott hin. In derselben Kirche knien deutsche Soldaten und französische Frauen. Nur im Vertrauen auf Gott kommen alle überein.

Es ist wahrlich eine göttlich große Aufgabe, gegenüber so vielgestaltiger Sehnsucht die eine weise, gerechte und feste Weltordnung zu vertreten. Wenn irgendwo, so muß man hier sich der überragenden Vollkommenheit Gottes freuen.

Alle Parteien berufen sich auf die Gerechtigkeit ihrer Sache. Welcher Mensch könnte urteilen, ob alle aufrichtig so glauben? Und wenn der gute Glaube nicht fehlt, wer will dann immer und in allem über Irrtum und Wahrheit entscheiden? Gott aber weiß bis zum letzten, welche Sache gerecht ist; den Richter aller Gedanken täuschen keine Verschleierungen, Winkelzüge, Lügen. Er trägt die Weltgeschichte, so wie sie war, in seiner Allwissenheit. Dazu auch die Weltgeschichte, wie sie sein wird. Es kann sich ereignen, daß einem Volke gerade das Gegenteil von dem, worum es jetzt bittet, zum Segen dient. Erhielte es, was es wünscht, würde es vielleicht sich in Unordnungen verhärten, oder es würde nicht zur rechten Entfaltung kommen, da es schon zum jetzigen Kampfe seine natürlichen Kräfte nicht nach Schuldigkeit bereitet hat.

Gott durchschaut auch und wägt mit sicherer Wage die Würdigkeit der unzähligen Flehrufe. Es beten ja nicht alle Hilfesucher gleich gut. Glaube und Vertrauen haben Stufen. Während der Eifer der einen Beharrlichkeit oder gar Wachstum zeigt, lassen andere nach anfänglichem Aufschwunge nach. Während einige sich in rechter Demut halten, meinen und sagen andere mit Hochmut, Gott bedürfe ihrer, und wiederholen vor Gott und Menschen bis zum Überdruß, wie viel besser sie als alle übrigen seien. Manche, die Grund zur Reue haben, kehren um, und manche Gute werden besser; aber anderwärts bleiben Religion und Sittlichkeit in demselben schlechten Stand wie zuvor. So gibt es der Erhörung Würdige und Unwürdige. Die Gebetsarbeit vieler Glieder eines Volkes wird zunichte gemacht durch die eigenen Mitbürger, die ihren Kampfgenossen, ganz anders als die einig strebenden Krieger im Felde, nicht nur nicht Hilfe leisten, sondern durch ein strafwürdiges Gebaren in den Rücken fallen. Gott sieht alles, und seine Allwissenheit kennt, alle Milliarden Einzelheiten zusammenfassend, die Antwort auf die Frage, ob das Flehen eines Volkes Erhörung verdiene.

Neben und über dem allem steht noch entscheidend der göttliche Weltplan, wenigstens jene seiner Linien, die nicht verändert werden sollen. Gott hat in der Tat solche Linien festgelegt; darum sagt uns der hl. Johannes (1 Jo 5, 14), daß wir bitten sollen „nach seinem Willen". Wir

werden zum Beispiel nicht alles Übel aus der Welt beten. Gott hat einmal diese Welt der unbedingten Freiheit und des Kampfes mit Widerständen als ihr seliges Ziel einen Himmel voll freier Freunde des Guten und ruhmreicher Sieger gewollt; als Leidbeladener und zum blutigen Kampf Berufener ist er selber Mensch geworden. Darum obsiegt auf Erden nicht immer die bessere Sache; der irgendwo geäußerte Satz, der jetzige Weltkrieg sei die Generalprobe zum Weltgericht, ist geistreich, aber nicht durchführbar. Auch wird nicht immer der würdigere Bittsteller erhört, wäre es selbst der Gottmensch in Gethsemani. Über der besondern Liebe und Vorsehung, mit der Gott die gerechten Anliegen der Erdenpilger umfängt, und über der Liebe und dem Erhörungswillen, die er dem guten Gebete zuwendet, herrscht noch eine göttliche Welt von Zielen, die in ihren letzten Würdigkeiten er allein kennt, die er der freien Weltschöpfung zugrunde legte, die wir Menschen, ehe wir ihn schauen, nur anbeten und, wenn wir seine Freunde sind, um seinetwillen lieben können.

Diese drei Dinge: die gute Sache, der frei errungene Erhörungswert, der göttliche Weltplan, entscheiden über den Erfolg der jetzigen Völkergebete. Damit fallen Einwände weg, die von jeher bei freidenkerischen Schriftstellern, während des Krieges aber häufiger zu lesen waren: „Wozu beten? Die Feinde beten auch."

Solche Einwände denken nicht hoch genug von Gott. Sie stellen sich Gebetserhörung wie einen Erfolg menschlicher Überredung vor. Sie scheinen an eine wenig erleuchtete Mutter zu denken, die eine Gunst dem unter den sie umdrängenden Kindern verschenkt, das gerade am lautesten ruft, daß ihm die Gunst zustehe, oder das am schönsten der Mutter zu schmeicheln weiß. Aber es gibt doch selbst auf Erden Mütter, die nicht so grundsatzlos handeln.

Jene klugen Freidenker wähnen Gott in Verlegenheit, weil er von mehreren um Unvereinbares angegangen wird. Ein Kriegsschriftsteller spöttelt deshalb in einem gereimten Erzeugnis: „Ich möchte jetzt nicht Herrgott sein!" Natürlich, einen oberflächlichen Menschen, der nicht nach Gründen vorgeht, müßten so verschiedene Bitten in entschlußunfähiges Hin- und Herschwanken versetzen. Auch wenn die Erhörung, wie einige sich vorzustellen scheinen, sozusagen automatisch oder unter magischem Zwang ausgelöst werden sollte, könnte sie beim Streite der Völker kaum erfolgen.

Ein führender Glaubensfeind meinte in einer „Feldpredigt für Daheimgebliebene", „daß eine Macht, die sich durch Gebete von Menschen be-

stimmen ließe, Armeen hinzuschlachten, ungezählte Kornspeicher und Viehställe, Dörfer und Städte niederzubrennen, den Namen ‚höchstes Wesen‘ nicht verdienen würde“. Das ist eine gesucht gehässige Darstellung. Daß aber Gott zum Siege helfe, widerspricht dem Gottesbegriff durchaus nicht, wenn anders der Sieg als gut angestrebt werden muß. Gott läßt sich nach bereits Gesagtem auch nicht schlechtweg, wie vielleicht ein törichter „guter“ Mensch, durch die Menschengebete bestimmen; er ist auch als Erhörer die Weisheit und Heiligkeit.

Derselbe „Prediger“ deutet an, daß ein Gott, den die Nationen für sich in Anspruch nehmen, ein beschränkter Gott wäre. Freilich, wenn sie ihn ausschließlich für sich mit Beschlag belegen, um einen nur „französischen“ oder „deutschen“ oder „russischen“ Gott, besser Nationalgötzen, zu verehren. Aber daraus, daß etliche ähnliches tun, folgt nur etwas für die Torheit der Menschen, nichts gegen Gott. Die Verständigen rufen Gott für ihr Vaterland an, ohne zu vergessen, daß er der Vater aller Menschen ist. Da sie ihn aber für den Hort alles Rechtes halten, bitten sie ihn, die Sache zu segnen, die ihnen als die rechte erscheint. Seine „Internationalität“ in bezug auf alles, was an den Nationen sittlich gleichgültig oder gleichwertig ist, hindert nicht, daß er einer Nation sich zuneige, die seiner Liebe sich würdiger zeigt.

An dieser Unterscheidung scheitert auch der Einwand, man könne Gott, da er international sei, überhaupt nicht für das Vaterland anflehen. Man darf den Einwand umkehren und sagen: Gerade weil Gott international ist, also sicher nicht aus bloß nationalen Gründen zu den andern Völkern hält, kann ich mit Zuversicht ihn um Hilfe für das meinige bitten, ohne Zweifel mit der gleichen Zuversicht, womit andere, die Gott leugnen, sich auf die internationale Wahrheit und Gerechtigkeit berufen.

Alle die kurzsichtigen Einwürfe denken offenbar auch zu niedrig vom Kriegsgebet selbst. Es ist keineswegs die Absicht der Beter, jedenfalls nicht der einigermaßen erleuchteten, Gott zu umschmeicheln, zu drängen, mit Worten auf ihre Seite zu ziehen. Sie wissen, daß sie vor der unendlichen Heiligkeit und Weisheit stehen. Darum beunruhigt es sie auch nicht, wenn sie hören, daß gleich ihnen die Feinde beten. Unter Menschen mag man sich beunruhigen, wenn man erfährt, daß dort, wo man um eine Gunst einkommt, auch Gegner vorstellig werden; aber an Gottes unbestechlicher Hoheit können wir nicht zweifeln. Das freilich wollen die Kriegsbeter nicht: sich weigern zu tun, was der Mensch billigerweise tun muß, um

sich, so viel an ihm liegt, der göttlichen Hilfe zu versichern; die Feinde allein beten lassen; oder gar amtlich und von Staats wegen den Segen Gottes ablehnen. Im übrigen ist es ihrer Nächstenliebe, die sie mit der Kriegsfeindschaft wohl vereinen, vielmehr ein Trost, daß auch bei den Gegnern gebetet wird; sie wünschen nicht, daß alle drüben die furchtbaren Kriegsopfer für bewußte Schlechtigkeit bringen[1]. Und da Freund wie Feind, wenn sie weise sind, unter der ausdrücklichen oder stillschweigenden Bedingung beten, daß das Erbetene das Wohlgefallen Gottes sei, versöhnen sich ihre Gebete, wenn nicht dem Ausdrucke, so dem Inhalte nach, noch bevor sie zum Throne Gottes gelangen.

2. Wie aber, wenn zwei Gegner ohne Bedingung bitten? Dann muß es wenigstens ein unerhörtes Gebet geben. Ein neuer Anstoß!

Es gibt ohne Zweifel Gebete ohne die gewünschte Erhörung. Wir wußten das schon im Frieden, und im Kriege haben wir es eindrucksvoll genug vor Augen. „Wir haben doch so viel gebetet", klagen die Angehörigen manches Gefallenen. Die Gefallenen selbst haben um Schutz und Rettung zum Himmel gefleht; manchen hat die Granate mitten im Gebet zerrissen. Auch betende Heere und Völker können geschlagen werden.

Der Unglaube hat solche Erfahrungen immer mit Vorliebe herangezogen, um Nutzlosigkeit des Gebetes und der ganzen Religion, insbesondere Unzuverlässigkeit der christlichen Gebetslehre zu behaupten. Der Apologie der Religion aber erstand daraus die stets neue Aufgabe, darzulegen, daß zwischen der grundsätzlichen Verheißung vom Erfolg des Gebetes und den tatsächlichen einzelnen Mißerfolgen kein Widerspruch besteht.

Zunächst kann man nie geradezu sagen, daß keine Erhörung stattgefunden habe. Es ist nicht dasselbe: nicht die gewünschte Erhörung, und: gar keine Erhörung. Ein Soldat fiel, doch es war sein Heil. Eine Schlacht mag verloren sein, aber vielleicht ist die Gutmachung des Mißerfolges in einen höheren Zusammenhang aufgenommen. Selbst ein Feldzug mag gescheitert sein, aber der Sieg wäre zum Unheil ausgeschlagen. Obwohl wir

---

[1] Indem ein Londoner Prediger, über den sich sonst die Deutschen während des Krieges zu beklagen hatten, seinen Hörern jene Beunruhigung zu nehmen suchte, sagte er ihnen, daß er sich vielmehr freue, von den Gebeten der Feinde zu vernehmen. „Es ist für mich ein Beweis, daß die Männer in der Linie, sei es bei der deutschen oder der russischen oder der französischen oder der englischen Armee, an ihre Sache glauben; Gott sei Dank dafür." Und wenn die Deutschen guten Glaubens sind, „so danke ich Gott, daß sie sich zu dem Gott der Schlachten wenden. Fort mit aller Engherzigkeit!" (Tablet 12. Dezember 1914, Nr 3892.)

bei unserer Unkenntnis dessen, was jetzt oder später, unmittelbar oder auf Umwegen, durch Geschenk oder Fügung uns von Gott zukommt, nicht mit Zahl und Maß bestätigen können, daß es überhaupt kein unerhörtes wirklich gutes Gebet gibt, sondern bloß ein nicht nach Wunsch erhörtes, so fehlt uns doch ebenso jede Möglichkeit, diese Lehre, die man mit Grund aus der Natur Gottes und seinen Verheißungen folgert, zu widerlegen.

Doch gesetzt, ein Gebet bliebe gänzlich unerhört, dann kann unser Menschenwissen wiederum nie feststellen, daß die Nichterhörung an Gott, nicht vielmehr an unserer Bitte, ihrem mangelhaften Gegenstand oder ihren unzulänglichen Eigenschaften gelegen war. Die Verheißungen der unfehlbaren Wirksamkeit des Gebetes sind ja in der Heiligen Schrift, wie schon in der Natur der Sache, von Bedingungen und Schranken umgeben. Wie oft mögen wir, obwohl wir bei der Bitte uns sehr klug und tugendlich dünken, um Untunliches bitten? Auch so manchmal um rein Zeitliches, für das wahre Ziel und Ende ganz Belangloses oder gottgewolltem Kampf uns Entziehendes? Stehen wir immer auf Gottes Seite, wenn wir von ihm verlangen, er solle auf unserer Seite stehen? Wie oft erreichen die Tugenden unserer Bitte die Höhe, die im Verhältnis zur Ungewöhnlichkeit des Erbetenen stände? So viele Bitten findet schon ein irdischer Vater abzuschlagen, und doch, wie viel größer ist die Erhabenheit der göttlichen Weltsorge über uns, als die irgend eines irdischen Vaters über seine begehrliche, lebensunkundige junge Schar? Wer von unserer Kleinheit vor Gott ein wenig weiß, klagt nicht leicht Gott statt seiner selbst an.

Endlich aber: viele Gebetswünsche treffen auch ein; gerade für das Kriegsgebet unserer Zeit ist dies anerkannt. In Deutschland und Österreich, wo bisher nicht wenig Wünsche in Erfüllung gegangen sind, schreiben zahlreiche und gewichtige Stimmen die gewonnenen Erfolge ausdrücklich dem Gebete zu und sagen Gott als dem Spender demütigen Dank. Die Leute äußern sich: „Wir müssen dem lieben Gott von ganzem Herzen danken, daß es auf unserer Seite gut steht; Gott sei Lob und Ehre! Bleiben wir im Gebete beharrlich!“[1] Die Soldaten leiten Licht und rechten Entschluß, Ausdauer, Mut, Sieg, Rettung in zahllosen Briefen aus ihren und der Heimat Gebeten her. Der deutsche Kaiser antwortete den im August zu Fulda versammelten Bischöfen: „Gott der Herr hat die treuen Fürbitten für den Sieg unserer Waffen bisher gnädig erhört!“[2]

[1] Tiroler Volksbote 15. September 1915, Nr 38.

[2] Kölnische Volkszeitung 21. August 1915, Nr 682.

Die Bischöfe selber mahnten:

„Von Anfang dieses furchtbaren Krieges an haben die deutschen Fürsten und Völker Herzen und Hände betend zu Gott erhoben um Sieg und Frieden.... Ist dieses Gebet erfolglos geblieben? Keineswegs. Vom Beginn des Krieges bis zu dieser Stunde ist Gottes Schutz und Segen unverkennbar mit uns gewesen, daheim und auf den Kriegsschauplätzen in West und Ost, auf dem Meere und in den Lüften. Ungeheure Opfer an Gut und Blut mußten gebracht werden. Aber unsere Sache steht gut und hoffnungsvoll trotz einer Welt von Feinden. Undank wäre es, darin nicht Gottes Huld und Gnade zu sehen; aber auch Undank, nicht anzuerkennen, daß wir diese Gotteshilfe ganz besonders der geistigen Waffe des Gebetes verdanken." [1]

„Mit felsenfestem Gottvertrauen ist das deutsche Volk in den Kampf gezogen. Nie sahen unsere Kirchen so zahllose Scharen von Betern. Nie war der Andrang der Wehrpflichtigen zu den heiligen Sakramenten so gewaltig als beim Heraufziehen des Kriegsgewitters. Dieses Gottvertrauen ist nicht unbelohnt geblieben; auf den umsichtigen Scharfblick und die strategische Arbeit unserer Heerführer, verbunden mit der im ganzen Volke schlummernden Vaterlandsliebe und Disziplin, hat demütiges Gebet den Segen des Himmels herabgerufen, damit sie in der Hand des Lenkers der Schlachten Mittel würden zur Erreichung der herrlichsten Erfolge. Drum möge am kommenden Sonntage mit der Erinnerung an die Bedeutung des Jahrestages des Kriegsbeginnes die Gemeinde zu heißem Dankgebete aufgefordert werden. Dank sei Gott für alle die glücklichen Waffenerfolge auf den Walstätten in Ost und West. Dank sei ihm für die treue Einigkeit des gesamten deutschen Volkes. Dank sei Gott für die Kraft des religiösen Sinnes in Heer und Nation." [2]

Es ist freilich wahr, daß wir nicht sicher wissen, ob die Erfüllung eines Gebetswunsches gerade eine Gebetserhörung war, selbst wenn wir davon hinlänglich überzeugt sind, um uns zum Danke gegen Gott verpflichtet zu halten. Wer könnte je mit physikalischer Gewißheit die Frage lösen: Zufall oder Fügung? Das Schicksal unserer Gebete liegt im Dunkeln, ob wir befriedigt werden oder nicht. Sobald sie aus unsern Herzen sich losgelöst haben, übernehmen unsichtbare Mächte sie, so daß sie unserer Kontrolle entschwinden. Daß wir so ohne Kontrolle an die Verheißungen Gottes glauben sollen, das ist uns schwer. Wir fügen uns in einer Weise leicht darein, daß wir die innergöttliche Dreifaltigkeit oder die

---

[1] Hirtenbrief des Kardinals und Erzbischofs von Köln Dr Felix v. Hartmann, vom 23. Mai 1915.

[2] Hirtenbrief des Fürstbischofs von Breslau Dr Adolf Bertram, vom 29. Juli 1915. Unter den zahlreichen Dankesäußerungen zum Jahreswechsel 1915/16 s. für Österreich die Silvesterpredigt des Kardinals und Fürsterzbischofs von Wien, Dr Gustav Piffl, im Stephansdom; Reichspost 1. Januar 1916, Nr 1.

jenseitige Anschauung Gottes nicht begreifen können; in Dingen aber, die uns selbst betreffen und die wir großenteils sichtbar und im Diesseits erhoffen, meinen wir greifen und sehen zu müssen. Darum fällt um unerfüllter Gebetswünsche willen ein schwacher Glaube oft zu Boden. Wir hören es auch aus dem Felde: „Wenn denn das Beten doch nicht hilft, so kann ich nicht mehr glauben.“ Ein starker Glaube aber bewährt sich, Gott zur unvergleichlichen Ehre. Darum schreiben andere, gottlob viele: „Gott führe uns wieder in die Heimat zurück; doch alles, wie er will.“ Und andere, Verwundete: „Gott hat es so gewollt.“ Was mögen die Toten sagen, die Himmelseroberer?

3. Zu den bislang unerhörten Gebeten zählt das um den Frieden. Papst Benedikt XV. hat seit langem die ganze Welt zum Friedensgebet aufgefordert. Ohne Unterlaß habe er, heißt es in dem Schreiben an die kriegführenden Völker vom 28. Juli 1915[1], selber sich an den Allmächtigen gewandt, der die Geister und Herzen wie der Könige so der Untergebenen in der Hand hält, und habe ihn angefleht, die fürchterliche Geißel ruhen zu lassen. Seinem eifrigen und demütigen Gebete habe er dann alle Gläubigen sich anschließen heißen und es auch, um es wirksamer zu gestalten, von Werken christlicher Buße begleiten lassen.

Es kennzeichnet die Erbitterung, die im gegenwärtigen Kriege kämpft, daß an gewissen Stellen die päpstliche Anordnung von feierlichen Friedensgebeten am 7. Februar 1915 auf Widerstand stieß. Erst nach einer bestimmten Deutung wurden sie zugelassen. Eine neue Kriegsgebetfrage tauchte auf: Wie kann ein Patriot um den Frieden beten?

Es ist klar: die Angehörigen eines kriegführenden Volkes werden sich in der Regel nicht zu einem Gebete verstehen, das dem Verlangen nach dem eigenen Siege widerspricht; sie werden also auch das Gebet um den Frieden ablehnen, wenn es etwas anderes als den Sieg des Vaterlandes voraussetzt. Nun aber, wie läge eine solche Voraussetzung im Friedensgebete? Verlangen nach Frieden und Verlangen nach Sieg widersprechen sich keineswegs; man kann sehr wohl, wenn man den Frieden wünscht, einen siegreichen Frieden, einen Frieden durch Sieg begehren. Schon der verrichtet ein Friedensgebet, der um baldigen Sieg, um Abkürzung des Kriegsunheils bittet. „Viel müssen wir beten, ... daß doch einmal der Krieg aufhört und die Lieben wiederkommen, und daß auch der Sieg unser

---

[1] Acta Apostolicae Sedis 31. Juli 1915, S. 372.

ist." [1] Auch die Civiltà Cattolica [2] weist auf die Vereinbarkeit von Friedens- und Siegesgebet hin, um die päpstlichen Anordnungen vor der kirchenfeindlichen Presse zu verteidigen. Die Kirche könne nur um Frieden bitten, der sicher ein hohes Gut für alle ist; wie der Friede beschaffen sein und ob er durch den Sieg des einen oder des andern kommen soll, könne sie jetzt nicht entscheiden. „Sie überläßt das Urteil darüber dem allmächtigen Gott; aber zugleich gestattet sie, oder vielmehr sie ermahnt, daß alle ihre Kinder den Sieg erbitten für jene Sache, die sie für gerecht halten und naturgemäß mit Vorzug lieben können."

Denys Cochin wandte sich in der Revue des deux mondes [3] gegen die Politiker, die sich über das päpstliche Friedensgebet aufregten.

„Der Papst betete für den Frieden. ‚Für welchen Frieden? Das muß man sagen. Gott muß wissen, was wir annehmen werden und nicht annehmen werden.' Ja, und sie wollten unsere Bischöfe an ihre Pflicht gemahnen, eine richtige Formel aufzusetzen, — gleich als hätte der Hauptmann (?), da er den Herrn bat, seinen Sohn von einem bösen Fieber zu heilen, eine Diagnose oder eine Doktorverordnung vorgelegt, oder als hätten wir, wenn wir an den Himmel die Bitte richten: Gib uns heute unser tägliches Brot! uns bereits einen Speisezettel zusammengestellt. Diese Leute, so eifersüchtig auf ihr weltliches, religionsabgewandtes Getriebe, so mißtrauisch gegen alle Einmischung der Kirche, werfen dieser jetzt vor, daß ihre Haltung der Deutlichkeit entbehre. Wenn die Kirche einmal für Frankreich betet, werden sie sicherlich fragen: ‚Für welches Frankreich?' und sie werden sich genau erkundigen, ob die Kirche dabei auch ja die letzte, von der Kammermehrheit genehm gehaltene Tagesordnung erwähne. Beten heißt nicht eine Kerze in irgend einem Heiligtum anzünden, um beim Rennen am nächsten Sonntag zu gewinnen. Die Bitten, die der Mensch an Gott richtet, lassen der göttlichen Vorsehung denn doch weiteren Spielraum. Es gibt in diesem Augenblick keinen unter uns Franzosen, der nicht, kostete es auch das Leben, einen hinkenden, kurzlebigen, unwürdigen Frieden zurückwiese. Aber worin wird dieses Gefühl verletzt, und welcher vernünftige Mensch kann Staunen oder Unruhe empfinden, wenn wir hören: Inmitten des grauenvollsten Krieges hat im Namen der Menschlichkeit der Papst für den Frieden seine Gebete an Gott gerichtet!" Paul Dudon [4] bemerkt gegen dieselben Papstbenörgler: „Da Gottes unendlicher Weisheit und Macht tausend Wege offenstehen, um zum Frieden zu kommen, kraft welchen Vorauswissens hören denn die Ungläubigen heraus, daß er Frankreich anders als durch den Sieg dahin führen solle?"

[1] Tiroler Volksbote 15. September 1915, Nr 38.

[2] 20. März 1915, S. 652 f. Im gleichen Sinne K. Hilgenreiner, Der Friede in: Bonifatius-Korrespondenz, Mai 1915, S. 100.

[3] 1. Mai 1915, S. 162 f.

[4] Études 5. März 1915, S. 307.

Man hört in diesen Äußerungen noch eine andere, dem Sinn aller Friedensfreunde sicher entsprechendere Lösung anklingen. Der blutige Sieg ist nicht der einzige Weg, um zu einem annehmbaren Frieden zu gelangen. Die Völker können zur Herstellung jener Ordnung, auf der nach der klassischen Begriffsbestimmung Augustins[1] der Friede beruht, geneigt werden, noch ehe die eine Partei auf die Knie gezwungen ist oder beide bis zum Tod erschöpft sind. Es müßte dazu nur denen, die doch an ihren Zielen erliegen werden, frühzeitig, vor der schreckensvollen Erfahrung, die rettende Einsicht aufgehen. Wenn Unrecht die Kriegsursache war, müßte der Schuldige zur Besinnung kommen und von seinen unbilligen Bestrebungen ablassen. Sofern der Krieg ein göttliches Strafgericht ist, müßte durch Reue und Buße der Völker die Gerechtigkeit Gottes versöhnt werden. Mißverständnisse zwischen den Völkern und führenden Männern, unbegründetes Mißtrauen, Empfindlichkeiten und törichte Selbsttäuschungen müßten schwinden, die aufgehetzten Gemüter sich besänftigen, der Versöhnungswille wachsen, eine glückliche Formel zur Anbahnung der Versöhnung und dann ein gangbarer Weg der Verhandlungen gefunden werden — alles unblutige Dinge, die durch das Friedensgebet erreichbar sind.

Papst Benedikt XV. hat von Anfang an in diese Richtung gewiesen. Wie er schon in seinem ersten Mahnschreiben vom 8. September 1914[2] die Lenker der Völker beschwor, ihre Streitfragen dem Heil der menschlichen Gesellschaft hintanzusetzen, so betonte er in der ersten Enzyklika Ad beatissimi[3]: „Andere Wege und Weisen gibt es sicherlich, um Rechtsverletzungen, wenn solche geschehen sind, gutzumachen." In der Allokution vom 22. Januar 1915[4] sprach er zu den Kardinälen: „Man muß mit demütigem Gebete bei Gott anhalten, der, aller Menschengeschicke Herr und Richter, allein mit unwiderstehlicher Kraft den Menschenwillen von einer Gesinnung zur andern lenken kann." Im päpstlichen Friedensgebet[5] heißt es: „Gib du den Herrschern und den Völkern Gedanken des Friedens ein." Das Dekret, das dieses Gebet einleitet, legt wie andere päpstliche Aktenstücke starken Nachdruck auf den Buß- und Sühnegedanken[6]. Eingehend kommt der

[1] Pax omnium rerum, tranquillitas ordinis. De Civ. Dei l. 19, c. 13; Migne, Patr. lat. XLI 640.

[2] Acta Apostolicae Sedis 17. September 1914, S. 502.

[3] Ebd. 18. November 1914, S. 567.

[4] Ebd. 22. Januar 1915, S. 35. [5] Ebd. 15. Januar 1915, S. 16.

[6] Ebd. S. 14. Die Civiltà Cattolica hat gelegentlich (20. März 1915, S. 354) eine Anmerkung für certi teologhetti di salottino e certe cristianelle adacquate del giorno d'oggi, die eine solche Sprache nicht ertragen.

Papst auf die unblutige Verständigung zurück in seiner Friedensbotschaft vom 28. Juli 1915[1]. Man sage nicht, mahnt er da, daß der furchtbare Streit nicht ohne die Gewalt der Waffen beigelegt werden könne. Warum kann man nicht anfangen, mit leidenschaftslosem Sinn die Rechte und gerechten Bestrebungen der Völker zu prüfen? Warum nicht willigen Herzens einen mittelbaren oder unmittelbaren Meinungsaustausch eröffnen mit dem Zweck, nach Möglichkeit jenen Ansprüchen und Bestrebungen Rechnung zu tragen und so zu einem Ende des gewaltigen Kampfes zu kommen, wie früher in ähnlichen Umständen geschehen ist? Die Allokution vom 6. Dezember 1915 wiederholte denselben Vorschlag, nicht ohne Einzelheiten noch schärfer zu fassen[2]. — Offenbar jeder kann seinem Land einen ehrenvollen Frieden wünschen und dabei um die von Benedikt XV. ersehnte unblutige Anbahnung beten; nur hetzerischer Chauvinismus könnte dieses Friedensgebet als einen Angriff auf die Vaterlandsliebe verklagen.

Eine Bemerkung der Civiltà Cattolica[3] führt zu einer dritten Lösung hinüber: „Indem die Kirche um die Zurückziehung (der Kriegsgeißel) bittet, überläßt sie doch alles den geheimnisvollen Anordnungen der allweisen Vorsehung, indem sie sich versichert hält, daß der Erfolg der Gebete, wie immer er in der bloß natürlichen Ordnung der Dinge ausfallen mag, in der übernatürlichen Ordnung immer zum Heile der Seelen und zur Ehre Gottes gereichen wird." Das Friedensgebet der Kirche ist also bedingt. Es läßt jedem Wunsch nach Gottgefälligerem freie Bahn; nicht um den Preis der Ehre Gottes und des Heiles der Seelen will es sich durchsetzen.

Tritt also ein Widerspruch mit einem andern Gebet ein, so liegt die Schuld nicht am Friedensgebet, sondern an seinem Widerpart, der nicht, wie sich ziemte, gleichermaßen sich bedingt verhält. Zwar wäre es ein verwerflicher Quietismus, wenn jemand gar nicht beten, sondern alles träge Gott anheimstellen wollte. Es wäre auch nicht lobenswert, wenn jemand auch dann nur im allgemeinen um Gutes bitten oder nur bedingt bitten wollte, wenn ein bestimmter Gegenstand der Bitte zweifellos gottgefällig

---

[1] Ebd. 31. Juli 1915, S. 373 f.

[2] Acta Apostolicae Sedis 9. Dezember 1915, S. 510 f. Der Osservatore Romano hatte bald Anlaß, die „einzige Art" (rationem quae una) der Friedensvorbereitung, wie die Allokution sich ausgedrückt hatte, gegen den Vorwurf der Unausführbarkeit zu verteidigen: Le vie della pace nell' Allocuzione Pontificia, 16. Dezember 1915, Nr 347. Über die Haltung französischer Blätter s. u. a. das englische Tablet, 18. Dezember 1915, Nr 3945.

[3] 20. März 1915, S. 652 f.

oder notwendig ist. Aber es gibt Anliegen, wo wir Menschen nicht so klar sehen, und gewiß manche der unsäglich verwickelten Anliegen des Weltkrieges gehören hierhin. „Die Gedanken der Sterblichen sind furchtsam“ (Weish. 9, 14).

Die Ehre Gottes und das Heil der Seelen beherrschen als Ziel und als Schranke alle guten Kriegsgebete, wie sie der Sinn und die Bedeutung auch des gewaltigsten Waffenringens sind. So viel sie gewinnen oder verlieren, so viel Wert oder Unwert liegt in allen Erfolgen und Mißerfolgen der blutigen und der unblutigen Völkerkämpfe. „Eines nur ist notwendig.“ „Suchet zuerst das Reich Gottes.“

Es seien hier einige protestantische Stimmen angeführt. Franz Köhler [1] schreibt ohne Bedenken: „Ein Letztes bleibt noch zu sagen übrig; es ist das Höchste, wozu wirklich sittlich-religiöser Glaube sich aufschwingen kann, sich aufgeschwungen hat. Nicht der Sieg um jeden Preis, so heiß er auch mit Recht erfleht wird, gilt als das letzte Ziel der Gebete. Selbst die Möglichkeit wird in ihnen erwogen, daß es Gott gefallen könnte, sein deutsches Volk durch eine Niederlage heimzusuchen, um es zu segnen. Die Jahre und Erfahrungen von 1806 bis 1815 drängen sich als Musterbeispiele göttlichen Waltens und Erziehens in die Erinnerung der Beter.“ In der „Reformation“ [2], der Vaterlandslosigkeit wohl nicht vorgeworfen wird, liest man: „Wenn ein Volk im Kriege recht beten will, muß es nicht denken, daß des Vaterlandes Sache das Höchste ist. . . . Über dem Vaterlande steht das Reich Gottes. Dies ist nicht an nationale Grenzen gebunden, macht uns aber doch nicht vaterlandslos, sondern stellt das einem Volke eigenartige Leben in seinen Dienst. Das Gebet fürs Vaterland darf diese Unterordnung unter die Zwecke des Reiches Gottes nicht vergessen. Dann wird auch eine Niederlage und sogar ein verlorener Krieg die Zuversicht zum Gebet nicht vernichten. . . . Von höherer Warte als nur der vaterländischen muß die Gebetserhörung betrachtet werden.“ Ähnlich heißt es in der „Christlichen Welt“ [3], die sonst mit der „Reformation“ nicht eines Sinnes ist: „Wir wollen den Ausgang und die Beute des Krieges Gott anheimstellen und ihm nicht mit unsern Worten dreinreden. Ist es sein Wille, uns zu züchtigen, nun, so wäre es wohl an der Zeit. Will er uns stark machen, so fordert er unsere Stärke zu seinem Dienst, auf daß wir sein Reich aufrichten helfen. Darum bitten wir dich: Unser Vater, es sei um unsern Sieg oder Unterliegen, laß dein Reich kommen.“

---

[1] Das sittlich-religiöse Leben, in: Der Kampf des deutschen Geistes im Weltkrieg, herausgegeben von K. Hönn, Gotha 1915, 156.

[2] 1. August 1915, Nr 31; F. Plate, Das Gebet fürs Vaterland.

[3] 28. Januar 1915, Nr 4; W. Stapel, Warum ich nicht zu Gott, sondern zum deutschen Gott bete. Die oben angeführte Stelle zeigt einigermaßen, daß der „deutsche Gott“ nicht so schlimm gemeint ist, wie es in dieser unvorsichtigen Überschrift klingt. Zu der Stelle vgl. auch Chronik der christlichen Welt, 15. April 1915, Nr 15.

Lauterkeit der Absicht, Ausweitung des Geistes zur Anerkennung höherer als der nächstliegenden Möglichkeiten ist also nicht nur den Neutralen möglich, sondern auch den Kriegführenden, und sie hindern diese, wie doch die Deutschen zeigen, keineswegs an der Einsetzung aller Kraft für das, was sie für ihre wahre, dringlich vorliegende Pflicht halten. Seien es diese hohen Gesinnungen, seien es die vorhin entwickelten Lösungen: auch Kriegführende beten mit dem Heiligen Vater um den Frieden. Es sind Tapfere aus dem Schützengraben, in deren Briefen wir lesen: „Wir beten hier um den Frieden". . . . „Ach würde unser Herrgott diesem Blutvergießen bald ein Ende machen!" Vom Friedenssonntag Benedikts XV. wurde aus dem katholischen Deutschland ein ähnlicher gewaltiger Andrang zu Gebet und Sakramenten berichtet, wie er einen Monat zuvor an dem von den Bischöfen vorgeschriebenen Sühnesonntag stattgefunden hatte.

Der hier zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, näher auf einige andere, nicht unwichtige Kriegsgebetfragen einzugehen, die im Obigen nach Einwurf und Antwort nur gestreift sind. Wozu das Gebet? Wird es den Kugeln einen andern Lauf geben? Antwort: Warum nicht? Aber wichtiger noch als die äußeren Kriegsmittel sind die seelischen. Man beachte, wie oben der Fürstbischof von Breslau den Dank gegen Gott ausgedrückt hat. Durch Licht und sittliche Kraft kann Gott die schwächeren Bataillone zu stärkeren machen. — Wie kann man um Kriegserfolge beten? Was hat mit ihnen übernatürliches Gebet zu tun? Antwort: Die Natur ist der Untergrund und die Werkstätte der Übernatur; dieser Krieg geht auch um die künftigen Rollen der Völker im Reiche Christi. Es ist aber christliche, auch ausgesprochen neutestamentliche Auffassung, daß man nach Maßgabe des Übernatürlichen um Natürliches bitten soll; eindringlich lehrt der herrliche Hirtenbrief der schweizerischen Bischöfe vom 29. Juli 1915, wie das Wohlergehen der Völker der richtenden, strafenden, segnenden Vorsehung Gottes untersteht. — Wie kann man Gott, den Vater, um den Untergang der Feinde bitten, die doch seine Kinder sind? Antwort: Ebenso wie man einen gerechten Krieg führen kann; das eine ist so traurig und hart, aber sittlich so tadellos wie das andere. Tadel verdienen nur, ebenso wie eine grausame Kriegführung, gewisse blutdürstige, haßerfüllte Gebete. — Deistisch Gesinnte haben gemeint, vor Gott sei der Krieg nur wie ein fernes Ameisengewimmel, um das er sich nicht kümmere; Monisten ärgerten sich, daß man bekenne, auf Gott und die Tapferkeit der Truppen zu vertrauen: beide Weltanschauungen sind dem Kriegsgebete feind. Doch denken beide

sich Gott zu niedrig, die einen, weil sie meinen, Gott sei so klein, daß er neben seinen großen Gedanken nicht auf das Kleine zu merken vermöge; die andern, weil sie ihn in die Geschöpfe versenkt und aufgegangen wähnen. Im Gegensatze zu beiden aber bekannten die Völker in der Kriegsnot den persönlichen, welterhabenen Gott, den Vater und die Vorsehung; deshalb beteten sie.

Das Kriegsgebet muß nun aber anhalten. Nie, seitdem es Geschichte gibt, hatte es um so große Anliegen zu ringen wie heute. Millionen von Männern stehen im rauhen Felde, fern der Heimat, ihren Hilfen und Hütungen, in der Erfüllung schwerer Pflichten; Heldenmütiges wird ihnen Stunde um Stunde abgefordert, als wäre es leicht wie Blumenpflücken. Mag Eisen sie zerfleischen, Erde sie verschütten, Feuer sie versengen, Wasser sie zu verschlingen drohen, das Blut der Kameraden sie bespritzen, sie dürfen nicht zagen. Ob Rachgier sie entzünden, Groll gegen Menschen und Gott sie verbittern, Lust sie locken will, sie sollen sich beherrschen. Tausende liegen die langen, kalten Nächte durch in Wunden und Verstümmelungen, leiden verlassen Schmerzen, für die es keine Vorstellung gibt. Zahllose, die in Gefangenschaft schmachten — wie lange schon! — verzehren sich in Heimweh und gramvoller Sorge; wie vielen wohl, die in Feindesgewalt starben, haben deine Gebete wie Heimatengel im Tode beigestanden? Unerhörtes leidet die Bevölkerung der vom Krieg durchrasten Gebiete, wiederum Millionen von Menschen, die Ströme von Gnaden nötig haben, um Leid über alles Leid zu dulden. Wenige Männer tragen für dies alles die Verantwortung, entscheiden in verhängnisvollen Minuten über Leben und Werte, schieben Heere und Völker, als wären es Schachfiguren, zwischen Tod und Leben her: wann hätten sie Erleuchtung genug? Wer ruft ihnen, nachdem nun das Morden anderthalb Jahre gedauert hat, aus Himmelshöhen den Segensgedanken, der den Frieden bringt? Wer erbittet der Welt den erlösenden, seligen Frieden? den wahren Frieden? Einen Frieden müssen wir ihr erbitten, der wahrhaft „Ruhe der Ordnung“ ist, so daß nicht stehengebliebene Unordnungen neue Kriege erzeugen; einen Frieden, der wieder aufbaut, was das wahnwitzige Aufeinanderschlagen zerstört, auch im weiten Reiche Gottes den Seelen geschadet hat; einen Frieden, der gottesfürchtig und sittenstreng, was der Krieg ihm gepredigt hat, durchsetzt und festhält, auch von den vielen erzwingt, die die ernsten Kriegslehren bis heute nicht verstanden haben. „Betet für mich“, schreiben unermüdlich die Soldatenbriefe; „betet für mich“, fleht die vom Krieg wunde Welt.

Otto Zimmermann S. J.

Franz Suarez.

1. Lehr- und Wanderjahre.

„Suarez gehört zu jenen klassischen Schriftstellern, auf welche man jederzeit zurückkommen wird, so oft es sich um eine tiefere Einführung in den Geist und in das Verständnis der kirchlichen Wissenschaft handelt. Nebenbei hat die einfache, schlichte Größe und stille Würde eines Mannes von heiligmäßigem Rufe und Wandel etwas so Erbauendes, daß derjenige, der einen wahren und echten Theologen kennen zu lernen wünscht, vor vielen andern gewiß einen Suarez aufzusuchen sich gedrungen fühlen wird."

Diese Worte stellte Dr Karl Werner an den Anfang seines zweibändigen Werkes über „Franz Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte" (Regensburg 1861).

In der Tat genießt Suarez sowohl bei den Vertretern der katholischen Philosophie und Theologie als auch in außerkirchlichen Gelehrtenkreisen den Ruf, an der Spitze der nachtridentinischen Schultheologie zu stehen und überhaupt nicht nur der größte Theolog der Gesellschaft Jesu, sondern einer der hervorragendsten Denker aller Zeiten zu sein. Er ist neben Kardinal Bellarmin und etwa Melchior Canus einer der wenigen, deren Namen auch in nichtkatholischen und gegnerischen Werken mit Achtung genannt werden. Viel mehr als den Namen Franz Suarez und allenfalls noch seine angebliche Begünstigung des „Tyrannenmordes" (wovon später) wissen allerdings die wenigsten jener Schriftsteller über ihn zu berichten. Seine bis jetzt bekannten Werke füllen eben etliche zwanzig Foliobände, und es gehört schon ein mehr als gewöhnlicher Mut dazu, sich in einen solchen Abgrund zu vertiefen. Dazu kommt, daß eine für moderne Leser genießbare Lebensbeschreibung des Mannes bisher fehlte. Denn auch das Werk von Werner beschäftigte sich fast ausschließlich mit seiner wissenschaftlichen Arbeit und der Bedeutung seiner Schriftstellerei. Erst im Jahr vor dem Krieg (1913) erschien in Paris eine Biographie des großen Theologen aus der Feder eines Ordensgenossen, R. de Scorraille, die allen billigen Anforderungen gerecht wird und vielfach ganz neues Licht über Suarez verbreitet. Leider wird das zweibändige, sehr ausführliche Werk[1] trotz seines mäßigen Preises vorläufig bei uns

---

[1] François Suarez de la Compagnie de Jésus d'après ses lettres, ses autres écrits inédits et un grand nombre de documents nouveaux par le P. Raoul de Scorraille S. J. Tome I: L'Étudiant—Le Maître. Tome II: Le Docteur—Le Religieux. gr. 8°. (XXII, 484 u. 550) Paris, Lethielleux. Preis: 15 *Fr.* Das Werk ist gut gedruckt, mit Porträt, mehreren Faksimiles, Registern usw. versehen und großenteils nach ungedruckten archivalischen Urkunden und neuen Quellen gearbeitet; der Preis daher auffallend niedrig.

kaum die verdiente Verbreitung finden können, wenn nicht bald ruhigere Zeiten eintreten. Darum sind vielleicht einige Mitteilungen aus dem Inhalte für unsere Leser nicht unerwünscht.

Geboren ist Franz Suarez zu Granada, der ehemaligen Hauptstadt des maurischen Königreichs Andalusien, im Jahre 1548. Aber seine Familie stammte aus Nordspanien, und seine Vorfahren gehörten zu jenen westgotischen Rittern, welche mit den ersten Königen von Leon aus den asturischen Bergen herabstiegen und in langen Kämpfen die maurischen Eroberer aus Kastilien und schließlich ganz Spanien vertrieben. Seit der Eroberung von Toledo (1082) führte der Zweig der Familie, dem Suarez entstammt, den Beinamen de Toledo, weil der Gründer Alfonso sich bei dieser Waffentat ausgezeichnet hatte und mit einem toletanischen Rittergute belohnt worden war. In ähnlicher Weise machte sich der Großvater unseres Franz, Alonso de Toledo, beim letzten Entscheidungskampfe zwischen Kreuz und Halbmond auf spanischem Boden, der mit der Einnahme von Granada abschloß, im Heere Ferdinands und Isabellas, der „katholischen Könige", verdient und wurde mit ansehnlichen Besitzungen im eroberten Lande ausgestattet. Der älteste Sohn und Erbe dieses Gründers der andalusischen Linie war vermählt mit Donna Antonia Vasquez de Utiel und hatte vier Söhne und vier Töchter. Zwei Söhne traten in die Gesellschaft Jesu ein, einer starb jung, der älteste folgte dem Vater im Familienbesitz. Als unser Franz kaum vierzehn Jahre alt war und seine grammatischen Schuljahre in der Heimat zur Not beendet hatte, wurde er mit seinem ältesten Bruder an die Universität Salamanca geschickt, um das Studium des weltlichen und kirchlichen Rechtes zu beginnen (November 1561). Schon vorher hatte er die klerikale Tonsur und bald darauf ein Benefizium, heute würden wir sagen ein Stipendium, erhalten, dessen Nutznießung der Familie zustand. Seine Fortschritte in der Rechtswissenschaft waren zunächst nicht bedeutend. Gleich andern jungen Edelleuten, deren Zahl an dieser vornehmen Hochschule sehr groß war, scheint ihn das gesellschaftliche Leben und die Lust an ritterlichen Zerstreuungen zu sehr in Anspruch genommen zu haben. Übrigens wird der adeligen Jugend von Salamanca in dieser Zeit ein gesittetes, musterhaftes Betragen nachgerühmt, das nur bisweilen durch leidige Raufhändel und „Zweibalgereien" gestört wurde. Unserem Suarez geben alle Berichte das Zeugnis, daß seine sittliche Führung untadelig war.

Mit der Gesellschaft Jesu hatte Franz bisher, soviel man weiß, keine nähere Berührung gehabt, obwohl die Jesuiten damals sowohl in Granada als in Salamanca bescheidene Niederlassungen besaßen. Aber im Jahre 1564 machten die Fastenpredigten des P. Johannes Ramirez S. J. in Salamanca ungewöhnliches Aufsehen und zogen besonders die Studenten massenhaft an. Der Eindruck war so nachhaltig, daß im Laufe dieses einen Jahres fünfhundert Studenten der Universität in verschiedene religiöse Orden eingetreten sein sollen. Auch Franz wurde von der Begeisterung ergriffen und erbat vom Rektor des Kollegs in Salamanca Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Da sich einige fünfzig gleichzeitig meldeten, so konnten die Jesuiten wählerisch sein, und sie waren es. Franz Suarez wurde abgewiesen. Aber der junge Ritter ließ sich nicht entmutigen. Er wußte, daß

über dem Rektor von Salamanca noch ein höherer Oberer stehe, der P. Provinzial von Kastilien, der sich zur Zeit in Valladolid befand. Mit einem gleichgesinnten Kameraden macht er sich auf den Weg dahin und trägt seine Bitte vor. Vorschriftsmäßig mußte er sich auch hier vor mehreren Jesuiten einem strengen Examen über seine Tauglichkeit unterziehen. Alle waren wiederum der Ansicht, er eigne sich nicht zur Aufnahme. Der Provinzial, der ebenfalls Suarez hieß, aber gar nicht mit den Suarez de Toledo verwandt war, mußte zwar die Gutachten seiner Ratgeber anhören, aber die Entscheidung lag allein in seiner Hand. Obwohl er die Gründe nicht mißbilligte, die für Zurückweisung angeführt wurden, ließ er sich durch die Bitten des Bewerbers erweichen und bewilligte seine Aufnahme.

Mit diesem Bescheid kehrte Franz nach Salamanca zurück und begann hier seine Kandidatur (so wird die erste Stufe der Probezeit genannt im Unterschied vom eigentlichen Noviziat) am 16. Juni 1564. Zu Beginn des folgenden Monats siedelte er nach dem benachbarten Städtchen Medina del Campo über, wo sich das Noviziatshaus der kastilischen Provinz befand.

Als Novize zählte er zur Klasse der sog. Indifferenten, d. h. es war noch in der Schwebe gelassen, ob er nach Vollendung der Probezeit als „Scholastiker" für die höheren Studien bestimmt oder unter die Laienbrüder eingereiht werden sollte. Das deutet darauf hin, daß man von seinen Vorstudien und seiner wissenschaftlichen Begabung keine hohe Meinung gefaßt hatte, und so wird sich auch die anfängliche Zurückweisung leicht erklären.

Der Aufenthalt im Noviziat, der nach der Anordnung des Stifters zwei Jahre hätte dauern sollen, nahm schon nach einem Vierteljahr ein Ende, und Suarez kehrte wieder nach Salamanca zurück, um im dortigen Kollegium schon während der Probezeit das Studium der Philosophie zu beginnen. Solche Ausnahmen von dem statutenmäßigen Kurs der Ausbildung kamen gerade in der ersten Zeit des Ordens sehr häufig vor, wie wir auch aus P. Duhrs „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge" und aus andern Quellen wissen. Der oft quälende Mangel an Subsistenzmitteln und der noch schlimmere Mangel an Personen, um alle Ämter und die mit Ungestüm angebotenen und aufgenötigten neuen Posten zu besetzen, nötigten zu derartigen Notbehelfen. Gerade damals fehlte es in Medina an einem geeigneten Novizenmeister. Übrigens begann eben in Salamanca für Suarez die härteste Prüfung, die alle Experimente eines strengen Noviziats reichlich ersetzte. Die Philosophie erwies sich während des ganzen ersten Jahres für seinen Kopf als ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Er begriff nichts, konnte bei den Repetitionen kaum je eine befriedigende Antwort geben, obwohl er es an Aufmerksamkeit, Fleiß und gutem Willen nicht fehlen ließ. Er betrachtete den Mißerfolg als ein Zeichen, daß ihn die Vorsehung nicht zum Theologen und zum Priester bestimmt habe, und machte den Obern mit Berufung auf seinen Charakter als „Indifferenter" den Vorschlag, auf weitere Studien zu verzichten und dem Orden als Laienbruder zu dienen. Aber sein Studienpräfekt P. Gutierrez war damit nicht einverstanden und ermunterte ihn zum Ausharren. In

der Tat erfolgte eine plötzliche Wendung, und Suarez war nun in seinem Kurs, aus dem eine Anzahl der tüchtigsten Männer hervorgingen, das anerkannt beste Talent. Daher wurde ihm im zweiten Jahre des Philosophiestudiums ein anderer Novize, der ebenfalls noch vor Abschluß der Probezeit unter die Scholastiker eingereiht war, zur Nachhilfe für die in den Vorlesungen schon erledigten Gegenstände zugewiesen. Dieser erste Schüler des werdenden Meisters war der nachmals so berühmte Gregor de Valencia, langjähriger Professor der Theologie in Ingolstadt.

Heute, wo die historische Kritik sich so großer Beliebtheit erfreut, könnte man geneigt sein, die Erzählung von dem plötzlichen Aufleuchten des wissenschaftlichen Geistes bei Suarez als eine nachträgliche Übertragung einer schon in der Geschichte Alberts des Großen und des hl. Thomas von Aquin berichteten Begebenheit auf den „Epigonen" Suarez anzusehen. Aber gerade bei unserem Theologen ist das Ereignis so gut bezeugt, daß dieser Verdacht ausscheiden muß. Schon der gleich nach seinem Tode verfaßte Nekrolog erzählt es mit bestimmten Worten, und in einem noch vorhandenen Dokument, das seine Personalien im ersten Jahr des Ordenslebens enthält, wird ihm „mittelmäßige Begabung" (juicio mediano) zugesprochen. Wenn er also, was nicht minder gut beglaubigt ist, schon am Ende des zweijährigen Kursus (1564—1566) alle seine Genossen überragte, so muß in der Tat ein auffallender Umschwung eingetreten sein. Auch die Tatsache, daß die Obern ihn entgegen der sonst herrschenden Gepflogenheit dazu bestimmten, unmittelbar nach Abschluß der Philosophie zum Studium der Theologie überzugehen, deutet darauf hin, daß sie eine besondere Begabung für die spekulativen Wissenschaften an ihm wahrnahmen.

Die Philosophie hatte Suarez nicht bei den Professoren der Universität, sondern in dem von ihr ganz unabhängigen Hausstudium des Kollegiums gehört. Die Theologie dagegen hörte er in den vier folgenden Jahren in den Hörsälen der Universität Salamanca, weil das Kollegium von Salamanca noch nicht genug eigene Lektoren der Theologie hatte. Für den künftigen Professor war das von Vorteil, aber für die Mehrzahl der jungen Ordensleute war die umständliche, auf eine acht- bis zehnjährige Studienzeit berechnete Lehrweise der öffentlichen Professoren wenig förderlich, und man begreift, daß die Jesuiten darauf bedacht waren, mit der Zeit eigene Lehrkurse, aber in Verbindung mit der Universität, einzurichten, wo von Lehrern ihres Ordens der Lehrstoff in kürzerer Zeit durchgenommen und von den Schülern durch vermehrte Arbeit bewältigt werden könnte.

In den Jahren 1566—1570 hatte also Suarez den weiten Weg vom Kollegium zur Universität mehrmals im Tag zu machen. Da in dieser ersten Zeit auch die Verhältnisse dieses Kollegs, was Wohnung und finanzielle Mittel betraf, sehr ärmlich waren, so fehlte es dem werdenden Theologen nicht an Gelegenheit, sich gleichzeitig in den Standestugenden des Ordensmannes zu üben und gewissermaßen sein Noviziat nachzuholen. Als er die Theologie 1570 beendet hatte, war er noch zu jung, um die Priesterweihe, für welche ein Alter von 24 Jahren erfordert ist, zu empfangen. Ein so frühzeitiger Abschluß der

Ausbildung war damals wie später in seinem Orden eine Ausnahme, denn die meisten Scholastiker hatten vor der Theologie eine mehrjährige Beschäftigung im Lehrfach abzuleisten; und gerade in jener ersten Zeit, wo fast Jahr um Jahr neue Kollegien für Gymnasialstudien gegründet wurden, war der Bedarf an jungen Magistern sehr groß. An Suarez aber hatten seine Obern schon bald die hervorragende Begabung für die spekulative Theologie erkannt und darum die Laufbahn beschleunigt. Ein großer „Akt“, d. h. eine feierliche Disputation vor der ganzen Universität über eine Anzahl Thesen aus dem Gebiet der Theologie, gab ihm beim Abschluß des durchlaufenen Bildungsgangs Gelegenheit, vor der größeren Öffentlichkeit Rechenschaft über den Ertrag seiner Arbeit abzulegen, und bestärkte die Erwartung, welche man seinem Talent entgegenbrachte.

Um dieselbe Zeit starb sein Vater in Granada, und die mit dem Todesfall zusammenhängenden Familienangelegenheiten riefen ihn für kurze Zeit ins elterliche Haus. Es war der erste und einzige Besuch, den er in seinem langen Leben der Heimat abstattete. Nach der Rückkehr von dort gedachten die Obern ihm zunächst noch zwei Jahre Zeit zur näheren Vorbereitung auf das Lehramt der Theologie zu gewähren, wie die Studienordnung es vorsah. Aber die mehrerwähnte Not, der Mangel an lehrendem Personal, rief ihn schon im ersten Jahr auf einen Lehrstuhl. Er wurde nämlich dazu bestimmt, in Salamanca denjenigen jungen Mitbrüdern, welche vor ihrem Eintritt die philosophischen Studien irgendwie absolviert hatten, aber noch einer Wiederholung und Vertiefung derselben bedürftig schienen, diesen Dienst in einem einjährigen Vorlesungskurse zu erweisen. Er entledigte sich des nicht gerade leichten Auftrags mit solchem Erfolg, daß er im folgenden Schuljahre schon als Professor der Philosophie nach Segovia berufen wurde. In Segovia blieb Suarez drei Jahre (1571—1574) und fand Gelegenheit, vor den nämlichen Zuhörern den ganzen dreijährigen Lehrgang der Philosophie vorzutragen.

Hier war es auch, wo er am 25. März 1572 die heilige Priesterweihe empfing, nachdem er im Dezember zuvor die drei feierlichen Profeßgelübde abgelegt hatte. Der hl. Ignatius hatte zwar mit Gutheißung mehrerer Päpste bestimmt, daß die Priester seiner Gesellschaft erst nach Empfang der Priesterweihe die letzten Ordensgelübde — feierliche oder einfache — ablegen sollten. Aber Papst Pius V. (1566—1572) sprach den Wunsch aus, daß die Jesuiten ebenso wie die alten Orden zu den höheren Weihen nur nach Ablegung der feierlichen Ordensgelübde zugelassen würden, und so geschah es. Erst im Jahre 1573 stellte Gregor XIII. den ursprünglichen Zustand wieder her.

Als Priester begnügte sich Suarez nicht mit der Tätigkeit auf dem Lehrstuhl, sondern widmete sich an freien Tagen gern der Seelsorge, besonders durch Aushilfe in den benachbarten Landgemeinden. Hierbei gab es weite Fußwanderungen auf beschwerlichen Wegen und andere Strapazen zu ertragen. Da jedoch seine Gesundheit bis jetzt allen Anstrengungen und Entbehrungen standgehalten hatte, so war er zu wenig auf Schonung und Vorsicht bedacht, bis ein derartiger apostolischer Ausflug bei dem rauhen kastilischen Winter ihm eine gefährliche

Lungenentzündung brachte. Obwohl er diese zur Not überstand, so blieb doch seine Brust so geschwächt, daß er von da an nie mehr die vollen Kräfte erlangte und zeitlebens großer Schonung bedurfte. So wurde es ihm immer wahrscheinlicher, daß er seine ganze Wirksamkeit im Lehrsaal der Wissenschaft entfalten werde, und er dachte nur daran, sich für diesen Beruf so gut als möglich auszurüsten. Er richtete daher von Segovia aus am 29. November 1573 einen Brief an den Ordensgeneral Eberhard Mercurian und bat um die Erlaubnis, für einige Jahre nach Rom kommen zu dürfen, um in der Ewigen Stadt sowohl sein theologisches Wissen zu bereichern als auch tiefer in Geist und Sinn der Ordenssatzungen (Konstitutionen) des hl. Ignatius einzudringen. Sein Wunsch ging vorläufig nicht in Erfüllung; vielmehr wurde ihm jetzt sofort ein Lehrstuhl der Theologie in der kastilischen Provinz angeboten. Doch erhielt er auf seinen Vorschlag das Jahr 1574—1575 als Vorbereitungszeit für den neuen Auftrag. In Valladolid, der alten Hauptstadt von Kastilien und dem Sitz einer bedeutenden Universität, widmete er sich dieser Arbeit und versah zugleich das Amt eines Repetitors für die hier studierenden Theologen des Ordens. Im folgenden Jahre sehen wir ihn als Professor der Theologie wieder in Segovia, wo die Gesellschaft ein neues Studium begründen wollte. Da dieses aber keinen Bestand hatte, kehrte er Ende 1576 nach Valladolid zurück und lehrte hier bis 1580.

Während dieser ganzen zehnjährigen Anfangszeit seines Lehramtes fand Suarez allerorten großen Anklang, und der Ruf seiner tiefen Gelehrsamkeit und neuartigen Methode hatte zur Folge, daß Abschriften seiner Vorlesungen, welche in dieser ersten Zeit hauptsächlich dem ersten Teil der Summa des hl. Thomas gewidmet waren, weithin in Spanien verbreitet wurden. Aber auch der Widerspruch ließ nicht auf sich warten. Hatten schon seine philosophischen Vorträge wegen ihrer vom alten Geleise mehrfach abweichenden Stoffbehandlung Anstoß erregt und Beschwerde hervorgerufen, so empfand man diese nämliche Lehrweise, welche mit Beiseitelassung veralteter Schablonen und schwerfälliger Äußerlichkeiten überall auf den Kern der Sache und auf ein möglichst klares und leichtes Verständnis der Zuhörer Bedacht nahm, bei einem so jungen Professor als bedenkliche Eigenmächtigkeit, Mangel an Achtung der Tradition und Neuerungssucht. Suarez wurde von seinem Provinzial zur Rede gestellt, aber nachdem er seinen Standpunkt gerechtfertigt hatte, nicht weiter behelligt. Doch die Angriffe wollten nicht verstummen und gelangten auch nach Rom an die oberste Leitung des Ordens. Dort forderte man zunächst Einsicht in die Diktate des angefochtenen Professors, und nachdem diese aufmerksam geprüft waren, kam der Ordensgenera P. Mercurian zu der Überzeugung, daß Suarez der rechte Mann für eine Professur an dem aufblühenden Römischen Kolleg (Collegium Romanum) sei. Kurzerhand gab er also dem Provinzial von Kastilien den Auftrag, P. Suarez bei nächster Gelegenheit nach Rom zu schicken, und ebenso schrieb er an Suarez selbst, um ihm den ehrenvollen Auftrag anzuzeigen.

Im Oktober 1580, gerade zu Beginn des neuen Schuljahrs, traf dieser in der Ewigen Stadt ein. Hier war inzwischen P. Mercurian gestorben, und an seiner Stelle übernahm im folgenden Februar 1581 P. Aquaviva die oberste

Leitung der Gesellschaft. Aquaviva war es gewesen, der als Provinzial von Rom sich besondere Mühe gegeben hatte, Suarez für seine römische Lehranstalt zu gewinnen. Unter diesen Umständen durfte der Berufene nach einer Reihe von Versetz- und Wanderjahren auf eine lange Dauer seiner Tätigkeit im Mittelpunkt der Christenheit rechnen, zumal da man auch in Rom einig war in Anerkennung seiner hervorragenden theologischen Begabung wie seiner Bescheidenheit und religiösen Berufstreue. Mit regem Eifer und ausdauernder Arbeitslust widmete er sich im neuen Amt seiner Haupt- und Lieblingsbeschäftigung, der Erklärung der Summa des hl. Thomas. Aber für seine schon lang geschwächte Gesundheit erwies sich Klima und Lebensweise von Rom weniger zuträglich, und nach fünf Jahren war sein Befinden so bedenklich, daß Aquaviva ihm zu seinem und anderer Leidwesen die Erlaubnis geben mußte, dauernd nach Spanien zurückzukehren. Auf seinen römischen Lehrstuhl wurde P. Gabriel Vasquez aus dem Kolleg von Alcalá in Kastilien berufen, und Suarez sollte versuchen, dessen Professur in Alcalá zu übernehmen, soweit seine Kräfte dafür ausreichen würden.

Die Aufgabe war für einen der Schonung bedürftigen Mann nicht leicht. In Alcalá wurden die Vorlesungen im Kolleg der Gesellschaft auch von den Studenten der Universität gern besucht. Zumal Vasquez, der an Geist und Gelehrsamkeit Suarez kaum nachstand, dabei aber mit einer robusten Konstitution und einem heitern, lebhaften, etwas kampflustigen Temperament ausgestattet war, zog die Studenten in Scharen zu seiner Vorlesung, obwohl diese aus Rücksicht für die Universitätsprofessoren zu einer unbequem frühen Morgenstunde gehalten werden mußte. Suarez war in allen diesen Stücken, Wissenschaft ausgenommen, das gerade Gegenteil. Stimme und Körperkraft reichten schon nicht aus, um eine Zuhörerschaft von einigen Hunderten, die sich zeitweilig um Vasquez gesammelt haben soll, dauernd zu fesseln, dazu machte seine germanische Ruhe und Bedächtigkeit auf die beweglichen Südländer den Eindruck eines menschenscheuen, melancholischen Temperaments. Wer etwas anderes in den Vorlesungen suchte als streng sachliche Wissenschaft, logische Beweisführung und spekulativen Gedankenflug, der kam bei Suarez nicht auf seine Rechnung. So kam es, daß der Massenzulauf seines Vorgängers unter ihm auf zwanzig bis vierzig Studenten der Universität, ungerechnet die zahlreichen Ordenstheologen, herabging. Für seine Kräfte immer noch Arbeit genug. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit erlitt darum auch nicht die mindeste Einbuße, im Gegenteil drängte man ihn von vielen Seiten immer inständiger, er möge seine Vorlesungen durch den Druck allgemein zugänglich machen, und er begab sich alsbald an die Arbeit.

Im Jahre 1590 erschien das erste Werk aus seiner Feder. Es handelt „Über das Wort, das Fleisch geworden" (De Verbo incarnato), also über den wesentlichsten Teil, den Herz- und Angelpunkt des katholischen Glaubens. Näherhin bezeichnet er seine Arbeit als „Erklärungen und Untersuchungen zum dritten Teil der Summa theologica des hl. Thomas von Aquin". Es lag nämlich von Anfang an in seinem Plane und war auch der Wunsch seiner Obern, daß er nach und nach die ganze Theologie an der Hand des Englischen Lehrers in ähnlicher Weise darbieten sollte. Suarez widmete sein Erstlingswerk dem Kardinal-

Erzbischof Quiroga von Toledo. Aber sein Widmungsschreiben ist im Gegensatz zu der Mode damaliger Schriftsteller, Theologen keineswegs ausgenommen, kurz, bescheiden und ohne aufdringliche Lobhudeleien des Mäzens. Übrigens umfaßte dieser erste Band nur einen Teil des auf dem Titel genannten Werkes des hl. Thomas; die Fortsetzung erschien zwei Jahre darauf (1592) und handelte „Über die Geheimnisse des Lebens Christi" (De mysteriis vitae Christi). Zwei weitere Bände, die erst später erschienen, sind den sieben Sakramenten gewidmet und dazu bestimmt, den dritten Teil der Summa abzuschließen. Inzwischen aber hatte sich die Gesundheit des Verfassers wieder verschlechtert.

Die doppelte Arbeit, die er als Professor und Schriftsteller leistete, das zeitweise recht ungünstige Klima von Alcalá und Verdrießlichkeiten, die ihm durch Widersprüche gegen die Art seiner Lehrtätigkeit entgegentraten, zehrten so an seinen Kräften, daß er selbst wie die zu Rat gezogenen Ärzte und seine Obern zu der Überzeugung kamen, ein Wechsel des Aufenthalts und der Beschäftigung sei nicht mehr länger zu verschieben. Sobald das Schuljahr 1592/93 zu Ende war, zog Suarez sich nach Salamanca zurück, um sich ausschließlich mit der Fertigstellung seiner Werke zu beschäftigen. Aber die Hoffnung auf ungestörte Ruhe ging nicht ganz in Erfüllung. Der erste Professor des Kollegs von Salamanca hatte sich in Angelegenheiten des Ordens nach Rom begeben, und Suarez wurde gebeten, während einiger Monate seine Stelle zu versehen. Trotzdem ließ er seine Feder nicht ruhen, und 1595 konnte er den ersten Band über die Lehre von den Sakramenten herausgeben. Unterdessen war eine neue Auflage seines Erstlingswerkes notwendig geworden. Zugleich hatte er sich aus Erfahrung überzeugt, wie wichtig für die dogmatische Theologie und zumal für das richtige Verständnis des hl. Thomas eine sichere Kenntnis der philosophischen Voraussetzungen sei, welche erst den zuverlässigen Unterbau für das System darbieten. Darum ging er zunächst daran, den wesentlichen Ertrag seiner früheren philosophischen Lehrtätigkeit in einem zweibändigen Werke „Metaphysische Disputationen" auszuarbeiten, das 1597 in Salamanca erschien.

Noch ehe dieses Werk im Druck ganz vollendet war, trat unerwartet die letzte große Veränderung in seiner Laufbahn ein.

Philipp II. von Spanien hatte im Jahre 1578, nachdem König Sebastian von Portugal auf dem Schlachtfeld von Alkassar in Marokko den Tod gefunden, dieses Königreich seiner Monarchie einverleibt. Nun suchte er einen tüchtigen Professor für den ersten Lehrstuhl der Theologie an der Universität Coimbra. Er warf sein Auge auf Suarez und befahl dem Visitator der kastilischen Provinz, P. Alarcon, den P. Suarez für dieses Amt zu bestimmen. Als Suarez davon erfuhr, bat er nicht nur seine Obern, ihn mit dieser Bürde zu verschonen, sondern er reiste selbst an den Hof nach Toledo und stellte dem König seine Gründe vor. Philipp mußte sie als erheblich anerkennen und verzichtete zunächst auf die Ernennung. Bald aber änderte er seinen Entschluß wieder und bestand darauf, daß Suarez nach Coimbra gehe. Alle Erleichterungen, die seine Gesundheit ratsam erscheinen ließ, sollten ihm gesichert und verbürgt sein.

Einem so ehrenvollen und so bestimmt ausgesprochenen Befehl gegenüber mußten alle weiteren Bedenken verstummen. Suarez ging nach Coimbra, und mit dieser letzten und ehrenvollsten Berufung sollte das vielfache Wandern von Ort zu Ort nach fünfundzwanzig Jahren einen würdigen Abschluß finden. Störungen und Ablenkungen verschiedener Art blieben ihm zwar auch in der neuen Stellung nicht erspart, dennoch erreichte seine Wirksamkeit als theologischer Lehrer in Wort und Schrift zu Coimbra ihren Höhepunkt.

2. Der Primarius von Coimbra.

P. Franz Suarez stand im 50. Lebensjahr, als er Anfang Mai 1597 in Coimbra eintraf. Ein Schreiben des Königs Philipp II. vom 14. April desselben Jahres gab der Universität den Befehl, ihm die erledigte erste Professur ohne Verzug einzuräumen. Das geschah, und schon am 8. Mai legte Suarez den vorgeschriebenen Amtseid ab als Professor primarius. Allein ganz ohne Widerstand und Anfechtung sollte er doch nicht davonkommen.

Die Ernennung durch den König wurde in Coimbra, wo sonst die Eröffnung eines Wettbewerbes um die Stelle und die Wahl durch den Lehrkörper der Universität Regel war, als auffallende Neuerung empfunden. Bedenken erregte auch der Satz im königlichen Empfehlungsschreiben, worin es hieß: „Ich befehle, ihn unverzüglich zu dem besagten Lehrstuhl anzunehmen, obwohl er weder von Eurer Universität noch von einer andern einen akademischen Grad besitzt; denn so habe ich es gut und notwendig für meinen Dienst befunden." Die Vertreter der guten alten Sitte machten geltend, es gereiche der Universität nicht zur Ehre, auf ihrem vornehmsten Lehrstuhl einen Professor zu haben, der selber kein regelrechter Doktor der Theologie sei. Nun hatten die Generale und Provinziale der Gesellschaft Jesu vom Papste zwar die Vollmacht erhalten, ihren Untergebenen diesen Grad selbständig zu erteilen, und so wurde Suarez vom Provinzial von Portugal honoris causa und vorsichtshalber zum Doktor kreiert. Aber dagegen fanden die Hüter des Vaterlandes wieder einen Einwand. Ein solcher Titel möge wohl genügen, sagten sie, um an einer päpstlichen Hochschule zu lehren, er reiche aber nicht aus, um an einer Universität des Königreichs Portugal und Algarbien Professor zu sein. Was war zu tun? Es hätte sicher nicht schwer gehalten, den Nörglern ein Donnerwetter von seiten des allgewaltigen Philipp aufs Haupt herabzurufen; aber um des lieben Friedens willen pilgerte Suarez, nachdem er schon einige Vorlesungen gehalten, in aller Bescheidenheit nach der königlich portugiesischen Universität Evora und ließ sich da auch noch einen portugiesischen Doktorhut aufsetzen.

Nachdem so aller Gerechtigkeit Genüge getan war, blieb der neukreierte Doctor theologiae Soarez (so schrieben die Portugiesen seinen Namen) noch zwanzig Jahre Professor primarius der Universität Coimbra. Die letzten zwei Jahre allerdings nur als Professor iubilarius oder „außer Dienst", und auch während seiner aktiven Zeit mußte er sich in der Vorlesung öfter durch einen Stellvertreter ersetzen lassen. Denn abgesehen von seiner unsichern

Gesundheit fehlte es auch während der achtzehn Jahre seiner Lehrtätigkeit in Portugal nicht an allerlei Störungen. Schon im Jahr 1599 jagte eine heftige Pestepidemie die Universität in alle Winde, und Suarez benützte die erzwungenen Ferien, um ein weiteres Werk zum Druck zu befördern. Zu diesem Zweck begab er sich nach Madrid und ließ in der königlichen Druckerei seine Varia opuscula theologica (Kleine theologische Schriften vermischten Inhalts) erscheinen. Dann besuchte er, da die Pest noch andauerte, seine Mitbrüder in Avila und Salamanca und kehrte erst im November 1599 nach Coimbra zurück. Bald begann er hier mit der Drucklegung eines weiteren Bandes über die Theologie des hl. Thomas, nämlich über Buße und Bußsakrament, letzte Ölung usw.

Der Buchdrucker der portugiesischen Universität war jedoch auf die Herstellung so dicker Bände schlecht eingerichtet — fehlte es ihm doch zeitweilig an Papier — und der Professor mußte Geduld üben. Doch konnte das Werk 1602 glücklich erscheinen. Im Jahre 1603 folgte ein weiterer Band: „Über die Kirchenstrafen" (De Censuris).

Inzwischen war Philipp II. 1598 gestorben und Philipp III. an seine Stelle getreten. Bei diesem erneuerte Suarez 1603 die Bitte, sein Lehramt niederlegen zu dürfen. Der König ging zwar auf das Gesuch nicht ein, schlug aber dem Ordensgeneral Aquaviva vor, für Suarez den P. Gil S. J. als Stellvertreter von Rom nach Coimbra zu schicken, was der General auch bewilligte. So konnte Suarez, dessen Gesundheit infolge der doppelten Arbeit mit Wort und Feder und der Kämpfe mit theologischen Gegnern sehr gelitten hatte, größere Ruhe und Bewegungsfreiheit hoffen. Aber von Ruhe war noch keine Rede.

Heftige Angriffe, welche von eifersüchtigen Fachgenossen gegen einzelne Sätze seiner Werke gerichtet wurden, verwickelten ihn vielmehr in peinliche Schwierigkeiten. Obwohl er in Rom als Theolog wie als tadelloser und bescheidener Ordensmann im besten Ansehen stand, gelang es doch einseitigen Berichterstattern, bei Papst Klemens VIII. die Vorstellung zu erwecken, als habe Suarez eine von diesem Papste getroffene Entscheidung in einer damals leidenschaftlich verhandelten Streitfrage, ob es erlaubt sei, brieflich zu beichten und auf demselben Wege die Lossprechung zu erhalten (der Papst hatte das aus guten Gründen verboten), durch eine spitzfindige Umdeutung entkräften wollen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel erschien am 31. Juli 1603 ein Dekret des heiligen Offiziums, das ein Verbot des eben veröffentlichten Werkes De poenitentia bis nach erfolgter Verbesserung der anstößigen Stelle und dazu noch einen scharfen Tadel gegen die Person des Verfassers aussprach, ja ihm sogar verbot, in Zukunft irgend etwas Theologisches zu veröffentlichen, bevor es von der römischen Inquisition gutgeheißrn sei. Einen härteren Schlag hätte es für unsern Theologen kaum geben können. Er eilte nach Madrid zum päpstlichen Nuntius, um die Sache aufzuklären, und auf dessen Rat begab er sich nach Rom (1604). Klemens VIII. nahm ihn freundlich auf und gab ihm Gelegenheit, den Streitpunkt und das Mißverständnis in aller Ausführlichkeit darzulegen. Er scheint ihm auch Hoffnung gemacht zu haben, durch ein erläuterndes Urteil die schroffe Maßregel zu mildern; aber ehe es dazu

kam, starb der Papst (1605), und Paul V., der nach dem kurzen Pontifikat Leos XI. noch im nämlichen Jahre folgte, trug natürlich Bedenken, durch eine förmliche Außerkraftsetzung des Inquisitionsdekrets nicht nur diese Behörde, sondern auch seinen Vorgänger gewissermaßen ins Unrecht zu setzen. Nur das Verbot, nichts mehr ohne Inquisitionszensur zu schreiben, wurde in aller Stille fallen gelassen. Auch die „Verbesserung", die nach einer späteren Erklärung darin bestehen sollte, daß die betroffenen Seiten des Buches einfach ausfielen, kam nur sehr unvollkommen zur Ausführung, denn viele Exemplare waren schon verkauft, und die Buchdrucker, welche anderswo das Werk nachdruckten, kehrten sich nicht an das Dekret der Inquisition, blieben aber doch unbehelligt.

Der Aufenthalt in Rom dauerte fünf Vierteljahre, und obwohl der eigentliche Zweck desselben, das Inquisitionsurteil rückgängig zu machen, fehlschlug, trug er doch viel dazu bei, das Ansehen, in dem der Professor von Coimbra stand, in allen römischen Kreisen bedeutend zu erhöhen. Denn er fand Gelegenheit, in andere wichtige Verhandlungen, welche die römischen Theologen damals beschäftigten, einzugreifen und seine wissenschaftliche Überlegenheit zu beweisen. Man redete sogar schon davon, Paul V. wolle ihn zum Kardinal ernennen. Aber Coimbra war nicht gesonnen, auf seinen berühmten Professor zu verzichten, und Suarez selbst sehnte sich nach der Heimkehr. Nach einigem Zögern gestattete der Papst die Rückreise. In Spanien mußte er zunächst sich wieder am Hofe zu Madrid vorstellen. Hier ging man ernstlich mit dem Gedanken um, ihn als Hoftheologen festzuhalten, um in wichtigen Staatsangelegenheiten seinen Rat einholen zu können. Aber eine solche Zumutung lehnte er entschieden ab, und gegen Ende Januar 1606 war er wieder in Coimbra. Doch überließ er seinem Stellvertreter die Vorlesung noch bis zum Schluß des Schuljahrs und begab sich nach Lissabon, um dort den Druck seines Werkes über den ersten Teil der Summa (De Deo) zu überwachen, das er größtenteils während der langen Reise von Coimbra nach Rom und auf der Rückreise dem begleitenden Laienbruder in die Feder diktiert hatte. Im Herbst nahm er dann die Lehrtätigkeit wieder auf und versah sie ohne Unterbrechung bis 1609. Von da an mußte er sich oft durch einen Stellvertreter ablösen lassen, teils weil seine Kräfte nachließen, teils weil er durch andere störende Arbeiten und Reisen abgehalten wurde.

Im Jahre 1606 erfuhr ein anderes Werk von Suarez eine Beanstandung von kirchlicher Seite, aber unter Verhältnissen, welche für den Verfasser sehr ehrenvoll waren. Das Buch über die Kirchenstrafen (De Censuris) wurde nämlich um diese Zeit in Venedig nachgedruckt und sofort durch ein Dekret der Indexkongregation verboten. Die venetianischen Drucker hatten nämlich auf Verlangen ihrer Regierung einen Abschnitt des Buches unterdrückt und ausgelassen, weil darin dem Papste eine von der weltlichen Obrigkeit unabhängige gesetzgeberische und richterliche Gewalt zugesprochen war. Dieser verstümmelte und gefälschte Suarez wurde in das Verzeichnis der verbotenen Bücher eingereiht. Es war das die Zeit, wo die Regierung von Venedig mit Papst Paul V. wegen ihrer Mißachtung der kirchlichen Immunität im Streite lag und

schließlich mit dem Interdikt bestraft worden war. Der Anstifter und Wortführer des venetianischen Trotzes war der bekannte Paul Sarpi. Suarez hielt es für seine Pflicht, gegen die unkatholischen Grundsätze dieses und anderer Staatstheologen die Rechte des Apostolischen Stuhles zu verteidigen. Er schrieb daher im gleichen Jahre 1606 die ausführliche Abhandlung „Von der kirchlichen Immunität" (De immunitate ecclesiastica contra Venetos) und legte die Handschrift dem Papste vor. Dieser billigte und lobte sie durchaus; da aber inzwischen eine Aussöhnung mit der Republik Venedig zustande gekommen war, hielt man es auf allen Seiten für geraten, die Kampfschrift um des lieben Friedens willen ungedruckt zu lassen. Ein Stück davon wurde nachher einem andern Buche des Verfassers einverleibt, der Rest ist erst viel später (1859) gedruckt worden.

In Coimbra reifte in den folgenden Jahren ein anderes großes Werk der Vollendung entgegen. Es ist die vierbändige Untersuchung „Über die Tugend und den Stand der Gottesverehrung" (De virtute et statu Religionis), worin die hauptsächlichsten Formen der Gottesverehrung, besonders die Gelübde, und im Anschluß daran die Lehre über den durch die Ordensgelübde erwählten Stand der christlichen Vollkommenheit gründlich und meisterhaft dargelegt werden. Die beiden ersten Bände erschienen 1608—1609, die folgenden erst nach dem Tode des Verfassers. Denn immer wieder wurde Suarez durch allerlei kirchliche Aufträge und Anfragen in Anspruch genommen.

Der Erzbischof seiner Vaterstadt Granada hatte sich durch einige maurische Betrüger, welche kostbare Reliquien und Bleitafeln mit ganz geheimnisvollen und verwunderlichen Inschriften aus altchristlicher Zeit aufgefunden haben wollten, allzu leichtgläubig täuschen lassen. Nun wollte er durchaus, Suarez sollte als Gutachter über deren Echtheit entscheiden. Dieser lehnte aber beharrlich ab, und seinem Beispiel folgten andere Jesuiten. Erst nach Jahren wurde der Betrug in Rom untersucht und mit Nachdruck verworfen. Im Jahre 1609 war Suarez wieder in Madrid, um den König von neuem um Enthebung von seiner Professur zu bitten, zugleich aber auch, um als Zeuge im Heiligsprechungsprozeß der hl. Theresia, die er persönlich gekannt hatte, vernommen zu werden. Kurz darauf ernannte ihn Philipp III. zu seinem Anwalt im Kanonisationsprozeß der hl. Elisabeth von Portugal. Trotzdem fand er noch Zeit, ein neues Werk, welches den Gegenstand seiner Vorlesungen während mehrerer Jahre gebildet hatte, herauszugeben unter dem Titel: „Über die Gesetze" (De legibus et legislatore Deo). Der Gegenstand dieser Untersuchung ist zwar nicht ausschließlich theologisch, aber weil unter den Zuhörern in Coimbra auch viele Kanonisten und Juristen waren, so sah er sich veranlaßt, die philosophischen und theologischen Grundlagen und Grundsätze aller Gesetzgebung und Rechtsprechung im Zusammenhang und logischen Aufbau zu entwickeln und diese Vorlesungen in Buchform herauszugeben. Das Buch fand sehr großen Beifall und wurde fleißig nachgedruckt und viel benutzt und beachtet. Es ist auch heute noch keineswegs veraltet. Für manche Fragen, über die gerade jetzt in weiten gelehrten Kreisen Un-

klarheit und Verwirrung herrscht, z. B. die wichtige Erörterung über Natur- und Völkerrecht, sind die Lösungen da unübertrefflich grundgelegt.

Das letzte Werk, welches Suarez als aktiver Professor herausgab, war zugleich das, welches seinen Namen in der ganzen Welt berühmt — andere sagen berüchtigt — machte. Es nennt sich „Verteidigung des katholischen Glaubens gegen die Irrlehren der anglikanischen Sekte“ (Defensio fidei catholicae et apostolicae adversus Anglicanae sectae errores). Es handelte sich um eine Widerlegung des Buches, das König Jakob I. von England zur Beschönigung des den englischen Katholiken abverlangten „Treueides“ herausgegeben hatte. Unter dem Vorwand, einer allzu demokratischen, den weltlichen Monarchen gefährlichen Staatstheorie Bellarmins und anderer Theologen entgegenzutreten, wollte Jakob I. beweisen, daß der absolute Monarch in seinem Reiche alles und die Kirche oder der Papst nichts zu sagen habe. Suarez setzte ihm die allgemeine Lehre der katholischen Theologen von der indirekten Gewalt der Kirche in zeitlichen Dingen entgegen, wobei er das heikle Kapitel, ob der Papst unter Umständen einen weltlichen Herrscher für abgesetzt erklären könne, nicht umgehen zu dürfen glaubte. Er verfocht dabei jene bei den mittelalterlichen Theologen und Rechtslehrern hergebrachte und dem germanischen Volksgeist entsprechende Theorie, daß der ursprünglichste Träger der staatlichen Gewalt das Volk als Ganzes sei. Von diesem werde sie allerdings mit einer gewissen Notwendigkeit auf eine einzelne besonders tüchtige Person, den Fürsten oder Monarchen, übertragen. Daraus ergab sich dann die naheliegende Folgerung, daß dieses nämliche Volk einem ganz untüchtigen und unwürdigen Verderber des Gemeinwohls die Gewalt auch wieder entziehen könne. Dies vorausgesetzt, kam Suarez zum weiteren Schluß, daß der Papst als höchster Vertreter der sittlichen und religiösen Güter unter bestimmten äußersten und unwahrscheinlichen Bedingungen das Volk auch zu dieser Maßregel der Absetzung auffordern und ermächtigen könnte. Das war nun in der Blütezeit des absoluten Königtums eine recht heikle, wenig zweckmäßige Schulleistung, und darum hatte der Ordensgeneral Aquaviva seinen Untergebenen einige Jahre vorher (1610) verboten, die Frage in Büchern oder Vorträgen zu behandeln. Aber Suarez konnte sich darauf berufen, daß ihm und seinen Mitbrüdern in Spanien dieses Verbot unbekannt geblieben war. Sein Buch erschien also 1613, und sowohl der Papst als der König von Spanien bedankten sich für dessen Zusendung und belobten den Verfasser.

Um so größer war der Zorn Jakobs I. Er ließ das Buch mit andern Werken gleichen Inhalts in London öffentlich verbrennen und Predigten dagegen halten. Besonders aber ließ er sich angelegen sein, die katholischen Monarchen gegen Suarez scharf zu machen. Dies gelang ihm zwar nicht, aber das Parlament von Paris als oberster Gerichtshof benutzte die Gelegenheit, seine alte Feindschaft gegen die Jesuiten neu zu betätigen, und ließ die Schrift ebenfalls verbrennen (26. Juni 1614). Gegen dieses übereilte Urteil legte Papst Paul V. nachdrückliche Verwahrung ein, und die Regierung des jugendlichen Königs Ludwig XIII. sah sich genötigt, den Spruch des Parlaments aufzuheben oder für nichtig zu erklären. Aber die Gegner des Papsttums und der Jesuiten machten in einer Unzahl von Flugschriften, Büchern

und Predigten einen solchen Lärm durch ganz Europa, daß Suarez bis auf den heutigen Tag als Urheber einer königsmörderischen oder wenigstens höchst staatsgefährlichen Lehre verschrieen ist. Ihn gegen diese leidenschaftlichen Anklagen in Schutz zu nehmen, ist heute kaum noch angebracht. Man hat auch auf nichtkatholischer Seite eingesehen, wie gut es um das Völkerrecht und um die Sicherheit der Staaten und Regenten bestellt wäre, wenn man den wesentlichen Inhalt des vom hl. Thomas und von seinem Schüler Suarez festgehaltenen Gedankens nicht so voreilig zum alten Eisen geworfen hätte. Es ist der Gedanke eines obersten Schiedsrichters der Christenheit, der in den Streitigkeiten der Könige und Völker untereinander und bei schweren Zerwürfnissen zwischen König und Volk zu vermitteln und die Forderungen des „ewigen Gesetzes" oder des Naturrechts geltend zu machen hätte. Dabei versteht es sich von selber, daß Suarez, wenn er heute lebte, den geschichtlichen Verhältnissen Rechnung tragen und seinen Ansprüchen jene Lehrstücke zugrunde legen würde, in denen die Päpste Pius IX., Leo XIII. und Benedikt XIV. das Verhältnis und die Beziehungen beider Gewalten dargelegt haben.

Es ist begreiflich, daß dem durchaus nicht rebellisch gesinnten Professor von Coimbra dieser Lärm, der seinen Namen durch die ganze gesittete Welt an den Pranger zu stellen drohte, besonders aber die schweren Verlegenheiten, in die er seine Obern und Mitbrüder in Rom und Frankreich ahnungslos gebracht hatte und wofür er sanfte und unsanfte Vorwürfe zu hören bekam, recht peinliche Stunden verursachten und die Last seiner alten Tage noch erschwerten.

Schon im November 1611 hatte Suarez den König nochmals um die Erlaubnis gebeten, sein Lehramt niederlegen zu dürfen. Philipp III. redete ihm in der Antwort freundlich zu, er möge noch drei Jahre warten, weil die Universität ihn jetzt nicht entbehren könnte. Diese Frist ging inzwischen zu Ende, und im Sommer 1615 schickte er sich an, von der königlichen Erlaubnis Gebrauch zu machen und seinen Wohnsitz nach Lissabon zu verlegen, um ganz der Vollendung und Herausgabe seiner Werke zu leben. Kurz vorher machte er noch eine Wallfahrt nach dem berühmten Heiligtum Santiago de Compostela, in dessen Nähe das Kollegium von Coimbra ein Landhaus besaß.

Allein die Universität schien ihren professor primarius iubilarius immer noch nicht loslassen zu wollen. Auch nachdem der König den Dominikaner Vinzenz Pereira zu seinem Nachfolger in der Professur ernannt hatte, mußte Suarez sehr gegen seine Neigung noch einmal in die Angelegenheiten der Hochschule eingreifen. Einige Professoren und Beamte derselben waren nämlich in ein Gerichtsverfahren wegen Amtsmißbrauchs und Bestechlichkeit verwickelt, und für dieses Verfahren ernannte der König ihn zu seinem Kommissar. Der verdrießliche Prozeß, bei dem er sich nur mit dem einen Gedanken tröstete, daß er das Beste der Universität, der Kirchen und der Armen wahrzunehmen habe, dauerte über ein Jahr. Erst im Frühjahr 1617, als er sein siebzigstes Lebensjahr bereits angetreten hatte, konnte er von Coimbra nach Lissabon übersiedeln, wo er im Noviziatshaus der Gesellschaft, etwas außerhalb der Stadt, bereitwillige Aufnahme fand und noch manches Jahr ruhiger Gelehrtenarbeit zu widmen gedachte.

Diese Hoffnung sollte nicht mehr in Erfüllung gehen. Wohl hatte Suarez eine ganze Reihe von Bänden teils ganz druckfertig, teils sachlich vollendet und nur noch der letzten Feile harrend bereit liegen. Aber keiner gelangte zu seinen Lebzeiten unter die Presse. Das Werk, an dessen Herausgabe ihm am meisten gelegen und das mit der größten Spannung erwartet wurde, war die dreibändige Gnadenlehre.

Das Dogma von der göttlichen Gnade war ein Gegenstand, der damals die Geister gewaltig beschäftigte und zuweilen übermäßig erhitzte, denn in dieser Lehre traten nicht nur die Gegensätze zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformierten scharf zutage, sondern auch die kirchentreuen Theologen und katholischen Schulen waren durch tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten untereinander gespalten. In Spanien hatte Suarez den Ausbruch der Kontroverse, die sich an die Namen Molina S. J. und Bañez O. Pr. anknüpft, selbst miterlebt. Als hier aber die Gegensätze sich steigerten, zog der Papst die ganze Streitfrage über die wirksame Gnade vor seinen Richterstuhl. In Rom also fanden von 1598 bis 1607 jene berühmten, allen Theologen wohlbekannten Verhandlungen De auxiliis (Über den Gnadenbeistand) statt, deren Ergebnis war, daß beide Lehrformen gleichmäßig freigegeben wurden. Suarez war zwar offiziell an dem theologischen Turnier nicht beteiligt, aber da der Höhepunkt der Debatte mit seinem zweiten römischen Aufenthalt zusammenfiel, so hatte er als Vertrauensmann des Ordensgenerals Aquaviva ein sehr gewichtiges Wort mitzureden und verfaßte in der Sache mehrere Gutachten von großem Wert. Jetzt wollte er die ganze Lehre von der Gnade Gottes und natürlich auch jene umstrittenen Fragen im großen Zusammenhange der Glaubenswahrheiten entwickeln. Nun hatte aber Papst Paul V. im Jahre 1611 verboten, über den so lang und hitzig verhandelten Gnadenstreit irgend welche theologischen Erörterungen im Druck zu veröffentlichen, wenn solche nicht vorher von der römischen Inquisition geprüft und gutgeheißen wären. Suarez hoffte diese Einwilligung unschwer zu erhalten, da er seine Lehre und deren Gründe ohne polemische Schärfe vortrug. Doch seine Hoffnung ging trotz mehrfacher Bitten und gewichtiger Fürsprecher nicht in Erfüllung. Die Inquisition verharrte bei ihrem Nein.

Unterdessen wurde er auch in Lissabon bis zuletzt wieder mit fremdartigen und unwillkommenen Anliegen und Händeln belastet. Eine derartige Arbeit im Dienste des Friedens sollte sogar die unmittelbare Ursache seines beschleunigten Hinscheidens werden.

In Lissabon war ob einer geringfügigen Sache Streit entstanden zwischen der geistlichen Behörde und dem weltlichen Gerichte. Der Lissaboner Vertreter des päpstlichen Nuntius in Madrid, Bischof Oktavius von Fossombrone, wollte vermittelnd eingreifen, wurde aber von den königlichen Richtern in schroffer Weise abgelehnt und sah sich schließlich, um die Rechte des Papstes zu wahren, veranlaßt, den Bann über die Hartnäckigen auszusprechen. Das machte den Streit noch bösartiger, denn nun gingen auch die Richter mit Gewaltmitteln gegen den Bischof und seine Dienstleute vor. Da griff der Vertreter des Papstes zum

Äußersten und verhängte das Interdikt über die ganze Stadt. Geistlichkeit und Volk fügten sich zwar der harten Maßregel, aber die zunächst beteiligten Juristen blieben bei ihrem Trotz und bestritten mit Berufung auf ein Gewohnheitsrecht und auf Privilegien des Königreichs Portugal die Gültigkeit des Interdikts. Da auch der regierende Vizekönig sich nicht zu helfen wußte, so stieg die Verwirrung und das Ärgernis aufs höchste.

In dieser Not sollte Suarez einen Ausweg finden und wurde von beiden Seiten um seine guten Dienste angegangen. Er ließ es auch an saurer Mühe nicht fehlen. Durch Gutachten, durch Briefe an den König und den Nuntius in Madrid und durch mündliche Besprechungen suchte er einen Ausgleich herbeizuführen. Das gelang schließlich auch, und alle Beteiligten, auch der Papst in eigener Person, dankten ihm für seine guten Dienste. Aber den glücklichen Abschluß erlebte Suarez nicht mehr, und das Breve mit dem päpstlichen Danke bekam er nicht mehr zu sehen. Die Anstrengungen dieser Monate, besonders die vielen und oft weiten Gänge zu Fuß, die er als Friedensstifter in der heißesten Zeit des Jahres zu machen hatte (eine angebotene Karosse lehnte er ab), zogen ihm eine schwere Ruhrerkrankung zu, der seine geschwächte Kraft nicht mehr widerstand, zumal da die Ärzte nach damaliger Wissenschaft ihm mit Aderlässen zusetzten. Am 11. September 1617 hatte die Krankheit ihren Anfang genommen, und am 25. desselben Monats starb Suarez.

Da er das Ende kommen sah, ließ er sich frühzeitig mit den heiligen Sterbsakramenten versehen, diktierte mehrere Abschiedsbriefe, die er mit dem Aufgebot der letzten Kräfte noch selbst unterzeichnete. Als aber seine Verehrer einen Maler ins Sterbezimmer bestellten, damit er unvermerkt eine Zeichnung für ein Porträt aufnehmen sollte, gewahrte der Kranke die Absicht und verbat sich die unnötige Aufmerksamkeit. Der Gedanke an seine ungedruckten und unvollendeten Werke drückte ihn nicht mehr; die Sorge dafür überließ er seinen Mitbrüdern und tröstete sich damit, daß es großen und heiligen Männern ebenso ergangen sei. „Ich hätte nicht gedacht, daß das Sterben so leicht sei", war eines seiner letzten Worte. Besondere Beruhigung, sagte er noch, gewähre ihm das Bewußtsein, keinen Schritt außerhalb des Gehorsams getan zu haben.

Daß das Hinscheiden eines solchen Mannes allgemeine Teilnahme fand und sein Begräbnis sich ungemein ehrenvoll gestaltete, bedarf kaum ausführlicher Beschreibung. Aber erwähnenswert und für den Kulturstand des heutigen Portugal bezeichnend ist es, daß es unserem Geschichtschreiber viel Suchen und Mühe kostete, um das ganz vergessene Grab der ersten Zierde der portugiesischen Universität in einer zur Rumpelkammer gewordenen alten Kapelle von Lissabon aufzufinden. Etwas besser hat die Geburtsstadt Granada das Andenken ihres berühmten Sohnes geehrt; denn dort hat in neuer Zeit die Straße, in der das noch vorhandene und in P. de Scorrailles Werk abgebildete Geburtshaus des großen Theologen steht, den Namen Calle del Padre Suarez erhalten. Das schönste Denkmal aber schuf sich Suarez selber durch die Werke, die er hinterließ und deren Herausgabe nach seinem Tode von seinen Mitbrüdern und andern vervollständigt wurde.

Zuerst erschienen 1619 der erste und dritte Band über die Gnade, weil diese von dem Verbot der Inquisition nicht berührt wurden; der zweite, der von der wirksamen Gnade (De auxiliis) handelt, durfte auch jetzt noch nicht gedruckt werden, wurde aber handschriftlich weitergegeben. So gelangte das Buch nach Jahren in den Besitz einer Druckereigesellschaft in Lyon, welche sich 1650 daran gab, den Band ohne Rücksicht auf das Verbot zu drucken. Als der Ordensgeneral Piccolomini davon hörte, ließ er durch die Pariser Jesuiten den König von Frankreich bitten, er möge das Ärgernis verhindern. Der König erließ wirklich an die Buchdrucker ein Verbot in diesem Sinne. Die findigen Geschäftsleute aber steckten sich hinter den derzeitigen Erzbischof von Lyon, den allmächtigen Kardinal Richelieu, dem sie den Band auch in aller Form widmeten, und ließen sich in der Veröffentlichung nicht stören. Das gedruckte Werk erschien 1651. In Frankreich drückte man beide Augen zu, und Rom schwieg.

Den noch ungedruckten Nachlaß hatte Suarez in die Hände seines Mitbruders, des P. Balthasar Alvarez des Jüngern [1], ehemaligen Professors der Theologie in Evora, gelegt, der die einzelnen Bände nach und nach von 1620 bis 1628 teils in Coimbra, teils in Lyon zum Druck beförderte. Als Alvarez 1630 starb, war außer dem sequestrierten Band über die Gnade, von dem oben die Rede war, nur noch eine Sammlung von kleineren Schriften vermischten Inhalts (Varia consilia et responsa) rückständig, die ebenfalls druckfertig vorlag. Der General Vitelleschi und andere mahnten, daß man auch diesen letzten Teil der Öffentlichkeit übergebe; aber da stellte sich zu allgemeinem Verdruß heraus, daß die Handschrift verschleppt oder verloren war. Zwar fanden sich einzelne Stücke abschriftlich noch in verschiedenen Händen; aber es dauerte bis 1859, ehe sich jemand daran gab, sie zu sammeln und zu drucken. In diesem Jahre ließ Bischof Joh. B. Malou von Brügge einen Quartband mit sechs noch ungedruckten Abhandlungen von Suarez zu Brüssel erscheinen.

Dem neuesten Biographen, P. de Scorraille, und einigen Mitarbeitern ist es gelungen, noch eine Anzahl Handschriften mit ungedruckten Gutachten und Briefen von Suarez aufzufinden, die vielleicht jetzt schon erschienen wären, wenn der Krieg nicht einen Riegel vorgeschoben hätte. Möge die Zeit bald kommen, wo diese Lücke im literarischen Nachlaß des großen Theologen ausgefüllt werden kann!

Wenn wir auf den Lebensgang des Mannes zurückblicken, dem die dankbare Nachwelt den Ehrentitel Doctor eximius gegeben hat, so zeigt uns der Verlauf eine lehrreiche Mischung von Erfolg und Mißgeschick, von Ehren und Enttäuschungen, von Anerkennung und Anfechtung. Suarez ist in dieser Hinsicht ein leuchtendes Vorbild für jene Männer, die für die große, gemeinsame Sache Christi und seiner Kirche öffentlich in Amt, Wort, Schrift oder sonstwie tätig sein möchten.

---

[1] Der aus der Geschichte der hl. Theresia bekannte Mystiker P. Balthasar Alvarez der Ältere S. J. starb 1580 lange vor Suarez.

Wie bewundernswert ist schon sein heroischer Gleichmut beim ersten Mißerfolg seiner Studien, und wie herrlich wurde er belohnt! Als darauf seine vorzügliche Begabung erkannt und nach Verdienst gefördert wurde, schien ihm eine glänzende Zukunft gesichert; aber da trat ihm außer dem Schiffbruch der Gesundheit alsbald der oft so verhängnisvolle und immer schmerzliche Gegensatz der wissenschaftlichen Richtungen in den Weg. Die von dem jungen Professor als notwendig erkannten Verbesserungen der Lehrmethode und die Selbständigkeit in der Beurteilung des überlieferten Lehrstoffes wurden ihm als Neuerungssucht und Mangel an Ehrfurcht für das gute Alte gedeutet. Besonders der Gegensatz, der sich zwischen ihm und dem so ganz anders gearteten P. Gabriel Vasquez entwickelte, auf den wir hier nicht näher eingehen konnten, wurde ihm zu einer recht schmerzlichen Prüfung. Das Allerbitterste aber wurde ihm, dem überzeugten und standhaften Verfechter der Vollgewalt des Apostolischen Stuhles, gerade von zwei Päpsten zu kosten gegeben.

Schon der merkwürdige Befehl, daß er sein Werk De poenitentia nur in verstümmeltem Zustande ausgeben sollte, war eine unverdiente Bloßstellung. Die Art aber, wie über seine ganze theologische Schriftstellerei gewissermaßen ein Interdikt verhängt wurde, war eine so starke Belastung seiner katholischen, papsttreuen Gesinnung, daß dagegen einige Fälle aus jüngerer Vergangenheit, an die man beim Lesen vielleicht erinnert wird, recht glimpflich und harmlos erscheinen. Wie groß steht doch Suarez da in seinem Verhalten! Er verbarg zwar seinen Schmerz nicht, aber verließ auch nicht trotzig oder gebrochen den Posten, auf den er sich durch die Verhältnisse und die göttliche Vorsehung gestellt sah, sondern stellte das treue und folgerichtige Festhalten an den Grundsätzen höher als die Rücksicht auf die eigene Person und die eigene Ehre. Das war die beste Ehrenrettung, die er sich vor der Nachwelt sicherte.

Daß er zur Abwechslung auch einmal als Feind der Staatsordnung und gefährlicher Umsturzmann verdächtigt und dem Henker überantwortet wurde, gab dem Bilde des berufstreuen Jesuiten erst die rechte Vollendung.

Alle diese und eine Reihe anderer Prüfungen, welche die Geschichte seines Lebens verzeichnet, stellten an den Starkmut des frommen Ordensmannes schwere Anforderungen. Daß er die Prüfungen siegreich bestand, ist der beste Beweis, daß Suarez nicht nur ein großer Gelehrter, sondern gleichzeitig ein Mann von hoher christlicher Tugend gewesen ist.

Matthias Reichmann S. J.

Die Freiheitskriege in Goethes Briefen.

Unter der Aufschrift: „Zurück zu Goethe? Nein, zurück zu Schiller!" erörterte schon im Herbst 1914 die große deutsch-amerikanische Zeitung „Mississippi-Blätter" die Frage nach dem deutschen Nationaldichter für die Zeit des gegenwärtigen Weltkrieges. Der kleine, mit Sachkenntnis geschriebene Artikel war die Antwort auf die Anklage, welche Maeterlinck, Bergson, Shaw und andere ausländische Literaturgrößen gleich zu Anfang des großen Völkerringens gegen Deutschland erhoben: es habe durch seine Kriegserklärung die geheiligten Traditionen eines Goethe verlassen. — Er schließt mit den bemerkenswerten Worten: „Hell funkeln am Dichterhimmel Deutschlands die zwei Dioskuren; in den Zeiten des Friedens, der weltbürgerlichen Ruhe scheint vielen Goethe das glänzendere Licht auszustrahlen; wenn aber vaterländische Erhebung, die Sammlung aller Kräfte unseres Volkes nottut, so ist es Schiller, der uns vorleuchtet. Und darum antworten wir den überflüssigen Mahnern in der Fremde, die uns gerade jetzt auf Goethe und seine olympische Ruhe verweisen, ein freudiges: Zurück zu Schiller!" (Sonntagsnummer vom 11. Oktober 1914.)

Man wird diese Sätze ohne Einschränkung unterschreiben können; denn es wäre ein leichtes, sowohl die willensstarke, männliche Richtung der Poesie eines Schiller wie die allem Kampf und Streit abholde, dem friedlichen ästhetischen Genuß gewidmete Art eines Goethe im einzelnen nachzuweisen. Ganz besonders kann es über die Tatsache der kühl beobachtenden Zurückhaltung des weimarischen Geheimrats gegenüber der naturgewaltigen deutschen Begeisterung zur Zeit der Freiheitskriege unter Goethe-Kennern eigentlich keine Meinungsverschiedenheit mehr geben, mögen sie auch in der Erklärung bzw. Entschuldigung dieser für manche von ihnen unfaßbaren Erscheinung noch so weit auseinandergehen. Selbst seine eifrigsten Verteidiger geben heute zu, daß Goethe kein „Durchschnittspatriot" gewesen sei. Mit andern Worten: der gefeiertste deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts gehörte nicht zu der Schar opferwilliger Vaterlands-

freunde — den „Durchschnittspatrioten“ aus eiserner Zeit —, denen Deutschland seine Rettung aus langjähriger, drückender Knechtschaft verdankte.

Dennoch würde man zu weit gehen und des Dichters Verhalten in jenen Schicksalsjahren zu streng beurteilen, wenn man ihm wegen seiner bekannten schrankenlosen Bewunderung für Napoleon, wegen gelegentlicher scharfer Ausfälle auf seine eigenen Landsleute und auf den jugendlichen Enthusiasmus der Freiheitskämpfer im besondern die vaterländische Gesinnung restlos absprechen wollte. Ihm fehlte ganz gewiß die ideale Begeisterung für ein großes geeinigtes Vaterland, die opferfreudige Hingabe an die Interessen seiner Mitbürger, das Verständnis für die Geschichte und für die beiden mächtigsten Stützen des Staates: Religion und Sittlichkeit; aber er besaß einen gesunden nüchternen Blick für die Forderungen des Tages, für die künstlerischen und wirtschaftlichen Aufgaben seines Volkes, nicht zuletzt für die mannigfachen Schäden und Gebrechen, an denen Deutschland zu Anfang des 19. Jahrhunderts anerkanntermaßen krankte. Eine Besserung der politischen Übelstände, zumal die Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft, hielt er freilich auf absehbare Zeit für gänzlich ausgeschlossen. — Das war ein Irrtum, der beweist, daß dem vornehmen Kunstdichter die innige Fühlung mit seinem eigenen Volke in bedenklichem Maße abging. — An der Beseitigung der kulturellen Rückständigkeiten und Schäden dagegen arbeitete Goethe selbst in der Zeit seiner größten Mißstimmung gegen die überschäumende patriotische Sturmflut der Jungen ehrlich, unermüdlich und gewiß nicht ohne Erfolg. Davon legen seine damaligen Briefe beredtes Zeugnis ab. Dank seines reichen, vielseitigen Wissens und einer sechzigjährigen Erfahrung macht der alte Staatsmann und Dichter hier eine Menge von klugen Bemerkungen, erteilt vernünftige, den Verhältnissen angepaßte Ratschläge und gibt häufig so überraschend zutreffende praktische Winke für die unverdrossene Weiterarbeit der Nation hinter der Front, daß einige dieser Briefstellen heute genau so zeitgemäß erscheinen, als wären sie in unsern Tagen eines langandauernden, schweren Völkerringens geschrieben. Von einer religiösen oder ausgesprochen sittlichen Betrachtungsweise nimmt Goethe, wie bekannt, immer Abstand. Das ist ein großer Mangel. Was aber vom rein menschlichen Standpunkte eines hochbegabten Geistes über einige von den kulturellen Problemen, die ein großer Krieg aufwirft gesagt werden kann, das enthalten die Briefe Goethes aus jenen Jahren.

Wenn ich daher im folgenden diese Seite in des Dichters reicher Korrespondenz besonders hervorhebe und auf seine unfreundlichen Äußerungen gegen manche patriotische Erscheinungen, nur wo es um des Gesamtbildes notwendig erschien, eingehe, so findet diese Beschränkung in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen ihre genügende Rechtfertigung. Die Zitate sind unter Beibehaltung der eigentümlichen Interpunktion genau der großen Weimarer Ausgabe von Goethes Werken entnommen.

Wie wenig den Dichter im allgemeinen die hohe Politik interessierte, beweist schon der Umstand, daß Napoleons gewaltiger Heereszug gegen Rußland im Sommer und Herbst 1812 erst fast ein halbes Jahr nach Beginn, nämlich am 14. November, von Goethe in einem längeren Brief an den Diplomaten Karl Friedrich v. Reinhard nebenbei erwähnt wird. Die durchaus charakteristischen Sätze lauten: „Daß Moskau verbrannt ist, thut mir gar nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben. Dehli ging auch erst nach der Eroberung zu Grunde, aber durch die ††††† der Eroberer. Moskau geht zu Grunde nach der Eroberung, aber durch die ††††† der Eroberten. Einen solchen Gegensatz durchzuführen würde mir außerordentlichen Spaß machen, wenn ich ein Redner wäre. Wenn wir nun aber auf uns selbst zurückkehren und Sie in einem so ungeheuern, unübersehbaren Unglück Bruder und Schwester und ich auch Freunde vermisse, die mir am Herzen liegen, so fühlen wir denn freylich, in welcher Zeit wir leben und wie hoch ernst wir seyn müssen, um nach alter Weise heiter seyn zu können."

Daran anschließend erzählt der Briefschreiber im Tone übermütigster Spottlust seine eigenen Kriegserlebnisse aus der Zeit der halb berühmten, halb berüchtigten großen Retirade der „unbesiegt-krebsgängigen Preußen" bei der „Campagne in Frankreich", macht noch einige scharfe Bemerkungen über das deutsche literarische Publikum, das wie „ein ägyptischer Brut Ofen" am liebsten über seinen eigenen Fehlern und Mängeln brüte, und schließt mit der heitern Nachschrift: „Daß manches im Literarischen vorgeht, was mir nicht gefällt, darf ich wohl nicht betheuern, daß ich mich manchmal darüber auch wohl äußern könnte und sollte, da ich denn doch auch ein public character bin, will ich nicht in Abrede seyn. Dieß ist nun aber einmal nicht meine Art, dagegen meine größte Lust, ein Schnippchen, nicht in der Tasche, sondern am Kamin zu schlagen, wenn ich mir's mit guten Freunden so leidlich als möglich behagen lasse. Soviel zur Entschuldigung des vorstehenden Spaßes!"

Von Ende November bis zum Frühjahr 1813 lesen wir dann in Goethes Korrespondenz nichts mehr über die großen Welthändel, wenn man von einigen belanglosen entfernteren Andeutungen absieht. Von der ungeheuern Erregung der Geister, die in jenen Wintermonaten Deutschland durchzuckte und mit dem Anbruch des Frühlings zu einem Befreiungssturm von beispielloser Wucht erstarkte, findet sich hier auch nicht die Spur. Dagegen ergeht sich der Briefschreiber während dieser Zeit auffallend oft und spitz über die vermeintlichen oder wirklichen literarischen Unarten seiner Landsleute. Die wichtigsten Stellen seien hier kurz angeführt.

Am 12. Dezember schreibt Goethe an seinen Intimus Zelter: „Indessen ich nunmehr am dritten Theile meiner Biographie schreibe, gelange ich zu den ersten Wirkungen Shakespears in Deutschland. Ob sich wohl hierüber noch etwas Neues sagen läßt? — Ich hoffe es. Ob ich Jedermann nach dem Sinne sprechen werde? Daran zweifle ich sehr. Und da die Deutschen von jeher die Art haben, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehn, als der, der sein Leben damit zugebracht, so werden sie auch dießmal einige Gesichter schneiden, welches ihnen jedoch, in Betracht ihrer übrigen Untugenden, verziehen werden soll." — Am 25. Januar bemerkt er in einem Brief an v. Reinhard: „Es ist unglaublich was die Deutschen sich durch das Journal- und Tageblattsverzeddeln für Schaden thun: denn das Gute was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden. Ich halte mir in denen Dingen, die mich interessiren, lichte Puncte und lichte Menschen fest, das Übrige mag quirlen wie es will und kann." — Den 5. Februar klagt der Dichter in einem längeren Schreiben an den Historiker Karl Ludwig v. Woltmann: „Die Deutschen haben die eigne Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen giebt, reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so schreyen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor hab ich mich daher jederzeit isolirt gefunden, weil nur mein Vergangenes wirksam war und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte."

Mitte April brach Goethe von Weimar auf, um seiner Gewohnheit gemäß die böhmischen Bäder zu besuchen. Die Reise ging diesmal über Naumburg, Leipzig und Dresden nach Teplitz. Der friedliebende Dichter, der dem Krieg entrinnen wollte, kam nun auf Schritt und Tritt mit dessen mannigfachen Begleiterscheinungen in Berührung. Die verbündeten Heere waren um diese Zeit bereits nach Sachsen und Thüringen vorgedrungen. Überall auf den Landstraßen und in den Städten stieß der Badreisende auf Soldaten. In Dresden fand er schon Kosaken vor, die als „ächtes asiatisches Wahrzeichen" ein Kamel mit sich führten. Bei der Familie Körner machte er den einen oder andern Besuch, und es war bei einer solchen Gelegenheit, daß Goethe jenes geflügelte Wort zu den feurigen Patrioten Körner, Arndt und ihrem Freundeskreise sprach: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann (Napoleon) ist euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen." In Dresden, wo er sich einige Tage aufhielt, sah er auch die beiden verbündeten Monarchen von Preußen und Rußland, ohne daß ihn dieser Anblick zu erwärmen vermochte. Im allgemeinen begnügt sich Goethe in den Briefen aus dieser Zeit mit der einfachen Aufzählung dessen, was er auf der Reise gesehen und beobachtet hatte. Er enthält sich jeglichen politischen Kommentars.

In Teplitz war der Dichter zwar dem Kriegsgetümmel entrückt, da Österreich einstweilen noch an der Neutralität festhielt; aber die aufregenden Nachrichten, die nach dem friedlichen Badeorte durch Verwundete, Flüchtlinge und amtliche Kriegsblätter gelangten, störten den alten Herrn aufs unangenehmste in seinen ruhigen Natur- und Kunstgenüssen. Schon am Tag nach der Ankunft, am 27. April, meldet er seiner Freundin Gräfin Josephine O'Donell, der Hofdame der Kaiserin von Österreich: „Leider ist Töplitz jetzt so eine Art von Fegefeuer wo sich halbverdammte Seelen unter einander peinigen indem sie sich zu unterhalten gedenken." Ein Brief der Gräfin machte wie gewöhnlich auf kurze Zeit allem Jammer ein Ende und bereitete ihm unsagbare Freude. Er dankt ihr am 1. Juni dafür in den überschwenglichsten Worten: „Wenn Sie wißen könnten, verehrte Freundinn, welch ein entsetzlicher Druck die letzte Zeit her auf mir gelegen und was ich mir dabey für hypochondrische Noth über das Außenbleiben eines lieben Briefes gemacht; so würden Sie die Freude mit empfinden die mir durch Ihren letzten geworden ist. Ich will aber auch niemals mehr zweifeln und verzweifeln, sondern mich an den Sonntag Exaudi erinnern, an deßen heitrem Morgen ich meinen schönsten, heißesten Wunsch erfüllt sahe. Es

ist völlig wahr wenn es auch räthselhaft und übertrieben klingt: Sie haben mich mir selbst wiedergegeben, Sie haben mir mit Töplitz, mit Böhmen ein Geschenk gemacht, ich sehe nun erst die Natur wieder und fange an mich derselben wieder von vorne zu freuen. So sey denn aber auch von nun an alles verbannt was irgend verdrieslich seyn könnte, ich will des bescheerten Guten mit reiner Freude genießen."

Die gute Stimmung hielt indes nicht lange an. Die Klagen über den Krieg und die Ungewißheit der Zukunft werden immer häufiger, der sehnsüchtige Ruf nach Frieden wird immer dringender. „Der Himmel gebe Frieden", seufzt er in einer Note vom 23. Juni an Zelter, „um tausend und aber tausend Ursachen willen und dann auch damit wir Leser finden", und ganz ähnlich in einem längeren Brief vom 13. Juli an seinen Verleger Cotta: „Gebe der Himmel Frieden; so werden wir auch Leser finden."

Trotz der Ungunst der Zeiten und obwohl der kränkelnde Dichter in dem kleinen Badeorte zum Kurgebrauche weilte, war er doch in Teplitz eifrig mit der Schlußredaktion von „Dichtung und Wahrheit" beschäftigt. Er sandte einen Teil des Manuskripts an seinen getreuen Zensor Riemer und nahm bei dieser Gelegenheit vertraulich, aber mit bemerkenswerter Bestimmtheit Stellung zu den damals infolge der politischen Ereignisse mächtig geförderten Sprachreinigungsversuchen der jungen Generation. Seine Äußerungen sind offenbar keineswegs das Ergebnis des augenblicklichen Unmuts oder der Laune, sie enthalten vielmehr ein aus voller Überzeugung gefälltes Urteil des Dichterfürsten über eine wichtige nationale Frage und verdienen daher auch heute noch Beachtung. Sie lauten: „Bey meiner letzten Sendung, werthester Freund, habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und räthlich sey, wie wir auch schon früher gethan haben. Ich bin, wie Sie wissen, in diesem Puncte weder eigensinnig noch allzuleicht gesinnt, allein das muß ich Ihnen gegenwärtig anvertrauen, daß ich, im Leben und Umgang, seit ich von Ihnen entfernt bin, mehr als einmal die Erfahrung gemacht habe, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf die Sprachreinigung mit so großem Eifer dringen: denn da sie den Werth eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen eben so bedeutend scheint, und in Absicht auf Urtheil haben sie doch etwas zu erwähnen und an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner vor gebildeten Kunstwerken zu thun pflegen, die irgend eine Ver-

zeichnung, einen Fehler der Perspective mit Recht oder Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das geringste anzugeben wissen." (Brief vom 30. Juni 1813.) Die Sperrung stammt von Goethe selbst.

Mitte August traf der alte Herr wieder in Weimar ein und verlebte hier in möglichster Zurückgezogenheit die nun folgenden, weltgeschichtlich so bedeutungsvollen, aufregenden Tage und Wochen. In seinen übrigens nicht sehr zahlreichen Briefen aus dieser Zeit spiegeln sich die gewaltigen Weltereignisse, deren größtes, die Schlacht bei Leipzig, in der Nachbarschaft sich abspielte, in keiner Weise wider. Erst am 29. Oktober, zehn Tage nach der Völkerschlacht, deutet eine kurze Äußerung in einer Note an den Verleger Cotta darauf hin. Goethe schreibt: „Ew. Wohlgeb. vernehmen gewiß mit Theilnahme daß das Ungeheure an mir und den Meinigen dergestalt vorübergegangen ist daß wir uns nicht zu beklagen haben. Zu überlegen gebe ich ob Sie nicht Herrmann und Dorothea in Taschenformat abdrucken und um wohlfeilen Preis ausstreuen mögen." Etwas ausführlicher verbreitet er sich am 30. Oktober in einem längeren Schreiben an die Gräfin O'Donell über die Schrecken der vergangenen Tage. Er sagt unter anderem: „Nachdem uns ein zwar gehofftes aber doch immer schweres Geschick lange gedroht, so brach es endlich am 21. und 22. October über uns herein, und wir hatten von der rohen losgelassenen Gewalt alles zu fürchten und vieles zu ertragen. Wenn Sie sich vorstellen daß wir in acht und vierzig Stunden die ganze Stufenleiter vom Schreckbarsten bis zum Gemeinsten durchgeduldet haben, so werden Sie gewiß Ihres Freundes mit Antheil gedenken."

Über diese „ganze Stufenleiter vom Schreckbarsten bis zum Gemeinsten" geben die Tagebücher des Dichters in gedrängtester Kürze Aufschluß: 21. Oktober. „In der Nacht Kosaken. Herzoginn nach Rosla. Unruhiger Tag. Auf dem Schloßplatze. Canonade deutlich zu hören. Franzosen bey Apolda. Abends bey Umpferstedt. Die Cosaken brechen auf. Kurzes Gefecht zwischen Umpferstedt u. Schwabsdorf. Franzosen gesprengt. Den Epilog mit Riemer durchgegangen. 22. Ruhige Nacht. Truppen Märsche. Oberstl. v. Bock sendet eine Sauvegarde. Mittag zu Hofe. Kurz vor Tafel Überfall der Franzosen. Stundenlanges Gefecht. Gen. Thielemann zieht durch Weimar. Truppenm. bis zur Nacht. Einquartierung. Gen. und zwey Adjutanten. Wachfeuer um und in der Stadt." Aus anderweitigen Berichten wissen wir, daß der alte Herr in diesen schicksalsschweren, unruhigen Oktobertagen mit dem Schrecken und einer erheblichen Einquartierung

— zeitweilig bis zu 24 Mann, meist gutmütige Österreicher — verhältnismäßig glimpflich davonkam.

Von da ab findet sich in den Briefen Goethes kaum noch eine entfernte Anspielung auf Schlachten und Truppenbewegungen. Der Krieg wurde von den Verbündeten schon um die Jahreswende nach Frankreich getragen, und die Gefahr eines großen Rückschlags konnte als beseitigt gelten. Um so häufiger kommt der Dichter nun auf die Pflichten der Nichtkämpfer zur Zeit des Krieges zu sprechen und ermuntert sich selbst und die Adressaten zu reger, unverdrossener Wiederaufnahme ihrer friedlichen Berufsarbeiten. Die betreffenden Stellen enthalten das Beste, oder, wenn man offen sprechen darf, das einzig Wertvolle, was Goethe in der Zeit der Freiheitskriege für die vaterländische Sache beisteuerte[1]. Sie sollen deswegen hier möglichst unverkürzt wiedergegeben werden.

Ausführlich äußert der Dichter sich zunächst in einem Brief vom 27. November an den Naturforscher und Sammler Johann Friedrich John: „Haben Ew. Wohlgeboren seit jener Zeit, sich mit mehrerer Ruhe den sorgfältigen Prüfungen der Natur widmen können, erlauben es Ihnen Pflicht und Umstände in diesen stürmischen Zeiten noch immer thätig zu seyn; so wünsche ich dazu Glück, und fordere Sie auf nur immer emsiger Ihr wichtiges Geschäft zu betreiben: denn indeß, bey dem gegenwärtigen wichtigen Kampfe, ein großer Theil unserer hoffnungsvollen deutschen Jugend aufgeopfert wird, so haben diejenigen welchen Verhältnisse erlauben in ihrer stillen Werkstatt zu verharren eine doppelte Pflicht das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst, und wäre es auch nur als Funken unter der Asche, sorgfältig zu bewahren, damit nach vorüber gegangener Kriegsnacht bey einbrechenden Friedenstagen es an dem unentbehrlichen Prometheischen Feuer nicht fehle, dessen die nächste Generation um so mehr

---

[1] Die Frage nach dem Werte des patriotischen Festspiels „Des Epimenides Erwachen" scheidet hier schon deshalb aus, weil das Stück erst am Jahrestage der Einnahme von Paris zum erstenmal in Berlin aufgeführt wurde. Die Weimarer Bühne folgte dann am 7. Februar 1816. Nach übereinstimmenden Urteilen der Zeitgenossen und der heutigen Literarhistoriker liegt übrigens die Hauptschwäche dieser allegorisierenden Dichtung im Mangel an Natürlichkeit und innerer Wahrheit. Einige Tage nach der Aufführung in Weimar schrieb der Calderon-Übersetzer Gries an einen Freund: „Goethes ‚Epimenides' machte auf dem Theater eine langweilige Erscheinung. Ich habe nie ein Stück gesehen, das mit so großen Zurüstungen so wenig ausrichtete: darüber ist nur *eine* Stimme." Vgl. *Baumgartner-Stockmann*, Goethe II³ 449—471.

bedürfen wird, als sich schon jetzt im Praktischen der Mangel theoretischer Vorübungen so hart empfinden macht. Wie ängstlich sieht man sich im Felde sowohl als in Städten nach Ärzten und Wundärzten um, und Ew. Wohlgeboren wissen am besten, was es heiße dergleichen gründlich zu bilden, damit sie in außerordentlichen Fällen sich tüchtig beweisen mögen."

Ganz ähnlich, aber mit einer starken Beigabe von familiärem Scherz schreibt er zwei Tage später an seinen Frankfurter Freund J. F. H. Schlosser: „Da es uns schon längst, wenn wir nach einiger Zeit an Freunde schreiben oder sie wiedersehen, ergeht wie es nach dem jüngsten Gericht einst werden soll, daß man nämlich nicht weiß ob man auferstanden oder nur verwandelt ist; so ereignet sich es auch dießmal, man erstaunt, ja erschrickt, daß man nach so ungeheueren Ereignissen, nach so vielem was man rings um sich her fallen und untergehen sieht, doch noch selbst in dem Seinigen und mit den Seinigen existirt, und weil man noch lebt, so bescheidet man sich auch wohl daß man dieß alles erlebt habe. Da nun ferner der Mensch von einer wunderlichen aber glücklichen Art ist, daß er das Verlorene wieder zu erlangen, das Zerstörte wieder aufzubauen sogleich trachtet (wie ich denn bekennen will, daß mich, mitten in einer brennenden Stadt, der Gedanke eines künftigen schönen Aufbauens mehr als die Rettungs-Anstalt selbst beschäftigte) so wollen wir uns auch in diesen Augenblicken einstweilen fröhlich begrüßen, uns zum Wirken ermahnen und deßhalb eine lebhaftere Communication eröffnen."

Als das wichtigste Friedensziel erscheint Goethe die Eindämmung oder möglichste Ausschaltung innerer Zerwürfnisse und Streitigkeiten, das aufrichtige gegenseitige Sichverstehenwollen der verschiedenen Parteien und Richtungen, wobei er immer in erster Linie die seiner Ansicht nach gründlich zerfahrenen literarischen Verhältnisse im Auge hat. Seine im allgemeinen erhobene Anklage gegen die deutschen Schriftsteller und Kritiker richtet sich wohl hauptsächlich gegen die talentvollen, aber nach Unabhängigkeit strebenden jungen patriotischen Dichter und die ihnen nahestehenden Vertreter der Romantik: „Die Heilung so vieler dem Vaterland geschlagner Wunden kann nicht sicherer von Statten gehen und aus so manchem Verderben ein frisches Leben nicht schneller hervordringen als wenn die Deutschen sich nicht nur im Stillen und Einzelnen anerkennen und schätzen, sondern wenn sie es sich auch liebevoll und vertraulich bekennen und aussprechen; denn fürwahr der Unglaube und Unwille der Volksglieder unter

einander, die Mißhelligkeiten, welche aufzuregen und zu schärfen gar viele sich zum Geschäft machen, weil es ein leichtes ist, wogegen sich aber wenige fanden, welche Mäßigkeit und Billigkeit zu bewirken suchten, weil es schwer ist; der aus gleichgültigen Dingen hervortretende Conflict zwischen Personen und Untersuchungen, welche gar wohl unter einander bestehen können, und was sonst noch alles die traurige Litaney unserer deutschen Literatur enthalten mochte, dieses zusammen hat mehr geschadet als der fremde Einfluß, denn es hat den wechselseitigen Glauben zerstört und so viele vertrauliche Bande gelöst.

„Kann die gegenwärtige große Epoche die deutschen Geister zu wechselseitiger Anerkennung stimmen so bedarf die Nation kaum etwas weiter um sowohl sich aus der Gegenwart heraus zu reißen als der Zukunft getrost entgegen zu gehen." (Brief an Caroline v. Woltmann vom Ende November 1813.)

Solchen Sätzen wird jedermann in der Theorie gern zustimmen. Die Schwierigkeiten beginnen aber, wenn zur praktischen Ausführung geschritten werden soll. Das war auch dem erfahrenen Menschenkenner Goethe vollkommen klar. Er gab sich diesbezüglich keinerlei Optimismus hin. Ein sorgfältig abgefaßter Brief vom 14. Februar 1814 an Franz Bernhard v. Buchholtz bezeugt dies mit aller nur wünschenswerten Bestimmtheit. Das Schreiben aus der Zeit, da sich das ungeheure blutige Völkerringen allmählich dem Ende zuneigte, enthält wohl die bedeutsamste Stelle aus des Dichters Korrespondenz, die sich mit den Aufgaben des deutschen Volkes nach dem kommenden Friedensschluß befaßt.

„Die Vereinigung und Beruhigung des deutschen Reiches im politischen Sinne", erklärt hier Goethe, „überlassen wir Privatleute, wie billig, den Großen, Mächtigen und Staatsweisen. Über einen moralischen und literarischen Verein aber, welche bey uns wo nicht für gleichgeltend doch wenigstens für gleichschreitend geachtet werden können, sey es uns dagegen erlaubt zu denken, zu reden. Eine solche Vereinigung nun, die religiöse sogar mit eingeschlossen, wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott einfiele, in Einer Nacht den sämmtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich am andern Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Da nun aber dieses nicht zu erwarten steht, so habe ich alle Hoffnung aufgegeben, und fürchte, daß sie nach wie vor sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen und beschädigen werden.

„Dieser Fehler der Deutschen, sich einander im Wege zu stehen, darf man es anders einen Fehler nennen, diese Eigenheit ist um so weniger abzulegen, als sie auf einem Vorzug beruht, den die Nation besitzt und dessen sie sich wohl ohne Übermuth rühmen darf, daß nämlich vielleicht in keiner andern so viel vorzügliche Individuen geboren werden und neben einander existiren. Weil nun aber jeder bedeutende Einzelne Noth genug hat, bis er sich selbst ausbildet, und jeder Jüngere die Bildungsart von seiner Zeit nimmt, welche den Mittleren und Älteren mehr oder weniger fremd bleibt; so entspringen, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von Bildungsverschiedenheiten, um nicht Stufen zu sagen, daß der gründlichste Etymolog nicht dem Ursprung unsers babylonischen Idioms, und der treueste Geschichtschreiber nicht dem Gange einer sich ewig widersprechenden Bildung nachkommen könnte. Ein Deutscher braucht nicht alt zu werden, und er findet sich von Schülern verlassen, es wachsen ihm keine Geistesgenossen nach; jeder, der sich fühlt, fängt von vorn an, und wer hat nicht das Recht, sich zu fühlen? So, durch Alter, Facultäts- und Provinzial-Sinn, durch ein auf so manche Weise hin und wieder schwankendes Interesse, wird jeder in jedem Augenblicke verhindert, seine Vorgänger, seine Nachkommen, ja seinen Nachbar kennen zu lernen.

„Da nun dieses Mißverhältniß in der nächsten Zeit immer zunehmen muß, indem außer den vom Druck Befreyten und wieder neu Auflebenden, nun auch noch die große Masse derer, welche durch kriegerische Thatkraft die heilsame Veränderung bewirkten, ein entschiedenes Recht haben zu meinen, weil sie geleistet haben: so muß der Conflict immer wilder, und die Deutschen mehr als jemals, wo nicht in Anarchie, doch in sehr kleine Parteien zersplittert werden. Verzeihen Sie mir, daß ich so grau sehe: ich thue es, um nicht schwarz zu sehen; ja manchmal erscheint mir dieses Gemisch farbig und bunt. Gebe uns das gute Glück eine feste politische Lage, so wollen wir die obige Jeremiade in Scherz- und Spaßlieder umwandeln."

Was Goethe später noch über die hier erörterten Fragen schreibt, ist zumeist nur eine Wiederholung des Gesagten. Eine unter dem Eindruck der welthistorischen Ereignisse angebahnte Schwenkung vom grauen Pessimismus zu einer etwas zuversichtlicheren Ansicht über die Zukunft des deutschen Volkes kommt jedoch in den Briefen ganz allmählich zum Ausdruck. Sie zeigt sich besonders bei der wiederholten zustimmenden Er-

wähnung des Werkes De l'Allemagne von Madame de Staël. Der Dichter meint u. a., die Deutschen würden sich in dem Buche kaum wiedererkennen, so groß seien die Fortschritte, die sie in jüngster Zeit gemacht hätten, und schließt seine Randbemerkungen mit dem Wunsche, der auch heute jedem Vaterlandsfreund aus der Seele gesprochen ist: „Möchten sie, bey diesem Anlaß, ihre Selbstkenntniß erweitern, und den zweyten großen Schritt thun ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Sclaverey, so auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren inwiefern dieses möglich sey, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten." (Brief vom 17. Februar 1814 an Sara v. Grotthus.)

Alois Stockmann S. J.

Besprechungen.

Kirchenrecht.

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von den Professoren Dr K. Beyerle, Dr E. Göller, Dr G. Ebers. gr. 8° Heft 1—5 Köln, Bachem; Heft 6 ff Paderborn, Schöningh.

19. Heft: Die bischöfliche visitatio liminum ss. Apostolorum. Eine historisch-kanonistische Studie. Von Dr Januarius Pater. (164) 1914. *M* 5.—

Papst Pius X. hat durch die Konstitution A remotissima ecclesiae aetate vom 31. Dezember 1909 den Besuch der Gräber der Apostel, limina ss. Apostolorum, neu geregelt. Damit erhielt Januarius Pater die Anregung, die Geschichte der regelmäßigen Besuche der Bischöfe in Rom zu prüfen.

Für die Entstehung der visitatio kommen mehrere Gründe in Betracht. Wallfahrten nach Rom, mehr aber die Teilnahme an römischen Synoden und die Verleihung des Palliums boten den Bischöfen Veranlassung zur Romreise. Mit dem Empfang des Palliums verband sich das eidliche Versprechen, die Hauptstadt der Christenheit zu besuchen und Rechenschaft von der oberhirtlichen Wirksamkeit abzulegen. Die erste auf uns gekommene Eidesformel, in welcher die visitatio liminum als eine besondere Einrichtung neben den römischen Synoden erscheint, haben wir aus der Zeit Alexanders II. (1061—1073). Er ließ Erzbischof Wibert von Ravenna bei der Bischofsweihe und beim Palliumempfang einen Eid schwören, in welchem er neben dem Synodalbesuch sich ausdrücklich zur jährlichen visitatio liminum am 29. Juni verpflichtete. Die Entwicklung der Eidesformel ist in Beilage I—III gezeichnet. Äbte, die vom Papste die Benediktion erhielten, gaben in ihrem Eide das gleiche Versprechen. Im 13. Jahrhundert finden wir sogar Äbtissinnen zur Romfahrt verpflichtet. So waren die Äbtissinnen von Quedlinburg alle drei Jahre zur Romfahrt gehalten. Die visitatio wurde in vielen Fällen durch Vertreter geleistet; auch sind zahlreiche Beispiele von Erleichterungen durch Verlängerung der Zwischenzeit erhalten. In Beilage IV weist Pater die Dispensen nach. Die Beobachtung der in der visitatio enthaltenen Verpflichtung aber wurde stets wieder belebt, wenn sie in Abnahme kam. Für die einheitliche Regierung der Kirche ist sie von größter Bedeutung. In neuerer Zeit hat Sixtus V. durch die Konstitution Romanus Pontifex vom 20. Dezember 1585 die Liminabesuche geregelt. Pius X. hat ihre gesetzliche Neuordnung dem Abschluß der von ihm unternommenen Kodifikation des Kirchenrechts vorausgeschickt.

13. Heft: Die rechtliche Stellung der päpstlichen Legaten bis Bonifaz VIII. Von Karl Rueß. (265) 1912. *M* 8.—

Rueß wollte weder eine Geschichte der päpstlichen Legaten oder auch nur den Grundriß einer Legatengeschichte schreiben noch auch eine rein kanonistische

Darstellung geben, sondern entsprechend der von der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät gestellten Preisaufgabe für 1907 und 1908 die rechtliche Stellung der Legaten in ihrer historischen Entwicklung aufzeigen, ohne dabei die kirchen- und weltgeschichtliche Stellung der Legaten zu übergehen.

Der erste Teil gibt einen Überblick über die älteren Formen des päpstlichen Legationsinstituts bis etwa 1050 und bespricht dabei die für einzelne Fälle vorübergehend abgeschickten Gesandten mit speziellen Aufträgen, die Legaten auf Synoden und in politischen Angelegenheiten; ferner die ständigen, an Ort und Stelle residierenden Gesandten, das päpstliche Apokrisiarienwesen und die ständig bevollmächtigten Legaten in den päpstlichen Patrimonien; endlich die an Ort und Stelle aufgestellten Vikare und Missionslegaten. Der zweite Teil folgt der Entwicklung der päpstlichen Legatengewalt von den Reformpäpsten (etwa 1050) bis Bonifaz VIII. (1303); in zwei Abschnitten ist die Tätigkeit und spezifisch rechtliche Stellung der Legaten besprochen; ein kurzer dritter Abschnitt über die Legati nati und die angebliche Legation weltlicher Herrscher bildet den Schluß.

Das päpstliche Gesandtschaftsrecht ist im Primat begründet; um die im Primat liegenden Rechte überall in der Welt auszuüben, muß der Papst das Recht haben, in die räumlich entfernten Gebiete Gesandte abzuschicken oder dort solche zu unterhalten. Bei dieser Herleitung des Gesandtschaftsrechts aus dem Primat des Papstes braucht deshalb die historische Entwicklung der den Legaten zu den verschiedenen Zeiten erteilten Vollmachten nicht im mindesten in Abrede gestellt zu werden (S. 1 f). In dem Werdegang des Legationswesens entwirft Rueß ein anschauliches Bild der großen Bedeutung dieses Instituts für die Gesamtkirche. Die Tätigkeit der Legaten für Reinerhaltung des Glaubens (S. 43 70) sowie das Wirken der Missionslegaten für Ausbreitung des Glaubens (S. 59 73) verdient hervorgehoben zu werden. Von Legationen weltlicher Herrscher hat sich das Ehrenrecht des Königs von Ungarn, sich das Kreuz vortragen zu lassen, bis zur Gegenwart erhalten. Die Urkunde Silvesters II. vom Jahre 1000, derzufolge König Stephan der Heilige außer dem erwähnten Ehrenrecht die Befugnis zur Umschreibung der Kirchen und Einsetzung der Oberhirten erhielt, wird bezüglich ihrer Echtheit in Zweifel gezogen und ist zum mindesten interpoliert. Als dann 1238 König Bela IV. sich an Papst Gregor IX. mit der Bitte wandte, ihm das legationis officium im Lande des Christenfeindes Assan von Bulgarien zu übertragen, wurde die Legation verweigert, ihm jedoch gewährt, daß er einen Erzbischof oder Bischof seines Reiches auserseh̄e, der die Legatenrechte in Umschreibung von Bistümern und Pfarreien und Einsetzung von Bischöfen nach des Königs Rat ausüben dürfe. Der seit 1237 in Ungarn bzw. in der Bulgarei weilende päpstliche Legat, Bischof Salvius von Perugia, wurde beauftragt, dem von Bela dazu bestimmten Bischof im Namen des Papstes die Bevollmächtigung zur Ausübung der genannten Rechte zu erteilen (S. 235 ff).

17. Heft: Die päpstliche Legation in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vom Regierungsantritt Innocenz' III. bis zum Tode Gregors IX. (1198—1241). Von Dr Heinrich Zimmermann. (363) 1913. *M* 12.—

Die Einleitung gibt eine Übersicht über das päpstliche Legationswesen bis zum 13. Jahrhundert und über die Quellen und Literatur zum päpstlichen Legationswesen. Der erste Teil enthält die einzelnen Legationen der drei ersten

Pontifikate des 13. Jahrhunderts: Innozenz' III., Honorius' III., Gregors IX. Die Legationen sind verteilt nach Legationen der Kardinäle, Legationen, welche nicht von Kardinälen ausgeführt wurden, und residierende Bischöfe als Legaten. Die Legationen sind beschrieben nach Person der Legaten, Auftrag, Erfolg, Beendigung der Gesandtschaft. An diesen Hauptteil des Buches schließt sich im zweiten Teil die Beschreibung des Legationswesens des Zeitabschnittes, nämlich die Veranlassung zu den Legationen, Auswahl und Sendung der Legaten, Einteilung der Legaten, Legationsoffizium, Prokuration der Legaten. Die drei Tabellen des Anhangs gestatten die Übersicht über den reichen Stoff.

Bis zum 13. Jahrhundert und während desselben entwickelte sich neben der schon früher bestehenden Unterscheidung zwischen legati nati und den jeweils vom Papste entsandten Legaten unter den letzteren der Unterschied von Kardinallegaten und den legati constituti oder missi ohne Kardinalsrang. Die Kardinallegaten sind für den Anfang des 13. Jahrhunderts als die eigentlichen legati a latere anzusehen, die als solche eine besondere Klasse im päpstlichen Legationswesen bildeten. Doch finden wir auch noch bei den Legaten ohne Kardinalsrang mit vollständigem und allgemeinem Offizium den Hinweis auf ihre Sendung a latere des Papstes. Der legatus a latere ist jedoch bereits der Legat mit Kardinalsrang. Wo sonst die Bezeichnung a latere vorkommt, will sie, entsprechend ihrem ursprünglichen Sinn, nichts anderes sagen, als daß der Legat und Nuntius direkt vom Papste geschickt sei (S. 247 f).

4. Heft: Von der Apostolischen Kanzlei. Untersuchungen über die päpstlichen Tabellionen und die Vizekanzler der Heiligen Römischen Kirche im XIII., XIV. und XV. Jahrhundert. Von Paul Maria Baumgarten. (186) 1908. *M* 4.—

Nach den allgemeinen Bemerkungen über die Tabellionen oder Notare im ausgehenden Mittelalter beschreibt Baumgarten im ersten Teil die Zulassung zum päpstlichen Notariat, die Prüfung der Bewerber, die Vereidigung und Investitur. Der zweite Teil des Buches gibt den Nachweis der Vizekanzler der Heiligen Römischen Kirche von 1216 bis 1447. Für die Zeit der Kirchenspaltung erstreckt sich derselbe auf die verschiedenen Obedienzen.

Außer dem Personen- und Ortsregister ist ein chronologisches Verzeichnis der Urkunden beigefügt sowie ein Verzeichnis der kurialen, mit ihren Titeln genannten Beamten des päpstlichen Hofstaates und der kurialen Verwaltung.

22. Heft: Die Römische Rota nach geltendem Recht auf geschichtlicher Grundlage dargestellt. Von F. Egon Schneider. I. Band: Die Verfassung der Rota. (223) 1914. *M* 7.—

Die vielen Umgestaltungen der Neuzeit übten auf das kirchliche Recht bedeutenden Einfluß aus. Während nun die kirchliche Organisation und Seelsorge sich neuen Forderungen angepaßt hat, blieb das kirchliche Gerichtswesen in den Anfängen des Wiedererstehens. Wohl ist in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, kirchliche Rechtsfragen nicht auf dem Verwaltungswege, sondern durch Zuweisung an das kirchliche Gericht zu behandeln. Die Verwirklichung der Erkenntnis ist durch Errichtung des Gerichtshofes der Rota in Rom in die Wege geleitet.

Im Anschluß an einen Überblick über die Entwicklung der früheren Rota erklärt Egon Schneider die Bestimmungen Pius' X. über Zusammensetzung und Zuständigkeit der neuerstandenen Rota. Mit der Einführung des Gerichtshofes in den Organismus der kirchlichen Zentralbehörden ist die Trennung von Verwaltung und Gericht in kirchlichen Dingen wenigstens begonnen. Bis zur vollständigen Eingewöhnung der Maßnahmen werden allerdings noch Schwierigkeiten zu begleichen sein, wie auch die Bestimmungen für den neuen Gerichtshof der Ergänzung fähig sein werden. So deutet Schneider die Möglichkeit der Prozeßbeschleunigung an, hebt aber dabei die Gründe hervor, die zum Verdruß der Parteien die schnelle Erledigung erschweren können, nämlich die besonders in Eheprozessen angewandte Vorsicht bei der Durchführung und die Schwierigkeit mancher Rechtsstreitigkeiten (S. 162). In der Berufung gegen ein Urteil der Rota entscheidet der unmittelbar folgende Rota-Turnus. Schneider wünscht, daß dem Berufungsturnus durch die Besetzung mit einer größeren Anzahl von Richtern eine höhere Autorität verschafft werde (S. 199 f). Der zweite Band der Arbeit, der als Heft 23 der Sammlung folgen soll, wird das Verfahren der Rota behandeln.

2. Heft: Die neuen eherechtlichen Dekrete Ne temere vom 2. August 1907 und Provida vom 18. Januar 1906. Dargestellt und kanonistisch erläutert von Dr August Knecht. (115) 1908. *M* 1.20

In der Tagung der Görres-Gesellschaft zu Paderborn, 23. bis 25. September 1907, hielt der Verfasser einen Vortrag über die von Pius' X. erlassenen Ehedekrete, der erweitert in dem vorliegenden Heft veröffentlicht wurde. Die Erklärung des Dekrets Ne temere konnte schon am 11. November 1907, dem 344. Geburtstage des bekannten Trienter Kap. Tametsi, der Öffentlichkeit übergeben werden. Knecht trat damit als einer der ersten mit seinem Kommentar zu dem bedeutsamen gesetzgeberischen Werk hervor.

Den Vorzügen des Dekrets als zeitgemäßer Umänderung der Bestimmungen des Konzils von Trient läßt Knecht volle Gerechtigkeit widerfahren. Ob jemand beim Abschluß der Ehe als Katholik zu gelten hat, entscheidet nach dem Dekret Ne temere die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche, die bezüglich der Verpflichtung zur kirchlichen Eheschließungsform auch durch den später erfolgten Abfall nicht aufhört. Die Zugehörigkeit wird nun vor allem bewirkt durch den Empfang der Taufe innerhalb der katholischen Kirchengemeinschaft. Das gilt auch dann, wenn jemand zwar die katholische Taufe erhalten hat, jedoch schon im zarten Kindesalter von der Kirche getrennt worden ist. Weil aber die Einhaltung der Norm gerade in diesem Falle schwierig sein kann, soll nach Weisung des heiligen Offiziums vom 31. März 1911 hierfür die Entscheidung beim Heiligen Stuhl eingeholt werden.

5. Heft: Die Ehe Kaiser Heinrichs II. mit Kunigunde. Von Dr Hugo Koch. (20) 1908. *M* 1.20

Koch beruft sich vornehmlich auf das Schreiben des Bischofs Arnold oder Arnulf von Halberstadt an den Bischof Heinrich von Würzburg vom November 1007: ... si se Deus privaret fructu ventris sui et humana prole exheredaret, se Deum, si dignaretur, libenter sibi heredem facturum. Aus diesen Worten des Kaisers auf der Frankfurter Synode hält Koch den Schluß für berechtigt, derselbe habe damals die Hoffnung auf Nachkommenschaft noch nicht aufgegeben (S. 16).

1. Heft: **Die Bischofswahl bei Gratian.** Von Dr J. B. **Sägmüller.** (24) 1908. *M* 1.20

Die Beschränkung des Wahlrechts für die Bischofsstühle auf die Kanoniker ist als eine Folge des Investiturstreits dargestellt worden, da in der Konsequenz der auf Ausschließung des fürstlichen Einflusses gerichteten Bestrebungen des Papsttums auch die Beseitigung jeden Anteils der Laien an der Wahl gelegen sei. Dementgegen fragt Sägmüller mit Franz Xaver von Funk, wie sich dann die erhebliche Beschränkung erklären lasse, welche auch für die Ausübung des Wahlrechts der Geistlichen eingetreten sei durch die Beschränkung des Wahlrechts auf die Kanoniker allein. Viel wahrscheinlicher sei die Rücksicht auf eine geordnete Wahl maßgebend gewesen, da bei der Beteiligung einer vielfach großen Gemeinde in ihrer Gesamtheit leicht Streitigkeiten und Wirren entstehen konnten. Dabei sei auch wohl das Vorbildliche der Papstwahl seit ihrer Neugestaltung durch Nikolaus II. wirksam gewesen, indem die Domkapitel für die Diözesen und den Bischof im allgemeinen eine ähnliche Bedeutung hätten wie das Kardinalkolleg für den Papst und die Gesamtkirche (S. 22).

20. Heft: **Die engere Immunität** in deutschen Bischofsstädten im Mittelalter. Von Dr **Konrad Hofmann.** (167) 1914. *M* 5.—

Im Gegensatz zur allgemeinen, weiteren, äußeren, älteren Immunität redet man von einer engen, engeren, inneren, jüngeren und versteht darunter in räumlicher und rechtlicher Hinsicht ein durch Verdrängung vogteilicher Kompetenzen und durch Übernahme der Niedergerichtsbarkeit und deren Selbstausübung seitens des Immunitätsinhabers geschaffenes und so charakterisiertes Sondergebiet. Will man diesen Namen auch den Freiungen der Gotteshäuser, den kirchlichen Lokalimmunitäten beilegen, so bezeichnet man damit den an die Stifts- oder Klosterkirche sich anlehnenden und durch besondere Rechtsstellung und Privilegierung aus dem übrigen Kirchengut sich heraushebenden Bezirk mit einem nicht allzu beträchtlichen Umfang. Wenn sich dafür der Name Muntat findet, so soll damit zum Ausdruck kommen, daß ihre Bewohner, die Muntäter, in einem bestimmten Schutz- und Abhängigkeitsverhältnis zum Immunitätsherrn stehen. Mit dem Wort Freiung oder Freiheit ist ihre freie und gefreite Stellung charakterisiert.

Die Lage von Nebenstiftern und Klöstern ist in verschiedenen Bischofsstädten eine verschiedene, da bei ihrer Bestimmung den Ortsverhältnissen, zumal der vielfach bereits vorhandenen Stadtansiedlung, Rechnung zu tragen war. Die Lage der Domimmunität, des ersten und größten Freibezirks, dagegen ist je nach dem Charakter der betreffenden Bischofsstadt eine gegebene: sie tritt in den alten Römerstädten Augsburg, Basel, Chur, Köln, Konstanz, Mainz, Metz, Regensburg, Speier, Straßburg, Toul, Trier, Verdun und Worms an die Stelle des früheren Kastells und nimmt demgemäß die Mitte der Stadt ein, um die sich der städtische Mauerring immer weiter hinausschiebt; in den Städten jedoch, die einer Marktgründung ihren Ursprung verdanken — außer den sächsischen Bischofsstädten Brixen, Freising, Passau, Salzburg, vielleicht auch Utrecht; Lüttich und Würzburg sind zugleich Römerstadt und Marktansiedlung —, bilden Stadt und Immunität räumlich geschiedene Gebiete. Doch war diese Trennung nicht so ausgeprägt wie

bei Ansiedlungen, die von Klöstern ausgingen, von denen wir wissen, daß sie häufig bestrebt waren, den Markt in einer gewissen Entfernung von ihrem Sitz zu errichten, um so das Markt- und Stadtleben von sich fernzuhalten (S. 32 f).

Der erste Teil der Arbeit zeigt die rechtlichen Grundlagen der kirchlichen Freiungen, ihre kanonischen und weltlichen Elemente sowie kirchliches und weltliches Recht in seinem gegenseitigen Verhältnis. Der zweite Teil behandelt dann die rechtlichen und geschichtlichen Verhältnisse der Domimmunität in deutschen Bischofsstädten, und zwar die räumlichen Verhältnisse und die Bewohnerschaft, die Immunitätsgerichtsbarkeit, Besteuerung und wirtschaftliche Zustände, Gegensatz zwischen Immunität und Stadt. Die Eigenart der Immunität und ihre wechselvollen Beziehungen zur nachbarlichen Stadt bieten ein anschauliches Bild mittelalterlichen Lebens. Seine Vielgestaltigkeit mutet uns an gleichartige Verwaltung weiter Gebiete Gewöhnte fremd an. Der Leser muß sich in die Bedeutung des Sonderrechts für das gesellschaftliche Leben der früheren Jahrhunderte hineindenken, um die Möglichkeit so viel Streitens wegen oft geringfügiger Dinge zu begreifen. Die neuere Zeit sah das Rechtsgebilde der Immunität und die Selbstherrlichkeit der Stadt schwinden.

7. Heft: Die Geschichte des Trierer Domkapitels im Mittelalter. Von Hubert Bastgen. (344) 1910. *M* 8.60

Das wechselvolle Leben des Trierer Domkapitels bietet einen Widerschein der gesamten deutschen Kirchengeschichte und ist zugleich reich an eigenen Bildungen. Die älteste Diözese Deutschlands war für eine Untersuchung besonders einladend.

Trier war in der frühchristlichen Zeit bedeutend als Knotenpunkt der gallischen Verkehrswege und der Industrie. Als Hauptstadt Galliens, Kaiserresidenz, Zentralpunkt römischer Bildung hatte die 50 000—60 000 Einwohner zählende Stadt seit dem 2. Jahrhundert eine Christengemeinde. Bis 336 genügte eine kleine Kirche. Im Anfang des 5. Jahrhunderts wurde die um 370 gebaute Gerichtshalle zur Kirche verwandelt, zum Dom. In der fränkischen Zeit wurde die vita communis der Kanoniker durch Staatsgesetz angeordnet. Doch hatte das gemeinsame Leben wie anderswo auch im Trierer Kapitel keinen Bestand. Versuche der Wiedereinführung, so durch Erzbischof Theoderich (1212—1242), waren erfolglos. Die Domherren behielten eigene Wohnungen und kamen nur bei festlichen Gelegenheiten in dem Refenter, Refektor, zur gemeinsamen Mahlzeit zusammen: „yn den obersten hogecziten"; „wenn die obersten ampter by einander essen als uff Cristag, uff oister dach, uff unser frauwen dach, das sy geboren wart, oder wann die Herren geent mit deme heiltome (Reliquien) nach Kerrich" (S. 20). Wie bei andern Stiftern wurde in Trier die Mitgliedschaft im Domkapitel dem Adel vorbehalten. 1371 bescheinigt der Erzbischof dem Archidiakon Dietrich von Güls, „daz er von synen vier aynchen vom schilde ist geborn und von guderhande luden, rittern und rittergenossen" (S. 30). Der Empfang der höheren Weihen wurde auch von den Trierer Kanonikern vielfach versäumt (S. 39), die Residenzpflicht nicht beobachtet. Theoderich gestattete für das ganze Kapitel 15 Wochen Herbstferien „wegen der Weinlese" (S. 103). Die Abschnitte über die Ämter des Kapitels, die rechtliche und wirtschaftliche Verwaltung, seine Stellung zur Diözesanregierung, das Wahlrecht bei Besetzung des Erzstiftes führen den Leser in mittelalterliches Leben. Eine Dienerordnung aus dem 13. Jahrhundert ist als Anhang beigefügt.

3. Heft: Die Klostervogtei im rechtsrheinischen Teil der Diözese Konstanz bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von Dr Alfons Heilmann. (133) 1908. *M* 3.20

Die Klostervogtei ist aus dem Immunitätsrecht entstanden. Der Vogtei kommt für die mittelalterlichen Klöster wie für die Rechtsgeschichte überhaupt große Bedeutung zu. Ihre Entwicklung geht von dem privatrechtlichen Institut der Vertretung bei Rechtsgeschäften zur niederen und hohen Klostervogtei. Durch letztere wurden zu der Niedergerichtsbarkeit auch die hohe Jurisdiktion auf die geistlichen Immunitätsherren übertragen, die Vermittlungsbeziehungen zwischen Immunität und Grafschaft, wie sie zur Zeit der niederen Immunität weiterbestanden, gelöst und die kirchlichen Immunitäten zu selbständigen, grafschaftsebenbürtigen Hochgerichtsbezirken konstituiert (S. 93).

Das älteste Kloster des beschriebenen Gebietes, Reichenau, vollzog den Übergang zur hohen Vogtei bereits im 9. Jahrhundert. Seit dem 11. Jahrhundert sind die Vögte in allen Klöstern Träger der hohen Gerichtsbarkeit, sie repräsentieren im Auftrage des Abtes die höchste Jurisdiktionsgewalt innerhalb der Klosterimmunität. In kürzester Zeit fiel das ursprünglich vom Abt frei übertragene Amt dem Feudalitätsprinzip zum Opfer. Die Beamtenrechte wurden in selbständige Herrschaftsrechte umgebildet. So erklärt sich die seit dem 11. Jahrhundert einsetzende allgemeine Reaktion gegen die Vögte. Der Erfolg der Bewegung bestand wesentlich darin, daß die Gerechtsame der Vogtei rechtlich fixiert und der Willkür des jeweiligen Vogtes entzogen wurden.

In die weitaus größte Zahl der Vogteien des Konstanzer Gebietes teilten sich die Welfen, Hohenstaufen und Zähringer. Erst beim Aussterben der älteren Vogtgeschlechter werden die bisherigen ministerialischen Untervögte zu Hauptvögten gewählt. Die Entvogtung war in der Hauptsache gleichbedeutend mit Übertragung der Vogtei an den König. An Stelle der älteren, alle Güter der geistlichen Anstalt umfassenden Vogteien sind bald geschlossene, jüngere Immunitätsbezirke in der Umgebung des Klosters getreten (S. 131 f).

9. Heft: Der kirchenrechtliche Territorialismus in Bayern im Zeitalter der Säkularisation. Ein Beitrag zur Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche in Bayern. Von Dr Ludwig Ebert. (108) 1911. *M* 4.—

Säkularisation und Territorialismus kennzeichnen die Beziehungen der bayrischen Regierung und des Ordinariats Freising aus der Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts. Das Verhältnis zwischen zwei konkreten Vertretern der beiden im Kampfe liegenden höchsten Gewalten, nämlich der bayrischen Regierung und des Ordinariats Freising, läßt die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in ihrer damaligen Eigenart erkennen. Der Geist des ganzen damaligen Kirchensystems, wie er sich in den Gesetzen und Verordnungen und in der ganzen Literatur offenbart, tritt da anschaulich zutage.

Die in dem lesenswerten Buche beschriebenen Vorgänge stehen der Gegenwart nicht gar fern. Das Geistesleben hat aber seither so große Änderungen erfahren, daß die Einzelheiten der Vorgänge und Anschauungen, die Ebert dem Leser darstellt, in eine fremde Gedankenwelt führen.

Die Ansichten der Aufklärungszeit waren dem bisher geltenden kanonischen Recht wenig günstig; ihm wurde das „galante" Kirchenrecht des Petrus de Marca, Eybel, vorgezogen (S. 15). Der Territorialismus als kirchenpolitisches System charakterisiert sich seinem Wesen und seiner damaligen besondern Gestaltung nach als die unbeschränkte Entfaltung der Souveränität des Landesherrn auf dem kirchlichen Gebiete im Interesse des Staates. Die Staatsgewalt, die nach den Prinzipien des Eigentumsrechts aufgefaßt wird, ist die souveräne Gewalt des Landesherrn über das Territorium, in der Art und in dem Umfang, daß alles, was sich auf dem Territorium befindet, ihr und nur ihr unter Ausschluß jeder gleich- oder übergeordneten Gewalt unterworfen ist (S. 16).

Durch den territorialistischen Standpunkt mußten Konkordatsverhandlungen äußerst schwierig werden. Die Regierung half sich, indem sie das Religionsedikt neben das Konkordat stellte (S. 26 f). Schwer war es auch bei den weitgehenden Ansprüchen des Territorialismus, über die kirchliche Leitung der Diözese eine Einigung zu erzielen.

Unter den kirchlichen Anstalten waren die Domkapitel durch die Säkularisation schwer getroffen. Ebert gibt dem Übergang der mittelalterlichen Kapitel zu den neuerrichteten eine gerechte Würdigung. „Die Domkapitel waren reif geworden für die Ernte der Säkularisation. Die weltliche, politische Macht, welche sie erlangt, der Reichtum, der sich in ihnen aufgehäuft und dem einzelnen Gliede durch die Pfründekumulation in überschwenglichem Maße zu Gebote stand, vor allem aber die ausschließliche Besetzung der Pfründen mit Adeligen: das war die Saat, aus der ihr Verderben und ihr endlicher Untergang erwachsen ist. Der Adel errang durch sein Reservatrecht auf die Pfründe große materielle Vorteile, die Kirche aber verlor dabei und mußte schließlich bezahlen, was dieser verschuldet hatte. Das Institut der Domkapitel sollte durch die Säkularisation nur für die Entartung gestraft und nicht für alle Zukunft vernichtet werden" (S. 57). Wurden die Stifter säkularisiert, als geistliche Korporationen blieben die Domkapitel bestehen, wenn sie auch ihr Vermögen verloren oder vielmehr eine Minderung desselben erfahren hatten. So besteht Rechtskontinuität zwischen den durch die Säkularisation aufgehobenen und den durch das Konkordat neugeschaffenen Domkapiteln. Die Kapitel sollten aber in Zukunft den kanonischen Bestimmungen gemäß das Ratskollegium des Bischofs sein, die Kanonikate sollten nicht mehr den Charakter bloßer Pfründen ohne zeitgemäße Pflichten des Inhabers besitzen. Dieser Unterschied der alten und neuen Kapitel spricht sich deutlich in den Ablehnungsschreiben früherer Kanoniker aus, die auf die Einladung zum Eintritt in die neuen Kapitel erfolgten. Friedrich Karl von Gebsattel, Domherr von Eichstätt, begründet seine Ablehnung: „Nach dem Konkordat müssen die Domkapitulare als geistliche Räte des Bischofs Theologie und ius canonicum notwendig studiert haben; Theologie habe ich nie gehört und von iure canonico habe ich in vierzig Jahren nie Gelegenheit gehabt, davon Gebrauch zu machen. Es fehlen mir also die Eigenschaften gänzlich, welche für einen künftigen Chorherrn nach dem Konkordat erfordert werden, und ich würde gegen alle meine Grundsätze handeln, wenn ich eine Stelle annähme, die ich mit Ehren auszufüllen nicht imstande bin" (S. 60).

Bei der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, der Einteilung und Besetzung der Seelsorgsämter, der Auswahl und Bildung der Kandidaten des geistlichen Standes tritt das Bestreben der Regierung hervor, die Bewegungsfreiheit der kirchlichen Behörde zu beschränken. Ebert nimmt aber die damals leitenden Persönlichkeiten

gegen den Vorwurf in Schutz, als hätten sie im bewußten Gegensatz gegen die Kirche gehandelt. „Wenn die Art und Weise der Durchführung der kirchenpolitischen Maßnahmen und insbesondere des Säkularisationswerkes einen gewissen Haß gegen alles Christliche verrät, so ist die Ursache für diese Erscheinung mehr in der Aufklärung zu suchen, der ein ausgeprägter Widerwille gegen alles Mittelalterliche eigen ist, als in der persönlichen Gesinnung der damals an der Spitze des Staatswesens stehenden Männer“ (S. 93). Vgl. auch diese Zeitschrift Bd 82, S. 327 f.

8. Heft: Das Strafrecht der öffentlichen Religionsgesellschaften in Bayern. Von Dr Eduard Eichmann. (115) 1910 *M* 4.40

Nach Darlegung des kirchlichen (S. 9—13) und des staatlichen Standpunktes (S. 14—64) wird das Strafrecht der einzelnen öffentlichen Religionsgesellschaften Bayerns behandelt, der römisch-katholischen Kirche, der protestantischen Kirche rechts des Rheins, der vereinigten protestantischen Kirche der Pfalz.

Das kirchliche Strafrecht wurde im Rahmen des bayrischen Staatsrechts bisher noch nicht vollständig dargestellt. Bei der nun vorliegenden Arbeit über den Gegenstand mußten juristische, nicht rechts- oder kirchenpolitische Gesichtspunkte maßgebend sein. Das Religionsedikt vom 26. Mai 1818, welches die Grundlage des geltenden bayrischen Staatskirchenrechts bildet, ist aus der Zeit heraus zu erklären, die es geboren hat.

Ein Jahrhundert ist seit Abfassung desselben verflossen. Während die übrigen deutschen Staaten, nach Österreich, zu einer andern Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche gelangt sind, welche der Kirche eine größere Freiheit in der Handhabung ihrer Straf- und Zuchtgewalt, aber auch dem Staate größere Unabhängigkeit bezüglich der Durchführung kirchlicher Straferkenntnisse gewährt und ihn so vor Konflikten mit den Religionsgesellschaften möglichst bewahrt, ist die staatskirchliche Gesetzgebung Bayerns noch vom Geiste des alten Staatskirchentums erfüllt und getragen. Diese Tatsache darf bei Auslegung des Religionsedikts nicht übersehen werden. Daß die bayrische staatskirchliche Gesetzgebung den Zeitanschauungen nicht mehr entspricht, hat selbst Minister Lutz unumwunden bekannt. Gerade um Konflikten zwischen beiden Gewalten möglichst zu begegnen, ist zu wünschen, daß auch in Bayern das Verhältnis der Gewalten eine Umgestaltung im Sinne größerer gegenseitiger Freiheit und Unabhängigkeit erfahren möge (S. 7). Die Praxis ist übrigens in manchen Punkten über den Buchstaben des Gesetzes hinweggeschritten, da die herrschende Auffassung in der Freiheit für beide Teile die würdigste Lösung des alten Problems erblickt (S. 95).

21. Heft: Die staatskirchenrechtliche Stellung der katholischen Kirche im Herzogtum Sachsen-Meiningen. Von Dr Alfons Probst. (178) 1914. *M* 5.—

Die erschöpfende Darstellung des in den deutschen Einzelstaaten geltenden Staatskirchenrechts erhält hier für Sachsen-Meiningen einen dankenswerten Beitrag. Das Diasporagebiet Sachsen-Meiningen wurde in der Zirkumskriptionsbulle vom 16. August 1821 der oberrheinischen Kirchenprovinz zugeteilt. Jedoch gehören die Katholiken nunmehr zur Diözese Würzburg. Die bis jetzt ent-

standenen sechs katholischen Seelsorgestellen werden auf Grund der von der herzoglichen Regierung mit dem bischöflichen Ordinariate zu Würzburg nach vorgängiger Genehmigung der königl. bayrischen Staatsregierung getroffenen Übereinkommen besetzt.

Nachdem an einigen Orten des Herzogtums die Zahl der Katholiken sich gemehrt hatte, wurde die Errichtung von Seelsorgestellen notwendig. Die manchmal langwierige Entwicklung der aushilfsweise besorgten Pastoration zu ständigen Stellen und die gegenwärtige rechtliche Stellung der katholischen Kirche, der Geistlichen, des Kirchenvermögens, der religiösen Kindererziehung und anderer die Kirche betreffenden Interessen bilden den Inhalt der beiden Teile der Schrift.

Die Vorsteher der einzelnen Seelsorgestellen haben selbständige Pfarrseelsorge; jedoch nur zwei derselben tragen den Titel „Pfarrer", die übrigen führen den offiziellen Beinamen „Kuratus". Die Bezeichnung „Missionsvikar" ist bei der herzoglichen Staatsregierung nicht beliebt, da diese etwas Aggressives, Erobernbes an sich habe (S. 86). Durch Erlaß des herzoglichen Staatsministeriums vom 30. Juli 1912 sind die zur Ausübung der Seelsorge im Gebiete des Herzogtums zugelassenen katholischen Geistlichen in Zukunft nicht mehr verpflichtet, die Vornahme geistlicher Handlungen dem evangelischen Pfarramt vorher anzuzeigen. Von Beerdigungen haben sie zur Fernhaltung gegenseitiger Störungen dem evangelischen Pfarramt jedoch auch fernerhin rechtzeitig „Mitteilung" zu machen (S. 86). Schon vorher wurde die Bestattung von Katholiken auf einem der evangelischen Kirchengemeinde gehörigen Friedhof nie versagt und dabei überlassen, diejenigen Handlungen und Zeremonien vorzunehmen, die der katholische Ritus erfordert (S. 118).

Seit Inkrafttreten des Volksschulgesetzes vom 3. Januar 1908 ist völlige Trennung von Kirche und Schule durchgeführt. Sachsen-Meiningen steht darin unter den deutschen Staaten allein. Durch die Trennung ist jede Anteilnahme der Geistlichen als solcher an der Schulaufsicht beseitigt, und selbst die Leitung des Religionsunterrichtes ist der Kirche genommen. Religions- und Sittenlehre bleibt zwar wesentlicher und unerläßlicher Unterrichtsgegenstand, die Volksschule ist aber simultan und der Religionsunterricht prinzipiell gemeinsam. Besuchen jedoch Kinder verschiedener Religionsbekenntnisse die Volksschule eines Ortes, so kann die Oberschulbehörde an ihr mehrfachen, nach dem Bekenntnisse unterschiedenen Religionsunterricht anordnen. Wird an der allgemeinen Ortsschule für die Kinder einer im Herzogtum anerkannten Religionsgemeinde kein Religionsunterricht erteilt, darf sie für ihren besondern Religionsunterricht den Schulsaal im Ortsschulhaus und dessen Heizung beanspruchen, insoweit dadurch der übrige Unterricht nicht gestört wird. Eine im Herzogtum anerkannte Religionsgemeinde darf neben der allgemeinen Ortsschule eine Konfessionsschule unterhalten, sie hat es aber auf eigene Kosten zu tun. Die für Ortsschulen geltenden gesetzlichen Bestimmungen finden auf derartige Konfessionsschulen mit der Maßgabe Anwendung, daß an die Stelle der Gemeindebehörden allenthalben die Vorstände der Religionsgemeinden treten. Kinder, welche eine von einer Religionsgesellschaft unterhaltene Volksschule besuchen, sind vom Schulgeld für die Ortsschule befreit; für Kinder, welche den Religionsunterricht in einer andern Konfession außerhalb der Ortsschule erhalten, tritt Minderung des Schulgeldes um den fünften Teil ein (S. 196 f).

Joseph Laurentius S. J.

Bildende Kunst.

Das deutsche Kunstproblem der Gegenwart. Von Rudolf Klein-Diepold. 8° (116) Berlin 1915, B. Behr. geb. *M* 1.50 — Der Ring des Nibelungen. Farbige Originallithographien auf Kaiserlich Japan, im Format 59×82 cm von Franz Stassen. 1. Teil: Das Rheingold, 24 Blatt in Leinenmappe. Berlin, Weise & Co. *M* 300.—; vom Künstler signiert *M* 400.—; einzelne Blätter *M* 25.— — Maria im Rosenhag. Madonnenbilder alter deutscher und niederländischer Meister. 1.—40. Tausend. Lex.-8° (XII u. 96 vollseitige Bilder.) Königstein i. T., Langewiesche. Kart. *M* 1.80.

Der chaotische Zustand unserer Kunst, die gegensätzlichen Strebungen, die sich geltend machten, das Verlassen, ja Verhöhnen jeglicher Tradition hat immer mehr und lautere Stimmen der Warnung geweckt. So durfte es nicht weitergehen, sollte unsere echte deutsche Kunst nicht völlig zugrunde gehen. Aus dieser Stimmung heraus hat auch Klein-Diepold sein tapferes Büchlein geschrieben, das die Wurzeln unserer Zerfahrenheit bloßzulegen sucht. Mag man auch vielleicht nicht jedem Satz den Stempel der eigenen Überzeugung aufdrücken wollen, so enthält es doch so viel des Beherzigenswerten, daß man es jedem in die Hand drücken möchte, der für dieses schwierige Kulturproblem auch nur einiges Interesse mitbringt. Es berührt schon wohltuend, daß der Verfasser unserer deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts wärmeres Interesse entgegenbringt, als man es gewohnt war. Ein Muther hatte sich ja kräftig bemüht, die Nazarenerzeit mit einigen wegwerfenden Bemerkungen abzutun, um Raum für seine modernen Götzen zu finden. Die ganze Verwirrung kam davon, daß man „künstlerische Qualität" zu eng faßte. Dem muß der prägnante Satz unseres Verfassers entgegengestellt werden: „Künstlerische Qualität und malerische Werte sind nicht identisch. Wir erschlagen auch mit Rembrandt Dürer nicht." Das aber war der große Fehler, in den Muther als Geschichtschreiber, Tschudi als praktischer Galerieleiter verfielen, daß sie den an sich richtigen Satz: „Ein Maler muß malen können", zu Tode ritten und für andere künstlerische Qualitäten kein Auge mehr hatten. Und Liebermann, der Anreger Tschudis, mußte schließlich sehen, wie die neuen Theorien über seinen Kopf hinauswuchsen. Auch die sittliche Dekadenz, die der technischen auf dem Fuße folgte, findet in dem Verfasser einen unerschrockenen Ankläger. Und denen, die nach Rückkehr des Friedens in die Welt rufen möchten: „Seht, wozu all die Bevormundung? unser Volk ist gesund, ihm hat nichts geschadet, es bedarf keiner Einengung", hält der Verfasser entgegen: „Denen sei gesagt, daß sie an der zu Tage getretenen Gesundheit unseres Volkes und seiner Heldenkraft kein Verdienst haben, daß vielmehr jener Geist, den sie zeitlebens bekämpften, dieser Volksgesundheit noch einmal zum Gefäß und Halt wurde. . . ." Wir müßten das ganze Büchlein ausschreiben, wollten wir auf all die herrlichen, treffenden Gedanken, die sich in den fünf Kapiteln finden, eingehen. Dem Verfasser gebührt der Dank aller, denen daran gelegen ist, daß die Fäulnisstoffe, die sich

in der langen Friedenszeit angesammelt hatten, aus unserem Volkstum ausgeschieden werden.

Franz Stassen ist längst als einer unserer besten Zeichner und Lithographen bekannt. Er gehört zu denen, die unbekümmert um die Verhimmelung gallischer Kunst fest und unbeirrt auf deutschem Boden feststehen und auf das Dürersche Erbe einer klaren Zeichnung und tiefen Ideengehaltes mit Recht mehr Wert legen als auf die einseitige und ausschließliche Betonung des Malerischen. Mit Max Klinger und Otto Greiner bildet er eine Trias, die auf dem Fundament einer traditionell fest gegründeten Technik und beharrlichen Formenstudiums eine mächtige Phantasie entfalten und auch das Abstrakte in ein konkret künstlerisches Gewand zu kleiden verstehen. Der vorliegende erste Teil der Nibelungenzeichnungen ist wohl des Meisters reifstes Werk, durchgearbeitet und durchgedacht bis ins kleinste, oft von gewaltigem dramatischen Ausdruck, in den Umrankungen von fast orientalischer Phantastik, die sich im Reich des Symbolischen tummelt und eine reiche Traumwelt vor unsern Augen ausbreitet. Es sind ja nicht alle Blätter gleich gut gelungen: manchmal macht sich, besonders bei ruhigeren Kompositionen, eine etwas akademisch-klassizistische Haltung bemerkbar, wie z. B. auf Blatt 23, manchmal wirkt eine gar zu scharf plastisch herausgearbeitete Formung spröde und kalt (z. B. die Figuren auf Blatt 11 und 22), besonders wo Federzeichnungstechnik mit lithographischer einen vielleicht nicht ganz glücklichen Bund eingehen. Aber alles das sind Ausnahmen, und weitaus die größte Mehrzahl der Blätter ist bei aller Betonung der äußeren Form weich und milde gestimmt und in der Auswahl der Farbentöne von einem außergewöhnlichen Harmoniegefühl und einem feinen Sinn für die zu den einzelnen Szenen am besten passende Farbenwirkung getragen. So ist z. B. bei Blatt 14 das Zusammenwirken von Bronze und Farbe ganz herrlich gelungen, und die blauen Töne auf Blatt 9 vertiefen die Stimmung der an sich schon mächtigen traumhaften Komposition noch bedeutend. Das ätherisch Verschwommene liegt dem Künstler nicht weniger als Kraft und Wucht; Blatt 5 und 10 frappieren durch einen ganz wundervollen Rhythmus, Blatt 9 und 24 durch eine ganz großartige Phantasie. Wie ferner der Meister die Hauptbilder mit den Nebenbildern und den Umrahmungen zusammenharmonisiert, verrät ein stark ornamentales, kunstgewerbliches Können, Sinn für gefällige Proportionen und wirksame Gegensätze. Das Rankenwerk selbst, teils ornamental, teils figürlich, zeigt eine schier ungemessene Freude an Detailarbeit. Wie das alles herausgearbeitet ist, bald mit starken und dicken, bald wieder mit schwachen oder auch nur punktierten Linienzügen, hat für jeden, der sich für technische Probleme interessiert, einen hohen Reiz. Nicht immer liegt der Gehalt zu Tage. Oft fordert er eindringliches Studium. An einem Rätsellösen des phantastischen Gaukelwerkes kommt man nicht immer vorbei. Wer diese Geistesarbeit verschmäht, mag sich immerhin an dem Linienwohllaut des rein Handschriftlichen ergötzen. Der Wagnersche Text liegt dem Ganzen nur als Anreger zugrunde, und nur ein Gestalter allerersten Ranges konnte aus diesen literarischen Motiven so zündende Funken schlagen. Die Lithographie aber hat wieder einmal den Be-

weis erbracht, welche Ausdrucksfähigkeit ihr innewohnt, wenn ein Meister sie handhabt. Unsere billigen mechanischen Reproduktionsmittel haben leider den Sinn für künstlerische Graphik abgeschwächt. Staffens Werk mag auch nach dieser Seite hin wegweisend wirken.

Das Buch „Maria im Rosenhag" will nicht kunsthistorischen Absichten dienen, vielmehr im Bilde ein Stück populärer Religionsgeschichte widerspiegeln. Darum ist auch von einem einleitenden Aufsatz, der die einzelnen Bilder ästhetisch und kunstgeschichtlich würdigt, abgesehen. Die Bilder sprechen ja auch für sich und zeigen unsere alten deutschen und niederländischen Meister von ihrer poetischen Seite besser als andere Motive; auch dort, wo sich italienischer Einfluß schon sehr breit macht, ist immer noch eine Spur deutschen Empfindens geblieben. Man muß die Zeit liebgewinnen, die dieses reinste Ideal der Weiblichkeit in so unerschöpflichen Weisen besungen hat.

Josef Kreitmaier S. J.

Stadt- und Landkirchen. Mit Anhang: Kirchenausstattung. Von O. Hoßfeld. Vierte, neubearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 529 Textabbildungen. 8° (454) Berlin 1915, Wilh. Ernst & Sohn. *M* 12.—; geb. *M* 13.50

Es ist erfreulich, daß Hoßfeld mit der Schrift über „Stadt- und Landkirchen", deren zweite Auflage in Bd 73, S. 464 dieser Zeitschrift eine sehr anerkennende Besprechung fand, zum viertenmal auf den Plan tritt, und zwar um ein Merkliches erweitert. Denn das beweist, daß die Grundsätze und Bestrebungen, welche der Verfasser, eine Autorität auf dem Gebiete des Kirchenbaues, in ihr niedergelegt hat, trotz aller modernen Phrasen und Schlagwörter und trotz aller künstlich gemachten und genährten Modeströmungen in weiten Kreisen zum Heile unserer kirchlichen Architektur noch immer Echo finden. Ein Kirchenbau soll klar als das in die Erscheinung treten, was er ist, darum vor allem kirchliches Gepräge an sich tragen. Der Architekt hat sich zu hüten, daß er in dem Bestreben, Neues zu schaffen, profane Züge in seinen Entwurf hineinträgt. Die Kirche soll auch den Verhältnissen entsprechen, unter denen sie entsteht, der Umgebung, der sie sich eingliedert, und zwar nach Größe und Verhältnissen, nach Form und Farbe. Ganz besonders aber will der Verfasser Anschluß an die heimatliche Überlieferung. „Denn in der Religionsübung, für die wir doch unsere Kirchen bauen, spielt die Überlieferung", wie er mit Recht bemerkt, „selbst die aus den ältesten Zeiten, eine viel bedeutendere Rolle als im kirchlichen Bauwesen." Hierbei denkt Hoßfeld ganz besonders auch an die formale und stilistische Behandlung des Kirchenbaues. Wenn er es darum auch für entsprechend hält, in vielen Fällen bei Dorfkirchen oder bei Kirchen bescheidener städtischer Gemeindewesen an die behäbige bäuerliche oder an die etwas höher und feiner organisierte kleinbürgerliche kirchliche Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts anzuknüpfen, so könnten, meint er, doch nicht die geringsten Bedenken obwalten, daß wir uns auch der Kunstsprache früherer Jahrhunderte bedienen. „Die beste

Lehrmeisterin für den Architekten bleibt die Vergangenheit, die Überlieferung. Für die Schwesterkünste, die Malerei und die Bildhauerkunst, ist der Jungbrunnen die Natur. Diesen Jungbrunnen haben wir (Architekten) nicht. Für unser auf praktische Zwecke gerichtetes Kunstschaffen, das in einer ohne Naturvorbild erfindenden Tätigkeit besteht, ist der Quell der Verjüngung und der Boden, auf dem unsere Arbeiten zur Reife gedeihen, das Studium der uns von den Vätern überlieferten Werke." Daß mit diesen „goldenen" Worten Hoßfeld einen zeitgemäßen Fortschritt keineswegs ausschließt, beweisen seine Ausführungen über die Einzelheiten der Kirchenbauten sowie die zahlreichen neuen Kirchen und kirchlichen Ausstattungsgegenstände, welche er zur Erläuterung seiner Grundsätze in Wort und Bild zur Darstellung bringt. Allerdings bekunden diese letzteren auch recht deutlich, daß es nur eine dilettantenhafte, oberflächliche Redensart ist, wenn man das Arbeiten in einem der historischen Stile — man denkt dabei namentlich an die Gotik — schlechthin als geistloses Kopieren und als unkünstlerisch stigmatisiert. Die den Verfasser leitenden Grundsätze sind auch die der preußischen Staatsbauverwaltung, sowie sie, wie bei staatlichen Patronaten, bei den Kirchenbauten beteiligt ist. „Wie sich unser staatlicher Kirchenbau von den Verwirrungen ferngehalten hat, denen um die Wende des Jahrhunderts weite Kreise der Bevölkerung verfielen, indem sie in dem Bruche mit der Überlieferung das Heil für die Fortentwicklung erblickten, ebenso ist er jetzt, nachdem man wieder ‚historischer' geworden ist, bemüht, sich vor der Modeströmung der Biedermeierei, des bis zur kärglichsten Nüchternheit verwässerten Klassizismus zu hüten." Der Verfasser ist nicht katholisch, und auch wohl darum ist dem protestantischen Kirchenbau der größte Teil der Schrift gewidmet. Indessen kommt doch auch der katholische genügend zu seinem Recht, und man darf Hoßfeld das Zeugnis geben, daß er für dessen Anforderungen und Eigentümlichkeiten volles Verständnis hat. Zudem gilt manches, was die protestantischen Kirchen betrifft, auch von den katholischen, wenigstens soweit diese den Charakter von Pfarrkirchen haben.

Joseph Braun S. J.

Das Benediktinerstift Göttweig. Von P. Heinrich Siegl O.S.B. Mit 78 Bildern im Text. 4° (64) Stift Göttweig 1914, Selbstverlag. — Friedhofsanlage und Friedhofskunst. Von Prof. Dr Ludwig Baur, Tübingen. kl. 8° (76) M.-Gladbach 1914, Volksvereins-Verlag. Geb. 80 *Pf.* — Das Heilandleben in deutscher Bilderkunst. Text von Ferdinand Avenarius. Fünf Hefte: 1. Verkündigung und Geburt. 2. Jesu Kindheit und Maria. 3. Der lehrende und heilende Christus. 4. Der Leidensweg. 5. Tod und Verklärung. Folio. München 1914, Kunstwartverlag (G. D. W. Callwey). Heft 1 *M* 1.50, Heft 2 und 5 je *M* 2.25, Heft 3 und 4 je *M* 2.— — Glaube und Kunst. Sammlung religiöser Meisterbilder. Heft 20: Fugel, Christus und die weinenden Frauen; Heft 21: Guntermann, Kreuztragender Heiland. Beide Blätter mit erläuterndem Text von P. A.

Pöllmann O. S. B. Folio. (28 × 38 cm) München 1914. In Umschlag je *M* 1.— — Peter von Cornelius. (Die Kunst dem Volke Nr 22.) Von Max Fürst. Mit 57 zum Teil ganz- und halbseitigen Abbildungen auf Kunstdruckpapier. 4° (40) München 1915, Allgemeine Vereinigung für christl. Kunst (Karlstraße 33). 80 *Pf* (1 *K*), im Abonnement jährlich 4 Hefte *M* 3.— (3.60 *K*).

Mit der Liebe eines Kindes, das von seiner Mutter spricht, geleitet uns P. Siegl O. S. B. durch die Geschichte und die ehrwürdigen Räume des niederösterreichischen Stiftes Göttweig, das eine gute Stunde von Krems von waldumwobener Bergeshöhe ins Donautal hinabschaut. Ein eigener Hauch von Poesie und Andacht umweht immer einen solchen Bau, der Jahrhunderte hindurch eine Stätte frommen Gebetes und fleißiger Arbeit, für das ganze Umland eine Quelle leiblicher und geistlicher Segnung und ein starker Hort in schlimmen Tagen war. Nicht wissenschaftliche Ziele verfolgt das ansprechend und poetisch geschriebene Buch; es will nach den Worten des Verfassers „einzig dem Zwecke dienen, in den ideal veranlagten Kreisen unserer deutsch-österreichischen Stammesgenossen einiges Interesse zu erwecken für die benediktinische Hochburg an der Donau". Wer unter der kundigen Führung P. Siegls die wechselvollen Geschicke des Stiftes, seine großgedachte, weiträumige Anlage, die reichen Kunst- und Bibliothekschätze, die wissenschaftlichen Sammlungen an seinem Geiste vorüberziehen läßt und zuletzt noch einen Blick wirft auf das tägliche Leben eines Bewohners dieser Räume, der wird gern dem Wunsche des Verfassers beistimmen, es möchten sich recht viele finden, die das kostbare Erbe der Altvordern übernehmen und Göttweigs Hochziele kraftvoll hinübertragen in eine ferne Zukunft.

„Friedhofsanlage und Friedhofskunst" ist ein Thema, das seit etwa zehn Jahren mit größerer Lebhaftigkeit erörtert wird und jetzt im Kriege doppeltes Interesse verdient. Wer die in dem genannten Zeitraume neu erstandenen Friedhofsanlagen durchwandert, wird mit Befriedigung einen großen Fortschritt gegenüber der einreißenden künstlerischen Verwahrlosung besonders der städtischen Friedhöfe erkennen. Leider ist die Kenntnis und Wertschätzung des wahrhaft Guten noch lange nicht genug in die Kreise der Besteller gedrungen. Prof. Baurs Büchlein, das auf Massenverbreitung angelegt ist, kommt darum zur rechten Zeit. Knapp und sachlich faßt es alles zusammen: zeigt die Fehler auf, die begangen wurden, bespricht die Besserungsvorschläge und gibt einen Überblick über die schon angestellten Besserungsversuche. Mit Recht betont der Verfasser vor allem den religiös-kultischen Charakter des Friedhofs. Nicht ein Park mit lauschigen Plätzchen, mit Schwänen- und Ententeichen soll der Friedhof sein, sondern eine heilige, ernste Stätte, wo der Tod seine erschütternde Predigt hält von Vergänglichkeit, von der Auferstehung, vom Gericht, vom ewigen Leben und von den letzten Dingen. Neben diesen Forderungen der Religion kommen aber auch die künstlerischen zu Wort. Sie lassen sich zusammenfassen in der Losung: Kampf gegen alles Seichte und Triviale, gegen stimmungslose Nüchternheit und protzenhafte Prunksucht, gegen die alles gleichmachende Fabrikware und gegen die übermäßige,

beengende Ausnützung des Bodens. Was hier helfen kann, das ist neben kräftigen Maßnahmen der Friedhofsverwaltungen eine durchgreifende Belehrung unseres Volkes durch Vorträge, Vorführung des Guten und vor allem durch Einzelberatung. Der geborene Berater in solchen Dingen ist aber der Geistliche. Dem hochwürdigen Klerus, dem sich hier eine schöne und dankbare Aufgabe bietet, sei das Büchlein deshalb besonders empfohlen.

Mit dem „Heilandleben in deutscher Bilderkunst" leitet der Kunstwart ein neues, seit Jahren vorbereitetes Unternehmen ein, die „Deutsche Hausbilderei". Was auf den ersten Blick in freudiges Erstaunen versetzt, ist der ganz außerordentlich niedrige Preis für große, sehr sorgfältig ausgeführte Kunstblätter (etwa 15 Pfg das Bild). Bei näherem Betrachten drängt sich aber noch weit mehr die Bedeutsamkeit der Auswahl auf. Aus der fast unübersehbaren Menge religiöser Meisterwerke griff Avenarius eine Gruppe heraus: er beschränkte sich auf Werke deutscher Künstler. Uns dünkt das ein sehr glücklicher Griff. Zwar sind wir Deutsche nicht so eng, auch nicht in Zeiten des Weltkrieges, daß wir nicht die leuchtende Schönheit südländischer Kunst zu schätzen wüßten — hat sie uns doch vielfach nur zu sehr unserem eigensten Wesen fremd gemacht —; aber wenn es gilt, in stiller, beschaulicher Stunde des Heilandes Leben an der Seele vorüberziehen zu lassen, dann werden am ehesten deutsche Meister imstande sein, das Tiefste und Stärkste in uns wach werden zu lassen. Es geht in der Tat durch die Bilder dieses Heilandlebens ein einziger Strom deutscher Innigkeit und Kraft und Tiefe, angefangen von Dürer und Rembrandt über Führich und Ludwig Richter bis zu Uhde, Thoma und Steinhausen. Im einzelnen werden ja die Meinungen und Wünsche hinsichtlich der Wahl dieses oder jenes Bildes stets auseinandergehen. Uns will scheinen, als ob da und dort die nur-ästhetische Wertung zu sehr den Ausschlag gegeben habe. Es gibt künstlerisch starke Werke, denen es doch infolge ihrer Natur stets versagt sein wird, Volkskunst zu werden. Auch fällt das vollständige Fehlen von Schöpfungen lebender katholischer Künstler auf. Leo Sambergers Christus hätte ohne Zweifel einen Platz verdient. Der Begleittext von Avenarius ist schlicht und gedankenreich und lädt zum Weitersinnen ein; hier und da trifft man auf eine Wendung, die für ein katholisches Ohr hart und mißverständlich klingt. Trotz dieser Anstände aber freuen wir uns aufrichtig des wahrhaft Schönen, das in den fünf Heften geboten wird, und hegen den Wunsch, die weiteren Veröffentlichungen der Deutschen Hausbilderei möchten so gestaltet sein, daß sie alle ohne jede Einschränkung für jedes deutsche Haus empfohlen werden können.

Zwei Bilder voll christlichen Trostes bietet der Verlag „Glaube und Kunst" allen kreuztragenden Seelen in den beiden neuesten Heften seiner Sammlung „Religiöse Meisterbilder". Kräftige Bewegung und dramatisches Leben rauscht durch G. Fugels „Christus und die Frauen", von dem lauten Jammer der Töchter Jerusalems und der stillen Bitte der Veronika bis zum stummen, bittersten Seelenschmerz der Mutter des Herrn. Drei Stationen des Kreuzwegs, die vierte, sechste und achte, sind in einem Bilde glücklich zusammengefaßt. Trotz größten

Reichtums der Komposition und der Farbe ist doch alles fest zusammengehalten durch die innige Beziehung auf den müde voranschreitenden göttlichen Kreuzträger. — Guntermanns Rundbild, das sich auf das leidvolle Antlitz Christi, ein Stück vom Kreuze und den Kopf eines Henkers beschränkt, will still und eindringlich von Seele zu Seele sprechen. Es ist die ergreifende Improperienfrage: „Mein Volk, was habe ich dir getan?“ die aus diesem Antlitz spricht. Leider beeinträchtigt die unnatürliche, wasserblaue Farbe der Augen die Wirkung des sonst eindrucksvollen Bildes.

In klarer, volkstümlicher Sprache entwirft Max Fürst ein Bild vom Leben und Schaffen des großen Cornelius. Wie die Gestalt Wallensteins, so ist auch die des Münchener Altmeisters „von der Parteien Gunst und Haß verwirret“. Hat doch ein vielgefeierter Kunstschriftsteller die Behauptung gewagt, daß Cornelius der deutschen Kunst nur Nachteile gebracht und sie in ihrer korrekten Entwicklung auf lange Zeit hin gründlich gestört habe. Solchen Übertreibungen gegenüber wahrt Max Fürst die rechte Mitte. Er verschweigt nicht die menschlichen wie künstlerischen Schwächen des Mannes: sein oft zu rasches Temperament, seine Unterschätzung des Naturstudiums und der Farbe. Aber mit dem gleichen Recht erhebt er die Stimme für des Meisters hohen, idealen Sinn, seine gewaltige künstlerische Phantasie, die es wagen durfte, mit einem Dürer und Michelangelo in Wettbewerb zu treten, sein tiefes Gemüt und die packende Charakteristik seiner Gestalten. Die Ausstattung des überaus billigen Heftes ist vorzüglich.

Wilhelm Leblanc S. J.

Umschau.

Eine neutrale Stimme über Krieg und Katholizismus.

Unsere Leser möchten wohl gern etwas darüber erfahren, wie die Kundgebung der französischen Katholiken La guerre allemande bei den Neutralen aufgenommen werde. Bis jetzt sind uns erst wenige kurze und sehr zurückhaltende Urteile von jener Seite bekannt geworden. Eine Ausnahme macht, soviel wir wissen, nur die Madrider Zeitschrift España y América, welche von spanischen Augustinern zweimal monatlich herausgegeben wird. Diese erteilte in Nr 16 des letzten Jahrgangs (15. August 1915) an hervorragender Stelle, nämlich unmittelbar nach dem Abdruck der herrlichen Friedensermahnung des Heiligen Vaters Benedikt XV. vom 28. Juli an Fürsten und Völker, den Herren Baudrillart und Genossen eine Antwort, die es verdient, auch in Deutschland wenigstens auszugsweise[1] und in ihren Hauptsätzen bekannt zu werden. Der Verfasser des Artikels, der im Original 18 starke Seiten einnimmt, P. Bruno Ibeas O. S. A., schreibt unter dem Titel El catolicismo y la guerra. Nuestro pensamiento (Der Katholizismus und der Krieg. Unsere Ansicht) wie folgt:

„Gleichzeitig mit einem Buche: La guerra alemana y el catolicismo[2], erhielt unsere Redaktion zwei von den Herren Baudrillart und Franz Veuillot unterzeichnete Rundschreiben, worin wir eingeladen wurden, unsere Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Buches zu richten und unser Urteil abzugeben über den Einfluß, den der Sieg des einen oder des andern der beiden sich heute in Europa bekämpfenden Kriegslager auf die zukünftige Entwicklung des Katholizismus ausüben könnte. Wir gehen bereitwillig auf die Einladung ein und gedenken unsere

[1] Außer gelegentlichen Kürzungen, die weniger wichtige Sätze betreffen, haben wir den ganzen letzten Teil des Aufsatzes übergangen, worin er auf den Inhalt des französischen Buches näher eingeht und zeigt, wie ungerecht und unglaubwürdig die meisten Anklagen sind. Da heißt es u. a.: „Es schmerzt uns aufs tiefste, daß ein Buch wie La guerra alemana y el catolicismo, das bestimmt ist, die Sympathie der Katholiken für die Alliierten zu gewinnen, mit schlecht verhülltem Haß und in bissigem, mit Beleidigungen gegen die Deutschen gespicktem Stile geschrieben ist. . . . Eine der größten Selbsttäuschungen Frankreichs in diesem Kriege lag darin, zu glauben, daß man mit bedrucktem Papier Schlachten gewinne, und daß man Freunde werbe, indem man den Gegner mit Beleidigung überhäuft, ohne zu bedenken, daß wenigstens die Hälfte der Leser erwachsene Leute sind, und daß es nichts als Schwäche ist, wenn man mit Spucken und Kratzen gegen den überlegenen Gegner angeht."

[2] Es ist dies die spanische Übersetzung von La guerre allemande et le catholicisme.

Meinung über den Gegenstand auszusprechen, indem wir zum voraus erklären, daß wir ganz absehen von unserer Eigenschaft als Spanier.... Wir nehmen uns vor, unparteiisch zu sein, aber keineswegs neutral, denn im Reich der Ideen ist Neutralität (Unentschiedenheit) ebensoviel als Geschlechtslosigkeit im Reich der Natur, d. h. Minderwertigkeit. Die Frage, auf die es ankommt, wäre also diese: Ist es für den Katholizismus besser, daß Frankreich und seine Verbündeten siegen, oder daß die Kaiserreiche Mitteleuropas die Oberhand gewinnen?"

Nachdem dann P. Ibeas noch die Bemerkung vorausgeschickt hat, daß es für den Gang der katholischen Religion durch die Welt von untergeordneter und vorübergehender Bedeutung sei, ob sie von den weltlichen Mächten Gunst oder Mißgunst erfahre, fährt er fort:

„Was ist Frankreich? — Durch seine Geschichte eines der ruhmreichsten Völker der Welt, ein Volk von Kriegern, Denkern, Dichtern und Künstlern, wie nicht viele Völker von Europa sie besitzen.... Unter dem Gesichtspunkt der Religion ist die Geschichte Frankreichs noch glänzender als unter dem weltlichen.... ‚Allerchristlichste Nation' hat der Heilige Stuhl Frankreich genannt und mit guten Gründen.

„Allein das Frankreich der Geschichte ist nicht das Frankreich der lebenden Wirklichkeit, und für uns kommt es nicht darauf an, was Frankreich gewesen ist, sondern was es heute ist.... Das Frankreich von heute ist nicht das christliche Frankreich vergangener Jahre. Ich sage noch mehr. Das Frankreich von heute ist nicht katholisch."

P. Ibeas zweifelt nicht, daß ein katholischer Franzose von altem Schlag, wenn er eine solche Ansicht liest, sich vor den Kopf schlagen und den fremdländischen Unverstand bemitleiden werde, der über der gottlosen Außenseite nichts von dem katholischen Herzen Frankreichs gewahr werde. Trotzdem: „Alle Achtung vor eurer Ansicht, aber ich bleibe dabei: Frankreich ist nicht katholisch." Für dieses Urteil beruft er sich zunächst auf die unfreiwilligen Zeugnisse solcher Franzosen, welche die Zustände in rosigem Lichte schildern, die ihn aber nur in der Überzeugung bestärken, daß der angebliche „katholische Aufschwung äußerlich und oberflächlich ist". Daran reiht er einige drastische Hinweise aus seiner eigenen Erfahrung. Wohl reichen solche Einzelheiten, wie er gesteht, nicht aus, um ein allgemeines Urteil darauf zu bauen. Darum wendet er sich sofort andern Erwägungen zu:

„Mein Satz, daß Frankreich nicht katholisch sei, läßt sich mit stärkeren Gründen beweisen. Die Einrichtungen eines Volkes sind im allgemeinen der Durchschnittsertrag seines Denkens und Fühlens. Ich sage ‚im allgemeinen', denn vorübergehende Umstände können zeitweilig zu Einrichtungen führen, welche dem Geist des Volkes nicht entsprechen. Aber wenn in einem Volke ein bestimmter Zustand lang andauert, dann kann man ohne Furcht, sich zu irren, folgern, daß die Mehrheit des Volkes mit ihm einverstanden ist. Wohlan denn, Frankreich ist katholikenfeindlich in seinen Einrichtungen; katholikenfeindlich sind seine Regierung, seine Gesetze, seine Presse, die überwältigende Mehrheit seiner literarischen

Erzeugnisse, sein öffentlicher Unterricht und sogar die Urzelle des ganzen Volkes, die Ehe, die katholikenfeindlich ist durch Gesetz und, was noch schlimmer ist, durch die Tat [1]. Und diese Katholikenfeindschaft der französischen Einrichtungen ist nicht vorübergehend, sondern ständig und grundsätzlich (sistemático). Die Geschichte beweist es. Das erste Kaiserreich und die Restauration waren katholisch, dem Namen nach, entsprechend dem inneren Zustand der Zeit. . . . Die Julimonarchie und die folgende Republik waren weniger als halbkatholisch. Von der dritten, der gegenwärtigen Republik ist gar nicht zu reden. . . ."

Nun zählt P. Ibeas alle kirchenfeindlichen Maßregeln und Gesetze auf, angefangen von 1879 bis zum großen Kirchenraub der letzten Zeit, und schließt:

„Frankreich hat das ganze Jahrhundert hindurch nichts anderes getan, als daß es in seinem Innern und in den angrenzenden Völkern die politischen und sozialen Lehren eines Voltaire und Rousseau langsam entwickelte, die in der Revolution von 1789 zuerst Gestalt angenommen hatten. Abgesehen von gelegentlichen Perioden eines religiösen Gleichgewichts, wie in den Jahren 1871 bis 1875, war Frankreich im ganzen Jahrhundert ganz und gar revolutionär. Nun frage ich: Was würde ein Sieg der französischen Waffen über die deutschen zur Folge haben, als daß er diesen bereits chronisch gewordenen Zustand des französischen Volkes noch befestigte? Welche andere unmittelbare Wirkung würde er hervorbringen als die, daß er um die gegenwärtige Regierung, welche sich die nationale nennt und gebildet ist aus Elementen aller politischen Parteien mit Ausnahme der katholischen, alle Volksklassen vereinigte, die in ihr die Retterin des Landes und die einzige Regierung sehen müßten, welche es verstanden hätte, die ersehnte Rache vorzubereiten und auszuführen und dem Lande den seit 1870 verlorenen Rang einer Weltmacht wieder zu gewinnen? Man müßte die Glut des französischen Patriotismus verkennen, um nicht mit aller Gewißheit vorauszusehen, daß die Dinge sich so entwickeln würden. Die Republik wäre die beste der möglichen Regierungsformen, und die radikale, halbsozialistische Republik, die heute jenseits unserer Nordgrenze waltet, bliebe unbestrittene Herrin der Geschicke Frankreichs, denn durch den Sieg über die verhaßten Deutschen hätte sie sich die unbedingte Gefolgschaft auch der französischen Katholiken erworben. Vergegenwärtige man sich die Folgen eines solchen Zustandes für den Katholizismus! Wenn das schwache und gedemütigte Frankreich ihm innerhalb des Landes und jenseits der Grenzen in Spanien, Italien und Portugal so viel Böses tun konnte, was würde ein vergrößertes und auf den Triumph seiner Heere stolzes Frankreich mit seiner Vormacht über Mittel- und Südeuropa ins Werk setzen? Zu welchen antiklerikalen Frechheiten wäre es nicht fähig, wenn es stark im Innern und ohne Feind von außen bliebe?

[1] Vorher hatte P. Ibeas den Fall erwähnt, daß in einem ihm als Mustergemeinde gerühmten größeren Dorfe so gut wie keine Kinder getauft wurden, weil es keine gab.

„Aber die Katholiken, sagt ihr mir, würden sich jeder neuen Vergewaltigung widersetzen. — Meine Herren, die Katholiken sind in Frankreich eine geringe Minderheit, wie es die Wahlen verschiedener Jahre beweisen, und wenn sie das auch nicht wären, so würden sie doch die Regierung in Ruhe lassen aus Freude über die Ehre und den Vorteil des Vaterlandes.

„Man sage nicht: Der stille Umschwung in den Geistern, der durch die erhabenen Beispiele der Tugend und des Heldenmuts der Priester in den Schützengräben erwacht, werde sich nach dem Kriege wirksam erweisen und neues katholisches Leben in den Massen erzeugen. Auch wenn für den Augenblick sich so etwas zutrüge, wie es die größten Optimisten träumen, auf die Dauer bliebe doch sicher die Enttäuschung nicht aus. Das französische Volk, sagte schon Cäsar, ist eitel Unbeständigkeit, und die guten Vorsätze sind da so dauerhaft wie bei den Gewohnheitssündern. Wie hinfällig waren im verflossenen Jahrhundert die Anläufe, um der katholischen Sache in Staat und Gesellschaft aufzuhelfen! Und doch hatte Frankreich Männer wie Montalembert, Lacordaire, Ozanam, Dupanloup, Veuillot, Ravignan, Pie, Monsabré usw., außergewöhnliche Männer, die es heute nicht besitzt."

Was die Wirkung des Beispiels der Priester und Ordensleute auf die Stimmung der Franzosen betrifft, so erwartet P. Ibeas davon nicht viel, weil auch die ebenso patriotische Haltung des geistlichen Standes im Jahre 1870 zwar in Worten anerkannt worden sei, aber den einige Jahre später ausbrechenden und heute noch andauernden Kulturkampf nicht verhindert habe.

„Täuschen wir uns nicht, weder einzelne Menschen noch Völker lassen sich durch Reden und Beispiele bekehren oder umformen, da bedarf es großer und schmerzlicher Prüfungen, harter und ausdauernder Mühen der Reinigung. Frankreich mehr als irgend einem andern Volke tut es not, daß es ‚sich Fenster ins eigene Fleisch schneide' — wie die hl. Theresia sagen würde —, um den Strahl der Gnade aufzunehmen, oder sich zu reinigen, damit es wieder die bevorzugte Tochter der Kirche werde, denn die Nation ist vielleicht mehr als jede andere verdorben und entartet."

Einige weitere Gründe für seine Ansicht will P. Ibeas „in seinem Tintenfaß behalten" und wendet sich der andern Frage zu:

„Was sind und bedeuten Frankreichs Verbündete?" „Es ist wahr", sagt er, „England hat aus seinem Gesetzbuch die Ausnahmegesetze gegen die Katholiken gestrichen, die nach Burke ein Schandfleck für die menschliche Natur waren, und es hat die infame Härte, mit der es drei Jahrhunderte lang das unglückliche Irland mißhandelt hat, sehr gemildert; aber abgesehen davon, daß England einer der tätigsten Herde der religiösen Anarchie ist, bildet es den Mittelpunkt und Hauptherd des Umsturzes in der Welt, der Freimaurerei, die es meisterhaft zu hegen versteht als Stütze und Schutzwehr seiner Vormacht über die Länder. Englands Sieg bedeutet also die Fortsetzung einer Politik, welche zum wenigsten mittelbar den Interessen des Katholizismus schädlich wäre.

„Wenn das von England gilt, was muß man dann von Rußland sagen? Von Rußland, der Nation, an der noch der vielhundertjährige Schmutz der Horden Tamerlans klebt und deren Religion mit der geistlosen Beschränktheit und Verwahrlosung der heruntergekommenen Despoten von Byzanz behaftet ist!"

Nun folgt eine Schilderung des Schicksals, das nach menschlichem Ermessen der katholischen Religion nicht nur im Osten, sondern in ganz Europa bevorstände, wenn der letzte Schutzwall gegen diese höchst katholikenfeindliche Macht gebrochen wäre und den Kosaken der Weg bis zum Rhein und zur Seine offen stände. Der Untergang des Katholizismus im ganzen Orient und Osteuropa gilt ihm als sicher, der Abfall eines großen Teils des übrigen Europa als wahrscheinlich, wenn dieser Bundesgenosse Frankreichs Sieger bliebe.

„Sind denn aber die Aussichten für den Katholizismus günstiger, wenn wir annehmen, daß die Deutschen siegen? Sehen wir zu.

„Zwei unmittelbare Folgen würde ein deutscher Sieg über den Vierverband haben: die Zurückdrängung der Russen und die Neubelebung des französischen Volkes. . . . Rußland ist eine schwere Gefahr für die Religion und die Zivilisation; es niederwerfen heißt beide stärken, und wenn es in diesem Kriege nicht geschieht, wird es nicht leicht später geschehen. . . .

„Was das französische Volk betrifft, so glauben wir, daß das Unglück einer gründlichen Niederlage, zu der es auf dem besten Wege ist, es veranlassen würde, in sich zu gehen, eine genaue Gewissenserforschung anzustellen und sich zu einer Umkehr seiner Denk- und Handlungsweise zu entschließen. Wenn das Unglück von 1870 es veranlaßte, die Staatsordnung, welche die nächste Veranlassung, wenn auch nicht die bewirkende Ursache war, zu ändern, so dürfte man jetzt zum mindesten hoffen, daß es sich von dem radikalen Regiment lossagen werde, das heute seine Geschicke entscheidet, und das wenigstens ebenso verantwortlich ist für den gegenwärtigen Mißerfolg, als das Kaiserreich es für die damalige Katastrophe war. Das wäre noch nicht genug, um Frankreich wieder katholisch zu machen, aber es wäre doch der erste Schritt auf dem Wege, der dahin führen könnte. ‚Frankreich hat ebensoviele religiöse als nationale Erschütterungen gehabt, und Frankreichs Aufschwung war jedesmal ein Aufschwung des Katholizismus.' Diese Worte des Herrn Baudrillart, obwohl etwas anmaßend in ihrem buchstäblichen Sinne, haben ihre Richtigkeit, wenn damit gesagt sein soll, daß jedes Unglück in der äußeren Politik der Franzosen — denn Frankreich ist noch nicht die Welt — eine innere Umkehr zur Folge gehabt habe. Wenn dem so ist, müßte auch dem gegenwärtigen Unglück ein starker Umschwung des französischen Geisteszustandes folgen, und dieser würde sich notwendigerweise dem Katholizismus zuwenden, denn der Unglaube und die Selbstsucht sind die Ursachen gewesen, die das Volk des heiligen Ludwig in die elende und bejammernswerte Lage gebracht haben.

„Wir glauben übrigens, daß auch an sich selbst der Sieg der Deutschen, wenn sie ihn erringen, was schon halb und halb gewiß ist, für den Katholizismus vorteilhafter sein wird als der der Verbündeten. Deutschland ist in Europa

der Vertreter der Ordnung und der Autorität. Alles Gute in der vernünftigen und gesellschaftlichen Ordnung läßt sich in dem Begriff zusammenfassen, den die einen als das Brandmal, die meisten aber als die Ehre Deutschlands betrachten: den ‚Militarismus'. Deutschland ist in Europa das Land, wo Überlieferung und Autorität im höchsten Ansehen stehen und wo die Interessen der Gesamtheit am besten gewahrt sind, weil Gesetz und Rechtspflege jedem das Seine zukommen lassen. So eingewurzelt ist im Deutschen die Achtung vor der Obrigkeit als Forderung der Ordnung, daß bei den Kantianern, wie man weiß, die reine oder spekulative Vernunft sich der praktischen unterordnet. Die Deutschen gestatten dem Gedanken, daß er zügellos durch die realen und imaginären Räume schweife, aber sie zügeln den Willen, damit er sich nicht von dem flüchtigen Schein eines törichten Gedankens irreführen lasse. Sie segeln scheinbar nach allen Richtungen in den Wolken herum, sind aber doch fest in der Erde verankert. Diese Eigenschaft der Deutschen, die nichts anderes ist als das Bewußtsein der Pflicht, bringt es mit sich, daß während in Deutschland die Köpfe sieden wie Metall im Schmelzofen, die Herzen sich in gesunder Ruhe erhalten. Man stelle sich ein anderes Land vor mit einer solchen Philosophie des Subjektivismus: in wenig Jahren würde man einen Schutthaufen daraus werden sehen.

„Nach dem Gesagten würde der Sieg Deutschlands über den Verband den Triumph der Grundsätze sozialer Stetigkeit und des sittlichen Bewußtseins bedeuten, den Tod der mordbrennerischen Demokratie, welche heute die lateinischen Staaten zerfleischt, und des rohen Utilitarismus im häuslichen und privaten Leben. Da ist es nicht schwer zu sagen, ob damit für den Katholizismus Gewinn oder Verlust verbunden wäre.

„Wie steht es aber mit dem Aufschwung, den der Protestantismus und die atheistische Philosophie erleben würden? — Schon 1875 hat Canovas die Bildung eines protestantischen Papsttums in Berlin voraussagen wollen. Mir scheint aber, der innere Zustand des Protestantismus ist nicht derart, daß er mit einem solchen Pontifikat etwas gewinnen könnte, noch ist er imstande, ein solches zu schaffen. Der Protestantismus befindet sich in einer tödlichen Krisis, und Tote bleiben tot, auch wenn man sie galvanisiert. Nehmen wir indessen einmal an, der deutsche Protestantismus gewänne mit einem etwaigen Siege neues Leben. — Ohne Schädigung der katholischen Kirche? Dann möge es ihm gut bekommen. — Oder zum Nachteil des Katholizismus? Wie etwa? Durch mündliche oder schriftliche Propaganda? Dann läge die Schuld auf seiten der Katholiken, die es an der Verteidigung ihres Glaubens fehlen ließen, und nicht am Protestantismus. Oder etwa durch Erneuerung des Kulturkampfes? In Deutschland sind derartige Mittel des Geisteskampfes außer Mode geraten. Man darf nicht vergessen, daß . . . im Deutschen Reich mehr als 22 Millionen wunderbar gut organisierte Katholiken leben, die einem solchen Kampf erfolgreich widerstehen würden. Die elementarste politische Klugheit würde den Regierungen, welches immer ihre Gesinnung und ihre Machtmittel wären, raten, die Gefühle einer so großen Zahl von Untertanen nicht zu verletzen, die

ebenso treu wie die Besten unter den Protestanten sind und an deren Seite zum Sieg und Ruhm des Reiches beitrugen. ‚Aus Gründen der inneren und äußeren Politik verlangt die Mehrheit des deutschen Volkes nach keinem neuen Kulturkampf‘, sagte Fürst Bülow im Reichstag (18. März 1904).

„Was den Einfluß der deutschen Philosophie betrifft, so handelt es sich um reine Vermutungen. Das Schicksal der philosophischen Systeme ist von politischen Zuständen unabhängig und richtet sich nach ihrem inneren Werte. Wenn die subjektivistische Philosophie eine schwere Gefahr für den Katholizismus bildet, so wäre doch die Frage, ob die französische Philosophie besser ist. Zwischen Kant, Wundt und Eucken einerseits und Comte, A. Fouillée und Bergson anderseits wähle ich als Katholik noch lieber jene, weil ich mich lieber von einem Schulmeister ohrfeigen als von einem Gaukler zum Narren halten lasse. Zudem ist das Gewehr nicht die Waffe, mit der man Ideen bekämpft. Wenn wir nicht wollen, daß die deutsche Philosophie dem Katholizismus schade, dann müssen wir das Gehirn anstrengen und nicht das Volk vernichten wollen, das sie erdacht hat.

„Unsere Überzeugung, daß der Sieg der beiden Bundesgenossen zum Vorteil des Katholizismus gereichen werde, verstärkt sich noch, wenn wir beachten, daß Deutschland sein Schicksal mit Österreich verknüpft hat, das seiner Überlieferung und sozusagen seiner Natur nach katholisch ist. Gleichwie im Falle eines französischen Sieges die orientalischen Kirchen, wie schon gesagt, für den katholischen Glauben verloren wären, weil sie von dem orthodoxen Schisma verschlungen würden, so würden sie beim Triumph der Deutschen und ihres getreuen Verbündeten, des Kaisers Franz Joseph, an Zahl und Bedeutung wachsen. Auf der andern Seite würde der österreichische Katholizismus seine Energie und Werbekraft neu beleben.

„Und der Islam? wendet man ein, der im Bund der Mittelmächte durch die Türkei vertreten ist, würde er nicht ungeahnten Kraftzuwachs erfahren durch die militärischen Erfolge der Türken? Einige französische Schriftsteller haben sich dieses Gedankens bedient, um bei den neutralen Katholiken Mißgunst gegen die Feinde Frankreichs zu erregen. Die Herren verschwiegen, daß seinerzeit Frankreich sich mit der Türkei gegen den katholischen König verbündete. Von einem Aufschwung der Türken hat der Katholizismus so viel und so wenig zu fürchten wie von der Bildung eines mächtigen Reiches in Englisch-Indien.

„Diese Gründe sind so naheliegend und so durchschlagend, daß die überwältigende Mehrheit der neutralen Katholiken sie sich zu eigen gemacht hat und zu Deutschland und Österreich hinneigt. Sollten sie sich alle täuschen? Das ist unwahrscheinlich. Doppelt unwahrscheinlich, weil auch die (katholikenfeindlichen) Radikalen in den neutralen Ländern zu Frankreich und England halten. Sollen wir annehmen, daß sie den Sieg dieser Nationen wünschen wegen der Vorteile, die er für den Katholizismus hätte?“

Soweit der unparteiische Augustiner jenseits der Pyrenäen.

Matthias Reichmann S. J.

Jesuitismus und Militarismus.

Im Novemberheft der „Neuen Rundschau“ (Jahrg. 1915) ist ein interessanter Versuch gemacht, zwischen Jesuitismus, deutschem Militarismus und einem Heilverfahren für gewisse psychopathische Zustände eine psychologische „Brücke“ aufzuzeigen. Der Artikel ist überschrieben „Zucht“ und von Karl Ludwig Schleich verfaßt, der eigentlich Chirurg ist, aber auch Platzangst und Gehörhalluzinationen heilt. Bei diesem kühnen Brückenbau wird nun freilich der Geschichte mancherlei aufgebürdet, was sie nicht zu tragen vermag. So, daß Ignatius von Loyola seine Exerzitien Exercitia spiritualia militaria — „geistliche militärische Übungen“ genannt habe; daß er, „dreimal vor ein Ketzergericht gestellt, es dreimal erreichte, daß der jedesmal präsidierende Papst sich unmittelbar nach seiner Verteidigungsrede in den heiligen Orden der Brüder Jesu (sic!) aufnehmen ließ“ (bekanntlich hat kein einziger Papst dem Jesuitenorden angehört); ferner, daß Ignatius nur visuelle Typen in seinen Orden aufnehmen wollte, indem er solche Individuen, denen es „nur mit unendlicher Mühe gelang, selbst die einfachsten Bilder, wie ein Fetzen Papier, visionenhaft deutlich vor die Seele treten zu lassen“, „als ungeeignet nach vielen vergeblichen Versuchen ablehnte“; daß er seine Hirngymnastik auch an bewußt sexuellen Vorstellungen habe vornehmen lassen.

Schleich hat hier wahrhaft sonderbare Gesichte gehabt; von all diesen Dingen wußte annoch niemand das geringste. Aber auch abgesehen davon bleibt des Interessanten genug in seinen Ausführungen. So glaubt er die dem Gründer des Jesuitenordens „zugeschriebene Moral mit dem doppelten Boden und der berüchtigten Lehre von der Heiligung der Mittel durch den Zweck“ damit in Schutz nehmen zu können, daß „wir alle ein bißchen Jesuiten in diesem Sinne seien“, daß „wir fast alle auf zwei Geleisen gehen“, und daß „den Jüngern des Jesuitismus manchmal Sünden hart vorgehalten werden, die auch andere begehen“, eine Bemerkung, die wenigstens von einer bedeutenden Weltkenntnis und von lobenswerter Ehrlichkeit zeugt.

Sehr ernst gemeint und auch ernst zu nehmen ist sodann die Behauptung, die Schleich als „seine tiefste Überzeugung“ ausspricht: „Mit diesen Rezepten und Exerzitien (des hl. Ignatius) in der Hand könnte man noch heute unsere gesamten Irrenhäuser reformieren und zum mindesten bei zwei Dritteln verhüten, daß die dort Verurteilten je die Schwelle der vergitterten Häuser, die zwar keine Gefängnisse, aber Käfige der Seelen sind, zu überschreiten brauchten.“ Und ferner, „daß der alte Dessauer, der eigentliche Erfinder des Drills, des Parademarsches, des Strammstehens, des Gamaschendrills usw., mit seiner Methode hier in direkte Konkurrenz mit dem aszetisch-fanatischen Sohn der Kirche, eben Loyola, tritt“.

Die „Brücke von einem zum andern System“, die Schleich hier entdeckt haben will, ist nun freilich von recht zweifelhafter Festigkeit.

Nach ihm ist „der psychologische Sinn der militärischen Erziehung eben der, aus einer Masse von einzelnen einen Organismus zu machen, der, ganz gleich

was seine Triebe oder Vorstellungen sagen, doch einheitlich handelt, und zwar allein auf die Willensimpulse seiner Führer hin". Es „wird bei jedem einzelnen Mann übungsgemäß Empfindung und Vorstellung fast abgestellt, und nur der Kampfesinstinkt, der Wille, dirigiert vom Kommandowort des die Situation von höherer Warte überschauenden Führers". Das Grundprinzip dieser Erziehung schildert Schleich nun zwar sehr schön als „Anerkenntnis des Gedankens, daß Freiheit nichts anderes bedeuten kann als die freudige Unterordnung des Ichs unter eine große, würdige Idee. Es ist e i n Geist, e i n Rhythmus, e i n Schwung, e i n Wille in allen den Helden da draußen und auch den Duldern im Innern, die das größte historische Ereignis der Weltgeschichte gezeitigt hat". Allein diese Unterordnung, dieser einheitliche Rhythmus scheint von Schleich doch nicht geistig, sondern rein mechanisch-physiologisch verstanden zu werden als eine Funktion „derjenigen Neurogliamuskeln, welche die Stromabsperrungen gegen die unterbewußten Motive, Einbrüche, Überflutungen des Gehirns und namentlich des Vorstellungsregisters vollziehen", als „eine eingeübte und mühsam erzogene Auslöschung des Egoismus zugunsten der Erhaltung der Nation, die einer systematischen Absperrung der Triebe, hauptsächlich des Selbsterhaltungstriebes, sehr nahe kommt", als „eine fast der Bewußtseinsblendung gleichkommende Starre des Geistes, bei der der einzelne handelt, und zwar zweckgemäß, ohne dabei eigentlich ein volles Bewußtsein seines Tuns zu haben".

Vielleicht ist mit dieser mechanistischen Auffassung der psychologische Sinn des deutschen Drills doch allzusehr unterschätzt oder nur einseitig erfaßt. Aber selbst in diesem Falle wäre eine derartige Erziehung immer noch am Platze, ja sie müßte eine ungeheure und vielleicht ausschlaggebende Bedeutung haben. Denn die Schlagkraft einer Armee ist in der Tat eine Art maschineller Leistung, ein Rechenexempel der Mechanik, wo es darauf ankommt, daß jeder Mann und jede Waffe zu rechter Zeit und am rechten Orte zu ihrer mechanischen Wirkung und größtmöglichen Ausnützung kommen. Darum wird die Truppe im Ernstfall um so vollkommener ihren Zweck erfüllen, je glatter und sicherer der Automat in ihr wirkt; je eindeutiger alle lebendigen Kräfte in die Richtung gelenkt sind, in der die Truppe angesetzt wird, je mehr alle Freiheitsgrade aufgehoben sind zugunsten eines einzigen: des vom Führer gewollten und konstruierten.

Zwischen d i e s e r im Sinne der Schleichschen Theorie gedachten militärischen Ausbildung und der jesuitischen Ordenserziehung besteht nun aber ein ungeheurer Unterschied, nicht etwa bloß im letzten Ziel, wie Schleich meint, sondern auch in den psychologischen Grundlagen und Voraussetzungen. Die Wirksamkeit eines religiösen Ordens ist nur bis zu einem geringen Grad Mechanik. Sie ist allerdings eine Anspannung und Lenkung geistiger Kräfte zu einem gemeinsamen Ziel und nach gemeinsamem Plan. Aber dieses Ziel liegt über die Welt der Mechanik weit hinaus und ist im wesentlichen ganz unabhängig von Massenwirkung und physikalischen Stoßkräften. Darum kann es nicht darauf ankommen, die seelischen Regungen zu automatisieren, das Zusammenarbeiten der Ordens-

mitglieder durch eine Art von Traumwandeln, durch ein hypnotisches Handeln, bei eingeengtem Bewußtsein zu erreichen. Eine derartige maschinelle Anlage des Ordens wäre sogar sein sicherstes Verderben. Schleich hat hier den Sinn und Zweck der sog. Vorübungen zu den Exerzitienbetrachtungen, der Compositio loci, völlig mißverstanden.

Richtig beobachtet ist nur dies eine: der Pädagogik des Jesuitenordens liegt die Annahme zugrunde, daß der Ablauf der Vorstellungen sich bis zu einem gewissen Grade willkürlich regeln und zielbewußt lenken lasse, daß vor allem die Regungen der Triebe und Instinkte in weitgehendem Maße sich unter den Willen der freien sittlichen Persönlichkeit beugen lassen, und daß diese Unterwerfung und Beherrschung der auseinanderfahrenden Vorstellungen und Triebe meist nur das Ergebnis langjähriger Übung und Schulung sein kann. Es mag sein, ja es scheint sogar sicher, daß diese Beherrschung schließlich auch eine physiologische Grundlage hat, indem der Verlauf der Assoziationsbahnen in der Richtung der stärksten Inanspruchnahme mechanisiert, festgeschraubt, ausgeglättet wird, indem die Ein- und Ausschaltung gewisser Hemmungsvorstellungen schließlich mit einer fast automatischen Sicherheit und Leichtigkeit bewerkstelligt wird.

Aber das alles hat noch lange nichts zu tun mit einer hypnotischen Starre, mit einer suggestiven Einengung und Abblendung des Bewußtseins, mit einer Automatie des Seelenlebens. Es wäre geradezu verhängnisvoll, wenn die Ordenserziehung ein solches Ziel auch nur ins Auge faßte. Die Folgen wären, eben weil es sich hier um wesentlich geistige Kräfte und Wirkungen handelt, ganz andere als beim militärischen Drill. Was man diesem mit Unrecht vorwirft, das würde dort zur unabwendbaren Tatsache: Vernichtung alles Persönlichen und Sittlichen, alles Schöpferischen, aller freien Inspirationen und bahnbrechenden Intuitionen. Vielleicht wäre die mechanische Stoßkraft eines solchen Ordens eine sehr bedeutende. Aber es wäre die Wirkungskraft eines Ochsengespanns oder einer Büffelherde, die gegen irgendwelches Hindernis getrieben wird. Das Resultat solcher Erziehung wären durchaus nicht Willensgenies; denn einen Hypnotisierten oder einen „Athleten der Hirnmuskeln", wie Schleich die „ersten, reinen, unverfälschten Jesuitenpatres" nennt, kann man doch nicht ein Willensgenie nennen, obgleich sein Streben sehr eindeutig und konzentriert sein kann. Zu einem Willensmenschen gehören doch auch Ideen, Erkenntnisse, ein freies und weites Bewußtsein. Es ist allerdings richtig, daß Zerfahrenheit der Vorstellungen und unbezähmte Willkür der Triebe eine Lähmung und sogar völlige Aufhebung der Willenskräfte oft zur Folge haben. Darum ist seelische Zucht für die Ausbildung des Persönlichen im Menschen, des sittlich starken Willens wie für die psychische Gesundheit unumgänglich notwendig. Die medizinische, psychiatrische Bedeutung von Willensübungen, von „Klimmzügen des Gehirns", wie Schleich sie anwendet, ist unbestreitbar. Aber diese Zucht ist keine Schablonisierung und Automatisierung des Seelenlebens. Sie muß vereinigt bleiben mit größter Mannigfaltigkeit und stets wachsendem Reichtum der Vorstellungen, mit der Freiheit des Persönlichen, des Einmaligen und Eigenartigen und vor allem

des Sittlichen. Sie darf das spontane Hervorbrechen der schöpferischen Kräfte und die starke und tiefe Erlebnisfähigkeit bei größter Weite und Helle des Bewußtseins nicht hemmen.

Zusammenfassend können wir also sagen: Die Verwandtschaft von Jesuitismus und Militarismus besteht nur darin, daß beide eine zielbewußt und einheitlich geleitete Organisation darstellen wollen. Die jesuitische Erziehung ist dem militärischen Drill nur darin ähnlich, daß auch sie die Willenskräfte des Menschen zu verwerten strebt. Aber diese Verwertung soll beim Jesuiten zugleich eine Befreiung des Willens durch Erkenntnisse, eine vorwiegend geistige, persönliche Tat sein; beim militärischen Drill dagegen (vorausgesetzt, daß er von Schleich richtig charakterisiert wird) vorwiegend eine mechanische, durch Gewöhnung und Suggestion automatisch bewirkte, physiologische Ausschaltung der ablenkenden Vorstellungen und Triebe. In Wirklichkeit freilich hat Schleich das Geistige und Ethische in der deutschen Militärerziehung allzusehr unterschätzt oder wenigstens in seiner mechanistischen Seelentheorie nicht unterbringen können. Und so ist die Ähnlichkeit zwischen jesuitischer und soldatischer Pädagogik in der Tat weit größer, als die Ausführungen Schleichs erkennen lassen.

Peter Lippert S. J.

„Als die Zeit erfüllt war."

Seit einer Reihe von Jahren regt sich das Bestreben, auch den katholischen Laien unserer viel lesenden Zeit mehr als bisher das Neue Testament, oder doch die Evangelien, in der Muttersprache in die Hand zu geben. In Italien war Papst Pius X. einer der eifrigsten Förderer solcher Bemühungen. Dort hat sich sogar eine eigene Genossenschaft, die des hl. Hieronymus, gebildet, um den italienischen Evangelientext daheim und im Auslande zu verbreiten. Schon als Patriarch von Venedig hatte der nachmalige Papst dieser Gesellschaft sein Wohlwollen erzeigt, und nach seiner Thronbesteigung richtete er am 21. Januar 1907 an sie ein eigenes Belobigungsschreiben (Acta S. Sedis XL [1907] 134—136).

Auch bei uns hat man nicht geruht, wenn auch die Bewegung mehr von einzelnen ausging. So konnte J. Schäfer im Jahre 1912 („Katholik" 4. Folge X 123 ff) vier neutestamentliche Bibelwerke aus dem *einen* Jahre 1911/12, sämtlich deutsche Übersetzungen nach dem Urtext, besprechen[1]. Und noch im

---

[1] J. Mader, Die heiligen vier Evangelien und die Apostelgeschichte übersetzt und erklärt. gr. 8° (XLIV u. 800 S.) Einsiedeln 1911, Benziger. *M* 12.— — E. Dimmler, Das Evangelium nach Matthäus (Markus, Lukas, Johannes) übersetzt, eingeleitet und erklärt. 12° (XV u. 434; VIII u. 217; XIV u. 364; XII u. 286 S.) M.-Gladbach 1911/12, Volksvereinsverlag. Je *M* 1.20. Die übrigen Teile des N. T. sind inzwischen gefolgt. — E. Dentler, Die Apostelgeschichte. Übersetzt und erklärt. 8° (LXXII u. 483 S.) Mergentheim 1912, Ohlinger. *M* 3.— — Fr. Tillmann, Die Heilige Schrift des Neuen Testaments übersetzt und gemeinverständlich erklärt von F. Maier, M. Meinertz, J. Rohr, J. Sickenberger, A. Steinmann, W. Vrede. Lex.-8° (Nicht abgeschlossen.) Berlin 1912 ff, Walther.

gleichen Jahre wies der Literaturbericht der „Biblischen Zeitschrift“ X (1912) 410 auf die Ankündigung einer fünften neuen Übersetzung hin [1]. Dabei blieben die Neuauflagen älterer Übersetzungen, die sich vor allem an die Vulgata halten, nicht zurück; es sind ihrer seit 1911 wenigstens fünf erschienen [2].

Äußere Ausstattung und innere Einrichtung dieser verschiedenen Werke weisen die größte Mannigfaltigkeit auf, wie auch die Ausdehnung des gebotenen Textes und der erläuternden Beigaben, Einleitungen und Anmerkungen sehr verschieden bemessen ist. Umfang und Preis geben in etwa einen Maßstab, auf welche Kreise und für welche Zwecke die einzelnen Ausgaben berechnet sind. So verschieden die Grundsätze bei der Auswahl des zugrunde gelegten Textes, der deutschen Wiedergabe desselben und der wissenschaftlichen Höhenlage der Ausgaben auch sein mögen, allen liegt die eine Absicht zugrunde, die Evangelien, oder auch das Neue Testament überhaupt, weiteren Kreisen nahe zu bringen.

Der gleiche Gedanke veranlaßte die Veröffentlichung meines Buches „Als die Zeit erfüllt war“. Das Evangelium des hl. Matthäus dargelegt (8° [X u. 371 S.] Freiburg 1915, Herder. *M* 3.20; geb. *M* 4.20). Als praktischer Versuch in derselben Richtung dürfte es gestattet sein, das Werkchen in dieser Umgebung zur Anzeige zu bringen.

Es wendet sich nicht zunächst an den Fachmann, auch nicht bloß an den Klerus, möchte vielmehr dem Gebildeten überhaupt ein tieferes Verständnis unseres ersten Evangeliums vermitteln. Zu diesem Zwecke ist aber nicht die Form einer mit Einleitung und Anmerkungen versehenen Übersetzung gewählt, sondern eine lesbare, fortlaufende Darlegung des Evangeliums selbst angestrebt worden. Alle Anmerkungen und überhaupt alle den ruhigen Genuß störenden Zutaten, alle

---

[1] A. Rösch O. M. Cap., Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte übertragen. (VIII u. 434 S.) Paderborn 1914, Schöningh. *M* 2.40.

[2] J. B. Lohmann S. J., Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den vier Evangelisten. Eine Evangelienharmonie. Volksausgabe. Zweite und dritte Auflage. 12° (356 S.) Paderborn 1911, Junfermann. *M* 1.20 — B. Grundl O. S. B., Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Nach der Vulgata übertragen mit Einleitung und kurzen Erläuterungen. Sechste Auflage. 12° (VIII u. 711 S.) Augsburg 1912, Huttler. *M* 1.— — A. Arndt S. J., Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Übersetzt und erklärt. Zweite Auflage. 12° (VII u. 760 S.) Regensburg 1913, Pustet. *M* 1.60 — J. Ecker, Evangelium Jesu Christi nach Matthäus (Markus, Lukas, Johannes). Übersetzt und kurz erklärt. 12° (43; 53; 89; 67 S.) Ebenso: Die Apostelgeschichte des heiligen Evangelisten Lukas. 12° (80 S.) Trier 1915, Mosella-Verlag. Je 10 *Pf.* Ebenso: Neues Testament (Taschenausgabe). Evangelienharmonie und Apostelgeschichte. 12° (313 S.) 50 *Pf.* — Das heilige Evangelium Jesu Christi nach Matthäus, Markus, Lukas, Johannes; Die Apostelgeschichte. Nach der Vulgata übersetzt von Dr Benedikt Weinhart, durchgesehen sowie mit Einführungen und ausgewählten Anmerkungen versehen von Dr S. Weber. Dritte Auflage. Taschenausgabe. 12° (zusammen VIII u. 318 S.) Freiburg 1915, Herder. Einzeln je 20 *Pf.*; kartoniert zusammen in 1 Bändchen *M* 1.—; in Leinw. geb. *M* 1.50. Illustrierte Ausgabe in Leinw. geb. *M* 2.20; in Buckram-Leinen mit reicher Goldverzierung *M* 3.—; in Leder mit Goldschnitt *M* 5.—. Bei größeren Bezügen Vorzugspreise.

Absplitterungen und Hin- und Herverweisungen sind so vermieden. Das Buch will eine Darstellung der Gedankenwelt des Matthäusevangeliums sein und verzichtet auf jede weitere Beweisführung außer der, welche in der Wiedergabe des Evangeliums selber liegt.

Nicht jede Schrift läßt eine solche Behandlung zu, aber für das Werk des hl. Matthäus glaube ich den tatsächlichen Beweis ihrer Durchführbarkeit erbracht zu haben. Diese Art dürfte den Vorteil bieten, daß sie tiefer in ein wirkliches Verständnis einführt, weil sie das Ergebnis der Studien des Bearbeiters vorlegen kann, ohne dem Leser die Mühe aufzubürden, beständig einen notwendig in einzelne Bemerkungen zerrissenen Kommentar zu Rate zu ziehen.

Das Evangelium des hl. Matthäus ist selbst ein Werk aus einem Guß, keine lose Aneinanderreihung geschichtlicher Nachrichten, sondern eine streng durchgeführte, einheitliche Ideenentwicklung, keine bloße Geschichtserzählung, sondern eine wahre Geschichtsphilosophie. Es ist eine ganz persönliche Schöpfung ihres Verfassers, aus ganz bestimmten äußeren Verhältnissen und zu einem ganz bestimmten, deutlich erkennbaren Zwecke geschrieben. Ein Grundgedanke ist die Wurzel des ganzen Evangeliums: Beim Abschied vom Boden Palästinas will der Evangelist dem ungläubigen Judentum in einer Vorführung der irdischen Geschichte Jesu in Israel nochmals seine Schuld am Verluste des ihm durch Christus angebotenen Heiles vorhalten. Dieser Gedanke ist es, der Auswahl und Anordnung, Maß und Form des ganzen behandelten Stoffes bedingt. In den gebräuchlichen Erklärungen ist man über den vielen Einzelfragen dieser geschlossenen Einheit sehr wenig nachgegangen. Deshalb glaube ich darin auch für die wissenschaftliche Exegese einen wesentlichen, weil grundsätzlichen, Fortschritt meines Buches erblicken zu dürfen, und zwar zu einem tieferen literargeschichtlichen Verständnis des Evangeliums.

Es konnte nicht meine Absicht sein, dieses Verständnis erschöpfend zu vermitteln. Dazu wird mehr erfordert als nur die Erkenntnis der Grundidee, des Leserkreises und der geschichtlichen Lage, die zur Ausarbeitung der Grundidee führte. Dazu gehört vor allem auch der Einblick in die Art, wie der Grundgedanke durchgeführt wurde, in die Gedankenfolge und in die literarischen Kunstmittel, durch die der inhaltliche Aufbau zum Ausdruck gekommen ist. Ich durfte mich nicht auf Einzelheiten einlassen. Aber es mußte mein Bestreben sein, die großen Linien der schriftstellerischen Architektonik aufzuzeigen. Deshalb habe ich, neben ein paar kurzen Bemerkungen in der Einleitung und dem Überblick, den das Inhaltsverzeichnis bietet, meine Darstellung überall eng an die Disposition des Evangeliums angeschlossen, so daß sie auch darin nur den Evangelisten selbst wiedergibt.

Die großen Entwicklungsstufen der Vorbereitung des Messias und der messianischen Botschaft in Israel, ihre Darlegung und ihre Legitimation, ihre Aussichten und ihre schlechte Aufnahme, die Scheidung, die Jesus deshalb zwischen Jüngern und Volk vornahm, der Ausbau seiner Kirche neben der Synagoge, der Entscheidungskampf Christi mit den Juden und schließlich der Ausgang der Messiaserscheinung, sein äußeres Unterliegen und sein endlicher Triumph über

das verstockte Judentum, alle diese großen Abschnitte mit ihren hauptsächlichen Unterteilen treten klar heraus. Dagegen konnten die äußeren Kunstmittel, die der Evangelist zu ihrer Abtrennung angewandt hat, die Stellung der großen Reden neben den erzählenden Abschnitten, seine Formelsprache, seine Zahlensymbolik, seine Verwendung des Parallelismus und der Symmetrie u. a. nicht hervorgehoben werden. Immerhin wird sich dem Leser das Matthäusevangelium als ein literarisches Kunstwerk von wohldurchdachtem, einheitlichem Aufbau darstellen. Es gilt jedoch, diesem Aufbau bis in die Einzelheiten nachzugehen. Teilweise ist das geschehen in dem Werke „In der Schule des Evangeliums. Betrachtungen für Priester", das ich in Verbindung mit K. Haggeney S. J. unternommen habe. (Bis jetzt drei Bändchen: I. Die erste Kunde vom Messias. Zweite, unveränderte Auflage. 12° [X u. 199 S.] Freiburg 1914, Herder. *M* 1.80; geb. *M* 2.40. II. Die frohe Botschaft in Israel. Zweite, unveränderte Auflage. [VIII u. 292 S.] Ebd. 1915. *M* 2.40; geb. *M* 3.—. Demnächst: III. Das Volk mit starrem Nacken.) Jedem der sieben Hauptteile des Evangeliums soll ein Bändchen entsprechen. Eine technische Behandlung für Fachkreise werde ich hoffentlich auch einmal vorlegen können. Welche Folgerungen sich für die übrigen Evangelien und für die synoptische Frage aus dem besseren Verständnis des Matthäusevangeliums gewinnen lassen, habe ich in meinem Artikel „Das älteste Evangelium" (diese Zeitschrift Bd. 86 [1913/14] S. 379—393) kurz skizziert.

H. J. Cladder S. J.

„Der Aufbruch."

Soll sich die Erwartung eines tiefer greifenden religiösen Aufschwunges in unsern Tagen verwirklichen? Für Jugendkreise und, wenn es stimmt, was man behauptet, auch aus Jugendkreisen ist mitten im Krieg eine Zeitschrift zur Pflege sozial-religiöser Interessen erstanden. Sie nennt sich „Der Aufbruch". Begierig blättert man in den ersten Nummern, die vorliegen. Etwas eigenartig ist die philosophische Grundlage dieser religiösen Bewegung: „... die Seele nicht Substanz, sondern ein Tun". Wer trägt da noch die Verantwortung? Wie kann man ein Tun von gestern noch heute belangen oder belohnen? „Das Einzel-Ich ist nur die Form, in der das absolute Ich sich verwirklicht.... Dieses absolute Ich ... ist Gott." Also ist Gott wohl der für alles Verantwortliche? Nein, Gottes Position ist noch schlimmer. „Wie kann sie (die Jugend) dem Gott dienen, der in Unfreiheit gebannt ist, wenn sie ihn nicht befreit?" Früher sah man das Wesen der Religion in dem Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit von Gott. Eine solche Religiosität konnte den Menschen zur Demut stimmen. Die christliche, übernatürliche Auffassung weiß sich überdies auf besondere Art eins und verbunden mit dem Unendlichen. So tritt zur Demut ein unerschütterliches Kraftbewußtsein. „Alles kann ich in dem, der mich stärkt." Ein Mann mit Gott, so prägte letzthin der Kaiser das Wort für den gleichen Gedanken, ist stets in der Mehrheit. Im „Aufbruch" scheinen die Rollen

vertauscht zu sein. Nicht demütiges Kraftbewußtsein, sondern maßlose Selbstüberschätzung ist der Grundton dieser Religion.

Sozial will sich die Jugend betätigen. In „Siedlungsheimen“ inmitten der Großstadt soll sie erst einmal die Menschen, das Proletariat, kennen lernen, von ihm empfangend und es bereichernd. Und was hat sie ihm zu sagen? „Was ihr (die heutige Gesellschaft) als Recht und Unrecht bezeichnet, ist nur der Ausfluß eurer gewaltentstammten Gesellschaftszustände. . . . So ist die Proletarierklasse ausgeschlossen von den materiellen Gütern und damit ausgeschlossen von den Möglichkeiten und Wegen zur Kultur. . . .“

Mit dem Siedlungsheim, wo „den größten Teil . . . der Bemühung die Sorge um die Kinder ‚unseres Stadtteiles‘ bildet“, ist inzwischen schon Ernst gemacht. Im zweiten Heft des „Aufbruch“ liest man: „Das Charlottenburger Erholungsheim bittet dringend um Meldung junger Männer und Mädchen, die bei der Leitung der Kindergruppen — vor allem bei Wanderungen und Spielen — einige Stunden in der Woche helfen können . . .“

Die sozialen Gebilde, wie sie der „Aufbruch“ liebt und erhofft, dürften überraschende Strukturen annehmen. Dem „Antifeminismus“ redet Hans Blüher das Wort. Neben der Familie wünscht er sich die „männliche Gesellschaft“. „Wer ist der triebhafte Träger der männlichen Gesellschaft? Der dem Mann verfallene Mann und seine Verwandlungen. . . . Wer sich die augenfällige Kulturschwäche der heutigen Wandervogel-‚Bewegung‘ noch nicht erklären kann, der sehe hierhin: Was versprach diese Jugend alles zu werden! Welche Aussichten lagen in ihr! Und was geschah? Die heimliche Organisiertheit ihres Innern wurde zerstört, indem man an die Stelle der gebornen Jugendführer (nämlich der Homosexuellen) Oberlehrer setzte. . . .“

Und die Familie? Der Predigt des Elternhasses ist schon im ersten Heft eine Kanzel errichtet. „Kameraden!“ (ein Gedicht): „. . . Doch lieber Haß und Wüste dieser Stadt — Als ihre (der Eltern) Liebe, die mich grundlos hat! — Wir wählten niemals uns. . . .“

Die Vaterlandsliebe wird gewiß später noch ihre Lobredner finden. Vermutlich aber erst dann, wenn sich das Vaterland nach den Wünschen des „Aufbruch“ entwickelt hat. Mit der gegenwärtigen Ordnung scheint man weniger einverstanden zu sein. Oder wollte man nur Raum ausfüllen, als man folgendes Zitat aus dem Franzosen Claude Tillier ausgrub und kommentarlos in die Rubrik „Tagebuch“ setzte? „Man nimmt einen Menschen in seiner Vollkraft, in der Blüte der Jugend, gibt ihm eine Waffe in die Hand, einen Tornister auf den Rücken, schmückt seinen Kopf mit einer Kokarde und sagt ihm: Mein Freund, der Fürst dieses oder jenes Landes hat schlecht gegen mich gehandelt, darum mußt du über alle seine Untertanen herfallen. . . . Gib dir Mühe, deine Pflicht aufs beste zu erfüllen; ich, der ich zu Hause bleibe, werde dich beobachten; siegst du, so werde ich, wenn ihr wiederkehrt, zu euch in meiner Uniform herantreten und werde euch sagen: Soldaten, ich bin mit euch zufrieden. Bleibst du aber auf dem Schlachtfelde, so werde ich höchstwahrscheinlich deiner

Familie eine Nachricht über deinen Tod schicken, damit sie dich beweinen und beerben können. ..." In den gleichen Bahnen bewegt sich auch das soeben eingetroffene vierte Heft, nur daß die dort beigebrachten Zitate noch eindeutiger gegen Krieg und Militarismus Stellung nehmen.

Denkt so wirklich unsere Jugend? Dieselbe Jugend, die sich voll glühender Vaterlandsliebe zu den Fahnen drängte, die in schlichter Demut ihr Knie vor dem Lenker der Schlachten bog, die, den nahen Tod vor Augen, so rührende Beweise kindlicher, zarter Elternliebe erbrachte? Und das ist doch die Jugend Deutschlands. Oder denken und sprechen Führer und Verführer der Jugend so für sie, vielleicht mit einem schwachen Widerhall bei diesem oder jenem desäquilibrierten Jüngling? Und wie vertragen sich diese Tendenzen mit der von Volk und Regierung ausgehenden Forderung, die Jugend demnächst in besonderer Weise zur Wehrhaftigkeit zu erziehen? Wo wir diese Wortführer der Jugend zu suchen haben, sagt hinreichend deutlich die monistische Zeitschrift „Die Tat" in einer redaktionellen Bemerkung (7. Jahrg., S. 508): „Der beste Beweis, wie lebenskräftig unsere neue Jugend ist, die aus ihrem Innern heraus leben will und die damit das ‚organische' Lebensgefühl der neuen Zeit gegenüber dem ‚mechanischen' Autoritätsgefühl der rationalistischen alten Zeit repräsentiert, ist die trotz der Kriegszeit in diesem Sommer erfolgte Gründung einer sozialreligiösen Jugendzeitschrift ‚Der Aufbruch', an der sich auch die Kreise der Jugendzeitschrift ‚Der Anfang' beteiligen." [1]

Aber auch die engen Berührungen, die zwischen der Jugendkultur und den Ideen der Freudschen Schule bestehen, verdienen die vollste Beachtung. Hans Blüher gibt sich in seiner Schrift „Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Inversion" (Berlin 1912) als Schüler Freuds zu erkennen. Und die familienfeindlichen Tendenzen in der Jugendkultur finden einen Rückhalt an Freudschen Lehren. Man erinnere sich an den Ödipuskomplex; oder man lese die Behauptung C. G. Jungs: „Der Mensch lebt nämlich ohne wesentliche Gefährdung seiner geistigen Gesundheit nicht zu lange in der infantilen Umgebung resp. im Schoße der Familie." [2]

Johannes Lindworsky S. J.

Das Wettrüsten vor 1870.

Es wäre ein Gedächtnisfehler, zu meinen, daß erst nach dem Krieg von 1870 das Wettrüsten eingesetzt habe, und daß der Plan einer sog. „Rüstungsverständigung zur See" (!) erst ein oder das andere Jahrzehnt vor dem Weltkrieg aufgekommen sei, mehr oder weniger im Zusammenhang mit der sog. Dreadnoughtpolitik. Schon beim Panzerschiffbau haben in der politischen Öffentlichkeit Erörterungen stattgefunden, die sich zu denen der zwei letzten Jahrzehnte verhalten wie Vorlagen zu Neubearbeitungen.

[1] Über den „Anfang" und die „Jugendkultur" vgl. Pharus 1914, I: 513 ff; II: 325 ff.

[2] Zitiert in Zeitschrift für angewandte Psychologie X 150.

„Wird die ehrgeizige Nebenbuhlerschaft der Großmächte immer den Fortschritten der Zivilisation im Weg stehen? Werden wir durch übertriebene Rüstungen immerwährend das gegenseitige Mißtrauen betätigen?“ Das schrieb man nicht unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges, sondern in den Anfängen von dessen mehr als fünfzigjähriger Vorgeschichte wurden diese Worte gesprochen. Sie sind der Thronrede Kaiser Napoleons III. vom 5. November 1863 entnommen. Er bedurfte damals dringend eines Friedenskongresses, um aus der üblen Lage einen wennmöglich glorreichen Ausweg zu finden, in die er mit seiner Polenpolitik geraten war. Als Prolog zu diesem hochnötigen Friedenskongreß war ein Teil der Thronrede gedacht. Zwei Jahre vorher hatte Frankreich anders geartete Friedensvorbereitungen getroffen; in großem Stil war der Bau von Panzerschiffen in Angriff genommen worden. Darauf hat man nun solche auch in den englischen Staatsvoranschlag eingestellt, und im Hochsommer 1861 fanden die Verhandlungen darüber im Unterhaus statt. In den dabei gehaltenen Reden wie in deren Begleitmusik durch die Presse sind alle Gründe und Gegengründe, alle Klagen und Jammerkantaten laut geworden, die später oft genug gehört wurden.

So stimmte am 27. Juli beispielsweise Disraëli der Forderung zu, man dürfe nicht gestatten, daß eine andere Macht das Übergewicht zur See erlange. Allein, so fragte er, wozu ist die Diplomatie überhaupt da, wozu dient das „herzliche Einvernehmen“, wenn dieser wirtschaftlich verelendende Wettbewerb sich ständig steigert? Ein in Friedenszeiten getroffenes Abkommen über die Höchstzahl der Schiffe schien ihm der einzige Ausweg. Lindsay kam am 1. August darauf zurück. Er sieht in der gegenseitigen Steigerung kriegerischer Bereitschaft und Schlagfertigkeit eine wachsende Kriegsgefahr. Als spielte man mit scharfen Waffen. Zufälle können dann Verhängnisse heraufbeschwören. Auch er sprach sich für eine vertragsmäßig festgestellte Höchstzahl von Kriegsschiffen aus. Palmerston erwiderte, keine englische Regierung würde je Abmachungen mit dem Auslande treffen, welche der britischen Macht zu Wasser oder zu Land Grenzen zögen. Auch müßten derlei Verträge mit allen Seemächten abgeschlossen werden und wären unwirksam, wenn man sich nicht gegenseitig Kontrollrechte zuspräche, was wieder zu endlosen Zwisten Anlaß böte. Palmerston war zu sehr Realpolitiker, um das Wahrwort: „Willst du den Frieden, so bereite den Krieg vor“, den friedliebenden Mitgliedern des hohen Hauses als Trostsprüchlein darzubieten, wie das seitdem unzähligemal in allen Kammern der Welt geschah. Die alte Römerweisheit ist alles eher als ein Trostspruch für Friedensfreunde. Da man nur entweder den Krieg oder den Frieden wollen kann, im ersteren Fall jedenfalls nichts so eifrig betreiben muß als Kriegsvorbereitung, ergäbe sich aus dem angeführten Grundsatz, daß in jedem Fall und immer nichts dringlicher und wichtiger ist, als durch ständig gesteigerte Kriegsvorbereitung sich das Recht des Stärkeren zu sichern. Die französische Presse machte zu den Verhandlungen des englischen Unterhauses die herkömmlichen Randbemerkungen, erging sich in beweglichen Klagen über den „unsinnigen und ruinierenden Wettbewerb“; liberale Blätter meinten, das ganze Elend komme daher, daß in Frankreich der Liberalis-

mus noch nicht zum vollen Sieg gekommen sei. Zwischen liberalen Staaten müsse Vertrauen herrschen, dann höre nicht bloß das Wettrüsten auf, sondern auch jegliche Geheimdiplomatie, eine Weissagung, die in H. Delcassé und Genossen einwandfreie Erfüllung fand. Denkwürdig erscheint heute ein Bekenntnis, das einer der namhaftesten politischen Schriftsteller von damals, E. Forcade, im Namen Frankreichs im Jahrgang 1861 der Revue des deux mondes ablegte: „Wir haben unsern militärischen Machtmitteln eine großartige Entwicklung gegeben, wir haben seit einigen Jahren Kriege geführt, zu denen uns nichts nötigte. Was ergab sich daraus? Im Leben der andern Völker nehmen die kriegerischen Vorbereitungen den ersten Platz ein. Große und kleine, alle äffen uns nach" (1. Sept. 1861; 35, 235). Der Militarismus also eine Nachäfferei Frankreichs von seiten Europas, in der Tat ein Geständnis von erstaunlichem Gegenwartsbelang.

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Raffaels Cäcilia in neuer Auffassung.

Im Archiv für christliche Kunst (Novemberheft 1915) veröffentlichte Dr Roth einen Artikel über das weltberühmte Raffaelsche Meisterbild, der uns überraschend über den Inhalt des Gemäldes aufklärt. Der Verfasser hat als ehemaliger Domchordirektor von Rottenburg offenbar eine solche Vorliebe für dieses Bild der Patronin heiliger Musik gewonnen, daß er es zu seinem Spezialstudium erkor. Dabei konnte es ihm nicht entgehen, wie mangelhaft die bisherigen Erklärungen waren. Es fehlte die einheitliche Idee, welche die vier Begleitheiligen in innere Beziehung zur hl. Cäcilia gebracht hätte, und so blieb nichts übrig, als das Bild zu einer sog. sacra conversazione zu stempeln, wo verschiedene Heilige mehr oder weniger zusammenhanglos aus rein äußeren Gründen zu einer Gesamtdarstellung vereinigt wurden. An sich hätte der Gedanke für die damalige Zeit nichts Befremdendes, aber das ist auch gewiß, daß ceteris paribus eine einheitlich durchgeführte Idee das Kunstwerk auf eine höhere Stufe stellt.

Wenn man die so verblüffend einfache Erklärung Dr Roths liest, muß man sich füglich wundern, daß eine so naheliegende Lösung so vielen scharfen Köpfen entgehen konnte. Es ist wirklich wieder einmal das Ei des Kolumbus. Nach Dr Roth beherrscht die Reinheitsidee das ganze Bild. Caecilia Virgo ist das Hauptthema. Sie hat den Keuschheitsgürtel um den Leib geschlungen, der in seiner fast rohen Form im lebhaftesten Gegensatz zu dem Prachtgewande steht, eine zarte Anspielung auf die Worte des Breviers Cilicio Caecilia membra domabat. Was liegt darum näher, als daß auch die begleitenden Heiligen Vertreter der innocentia, der Unschuld sind? So sehen wir zur Rechten der Heiligen und auf der kirchlich bevorzugten Evangelienseite den hl. Paulus und den hl. Johannes Ev. als Vertreter der innocentia comparata, der durch Kampf erworbenen unverletzten Reinheit; zu ihrer Linken, auf der Epistelseite, den hl. Augustin[1] und die hl. Magdalena als Vertreter der innocentia

[1] Nach Rosenberg wäre der heilige Bischof nicht Augustinus, sondern St Petronius, der Schutzheilige Bolognas. Auch Kuhn läßt die Frage unentschieden. Aber das

reparata, der durch Buße wieder erworbenen Unschuld. Bezeichnenderweise wird in der Stationsmesse der hl. Cäcilia (am Mittwoch nach dem zweiten Fastensonntag) Gott als Wiederhersteller und Liebhaber der Unschuld angefleht, und mit Recht bemerkt Dr Roth, daß dieser Umstand weder Raffael noch dem Besteller des Bildes, dem Kardinal Pucci, unbekannt gewesen sein dürfte.

Die fünf Heiligen sind ganz versunken in den Gesang der Engel und lauschen auf jenes Lied, das im Himmel nur die Unschuldigen singen dürfen (Offb 14). Cäcilia selbst ist in Verzückung geraten und hat dabei unwillkürlich ihre Orgel sinken lassen, aus der sich Pfeifen loslösen. Was bedeutet auch alle menschliche Musik gegenüber der himmlischen! Zu Füßen der Heiligen liegen mehrere weltliche Instrumente verstreut, zum Teil in beschädigtem Zustande. So bildet die Reinheitsidee auch die Grundnote in dem Bilde, sofern es als Nebenthema die Patronin der Musik darstellt. Die Reinheit der Tonkunst ist in ihren drei Graden versinnbildet: profane Musik, Kirchenmusik, das apokalyptische Lied.

Die Kunstgeschichte wird Dr Roth dankbar sein müssen, daß er den dunklen Schleier abhob, der über der Hauptidee des Bildes ausgebreitet lag. In Zukunft wird nur mehr seine Erklärung in ihren wesentlichen Zügen in Betracht kommen können.

Josef Kreitmaier S. J.

Der Zug Napoleons I. nach Ägypten 1798.

Die drei größten Kriegshelden des Abendlandes haben ihre Namen in die Geschichte Ägyptens eingetragen: Alexander der Große, Cäsar und Napoleon I. Glänzenden Meteoren gleich erschienen und verschwanden sie schnell am Himmel Ägyptens, aber es genügte, seitdem ihre Person mit dem romantischen Schimmer orientalischer Märchenpracht zu umgeben. Für das Nilland selbst, ja für ganz Afrika wurde besonders der Zug Napoleons bedeutungsvoll. Das Pharaonenland wurde durch ihn in den Bannkreis europäischer Zivilisation gerückt, dadurch die spätere Erschließung des Innern Afrikas erleichtert und dessen neue Aufteilung unter die Mächte Europas im 19. Jahrhundert angebahnt. Der Weltkrieg weckt für diesen Zug Napoleons erneutes Interesse.

Es waren verschiedene Beweggründe, die 1798 zur Expedition nach Ägypten geführt haben. Napoleon holte mit diesem Plane ein altes Inventarstück französischer Weltpolitik hervor. Charles Roux (Origines de l'expédition d'Égypte, Paris 1910) weist nach, daß schon unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. die Eroberung Ägyptens und sogar die Durchstechung der Landenge von Suez mehrfach von den französischen Staatsmännern ernstlich erwogen worden sei. Dazu

---

symbolische Engelknäblein in der Rundung des Bischofsstabes, das auf die bekannte Legende vom Ausschöpfen des Meeres hinspielt, läßt es nicht zweifelhaft erscheinen, daß der hl. Augustinus gemeint ist.

ermunterte auch die Tatsache, daß Frankreich im 18. Jahrhundert in Ägypten wirtschaftlich durchaus die vorherrschende Macht war. Von der ägyptischen Einfuhr, die im Jahre 1776 rund sieben Millionen Livres betrug, entfielen auf Frankreich fast vier Millionen. Der Gedanke, amerikanische Produkte, wie Baumwolle, Indigo, Reis, Kaffee, Tabak und Zuckerrohr, durch afrikanische zu ersetzen — ein Leitmotiv der modernen Kolonialpolitik —, findet sich schon in der kolonialpolitischen Literatur am Ende des 18. Jahrhunderts.

Trotz alledem traten während der Revolutionskriege die wirtschaftlichen Aufgaben in Ägypten zurück. Die großartige, weltpolitische Lage des Nillandes wurde für das Unternehmen ausschlaggebend. Der Besitz Ägyptens bedeutete eine Verstärkung der französischen Stellung im Mittelmeer und im Orient und vielleicht die Sicherung eines Stückes ottomanischen Landes. Von Ägypten aus konnte man sodann auch England beikommen, mit dem man im Kriege lag. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts war Großbritannien die Vormacht in Ostindien. Die Beherrschung der Welthandelsstraßen nach diesem Lande wurde seitdem eine der Richtlinien der britischen Politik. Die weitaus wichtigste Station auf dem Wege nach Indien war aber die Kapkolonie. Diese befand sich in den Händen der Holländer. Da Holland damals schon keine Großmacht mehr war, fühlten sich die Engländer wenig durch sie beengt. Anders lag die Sache, wenn Holland ins Schlepptau einer europäischen Großmacht genommen wurde. Das war im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg der Fall, in dem Holland mit Frankreich verbündet war. Schon damals wurde deshalb ein englisches Geschwader 1781 beauftragt, sich des Kaplandes zu bemächtigen, damit dieses nicht den Franzosen als Stützpunkt einer gegen Indien gerichteten Expedition dienen möchte. Was für dieses Mal eine französische Flotte verhinderte, gelang den Engländern 1795; sie bemächtigten sich der Kapkolonie. Da erinnerte man sich in Frankreich, daß es noch einen andern Weg nach Ostindien gebe. Schon am 16. August 1797 schrieb Napoleon aus Mailand dem Direktorium: „Die Zeiten sind nicht mehr fern, wo wir es merken werden, daß wir, um wirklich England zu zerstören, uns Ägyptens bemächtigen müssen“ (Correspondance de Napoléon I Nr 2103). Und am 13. September 1797 schrieb er an Talleyrand: „Wenn wir gezwungen würden, im Frieden mit England die Kapkolonie abzutreten, dann müßten wir uns Ägyptens bemächtigen“ (Correspondance Nr 2195).

Der kühne Plan bot dem Ehrgeize Napoleons unermeßliche Aussichten. Bourienne gegenüber äußerte er: „Ich will hier nicht bleiben; es gibt hier nichts zu tun. Ich sehe, wenn ich hier bleibe, bin ich binnen kurzem verloren. Alles nützt sich hier ab . . ., in den Orient muß man gehen, dort ist der Ursprung aller Macht und Größe. . . . Erscheint mir der Erfolg einer Landung in England zweifelhaft, wie ich fürchte, so wird die englische, d. h. die gegen England bestimmte Armee zur orientalischen gemacht, und ich gehe nach Ägypten.“ Talleyrand gegenüber meint er, daß man mit 25 000 Mann die Expedition unternehmen könne, und er fügt den bezeichnenden Satz hinzu: „Mit Armeen wie den unsern, denen alle Religionen gleich sind, Mohammedaner, Kopten, Araber, Götzendiener,

ist uns das alles einerlei, wir würden die einen wie die andern respektieren" (Correspondance Nr 2195).

Bei Talleyrand trafen die Gedanken Napoleons auf verwandte Entwürfe. In seinem Berichte an das Direktorium schreibt Talleyrand über das ägyptische Unternehmen: „Die Eroberung Ägyptens, um es zu verheeren und dann aufzugeben, bedarf nur 12 bis 15000 Mann; will man es aber behalten, so braucht man 20 bis 25000. England ist dabei nicht zu fürchten. Unser Krieg mit dieser Macht schafft die günstigsten Umstände für die Invasion in Ägypten. Von einer bevorstehenden Landung an seinen Inseln bedroht, wird es seine Küsten nicht entblößen, um unser Unternehmen zu hindern, welches übrigens geheim bleiben muß. Dieses gewährt uns überdies die Möglichkeit, die Engländer aus Indien zu verjagen, indem man von Kairo über Suez 15000 Mann dahin sendet. Dann müßten allerdings statt 20 oder 25000 Mann 35000 in Alexandrien landen" (La Jonquière, L'expédition d'Égypte I 161 ff).

Das Direktorium beschloß auch wirklich am 5. März 1798 eine Expedition nach Ägypten auszurüsten und Bonaparte mit dem Oberbefehl zu betrauen. Die Hauptquellen für die Geschichte dieses Zuges nach Ägypten sind die Correspondance de Napoléon I, sowie La Jonquière, L'expédition d'Égypte. Danach verliefen die militärischen Vorgänge, in gedrängter Kürze dargestellt, folgendermaßen:

Am 19. Mai 1798 stach Napoleon aus dem Hafen von Toulon in See. Noch vor der Abfahrt hatte er die Warnung erhalten, ein englisches Geschwader sei bei der Insel Minorca gesehen worden. Er schenkte der unbestimmten Aussage wenig Glauben und vereinigte sich auch, ohne ein Hindernis zu erfahren, mit den Divisionen aus Genua, Ajaccio und Civita Vecchia. Er hatte damit eine Armada von 15 Linienschiffen, 14 Fregatten, 72 kleineren Kriegsfahrzeugen und über 400 Transportschiffen mit den Landtruppen und deren Kriegsmaterial.

Ohne von einer englischen Flotte im Mittelmeer etwas zu bemerken, kam er an die Insel Malta. Und doch hatte Unteradmiral Nelson am 17. Mai im Golf von Lyon unweit von Toulon auf der Lauer gelegen. Er hätte die auslaufende französische Armada unfehlbar bemerken müssen, wenn ihn nicht ein Unwetter am 20. Mai bis an die Südspitze Sardiniens verschlagen hätte, wo er eine Woche mit der Ausbesserung seines stark beschädigten Flaggenschiffes verlor. Nachher fand Nelson in Toulon das Nest leer. In Neapel wollte er nun die Spuren des Gegners erkunden. Napoleon war auf diese Weise unangefochten und ohne Ahnung von der heraufsteigenden Gefahr nach Malta gelangt. Hier hatte er seit Herbst 1797 der offenen Gewalt die Arbeit der Wühlerei und des Verrates vorausgehen lassen, und die Insel wurde nun fast ohne Widerstand an Frankreich abgetreten, die Herrschaft der Johanniter ging zugrunde.

Von Malta richtete die Flotte ihren Lauf nach Kandia, unterwegs empfing sie in bestimmter Weise die Bestätigung von dem Dasein eines englischen Geschwaders im Mittelmeer. Unbehelligt fuhr man an Kandia vorüber. Eine

Fregatte eilte nach Alexandria voraus, um Erkundigungen einzuziehen. Sie brachte die Nachricht, daß Nelson mit 14 Linienschiffen die Franzosen hier vergeblich aufgesucht und sich dann nach Nordosten entfernt habe. Durch beispielloses Glück war also Bonapartes Flotte zweimal den Engländern entschlüpft. Als Nelson nämlich Ägypten als das Ziel der Franzosen erkannt hatte, eilte er in rascher Fahrt Alexandrien zu; während der Nacht war er an der französischen Flotte vorbeigefahren, ohne sie zu bemerken, und kam drei Tage vor ihr in Alexandrien an. Hier fand er natürlich noch alles in tiefstem Frieden und gab in brennender Hast sofort den Befehl zur Weiterfahrt nach Syrien.

Peinlich aber war für Napoleon die Gewißheit, daß es mit der Sicherheit des Meeres vorbei sei, dieser wesentlichsten Bedingung der ganzen Expedition. Schleunigst wurde am 1. Juli die Ausschiffung der Truppen in Alexandrien vollzogen und unter einer großen Metzelei die Stadt unterworfen. So rasch als möglich wollte Napoleon nun Kairo erobern und mit dem Sturze der Mamelukenherrschaft sich des ganzen Landes bemächtigen. Er schilderte in einer Proklamation an das ägyptische Volk die Tyrannei seiner bisherigen Herren, der Mameluken, und bezeichnend für seinen damaligen religiösen Standpunkt nennt er sich Verehrer Gottes, des Propheten und des Alkoran, den Zerstörer des Papsttums und des Johanniterordens. Schon vor der Landung in Alexandrien, am 28. Juni, ermahnt der Armeebefehl, den Napoleon auf seinem Flaggenschiff „Orient" am 22. Juni abgefaßt hatte, seine Soldaten: „Die Völker, mit denen wir nun zu leben haben, sind Mohammedaner; ihr erster Glaubensartikel lautet: Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Widersprecht ihnen nicht, verfahrt mit ihnen, wie wir mit den Juden und Italienern verfahren sind; habt für ihre Muftis und Imams die gleiche Achtung, die ihr für Rabbiner und Bischöfe gehabt habt. Zeigt für ihre Zeremonien, die der Koran vorschreibt, für die Moscheen die gleiche Duldung, die ihr für Klöster und Synagogen, für die christliche und mosaische Religion bewiesen habt" (Correspondance Nr 2710).

Aber unter den ägyptischen Fellahs fehlte es an jeder Voraussetzung für den Erfolg solcher Künste. Die Urbevölkerung, die Kopten, waren durch langen Druck abgestumpft und teilnahmslos, die arabische Bevölkerung aber trotz aller brutalen Willkür ihrer Landesherren nicht geneigt, auf die Lockungen des Fremden zu hören und sich mit den Christen gegen den Muselmann zu verbinden. Die wirklichen Herren des Landes waren die Mameluken. Ihre kriegerische Macht betrug etwa 8000 Mann. Napoleon konnte ihnen 24 000 Franzosen entgegenstellen; ihre Besiegung war also keine große Ruhmestat. Aber andere Anstrengungen und Entbehrungen fanden die Soldaten genug: Märsche bei glühender Sonnenhitze durch tiefe Sandwüsten, Mangel an Wasser, Armut und Schmutz in den Hütten der stumpfen Einwohner und, was der französische Soldat so schwer trägt, Entbehrung des Brotes.

Endlich kamen die Pyramiden in Sicht, und am 21. Juli standen die Franzosen, fünf Stunden von Kairo entfernt, der gesamten Macht der Mameluken

gegenüber. Diese wurden unterstützt durch ein ungeübtes, schlecht bewaffnetes Gesindel. Ein leichter und rasch beendeter Kampf genügte, dessen Lager zu ersteigen und die Besatzung auseinanderzustäuben. Was nicht den französischen Kugeln erlag, fand seinen Tod in den Wellen des Nils. Die beiderseitigen Verluste waren 50 Tote auf französischer und 2000 auf ägyptischer Seite. Triumphierend zogen die Franzosen in Kairo ein. Man hoffte, in einer Stadt von 300 000 Einwohnern die längst erwartete orientalische Pracht und Schwelgerei zu finden. Eine neue Enttäuschung. Außer dem Quartier der Mameluken mit stattlichen Häusern nur schmutzige Erdhütten, von Wohlleben war keine Rede, nicht einmal Brot und Wein gab es.

Lärmende Äußerungen des Verdrusses bei Offizieren und Mannschaften und unzählige Entlassungsgesuche peinigten Napoleon, der mit den dringendsten Geschäften der Landesverwaltung und der Herbeischaffung von Lebensmitteln überhäuft war. Auch drückte ihn das Ausbleiben aller Nachrichten von Paris, und nun machten sich die Mameluken auch wieder in lästiger Weise bemerkbar. Da traf die erschütternde Nachricht ein, daß die französische Flotte von den Engländern gänzlich vernichtet worden sei. Bei Abukir hatten Nelson und die Seinen einen bisher unerhörten Erfolg im Seekampf erzielt; der Gegner war gänzlich vernichtet. Zwei Linienschiffe und zwei kleinere französische Fahrzeuge waren verbrannt, eine Fregatte versenkt, neun Linienschiffe und zwei Fregatten genommen. Nur mit zwei Linienschiffen und zwei Fregatten war Admiral Villeneux entkommen; 5200 Franzosen hatten den Tod gefunden, 3000 waren gefangen, während die Engländer nur 900 Tote und Verwundete hatten. Das stolze Gebäude aller bisherigen Entwürfe und Erfolge Napoleons war zertrümmert, auf den Glanz seines Namens war ein Schatten gefallen, das ägyptische Heer schien hoffnungslos blockiert, ohne Verbindung mit dem Mutterlande, abgeschnitten von Verstärkungen. Es erlitt täglich Verluste an Menschen und Material durch Gefechte und Krankheiten.

Zwar verzweifelte Napoleon nicht sogleich an der Rettung der Kolonie. Zwei Monate nach Abukir, am 7. Oktober 1798, entwickelte er dem Direktorium Pläne zu seiner Rettung, stellte ihm aber auch anheim, falls es nicht wirksame Hilfe senden könne, die Räumung Ägyptens zum Preise eines günstigen Friedens mit England zu machen; übrigens gedenke er, wenn die Organisation der Kolonie einigermaßen vorgerückt sei, nach Frankreich zurückzukehren, besonders wenn der Friede Europas bedroht sein sollte.

Lange blieben sowohl Berichte als Verstärkungen aus. Ägypten war unterdessen fast ganz im militärischen Besitz des Eroberers. Aber seine drückenden Maßnahmen verursachten noch einmal eine allgemeine Erhebung. Französische Kriegstüchtigkeit und Bewaffnung errangen jedoch bald wieder die Oberhand über die ungeordneten Schwärme der Feinde. Nun folgte Befehl auf Befehl an seine Offiziere, ein Exempel zu statuieren, d. h. eine Anzahl Köpfe abzuschlagen, einige Dörfer zu verbrennen, einen Beduinenstamm mit Stumpf und Stil auszurotten.

Immer mehr setzte sich in Napoleon auch die Vorstellung fest, daß ein besonderes Fatum über ihm walte. Er läßt das dem ägyptischen Volke verkünden und nennt sich geradezu allwissend. „Ich könnte Rechenschaft von den geheimsten Gedanken eines jeden fordern, denn ich weiß alles."

Ende Dezember 1798 machte Napoleon einen Ausflug nach Suez und ging den Spuren des alten Kanals nach. Da traf ihn die Nachricht, daß eine von Djezzar Pascha abgesandte Schar von Syrien durch die Wüste nach Ägypten eingedrungen sei. Damit hatte er die Gewißheit, daß die Pforte an Frankreich den Krieg erklärt hatte. Seiner Gewohnheit entsprechend war sein Entschluß sofort gefaßt, den Gegner im eigenen Lande, in Syrien, anzugreifen. Dieser Zug nach Syrien führte noch zu einigen glänzenden Erfolgen, so zur Einnahme von Jafa, bei der sich Napoleon allerdings durch eine schändliche Bluttat entehrte. 3000 Mann der Besatzung, die sich ergeben hatten, ließ er am Meeresufer gruppenweise erschießen. Es folgte der Sieg über Ibrahim am Tabor. Aber der Mißerfolg vor Akka verdarb alles wieder. „Wenn ich Acre (Akka) nehme", hatte er zu seiner Umgebung gesagt, „so verwandle ich das Bild der Welt." Jedoch diese Entwicklung von Riesenplänen hatte nur den Zweck, seine Umgebung zu blenden, die Kleinmütigkeit seiner Offiziere und seine eigene Aufregung zu bannen, in Wirklichkeit sollte ihm der Sieg vor Acre eine günstige Möglichkeit zur Rückkehr nach Ägypten und Europa verschaffen. Aber die Eroberung gelang nicht; mit einem Verluste von 4000 Mann kehrte das erschöpfte Heer auf ägyptischen Boden zurück.

Wenige Wochen nach Bonapartes Rückkehr, Mitte Juli 1799, landeten 20000 Türken unter Mustafa Pascha in Abukir, von der englischen Flotte gedeckt. Am 25. Juli wurden sie von 8000 Franzosen gänzlich besiegt. Mit Recht konnte Napoleon im Tagesbefehl seinen Soldaten zurufen, daß der für Frankreich verhängnisvolle Name Abukir nun zu einem Titel des Ruhmes geworden sei.

Damit schloß die ägyptische Laufbahn Napoleons ab; der Weg zur Rückkehr nach Europa war glänzend wieder eröffnet. Auch Nachrichten aus der Heimat trieben ihn zur Abfahrt. Mit einem Gefolge von 500 Personen wurde sie auf zwei vom Vorjahre geretteten Fregatten bewerkstelligt.

Der Oberbefehl über die zurückgebliebene Armee ging auf Kleber über. Die französische Besatzungsarmee wurde schließlich am 30. August 1801 von den vereinigten Engländern und Türken zur Übergabe genötigt, und im Frieden von Amiens 1802 mußte Frankreich endgültig auf Ägypten verzichten. Das ägyptische Unternehmen Frankreichs war an der Überlegenheit der englischen Seemacht gescheitert.

Napoleons Regierung in Ägypten ist wohl der erste Versuch einer systematischen Verwaltung eines orientalischen Landes durch eine europäische Macht. Ein kurzer Blick auf die kolonialpolitische Seite des Unternehmens ist darum lehrreich. Wohl war es bei der kurzen Zeit und unter den schwierigen Verhältnissen der Besitzergreifung Ägyptens nicht möglich, ein kolonialpolitisches Pro-

gramm glatt durchzuführen. Aber seine tatsächlichen Maßnahmen werden ergänzt durch das kolonialpolitische Programm, das er auf St Helena entworfen und in seiner Campagne d'Égypte et de Syree niedergelegt hat, und das er unter andern Umständen in Ägypten wohl ausgeführt hätte. Drei Züge kennzeichnen sein System: 1. die Schonung der Sitten, Gebräuche und besonders der religiösen Anschauungen der Eingebornen; 2. die Fürsorge für die wirtschaftliche Hebung des Landes; 3. die wissenschaftliche Erforschung desselben sowohl nach der geschichtlichen als nach der naturwissenschaftlichen Seite hin.

Während die früheren Eroberungen der Europäer in Afrika seit Heinrich dem Seefahrer im Zeichen der Kreuzzugsidee standen, verzichtete Napoleon auf jede religiöse Propaganda. Einige seiner Äußerungen, die das bestätigen, haben wir oben schon angeführt. Ausdrücklich versichert er den Muftis und Scheiks von Alexandrien, er werde niemals irgend jemanden zwingen, seine Religion zu ändern, noch jemals irgend eine Neuerung in den religiösen Bräuchen einführen wollen. Dem Volke von Kairo beteuert er, daß er die Religion des Propheten liebe. Er verbietet den Franzosen strenge, die Moscheen zu betreten, und garantiert den frommen Stiftungen ihr Eigentum (Corresp. Nr. 2818 2902 3148). Wie einst Alexander d. Gr. in Asien persische Gewänder trug, so suchte auch Napoleon sich volkstümliches Ansehen zu erwerben, indem er im Burnus der Nilfeier beiwohnte.

Ebenso sollten die Sitten und Rechtsanschauungen der Eingebornen geachtet werden. Das Land sollte durch Eingeborne, natürlich unter Aufsicht der Europäer, regiert werden. Mit der Einziehung der Steuern wurde in jeder Provinz ein Eingeborner betraut, der den Titel Intendant führte, dem ein französischer Agent zur Seite gestellt wurde. Die Gerichtsbarkeit sollte wie in der Vergangenheit gepflegt werden (Corresp. Nr 2837 2858 2902). Zu den Verwaltungsgrundsätzen Napoleons gehörte ferner die Bevorzugung der Aristokratie, insbesondere der geistlichen Würdenträger und — ebenso wie heute in Britisch-Indien — das Ausspielen der verschiedenen Klassen und Rassen gegeneinander.

Nach der wirtschaftlichen Seite betrachtete Napoleon Ägypten unter zwei Gesichtspunkten. Es sollte 1. Kolonialwaren, wie Zucker, Baumwolle, Reis, Indigo, liefern, und 2. der Mittelpunkt des europäisch-indischen Handels werden. Als Mittel zum ersten Zweck war ins Auge gefaßt Verbesserung und Erweiterung des Bewässerungssystems, Austrocknung der Sümpfe und Reform der Agrarverfassung. Ferner waren Einwanderungen aus Vorderasien, Griechenland, Frankreich, Italien, Polen und Deutschland ins Auge gefaßt. In der in Toulon gehaltenen Ansprache verhieß er jedem Soldaten sechs Morgen Land. Dem zweiten Zweck sollte die Durchstechung der Landenge von Suez dienen.

Napoleon erkannte, daß die Voraussetzung jeder gesunden Kolonialpolitik eine möglichst genaue Kenntnis der natürlichen Beschaffenheit des zu kolonisierenden Landes, der Geschichte, des Rechtes und der Sitten seiner Bewohner ist. Kurz nach der Eroberung, am 22. August 1798, gründete er darum das Institut d'Égypte mit der Aufgabe, Bildung in Ägypten zu verbreiten: Le progrès

et la propagation des lumières, die Geschichte sowohl als die physikalischen und ökonomischen Bedingungen des Landes zu erforschen und der Regierung Rat zu erteilen. Das Institut zerfiel dementsprechend in eine mathematische, eine physikalische, eine volkswirtschaftliche und eine historisch-archäologische Sektion. Und besonders auf dem wissenschaftlichen Gebiete sind die Fernwirkungen der Expedition Napoleons ganz außerordentliche geworden. Seit der Auffindung des Steins von Rosette im August 1799 wetteifern alle Kulturnationen, die antiquarischen Schätze Ägyptens zu erforschen.

Alfred Gökel S. J.



Begründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Wird das humanistische Gymnasium durch den Weltkrieg entwertet?

In einer nie erhörten Großartigkeit und Gewalt ist der ideale Sinn des deutschen Volkes in dem gegenwärtigen Weltkriege zum Ausdruck gekommen. Begeisterung für die höchsten Güter der Nation, Einheit aller Stämme, Treue aller Herzen, Anspannung aller Kräfte, Opferwilligkeit und Starkmut, Gottvertrauen und Zuversicht in die ewige Gerechtigkeit klangen und klingen noch immer zusammen in einen überwältigenden Schlachtenchor, daß die ganze Menschheit staunend aufhorcht. Aus den brausenden Tonwellen schallen hell vernehmlich die Stimmen des studierenden Jungdeutschlands, der Akademiker und nicht zum wenigsten auch die der zahlreichen Abiturienten und Schüler aus den obersten Klassen des Gymnasiums. Mit welcher Entschlossenheit und Freudigkeit eilten sie zu den Fahnen, stürmten in die Feuerlinien oder hielten die beschwerliche Wacht in den winterlichen Schützengräben! Zu Hunderten sanken die einen in den Tod für das Vaterland und ertrugen die andern den Schmerz gräßlicher Verwundungen. Ein Oberlehrer, Dr Niedlich, Leutnant d. R., schreibt („Tag" 10. Nov. 1915, Nr 264): „Mich hat jedenfalls von allen Kriegserlebnissen keines in seiner Erhabenheit und Tragik mehr erschüttert als dieses: unsere Akademiker und Schüler in den Tod stürmend mit ‚Deutschland, Deutschland über alles'." Eine andere Stelle lautet: „Die Grabmäler dort bei Dixmuiden sind Ehrenmale deutscher Jugend und — deutscher Schule." Kann man noch fragen, ob die Schule diese jugendlichen Kämpfer weniger brauchbar und hingebend für die große Sache gemacht hat? — Durch die gleiche Schule sind vielfach die Väter jener jungen Leute gegangen und haben als Offiziere mit vorbildlichem Todesmute ihre Abteilungen geführt, während andere daheim ihre höhere Bildung in den Dienst hervorragender Hilfstätigkeiten stellten.

Keinem von all den Braven, die irgendwie zu den herrlichen Erfolgen der Heere beigetragen haben, soll sein Verdienst verkümmert werden. Mit Recht ist von Schulrat Dr Weber in Ulm in einem Vortrage bemerkt worden: „Auch der gemeine Mann aus der Volksschule hat sich im Kriege

als ein in seiner Art gebildeter, vor allem als ein durchaus geschickter und verständiger Mann bewährt.“ So dürfen also wohl auch die höheren Schulen, aus denen ein so großer Prozentsatz militärisch tüchtiger Kräfte hervorgegangen ist, des Dankes und der Anerkennung der Nation sicher sein.

Sonderbar muß es nun berühren, daß gleichwohl schon inmitten der Kriegswirren sich bald mehr bald minder laute Rufe erheben, welche auf Beseitigung der humanistischen Gymnasien drängen. Das Auffallende ist, daß die Reihen der Gegner, die seit langem den Kampf gegen den Klassizismus führten, sogar aus dem Lager der Philologen und Schulmänner Verstärkung erhielten. So schreibt Gymnasialdirektor Dr Heeren aus Bückeburg, zurzeit Oberleutnant d. R., aus dem Schützengraben vor Reims 21. März 1915: „Das Zeitalter des Klassizismus ist jetzt endgültig vorbei, und eine neue Zeit stellt andere Ideale auf. Jetzt noch an der Herrschaft des Klassizismus in der Schule festhalten, heißt das Gymnasium, wenn man es noch eine Weile retten kann, dem Verdorren preisgeben.“ Ein freiwilliges, offenes Bekenntnis dieser Art seitens der eigenen treuesten Anhänger möge dem Gymnasium ein „ehrenvolles Sterben“ bereiten. Latein soll nur als Wahlfach in den drei oberen Klassen für „vereinzelte Liebhaber“ gelehrt werden, Griechisch gehört auf die Universität (Monatschrift für höhere Schulen, XIV [1915] 229 ff). Geheimrat Dr Matthias erkennt in den Vorschlägen Heerens „ein Zeichen der Zeit“ und „Anregung für den kommenden Frieden“ (a. a. O.). Wir müssen es gestehen. Die Geschehnisse in unsern Tagen, wo „Mars die Stunde regiert“, werfen einen riesigen Schatten in die Geister, daß alle andern Werte der Kultur verdunkelt zu werden drohen. Läßt sich doch sofort ein anderer Lehrer, Professor Budde, in einem Artikel „Kriegstat und Schulkrieg“ („Tag“ 10. Nov. 1915, Nr 264) vernehmen: „Nicht aus dem Griechentum und Römertum, dem wir bislang an den höheren Schulen den größten Teil der Zeit opfern, ist dieser Geist (des heldenhaften Ringens) geboren, sondern aus dem Deutschtum. . . .“ Heeren rät dem Gymnasium zu einem rechtzeitigen Selbstmord, Budde ergeht sich in ungemessener Hoffnung, was dann erst erreicht werden könnte, wenn durch Beschränkung des fremdsprachlichen Unterrichts deutsche Kultur pädagogisch wirklich ausgenützt würde, da schon jetzt, bei der bescheidenen Stellung des Deutschtums in den Schulen, so wunderbare Wirkungen erzielt worden sind.

An energischem Widerspruche gegen solche und ähnliche Auslassungen hat es natürlich nicht gefehlt. Gerade aus dem Felde, ebenfalls aus

den Schützengräben, erfolgte zielbewußte Abwehr. Oberlehrer Dr Niedlich ist zugleich mit seinen „Mitkämpfern" zur Ansicht gelangt: „Der Krämergeist, der aufs Praktische gerichtete Geist ist es gerade, was den Engländern eignet, — und der hat versagt, während die Imponderabilien des deutschen Heeres gesiegt haben.... Bei uns siegte der Idealismus.... Sollen wir also vom Unterliegenden eintauschen, was ihn zum Unterliegenden machte?" („Tag" 10. Nov. 1915, Nr 264; vgl. im selben Sinne Prof. Zergiebel a. a. O. 7. Okt., Nr 235, H. Rave in der „Monatsschrift f. höh. Schulen" XIV [1915] 404 ff, und insbesondere Cauer in den „Neuen Jahrbüchern" XVIII [1915] 433—459; ebd. C. Reuter über Heerens Vorschläge usw.). Eine wahre Flut von Reformvorschlägen will zwar nicht geradezu das Gymnasium aufgehoben wissen, versucht aber so kühn und widerspruchsvoll daran zu bessern, daß sein Bestand auch von dieser Seite erschüttert erscheint. So z. B. hat Hans Vollmer „ein Zukunftsbild der höheren deutschen Schule" — „Zehnstufige höhere Einheitsanstalt mit Vorschule zu Hamburg. Bericht über das Schuljahr 1926/27" — entworfen und mit einer genauen Tabelle der Stundenverteilung begleitet („Monatsschrift f. höh. Schulen" XIV [1915] 498—510). Wir überlassen es dem Leser, in diese „Einheitsschule" sich hineinzufinden. Um desgleichen von andern Vorschlägen, die bald den Geschichtsunterricht, bald das Deutsche, bald Mathematik und Physik usw. in den Mittelpunkt des Gymnasiums gestellt wissen wollen, abzusehen, begnügen wir uns mit dem Hinweis auf die bedeutsame „Kundgebung von Freunden des humanistischen Gymnasiums", welche am 19. September 1915 in Berlin beschlossen wurde, um zu den neuerlich erfolgten Angriffen auf das humanistische Gymnasium Stellung zu nehmen. „Es im Augenblick höchsten nationalen Erhebens zu beseitigen oder in seiner Wirksamkeit auch nur zu beschränken, ließe sich nur dann rechtfertigen, wenn die von ihm ins Feld gesandte Jugend körperlich, sittlich, geistig oder gar in vaterländischer Denkweise versagt hätte und die in der Antike liegenden Bildungswerte auf anderem Wege völlig ersetzt werden könnten. Den Beweis hierfür sind die Gegner des Gymnasiums bisher schuldig geblieben und werden ihn auch fernerhin schuldig bleiben müssen. Letzten Endes wird der gegenwärtige Krieg um die deutschnationale Kultur geführt, die ihren besondern Einschlag der Antike verdankt. Wer auf Verkümmerung oder Vernichtung des humanistischen Gymnasiums hinwirkt, raubt ihr eine ihrer wesentlichen Lebensbedingungen." So der zweite und dritte Leitsatz der Kund-

gebung, die an die klassische Fassung der Erlanger Beschlüsse von 1851 erinnert [1].

Man hat von einer „Feuerprobe" des Gymnasiums in dieser Zeit gesprochen. Angesichts der vielen besonnenen, erfahrenen und von Liebe zur Jugend, zum Vaterland und zur deutschen Kultur erfüllten Männer, die immer noch für das Gymnasium eintreten, darf man hoffen, daß es den Feuerangriff besteht. Mag auch noch so lärmend von „Handfertigkeit", „Sinnenfestigkeit", „körperlicher Ertüchtigung", ja sogar von „Holz- und Metallbereitung", „Materialkenntnis", „Schuhwerkstatt", „Feldpionierdienst" u. dgl. gesprochen werden, der ganze bisherige altklassische Schulbetrieb darf nicht mit einem Male hinweggefegt werden. Er ist der Nährboden, aus dem die streitbare und sieghafte Generation von 1870/71 ebensogut wie die gegenwärtige so reiche ideale Kraft gesogen hat. Oder wollte man vergessen, wie das deutsche Volk mit der Gottesgabe seines tiefen Gemütes, seines in die Tiefe arbeitenden Verstandes und seines sinnigen Phantasielebens unmöglich eine Verarmung des Geistes ertragen würde, die aus der einseitigen Betonung des Materiell-Technischen entstehen müßte? Darf man ihm bei seiner Empfänglichkeit für jegliche intellektuelle und ethische Anregung jene befruchtenden Zuflüsse aus fremden Kulturkreisen absperren, die seinen eigenen häuslichen Reichtum noch verfeinern und steigern helfen? „Militarismus" schelten die auswärtigen Feinde das schlagfertig organisierte und willensmächtige Wesen des Reiches. Keine bessere Art der Widerlegung, als durch die Tat zu zeigen, daß die deutschen Stämme weit davon entfernt sind, gleich bildungsarmen Lazedämoniern ganz und gar im Waffenhandwerk aufzugehen! Die edle Fülle geistiger Bildung soll vielmehr den Beweis liefern, daß die Deutschen in der Völkerfamilie auch für Erwerbung der höchsten Kulturgüter Führer und Lehrer sein können und das Germania docet erst recht verwirklichen werden [2].

Um etwas näher auf die heißumstrittene Frage über den Wert „humanistischer Bildung" und die Berechtigung ihres ferneren Daseins einzugehen, sei zunächst ein kurzes Wort über „Bildung" überhaupt gestattet. Der Begriff „Bildung" ist ein wahrer Proteus, und das „Bildungsideal" schil-

---

[1] Paulsen, Gesch. d. gelehrten Unterrichtes II² 491 ff.

[2] Vgl. das Ideal des „Bildungsherdes für Hellas", das Perikles in der von Thukydides geformten Rede auf die Gefallenen entwirft (2, 35 ff).

lert in allen möglichen Farben[1]. Immerhin wird man als wesentliche Züge einer wahren „höheren Bildung“ folgende gelten lassen: ein logisch geschultes Denkvermögen, ästhetisch entwickeltes Empfinden, sittlich-ernstes Streben und festbestimmtes Wollen nach klaren, zielsichern Grundsätzen. All dieses muß harmonisch ausgeglichen sein mit den Anforderungen des beruflichen höheren Standes und den edlen Formen des Verkehrs in der sozialen Umgebung. Die sichere Grundlage des Ganzen aber ruht in der tiefen und unerschütterlichen Religiosität des Menschen. So ergibt sich eine innere und auch im äußeren Widerschein der Persönlichkeit erkennbare Gestaltung, Bestimmtheit und Vornehmheit als Inbegriff geeigneter Einsichten, Kenntnisse, Fertigkeiten und Gewöhnungen, deren Erwerb den breiten Volksmassen nicht möglich ist, deren Besitz daher den Inhabern eine führende Rolle im Leben zuweist. Man kann von einer allgemeinen höheren Bildung in dem Sinne sprechen, daß die Träger der höheren Bildung, d. i. die „Gebildeten“, trotz verschiedener Abstufungen und Begrenztheiten des Bildungsinhaltes, eine Reihe grundlegender, ineinander übergreifender und gemeinsamer Bildungselemente sich zu eigen gemacht haben. Je stärker aber die idealen Werte im Bildungstypus zur Geltung kommen, desto höher liegen die Bildungsstufen, wenn anders man das Ideale höher stellen will als das Materielle.

Wir sind hiermit bei der klassischen oder humanistischen Bildung angelangt und haben die weitere Frage zu stellen: Was ist es eigentlich um die klassische Bildung, die der vaterländischen Jugend an den Gymnasien vermittelt wird? Sind die Gymnasien auch in der Zukunft beizubehalten? Müssen unter dem wuchtenden Drucke der augenblicklichen Wirklichkeit nicht die unmittelbar praktischen Bildungsinteressen ein derartiges Übergewicht erlangen, daß die idealen Seiten der Bildungsarbeit mehr und mehr schwinden?

I.

Wir können nur wiederholen, was bereits in der oben erwähnten Kundgebung von Berlin ausgesprochen ist, daß eine Verkümmerung oder Vernichtung des Gymnasiums soviel bedeutet als der deutsch-nationalen Kultur eine ihrer wesentlichen Lebensbedingungen rauben. Weil das Gymnasium

---

[1] Vgl. Hauber in der Enzyklopädie von Schmid I[2] 701 ff; Paulsen in der Enzyklopädie von Rein I 658 ff; O. Willmann, Didaktik als Bildungslehre[4] 314 ff; W. Jerusalem, Aufgaben des Lehrers an höheren Schulen[2] 29 ff, Baumeister, Handbuch der Erziehungslehre II[2] 14 f.

auch „dem Gesetz der Entwicklung" unterliegt, so darf es sich neuen Erkenntnissen und neuen Forderungen allerdings nicht verschließen. „Aber seine Wesensart, das Zurückgehen auf die antiken Quellen unserer Kultur, muß gewahrt bleiben" (Vierter Leitsatz). Im Einklang damit denken wir uns das humanistische Gymnasium als die Anstalt, an welcher eine Schar geistig begabter Knaben und Jünglinge nebst anderem in die klassische Altertumskunde eingeführt wird, um durch Erlernung der beiden alten Kultursprachen sowie durch sprach- und sachgerechte Lektüre der antiken Klassiker eine höhere Geistesbildung zu erwerben. Man wird uns nicht mißverstehen und etwa eine einseitige, ausschließliche Bevorzugung der genannten Fächer uns zum Vorwurf machen. Der Humanismus der Renaissance und auch der von Wolf und W. v. Humboldt inaugurierte Neuhumanismus ist ja längst dahingegangen; der übertriebene Grammatikalismus der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat ebenfalls sein verdientes Ende gefunden. Unser heutiges Gymnasium ist nach historischen Gesichtspunkten und nach real-praktischen Anforderungen des Lebens orientiert. Daher sehen wir in den Kreis seiner Lehrgegenstände neben den alten Sprachen eine stattliche Reihe anderer Fächer mitaufgenommen, allen voran die eigene Muttersprache und deutsche Nationalliteratur, dann die eine oder andere moderne Fremdsprache, eine weit ausgreifende Welt- und Vaterlandsgeschichte nebst Geographie, Naturgeschichte, Physik, Mathematik in recht erklecklichem Umfange. Religionslehre ist selbstverständlich nicht um ihre Ehrenstellung gekommen. Daneben hat aber auch die körperliche Ausbildung durch Turnunterricht und sportliche Übungen am Gymnasium erhöhte Berücksichtigung gefunden. Endlich bleibt den künstlerischen Bestrebungen in Zeichnen, Musik und Gesang nach wie vor die Türe des Gymnasiums weit genug geöffnet.

Ein solcher Reichtum an Bildungsstoffen, eine so große Mannigfaltigkeit der Bildungsinteressen, eine so sorgsame Abzweckung auf persönliche Bildungshöhe und soziale Lebenstüchtigkeit sichern dem modernen Gymnasium sein gutes Recht auf weitere Existenz inmitten der zahlreichen andern Mittelschulen. Man hält uns vielleicht entgegen: Warum soll gerade das humanistische Gymnasium das Eldorado einer höheren Bildung sein? Können wir unsere Jugend nicht auf kürzeren Wegen und auf weniger dornvollen Pfaden auf eine lichte Höhe wahrer Humanität emporführen, wobei wir den eingesparten Überschuß an Kraft und Zeit der jungen Leute auf Aneignung unmittelbar brauchbarer und notwendiger Kenntnisse verwenden dürfen?

Lassen wir zunächst jedem die Möglichkeit und die freie Wahl des ihm passenden Lebensstandes. Wo sich im jungen Menschen mehr ein Sinn und Trieb für das Konkrete und Reale, das Praktische und Geschäftliche bemerkbar macht, weise man ihn auf die wohl organisierten Anstalten, an denen die naturgeschichtlichen, mathematischen, technischen Fächer den Schwerpunkt des Unterrichtes bilden. Verrät hingegen der Junge eine Begabung für die sog. Geisteswissenschaften, Sprachen und Literaturkunde, Geschichte, Philosophie, so folge er der Einladung des humanistischen Gymnasiums, das eben solche Veranlagung auszubilden und für die entsprechenden Berufe: Theologie, Lehrtätigkeit, Jurisprudenz, Philosophie, vorzubereiten imstande ist. Es sei uns ferne, den Bildungswert zu verkennen, welchen Realgymnasien, Realschulen, technologische Institute, höhere Handelsschulen usw. ihren Schülern zu bieten die Aufgabe haben. Mögen Lehrer und Schüler ihrer tüchtigen Leistungen recht froh werden und sie zu eigenem und der Mitmenschen Förderung aufs beste nützen. Non omnibus idem!

Warum lassen wir aber nicht von der Eigenart und der Sonderstellung der humanistischen Gymnasien? Zweierlei läßt sich darauf antworten. Der durch sie erzielte Gewinn bildet an sich schon eine kostbare Errungenschaft, eine edle Blüte der geistigen, ethischen und ästhetischen Persönlichkeitsbildung, dann aber auch eine durch kein anderes Element ersetzbare Vorbereitung für die oben erwähnten Berufe von mehr ideellem Charakter, die mit unserem Kulturleben aufs innigste verflochten sind, ja seine höchste Spitze bilden. Um nicht breit zu wiederholen, was von berufenen Meistern und Männern der Schule schon oft genug und aufs trefflichste gesagt worden ist, was aber immer von neuem Beherzigung verdient, fassen wir unsere kurzen Andeutungen, um die Frage zu beantworten, in zwei Gruppen zusammen.

Der bezeichnete ideale, in bestimmter Hinsicht überragende Wert der humanistischen Bildung beruht darauf, daß sie eine vorzügliche formale Schulung des Geistes von je gewesen ist und immer bleiben wird, und daß sie weiterhin einen nicht hoch genug zu schätzenden positiven Gewinn an Kenntnissen, Anschauungen und Wertungen der Innen- und Umwelt, der Vergangenheit und Gegenwart erschließt, der für bestimmte höhere Fachbildung grundlegende Bedeutung hat.

II.

„Formale Bildung!" Wie oft haben sich manche Kreise über dieses Schiboleth der Philologen schon lustig gemacht und ihren Spott

darüber ausgegossen! Und doch bleiben wir dabei: formale Bildung im rechten Sinn, nicht als „Verbalismus", „Ciceronianismus", „Grammatikalismus" u. dgl. verstanden, bedeutet etwas überaus Wertvolles, das aus den Klassen des Gymnasiums mit nach Hause getragen wird. Der altklassische Sprachunterricht bildet vor allem eine unübertreffliche Palästra des richtigen Denkens. Das Studium moderner Sprachen übt ja selbstverständlich auch das Denken; ebenso können andere Fächer, insbesondere Mathematik, nur mit stets geübtem Denken gepflegt werden. Aber es ist die Eigennatur der beiden antiken Sprachen, daß sie einem uns ferner liegenden, vornehmen, urwüchsigen und abgeschlossenen Kulturkreise entsprungen sind. In ihrer Frische und Ursprünglichkeit, ihrer Einfachheit, Naivität und Offenherzigkeit, ihrer individuellen Gegenständlichkeit und ungebrochenen Erfassung, Schauung und Formgebung der Objekte spiegeln sie das Menschenleben in unerreichter Natürlichkeit und Treue wider. Das Abgeschliffene, Verblaßte und Formelhafte moderner Sprachen ist ihnen fremd. Welcher Lehrer, der wahren Beruf in die Schule mitbringt, macht beim Unterricht in der Grammatik und bei der Interpretation der Schriftsteller nicht die beständige Erfahrung, daß sich das Denkvermögen der Schüler erfreulich steigert, während es ununterbrochen angeleitet wird, klare Vorstellungen zu schöpfen, scharfe Begriffe zu bilden und korrekt herausgestellte Einzelurteile zu Schlußfolgerungen zu verbinden! Wie wichtig ist gerade die Klärung und sprachliche Fassung der Begriffe gegenüber dem verschwommenen und vernebelten Wortschwall moderner Schriften! In der lateinischen und griechischen Schule wird der jugendliche, nur zu sehr zum flüchtigen Vorüberhasten und Obenwegnippen aufgelegte Geist genötigt, vor jedem neuen Worte und Begriffe denkend zu verweilen. Man schenkt ihm nichts von den so wichtigen Denkaufgaben: Fixierung des ursprünglichen Sinnes, Entwicklung der abgezweigten Bedeutungen, Aussonderung des bildlichen Momentes, Bestimmung des Gefühlswertes, Einreihung des Speziellen in die allgemeinere Kategorie usw. Nach Erledigung der Einzelvorstellungen beginnt ein neuer Denkprozeß: Verhältnis der Satzglieder zueinander, Rektion der Kasus, Verhältnis der Zeiten, Unter- und Überordnung der Gedankeninhalte nach ihrem logischen Gewichte oder ihrer rhetorischen und poetischen Färbung! Noch mehr! Die Modalitäten des Ausdrucks, die feine Abtönung durch die Wortstellung, die Modi und die Partikeln dürfen nicht übersehen werden. Endlich nach redlichem Mühen zwischen Lehrer und Schüler:

„Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern."

Es liegt auf der Hand, daß beim Erlernen einer modernen Fremdsprache diese Art geistigen Ringens um das Verständnis des Gelesenen und ein so lebendiger Assimilierungsprozeß nicht gefordert ist, weil sie mit unserer deutschen Muttersprache viel zahlreichere Denkformen und formale Ausdrucksmittel gemeinsam hat. Tüchtiges Übersetzen aus dem Lateinischen und Griechischen in ein gefälliges und sinngetreues Deutsch (um von den Voraussetzungen eines guten lateinischen Stils gar nicht zu reden) spornt den Lernenden zur Aufbietung aller seiner geistigen Kräfte: Denkvermögen, Gedächtnis, Sprachbewußtsein, Nachempfinden, Willensenergie. Er fühlt sich befriedigt wie ein siegreicher Kämpfer und um ein Stück neuer Einsicht bereichert, wenn ihm nach gründlichem Überlegen das richtige Verständnis aus den rätselhaften Worten aufblitzt oder wenn in der Schule das erlösende Wort des Lehrers die teilweise begonnene Offenbarung vollendet[1].

Mancher lächelt vielleicht, wenn er hier an die eigenen Erfahrungen in seinen Studienjahren zurückdenkt: Jawohl, saures Vergnügen, klägliche Resultate, mechanisches, geistloses, oberflächliches Übersetzen, zumeist noch mit Hilfe unerlaubter Mittel! Aber solche Klagen treffen nicht die Sache an sich, sondern die mangelhafte Art des Betriebes. In jeder andern Disziplin und Bildungsanstalt kommen Mißgriffe, Versäumnisse, Unterlassungssünden vor, die den Personen, seien es Lehrer oder Schüler, angerechnet werden müssen. Hierfür wollen ja immer die obrigkeitlichen Aufsichtsorgane und berufstreuen Inspektoren geeignete Abhilfe schaffen[2].

Man dürfte uns auch mit einer andern Einwendung begegnen. Nicht das Sprachstudium, sondern die Mathematik sei das vorzüglichste Mittel, den Verstand zu schärfen. Und ein ähnliches Vergnügen wie das „Herausbringen" einer dunkeln Textstelle gewähre auch das herrlich stimmende Schlußresultat einer langen Rechnung oder komplizierten Konstruktionsaufgabe. Zugegeben und die Mathematik in gebührenden Ehren! Aber es bleibt hinwieder doch wahr, daß bei der Mathematik die abstrakte Verstandestätigkeit übermächtig in den Vordergrund tritt und gar manchen

---

[1] Vgl. Cauer, Die Kunst des Übersetzens. Berlin (mehrfache Auflagen).

[2] A. Matthias, Wirkl. Geheimer Oberregierungsrat, scheut sich z. B. nicht zu sagen: „Hauptforderung für den griechischen Unterricht ist, daß nur Männer mit einigem Geist und Geschmack diesen Unterricht erteilen. Wer eine trockene Seele in sich trägt, bleibe deshalb diesem Unterrichte fern" (Praktische Pädagogik 49).

Kopf zuviel mitnimmt[1]. Bei der Beschäftigung mit der Sprache dagegen entwickelt sich ein Zusammenspielen der verschiedenen seelischen Vermögen; auch Phantasie und Gemüt, Ethos und Religiosität, ästhetisches Empfinden und stilistisches Nachschaffen kommen bei der klassischen Lektüre zur Geltung.

Gestatten wir uns, mit ein paar Beispielen zu illustrieren, was wir meinen! Die Einheit eines mächtigen Gedankenkomplexes, der in eine kunstvolle Periode gleich einem architektonischen Gebilde gefaßt ist, die in immer neuem, anmutigem Faltenwurf sich bewegende Kunstrede, der lautliche Wohlklang der volltönenden Worte und konzinnen Satzglieder, die an das zarteste Empfinden sich anschmiegende Sprache der melischen oder chorischen Lyrik, das donnernde Rollen demosthenischer Staatsreden, der unnachahmlich idealisierte Aufschrei aus der Brust des tragischen Helden, das ergreifende Ethos des um die höchsten Fragen des Lebens ringenden philosophischen Dialogs — dies und vieles andere an Imponderabilien umweht den jugendlichen Geist über Studium und Lektüre der antiken Sprachen mit geheimnisvollen Kräften. Eine Totalwirkung in harmonischem Ausgleich und fruchtbarer Anregung des ganzen inneren Menschen!

Ein herrliches Ziel winkt also der mehrjährigen, die Mühe lohnenden Wanderung durch das Gymnasium! Kameradschaftlich verbunden, unter gegenseitigem Wettstreit und Zuruf steigen die Schüler auf der gemeinsamen Bergstraße von Stufe zu Stufe empor bis zum sonnigen, freien Hochland der humanistischen Geistesreife. Führer und Lehrer müssen alles aufbieten, daß die Jungen mit hellen Augen und gesunden Herzen dort oben ankommen, von wo die geschiedenen ferneren Höhensteige zu den einzelnen Berufsfächern hinaufleiten. Ausgerüstet mit einem durchgebildeten Denk- und Redevermögen, mit einem an treue Pflichterfüllung gewöhnten Willen, mit einem für das Edle aller Art aufgeweckten Gemüte, mit einer von schönen Eindrücken aus Natur, Geschichte und Gegenwart erfüllten Phantasie und, was das Wertvollste ist, mit einem lebendigen Gottesglauben gehen sie dann als echte deutsche Jünglinge den ernsten Aufgaben des Lebens entgegen.

In gigantischen Linien zeichnet sich allerdings zur Stunde das Bild von gestern und heute in die Gemüter. Eindrucksvolles und Ergreifendes, Aufwühlendes und Erschütterndes wird durch die Nachrichten aus den Kriegsschauplätzen im Osten, Westen und Süden beständig zugetragen. Immer neue Kunde von den unerhörten Erfolgen unserer Waffen, den Wundern strategischer und organisatorischer Einsicht der Führer und den

[1] Vgl. W. Münch, Geist des Lehramts 433.

heldenhaften Kämpfen der Truppen, der Anblick all der Gefangenen, Verwundeten, Invaliden, die von den Grenzen herkommen, die unmittelbare Beteiligung an Werken der Hilfe und Fürsorge der Heimgebliebenen, alles wirkt auf Geist und Herz übermächtig ein. Muß es nicht die Stimmung für eine entlegene Welt verderben, muß es nicht „altertumsmüde" machen und den Rahmen der hergebrachten Studienpläne mit einem Male sprengen? Was ist uns Marathon und Salamis? Erstehen statt eines Leonidas und Mucius Scävola heutzutage nicht hundert andere? ... Ja, wenn das Außerordentliche, Titanenhafte immer so bleiben könnte! Wir müssen auch mit der Wiederkunft eines gesegneten Friedens rechnen, wo die getürmten Wogen sich wieder glätten und die schmerzlichen Wunden verheilen. Die urewigen Ideen der ausgleichenden Gerechtigkeit, der Gottesfurcht, der edlen Menschlichkeit und des bürgerlichen Völkerglückes müssen wieder zur Geltung kommen. Dr A. Matthias spricht in „Kriegssaat und Friedensernte" die Hoffnung aus, daß der Krieg auch auf dem Gebiete der geistigen und sittlichen Güter eine feinere Frucht bringen und mit dem erneuten frommen Sinn eine wahrhaft ideale Lebensauffassung zeitigen werde. Was bisher schon mit Recht beklagt worden, daß gegenüber den reißenden Fortschritten in der äußeren, technischen und materiellen Kultur die Entwicklung der inneren, geistigen und sittlichen Kräfte zurückgeblieben sei, wird in Zukunft noch mehr ein Gegenstand umsichtiger Sorge sein müssen. Der Expansion ins Weite muß die entsprechende Vertiefung als Rückhalt dienen.

Vertiefung und Verinnerlichung der Weltanschauung wird aber durch die klassischen Studien nicht wenig gefördert. Im Spiegel des Altertums sehen wir das Gegenbild der Völkergeschicke in einfacheren Umrissen, gerundet und abgeschlossen. In naturtreuer Wiedergabe und in der ehrwürdigen Größe und Entfernung von Jahrtausenden tritt uns jenes frühere Menschentum doch wieder so nahe und blutsverwandt entgegen. Wer wollte den kostbaren moralischen Gewinn verkennen, den wir dem kommenden Geschlechte erarbeiten helfen, wenn wir es lehren, die aus den vorchristlichen Jahrhunderten herüberklingenden Stimmen zu verstehen, die gleich Propheten und Sehern vor jeder Hybris warnen, Schuld und Sühne unauflöslich verbunden zeigen und ebenso die Schrecken des Krieges, des politischen Zwiespaltes und der anarchistischen Demagogie vor Augen führen, wie sie die goldenen Gaben des Friedens, der gesetzestreuen Gesinnung und der bürgerlichen Eintracht unvergleichlich zu schildern wissen.

III.

Das Bestreben moderner Bildungsarbeit geht vor allem darauf hinaus, die zu erwerbende Bildung in möglichst unmittelbare Berührung mit den vielfältigen Formen des heutigen Lebens zu setzen, das Wissen und Können wirtschaftlich zu bewerten[1]. Das „Utilitätsprinzip“ spielt eine Hauptrolle. Wird sich unser humanistisches Gymnasium gegen diese Richtung der Zeit behaupten? Wird man auch bei uns Deutschen mit dem Amerikaner sagen: What's the use of Latin? Hoffentlich soll es dank dem deutschen Idealismus und dem historischen Sinn der deutschen Gelehrtenwelt niemals dahin kommen. Die Frage, was die klassischen Studien an positivem Ertrag für das praktische Leben abwerfen, brauchen wir wahrlich nicht zu scheuen. Nach der modernen Auffassung hat die Philologie zur Aufgabe die ideale Rekonstruktion der Gesamttätigkeit eines Volkes; sie nimmt ihren Platz unter den historischen Wissenschaften im weiteren Sinne ein. Die klassische Philologie im besondern hat das Gesamtleben der beiden klassischen Völker zum Gegenstande. Naturgemäß fällt dabei das größte Gewicht auf Sprache und Literatur, weil sich darin der Volksgeist vornehmlich ausgeprägt hat. Diese Philologie fachmännischer Gelehrten gibt der Schulphilologie den Antrieb, auf Sprachunterricht und Autorenlektüre einen Widerschein der Arbeit der Wissenschaft fallen zu lassen, ja, wenngleich in verkleinertem Maßstabe und ins Enge gezogen, auch ihren Ortes jene ideale Rekonstruktion des Altertums zu unternehmen[2]. Die nächste Folgerung ist also, daß der Gymnasialunterricht den wesentlichen Zusammenhang unserer eigenen Kultur mit der alten Kultur, auf deren Boden wir stehen, aufdecken wird. Erst ein solcher Einblick in die Anfänge unserer Kultur, in ihr Wachsen und Werden aus jenen unter den Schichten der Jahrhunderte verborgenen Wurzeln lehrt uns die eigene Kultur recht verstehen und würdigen. Entfalten wir die verschiedenen Bestandteile unserer hochentwickelten Zivilisation nach ihrer organischen Verzweigung: Recht, Literatur, Kunst, Wissenschaft, Politik, überall kommen wir auf den Boden des Altertums zurück, wo die eingesenkten Fruchtkeime zuerst mit so erstaunlicher Kraft ans Licht strebten. Kontinuität mit der antiken Vorzeit herzustellen und festzuhalten ist unerläßlich für den Theologen.

[1] Vgl. O. Willmann, Didaktik⁴ 259.

[2] Für nähere Ausführung dieser Sätze mit den Belegstellen vgl. O. Willmann a. a. O. 267.

Wie soll er anders den Eintritt des Christentums in die alte Welt verstehen, wie dessen äußere Schwierigkeiten in der Ausbreitung, wie seine Entwicklung und inneren Kämpfe um Reinheit der Lehre und Disziplin zu erklären wissen? Kein gewiegter Jurist wird auf das Studium jener klassischen Periode verzichten, wo das öffentliche und private Recht in den Meisterwerken der römischen Jurisprudenz kodifiziert wurde. Unsere neuhochdeutschen Dichter liest ein an die alten Klassiker gewöhnter Schüler mit ganz andern Augen als ein Laie, weil ihm auf Schritt und Tritt wohlbekannte originale Anklänge begegnen, ein anheimelnder Schimmer des Altertums aus den Zeilen leuchtet. Für praktische Ausbildung in der Beredsamkeit, einer Kunst, die für unser neuerwachtes Vereinsleben und für parlamentarische Betätigung immer bedeutsamer wird, bieten die ewigen Muster der antiken Rhetorik die sicherste und edelste Anleitung. Um die großen Fragen der philosophischen Spekulation anzufassen, um wichtigen ethischen Problemen nachzugehen, ästhetische Theorien über Kunst zu würdigen, bedarf es, will man nicht auf ein oberflächliches Anlernen sich beschränken, sondern Über- und Durchblick gewinnen, unbedingt des Schürfens in den Schachten der Altertumswissenschaft [1]. Daß ein Historiker, welche Partie der Forschung er immer erwählen mag, ohne Anknüpfung an die alte Geschichte und ohne den Schlüssel der alten Sprachen keine gründliche Selbständigkeit erlangen kann, bedarf wohl keiner weiteren Bekräftigung. Desgleichen werden uns Germanisten und Neuphilologen zweifellos zugeben, daß sie für ihr Fach nicht entsprechend aufkommen würden, wenn ihnen nicht die Grundlage der humanistischen Schulung geboten worden wäre [2]. Weniger übereinstimmend erscheint das Urteil, wo Medizin und Naturwissenschaft in Betracht kommen. Immerhin haben sich namhafteste Vertreter des ärztlichen Standes für Beibehaltung des humanistischen Gymnasiums ausgesprochen, und kein geringerer Heros der Naturwissenschaften als Helmholtz erklärte das Studium der alten Sprachen als das vorzüglichste Mittel, um die beste Geistesbildung zu erwerben. Daß die

---

[1] Die neulich herausgegebene pädagogische Denkschrift der Göttinger Universität und der darauf Bezug nehmende Artikel in den „Preußischen Jahrbüchern" von F. J. Schmidt (Bd 162, Heft 1) setzen unbedingt voraus, daß das Gymnasium weiterbestehe; nur in der Frage, wie die „Kluft zwischen Schule und Universität" zu überbrücken sei, gehen sie auseinander.

[2] Nach Brandl, Universität und Schule (S. 27), beklagen die Neuphilologen den Mangel lateinischer Kenntnisse bei den Abiturienten der Oberrealschule und suchen diesem Mangel vor allem abzuhelfen.

Kenntnis der Terminologie dieser beiden Fächer viel schwerer zu bewältigen ist, wenn man nicht schon vorher mit der lateinischen und griechischen Wortbildung vertraut geworden ist, leuchtet von selbst ein. Unrecht täten wir auch den Technikern, wenn wir sie samt und sonders zu den Gegnern der humanistischen Studien zählen wollten. Hat doch in der „Münchener Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums" ein Vertreter der technischen Wissenschaften, Oberregierungsrat Dr J. Cassimir, den Posten eines ersten Vorsitzenden übernommen. Ferne liegt es uns, mit rein materialistisch gerichteten Naturen oder mit einer auf möglichst baldigen Gelderwerb bedachten Elternschaft oder mit den sentimentalen Anwälten einer „überbürdeten Jugend" uns auseinanderzusetzen. Möge man aber einigermaßen ausdenken, was aus unserem so hoch gesteigerten Kulturleben werden müßte, wenn ihm die Quellen des Altertums abgegraben würden. Werden ja nicht bloß die jugendlichen Geister an den Gymnasien von ihnen getränkt, sie ergießen sich auch mittelbar und in tausenderlei Verzweigungen in den Körper der ganzen Nation. Daher wäre auch eine abermalige Verminderung des bisher geretteten humanistischen Lehrstoffes zu beklagen. Leider werden die Stimmen jetzt immer lauter, welche wenigstens das Griechische beseitigt wissen wollen. Aber von Hellas haben die Römer das edle Pfropfreis übernommen und auf den eigenen Stamm verpflanzt. Wie notwendig gehört beides zusammen, wenn man das Römische recht verstehen will!

IV.

Das wuchtigste Bedenken, das man uns entgegenhalten mag, dürfte wohl lauten: Die vielen unabweisbaren Anforderungen, welche die Gegenwart mit ihrer modernen Kultur an den Menschen stellt, müssen vor allem befriedigt werden. Was ist es Klägliches um einen jungen Menschen, der nach neun Studienjahren vom Gymnasium heraus in die Welt tritt, ohne für den tausendfach verzweigten Weltverkehr mit einer tüchtigen Kenntnis der wichtigsten lebenden Sprachen ausgerüstet zu sein, ohne einen wissenschaftlichen Einblick in die ins gewöhnliche Alltagsleben umgesetzten Ergebnisse der Physik, Technik und Chemie getan zu haben, ohne über die verschiedenen Zweige der Geographie, Bürgerkunde, Sozialwissenschaft usw. verlässigen Bescheid zu wissen! Nehmen wir hinzu, daß die körperliche Ertüchtigung und die dem Militärdienst, d. h. der Wehrhaftigkeit der Nation vorarbeitenden Übungen in Zukunft einen größeren Raum einnehmen müssen als bisher. Wo bleibt da, bei aller Hochachtung vor dem Bildungswert

der klassischen Studien, einfachhin die nötige Zeit, und wie läßt sich der jugendliche Geist zu diesen vielfachen und verschieden gearteten Kraftanspannungen allzumal zwingen, ohne daß er unter der „Überbürdung" zusammenbricht?

Wer wollte die große Schwierigkeit verkennen, beiden Gruppen von Aufgaben in der knapp zugemessenen Zeit und bei dem beschränkten Maß von Begabung vieler Schüler genügend gerecht zu werden? Ohne einen gewissen Kompromiß kann es allerdings nicht abgehen. Jenes goldene Zeitalter der humanistischen Gymnasien, da man für Latein zwölf Stunden und für Griechisch nicht viel weniger zur Verfügung hatte, da man für Naturgeschichte, Physik und Chemie soviel wie gar nichts, für Französisch, Geschichte und Geographie ein sehr bescheidenes Ausmaß an Zeit abgeben mußte, ist unbedingt vorüber. Aber gleichwohl brauchen wir an der Lösung des Problems nicht zu verzweifeln. Denn fürs erste stecken wir nicht mehr in den „dickleibigen" Schulgrammatiken von ehemals. Die neuen Lehrbücher für Latein und Griechisch haben sich des unnötigen Lernstoffes an „Ausnahmen", „Vokabeln" usw. gründlich entledigt. Alle Einzelheiten, welche für die Lektüre der „Schulautoren" unerheblich sind oder bei der Interpretation einer schwierigen Stelle praktisch beleuchtet werden können, sind fortgefallen. Der zurückgebliebene „eiserne Bestand" hat eine durchsichtige, streng logisch aufgebaute, didaktisch erprobte und durch typographische Nachhilfe erleichterte Umarbeitung erfahren. An der Hand eines im pädagogischen Seminar modern durchgebildeten und mit Lehrberuf gesegneten Schulmannes werden die Schüler in kürzerer Zeit und mit weniger „Verbrauch der intellektuellen Energie" die erforderlichen Kenntnisse der beiden antiken Sprachen gewinnen, um an eine gedeihliche Lektüre der Klassiker heranzutreten. Bei dieser hinwieder, die ja die eigentliche Blüte des Gymnasialunterrichtes darstellt [1], finden wir ebenfalls den Bedürfnissen der neuen Zeit verständig Rechnung getragen. Man werfe nur einen flüchtigen Blick auf die jetzigen Ausgaben der alten Schriftsteller und vergleiche sie mit den früheren. Das Gewimmel grammatikalischer Anmerkungen ist längst verschwunden, die weitläufige Erörterung gelehrter Spezialitäten hat einer kurzgedrängten Sach- und Worterklärung Platz gemacht, dunkle Stellen hellen sich durch eine beigefügte zutreffende

[1] Vgl. O. Weißenfels in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" LX (1906) 101: „Paradeleistungen im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische und Griechische seien nicht unser Ziel".

Wiedergabe des Gedankens in der Muttersprache auf oder werden durch ein näher liegendes Analogon unmittelbar erledigt. Die großen idealen Bildungswerte, die wir aus der Beschäftigung mit dem Altertum erheben wollen, können also immerhin noch durch ein frisches Lesen und Studium in den Originalsprachen mit jener Unmittelbarkeit erreicht werden, die auch den besten Übersetzungen versagt bleibt. Ein kurzes Wort über diese soll weiter unten gestattet sein.

Wenn wir auch nicht verkennen, daß die Fertigkeit, in gutem lateinischen Stil zu schreiben, außerordentlich den Sinn für logisches Denken und ästhetisches Sprachempfinden zu steigern vermag, so hat man doch in diesem Punkte ein gewisses Opfer bringen müssen. Die lange und angestrengte Übung, welche die unerläßliche Voraussetzung für solche stilistische Errungenschaft bildet, wird heutzutage angesichts der übermächtig eindringenden realen Stoffe sehr erschwert. Gewiß sind auch hier die individuellen Anlagen und Neigungen verschieden ausgeprägt und für die eine oder andere Schülergruppe mag über ein gewisses Mittelmaß hinaus noch mehr erreicht werden. Der Schwerpunkt der humanistischen Bildungsarbeit hat sich insofern etwas verschoben, er ist vorzüglich in dem korrekten Verständnis und Wiedergeben der antiken Meister gelagert.

Unbedingt muß man übrigens, um selbst das bezeichnete Lehrziel zu erreichen, auf einer Forderung bestehen, die allerdings dem Willensbereich der Lehrer entrückt ist und die bisher noch lange nicht entsprechende Berücksichtigung seitens der zuständigen Stellen gefunden hat. Es handelt sich um die Verminderung und die zielgemäße Auslese der Schülerschaft. Manche Eltern und Angehörige schicken die jugendlichen Sprößlinge aus leicht zu erratenden, aber weniger erleuchteten Absichten ins Gymnasium, auch wenn ein ungenügendes Talent oder schwächliche Gesundheit die Aussicht auf erfolgreiches Studium benehmen. Auf nicht leicht zu sperrendem Wege gelangt so ein allzu starker Bruchteil von „unterwertiger intellektueller Begabung" in die Schulen, der ein frisches, fröhliches Tempo des Unterrichtes für die besser veranlagten Schüler unmöglich macht. Nicht als ob wir lauter glänzende Talente für eine Klasse beanspruchen und brave, lerneifrige Leutchen von mittlerer Befähigung ausschließen wollten! Aber die im vornhinein „aufzugebenden" Elemente von einem Kurse zum andern mitschleppen ist eine bedauerliche Sache. Entweder sucht man ihnen doch nach bestem Vermögen nachzuhelfen und zwingt darüber die guten Schüler zum leidigen Stillhalten, oder man kümmert sich nicht länger um

die „Schwachen", und dann ist ein bedenklicher pädagogischer Fehler, die Freigabe des Müßigganges, unvermeidlich. „Elternabende" und sonstige Rücksprache mit den Eltern tun wohl ihr Gutes, aber einstweilen sind die berechtigten Klagen über „Überfüllung" noch nicht verstummt. An gutem Willen der Behörden, dem Übelstande abzuhelfen, hat es bekanntlich nicht gefehlt. Seit 1900 haben Realgymnasien und Oberrealschulen gleich den humanistischen Gymnasien das Recht, ihre Schüler im Besitze des Reifezeugnisses an die Universität zu senden. Mit diesem und jenem neuen „Typ" wurden Versuche angestellt; die Erweiterung der Möglichkeit, zum Einjährig-Freiwilligendienst Zutritt zu erlangen, trug auch dazu bei, daß der Zudrang in die lateinischen Klassen sich minderte. Möchte die richtige Einsicht und nötige Entschlußfähigkeit noch weiter wirken!

Wäre dieses belastende Moment aus dem Gymnasialbetrieb entfernt, dann bliebe noch die gewiß selbstverständliche Forderung zu erfüllen, daß man vom Gymnasium nicht eine abgeschlossene universale Bildung oder eine möglichst fertige Einführung in praktische Berufe, zumal in Technik, Verkehr, Statistik usw. erwarte[1]. Alles für alle kann ja keine Bildungsanstalt leisten. Es wird billigerweise genügen, wenn das humanistische Gymnasium, ebenso bedacht, seine Eigenart zu bewahren, wie duldsam und anerkennend gegenüber den andersgearteten und mehr praktisch gerichteten Anstalten, sich auf eine wohl erwogene Mittelzone zwischen Zuviel und Zuwenig der realen Fachgruppen zu beschränken strebt. Es braucht hierin nicht eine materiell erschöpfende Zielleistung ins Auge zu fassen, sondern darf sich begnügen, unter Zugrundelegung der unentbehrlichen positiven Kenntnisse vor allem die Leitgedanken jener

---

[1] Vgl. Jerusalem, Aufgaben des Lehrers an höheren Schulen[2] 40: „Allgemeine Bildung in enzyklopädischem Sinne ist eine bare Unmöglichkeit, und einen solchen Begriff als Lehrziel der Mittelschule hinzustellen, ist eine verwerfliche Absurdität. Hier gilt vor allem das oft zitierte Wort Heraklits: Vielwisserei belehrt den Geist nicht." — Die „Pansophia", Zusammenfassung des empirisch-historischen Wissens, die mit zum Inhalt der Renaissancebildung gehörte, ist gegenüber dem ausgebreiteten und vielverzweigten Wissensschatz unseres Jahrhunderts zum Anachronismus geworden. Heute gilt der alte Spruch: In uno habitandum, in ceteris versandum, d. h. Richtung und Inhalte der Bildung müssen gemäß der individuellen Anlage des einzelnen sich abstufen und beschränken. O. Willmann erinnert zutreffend an das schon bei Nikolaos von Damaskus verwendete Gleichnis vom Wanderer, der hier einkehrt, dort bloß das Mahl nimmt, anderswo tagelang weilt, manches genau betrachtet, anderes obenhin, heimgekehrt aber dauernd im eigenen Hause wohnt (a. a. O. 111 und 319).

Fächer klarzulegen und die entferntere allgemeine Perspektive zu eröffnen. Gerade die Pflege der eigentlichen humanistischen Fächer wird, wie schon oben gesagt worden, vorzüglich dazu beitragen, das geistige Organ für die künftige systematische Behandlung der naturwissenschaftlichen Materien zu schärfen, so daß es für die Tätigkeit der tastenden, sehenden, hörenden Sinneswerkzeuge und für die empirische Forschungsarbeit zur hellen Leuchte wird.

V.

Wir vernehmen eine letzte Einrede, daß man auch durch gute Übersetzungen mit der Kultur- und Geisteswelt der Alten hinlänglich vertraut werden könne. Wozu also der lange und beschwerliche Weg durch die Originalsprache? Müssen wir ja auch in Hinsicht auf die älteren orientalischen Kulturen uns mit Übersetzungen behelfen. Nun, was zunächst den letzten Hinweis betrifft, so wird man wohl zugeben, daß für das angestrebte Bildungsziel die orientalischen Sprachen nicht auf der gleichen Stufe wie die beiden klassischen stehen. Bei den griechischen und römischen Autoren stellen wir uns auch keineswegs auf den Standpunkt, den U. v. Wilamowitz-Moellendorff mit seinem „Griechischen Lesebuch" vertritt [1]. Wer ein Interesse und Muße hat, Staatslehre, Erd- und Himmelskunde, Mathematik, Medizin u. dgl. im griechischen Urtexte zu studieren, möge es unbehelligt tun, aber in die Gymnasialwelt herein dürfen solche Stoffe, die nur nach ihrem materiellen Inhalt für die Kulturgeschichte von Wert sind, nicht eindringen. Sie würden notwendig das eigentliche Ziel gefährden, weil sie wegen der sprachlichen Schwierigkeiten zuviel Zeitaufwand erfordern und wegen ästhetischer Mängel zu wenig an formellem Bildungsertrag abwerfen. Gerade deshalb, weil die Kunstform der Darstellung hier nicht auf dem Spiele steht, können sachlich getreue Übersetzungen ein genügendes Äquivalent bilden.

Anders liegt aber die Sache, wenn es sich um die schöne Literatur handelt. Auf diesem Gebiete versagt auch die beste Übersetzung, wenn ihr zugemutet wird, das Original vollwertig wiederzugeben. Jede Sprache, vorab eine so kunstvoll ausgebildete wie die griechische und die lateinische, hat ihre eigene Seele, ihr eigentümliches Leben und Weben. Ist sie doch die

---

[1] Der gelehrte, geistvolle Verfasser sucht die Tendenz seines unter historischen Gesichtspunkten geschriebenen Werkes allerdings sympathisch zu empfehlen (s. Einleitung). Aber für wie viele Schüler hätte er „Siebenmeilenstiefel" mitgeben müssen, um einen derartigen Gang zu tun.

Verkörperung des individuellen Geisteslebens eines Volkes und insbesondere des erhöhten Denkens und Empfindens seiner gottbegnadeten Redner, Dichter, Philosophen und Historiker. Mehr als von modernen Sprachen und Literaturen, die einer gewissen gemeinsamen, auf dem Erbe des Altertums beruhenden Kulturhöhe entsprungen sind, gilt das Gesagte von den beiden antiken Sprachen und Literaturen. Weil sie nicht modern abgeglichen, sondern urwüchsig, von ausgeprägtester Eigenart und vollendeter Kunstform sind, eignen ihnen unübertragbare Untertöne, ein Kolorit und ein Gepräge, ein innerster Pulsschlag und ein Lebenshauch, die bei der Umsiedelung der edlen Fremdlinge auf unsern heimischen Boden leider verloren gehen. Die altklassische Struktur der Wort- und Satzglieder verfügt über grammatische und stilistische Mittel, die ihr allein eigen sind, eine „Dynamik" von ureigener Energie. Deren Wirkung auf die Denkkraft des Lesers und sein ethisches und ästhetisches Nachempfinden büßt von der ursprünglichen Frische und Unmittelbarkeit ebenso notwendig ein, wie der lebendige Laut eines Sprechenden, der uns durch künstliche Medien zugeführt wird. Wir können hier füglich davon Abstand nehmen, im einzelnen auf den Charakter der antiken Darstellungskunst, die bezaubernde Natürlichkeit Homers, die Erhabenheit griechischer Tragödien, das Pathos athenischer Redner, den Rhythmus Ciceronianischer Perioden, die gedrängte Geschlossenheit der alten Historiker usw. hinzuweisen. „Auf antikes Fühlen rechne ich bei meinen Lesern", sagt Norden in der Einleitung zu seinem Werke über die „antike Kunstprosa". Und erst der Reichtum in den metrischen Formen: ihr Wohllaut und ihre Mannigfaltigkeit weiß sich den tiefsten und zartesten Empfindungen des Seelenlebens in einer Weise anzuschmiegen, die modernen Sprachmitteln unerreichbar bleibt[1].

Wenn wir also den Schülern der obersten Klassen das antike Ideal der Schönheit in Poesie und Prosa vor Augen stellen und ihm eine ungebrochene Wirkung sichern wollen, dann dürfen wir auf das Lesen im Urtext nicht verzichten. Der alten Klage über das geistlose „Lexikonwälzen" dürfte angesichts der neugeschaffenen Erleichterungsmittel fürs Präparieren der Boden entzogen sein. Weisungen der modernen Lehrpläne werden nicht müde, die vorbauende und begleitende Mitarbeit des Lehrers zu bestimmen,

---

[1] Vgl. die psychologisch feinsinnigen Darlegungen von O. Weißenfels in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" LX (1906) 77—107.

eine Menge mit pädagogischem Takt und wissenschaftlichem Sinn angelegter Spezialwörterbücher, Präparationen [1], mit Noten, Einleitungen, Dispositionen, Abbildungen versehener „Schülerausgaben" stehen ganz anders als ehedem zur Verfügung. Zugegeben, daß die Jugend unserer Tage mehr als früher ein sachliches Interesse befriedigt haben will und für die formalistisch-grammatikalischen Exerzitien weniger zu begeistern ist, so ermöglicht ja die der heutigen praktischen Richtung angepaßte Methode einen rascheren Gang der Lektüre und ein lebendigeres Einfühlen in das Leben des Altertums. Eine weniger durch Formelkram vergällte Freude an den literarischen Kunstschöpfungen des Altertums muß die Folge sein [2].

* * *

Die große Gegenwart, eine Weltperiode von nie erlebten Riesentaten des deutschen Volkes, ist im Kreißen und will eine neue Zukunft gebären. Ob nicht doch die Zeit ähnlich dem Kronos der Mythe nebst vielem andern auch unser Gymnasium verschlingen wird? Das im höchsten Grade erwachte Gefühl des Deutschtums scheint alles verdrängen zu wollen, was nicht ursprünglich und rein deutsch gedacht, deutsch gesagt, deutsch vollführt ist. „Warum sollen wir unsere deutsche Jugend am Studium einer fremden, entlegenen Kultur bilden, die ihr obendrein nur in einem abgezirkelten Ausschnitt, nicht nach ihrem wahren Sein vermittelt wird? Beruht der ganze humanistische Bildungsapparat schließlich nicht auf einer schönen Illusion? Ist etwa in dem von einigen Sangesheroen verherrlichten Hellas, das von unaufhörlichen Parteikämpfen widerhallte und alle Formen egoistischer Ränke, perverser Lüste und grausamer Gewalttätigkeiten aufwies, alles so poetisch schön und erhebend gewesen? Und die stolze Roma mit dem goldenen Kapitol! Abschreckende Gestalten, grauenhafte Szenen tauchen empor, wenn wir das Auge nach allen Richtungen in die Runde gehen lassen und es nicht bloß auf die eine oder andere glänzende Seite

[1] Es ist durchaus nicht unsere Absicht, den Wert einer selbständigen häuslichen Präparation von seiten des Schülers herabzusetzen. Das eigene Suchen und Finden des richtigen Sinnes in der oben geschilderten Weise ist von unschätzbarem Werte, um sich an Geistesarbeit zu gewöhnen. Notgedrungene Zugeständnisse in diesem Punkte sind mit weiser Umsicht und Einschränkung zu machen. Vergleiche die im ganzen maßvollen Ausführungen von M. Doell „Über Schülerpräparationen" in den „Blättern für das Gymnasialwesen" (Bayern) XLIV (1911) 7—14.

[2] „Wir besitzen Kommentare von Schulautoren, welche bemüht sind, das Stück Altertum, welches der Autor repräsentiert, gleichsam mit allen Wurzeln auszuheben und durch Abbildungen, Spezialkarten, anschauliches Detail auf Belebung der Lektüre hinzuwirken." Willmann a. a. O. 268.

der alten Kultur heften." Diesem Bedenken gegenüber sei an den „gewaltig wirkenden Vortrag" über „die Bedeutung der Antike für staatsbürgerliche Belehrung und Erziehung" erinnert, den R. v. Pöhlmann in der Eröffnungsversammlung des Münchener Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums (19. Nov. 1913) gehalten hat. Der Redner fragt: „Kann der tiefe Ernst der großen Schicksalsfragen des Staates und der Gesellschaft den heranwachsenden Staatsbürgern eindringlicher zum Bewußtsein gebracht werden, als durch diese Geschichte eines halben Jahrtausends sozialer Bewegung. ... Und was könnte das politische Denken nachhaltiger anregen, als die meisterhafte Analyse dieses sozialpsychologischen Krankheitsprozesses und der hoffnungslosen Verwilderung des Parteilebens bei Thukydides oder das unsterbliche achte Buch des platonischen Staates...?" Mit meisterhafter Klarheit weiß dann v. Pöhlmann die überraschenden Parallelen zwischen den politischen und sozialen Verwicklungen von Vergangenheit und Gegenwart aufzudecken und die bedeutsame Aufgabe zu beleuchten, welche das humanistische Gymnasium nach dieser Richtung zu erfüllen hat. Gerade sein Lehrstoff ist geeignet, „für die großen Fragen des Staates und der Gesellschaft Verständnis und Interesse zu erwecken". („Das human. Gymnasium" XXV. Jahrgang [1914] S. 1—24)[1]. — Von Gefährdung der Sittlichkeit durch die Klassikerlektüre könnte nur dann die Rede sein, wenn wir ohne Auswahl den Schülern in die Hand geben wollten, was nur immer von den Alten geschrieben worden ist. Die obszönen Stücke der antiken Literatur mögen aber der Jugend ebenso verschlossen bleiben wie die schmutzigen Gassen einer Großstadt. Man erfreut sich in einer solchen der schönen Plätze, Monumente und Paläste, ohne in die verrufenen Viertel einzudringen. Soweit ergänzende Winke notwendig sind, um den düstern Hintergrund des sinkenden Altertums zu zeigen, wird der Lehrer aus seiner umfassenden Kenntnis geeigneten Ortes Aufklärung und Zusammenhang schaffen[2].

---

[1] Organ des deutschen Gymnasialvereins, der weit über 3000 Mitglieder zählt. Die seit 1890 erscheinenden Hefte unterrichten über die mannigfachen Angriffe auf das Gymnasium und deren Abwehr. Ein ähnliches Organ erscheint in Wien.

[2] Was die Pflege patriotischer Gesinnung betrifft, so huldigt Geheimrat Birt (Marburg) keineswegs der mit manch andern Schlagwörtern auftretenden Ansicht, daß wir „alles aus eigenen Mitteln zu bestreiten haben". „Viele wollen heute, unsere deutschen Dichter sollen einen Thukydides, Cicero und Xenophon aus dem Unterricht verdrängen. Aber aus deutschen Dichtern kann man, wenige ausgenommen, keine Staatstreue, keinen sichern Patriotismus lernen; denn gerade die

Von einer Gefahr, daß durch die Altertumskunde unsere Gymnasialjugend dem echt deutschen, vaterländischen und christlichen Empfinden entfremdet werden möchte, kann also keine Rede sein. Voll und ganz schließen wir uns den schönen Worten Willmanns an: „Diejenige Humanität hat die sicherste Grundlage, welche das Humane in sich hineingearbeitet hat, das in dem Volkstum niedergelegt ist, dem der Einzelne die ersten Menschheitsgaben verdankt. Die plastische Kraft desselben soll nicht bloß unbewußt und verstohlen an der geistigen Gestaltung mitarbeiten, sondern befugt sein, sie einzuleiten, zu begleiten, abzuschließen. Die höhere Bildung, die ihr Schiff mit Gütern der Fremde und Ferne zu befrachten unternimmt, soll den heimischen Port nicht vergessen, von dem sie ausgelaufen ist, in den sie zurückkehren wird." [1]

Die alten Kirchenväter gebrauchen, wenn sie das Studium der profanen Klassiker empfehlen, gerne den Vergleich mit den aus Ägypten ziehenden Israeliten, die aus dem reichen heidnischen Lande große Schätze an Gold und Silber in die Heimat mitnahmen. Unter anders gearteten Umständen und bei andern Wegezielen dürfen wir ebenfalls dazu mahnen, die Möglichkeit der bedeutsamen Bereicherung des vaterländischen Geistes mit den Gütern der Antike zu nützen. Ein Schulmann ersten Ranges, der edle Döderlein, gebrauchte seinerzeit in einer Schulrede das Bild vom Riesen Antäus, der, im Kampfe niedergerungen, durch die Berührung mit der Erde, seiner Mutter, verdoppelte Kraft schöpfte. Auf dem altklassischen Boden, auf dem die deutschen Schüler im geistigen Ringkampfe sich üben, werden sie ihre Kraft nicht schwächen oder unnütz ausladen, sondern verdoppeln, um vorzügliche Männer zu werden, die dem in unabsehbare Größe und Blüte aufstrebenden Vaterlande auf den wichtigsten Posten auserlesene Dienste zu leisten berufen sind [2].

---

größten und besten unter ihnen sind allgemein weltbürgerlich und gleichsam international gesinnt, und die modernen predigen gar das gesetzlose Sichausleben ..." „Das human. Gymnasium" a. a. O. 44.

[1] A. a. O. 262.

[2] Vgl. das eben erschienene Sammelwerk: „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege" von J. Norrenberg, Teubner, 1916.

Joseph Stiglmayr S. J.

Das Apostelgrab von S. Sebastiano. Die neueste archäologische Entdeckung im ältesten christlichen Rom.

Die geistige Metropolis einer ganzen Welt zur politischen Hauptstadt einer — nach Weltmaßen — kleinen Halbinsel zu machen, unfähig, ihr auch nur den Charakter zu bewahren, den Jahrtausende ihr aufgeprägt — das war das Meisterwerk kurzsichtiger Politiker, die nicht weiter sahen, als die Brille des Sacro Egoismo gestattete. Rom gehört der ganzen Welt — den Millionen, die gläubig um den Stuhl Petri sich scharen, nicht weniger als den Gelehrten und Künstlern, die im Banne der ewigen Roma stehen, soweit Latiums Sprache klingt. Roma caput mundi regit orbis frena rotundi. Der Spruch gilt heute noch, wenn auch in anderem Sinne als einst, da er im römisch-deutschen Kaisersiegel prangte. — Wie kommt nun ein „Königreich Italien" dazu, halb Europa den Weg zu versperren zu Stätten, die nicht sein Eigentum sind, das geistige Gemeingut der Kulturwelt unter Sequester zu stellen? Fünfzig Jahre Roma capitale sind kein Gegenbeweis gegen Jahrtausende Roma caput mundi. Die Gründer der einen, was sind sie neben den Hütern der andern, den Völkerscharen, die in Rom, der Stadt der Apostelfürsten, ihre Hauptstadt sehen und die Mutterstadt der Weltkultur! Möge die Zeit bald kommen, die der Herde zu ihrem Hirten, der Kunst zu ihren Vorbildern, der Wissenschaft zu ihren Quellen friedliche Wege wiedereröffnet, ohne daß ein Königreich Italien die Friedenssucher ausschließen kann aus der Stätte des Friedens!

Gleichsam als wollte die Vorsehung den Rechtstitel der Apostelfürsten auf die Stadt ihres Grabes zur rechten Zeit aller Welt kundtun, wurde im März des vorigen Jahres in der Kirche S. Sebastiano an der Via Appia die Ruhestätte ihrer heiligen Leiber entdeckt, in der sie vom Jahre 258 bis zum Bau der beiden Basiliken unter Konstantin beigesetzt waren. Nach der römischen Überlieferung wurden beide Apostel nach ihrem Martyrium an der Stätte der Hinrichtung beigesetzt, Petrus in unmittelbarer Nähe des neronischen Zirkus am Vatikan, Paulus an der Straße nach Ostia. Dort erbaute auch Konstantin die Basiliken von St Peter und St Paul,

und zwar so, daß die Lage des Grabes der entscheidende Faktor bei der gesamten Bauanlage war. Allerdings sind durch eben diese Bauten die beiden ehrwürdigen Gräber für immer den Blicken der Besucher entzogen worden. Die römische Tradition weiß uns aber noch einen andern Ort zu nennen, an den die Reliquien der beiden Apostel übertragen wurden, als die Hochflut der Verfolgung die ursprünglichen Gräber am Vatikan und an der Via Ostiensis unsicher und für die Christen unzugänglich machte. Es ist die eben entdeckte Grabstätte unter der heutigen Sebastianskirche an der Appischen Straße. Dort ruhten sie, bis der Friede unter Konstantin die Rückführung in die ursprünglichen Gräber ermöglichte.

Ohne Zögern darf man diese in ihren Einzelheiten so reichhaltige Entdeckung für die bedeutsamste erklären, die seit Jahrzehnten im Gebiete der christlichen Archäologie gemacht wurde. Die Anwesenheit und der Tod der Apostelfürsten in Rom wird zwar von der schriftlichen Tradition klar und deutlich ausgesprochen. Vom Martertod der Apostelfürsten redet schon ums Jahr 96 Klemens von Rom in seinem Schreiben an die Christengemeinde von Korinth. Er ist der erste, der von Rom aus Kunde gibt von den Heldenkämpfen der Opfer der Neronischen Verfolgung, vor allem „der größten und gerechtesten Säulen" Petrus und Paulus. Hundert Jahre später reden der hl. Irenäus in Lyon und Tertullian in Afrika vom Martertode Petri und Pauli in Rom als von einem allbekannten Ereignis. Irenäus bezeichnet beide als die Gründer der römischen Gemeinde; Tertullian weiß über ihre Todesart zu berichten, vom Kreuzestode Petri und der Enthauptung des Paulus. Aber so reiche Ergebnisse, auch aus den ältesten Zeiten der römischen Kirche, die Erforschung der Katakomben geliefert hat, eine den schriftlichen Zeugnissen gleichwertige Monumentalüberlieferung für die römische Grabstätte der Apostel war nicht vorhanden. Die wichtigsten Denkmäler der Apostel, ihre Gräber in den Basiliken von St Peter und St Paul, waren seit Konstantins Zeiten den Blicken der Besucher entrückt[1]; andere fehlten bis zum jüngsten Funde in S. Sebastiano fast ganz. Wohl findet sich auf einer Reihe von Grabsteinen im ältesten Teile der Priscillakatakombe der Name Petrus und Paulus ziemlich häufig, wohl hat vor einigen Jahren eine bei S. Sebastiano entdeckte Inschrift Domus Petri (Haus des Petrus) großes Aufsehen erregt; an greifbaren Schlußfolgerungen waren diese Funde ebenso unergiebig wie die vor kurzem

[1] Zur Anlage beider Gräber vgl. Grisar, Analecta Romana 259 ff; dort Tafel I die Inschrift auf dem Grabe Pauli: PAULO APOSTOLO MART. (4. Jahrh.).

in der Katakombe von S. Pietro e Marcellino gefundene Inschrift aus dem 4. Jahrhundert: III. KAL. IVL. DEP|OSO DONNI|PETRI (29. Juni. Beisetzung des Petrus)[1].

Da ferner die Legende den wahren Kern der Tradition — Anwesenheit, bischöfliche Amtsführung und Grab der Apostelfürsten in Rom — mit einer Fülle von Einzelheiten umwob, die der Kritik nicht standhalten, blieb es nicht aus, daß Zweifel an der Richtigkeit dieser Tradition laut wurden, um so mehr, da die Wichtigkeit der Tatsache gegnerische Angriffe nur zu sehr herausforderte. War Petrus nie in Rom, wie kommt der römische Bischof dann dazu, sein Nachfolger zu sein? Stand Petri Kathedra nicht in Rom, woher haben sie seine Nachfolger dorthin übertragen? Fragen, die manchen, dem daran lag, das Band, das den römischen Papst mit Petrus, Petrus mit Christus verbindet, zu zerreißen, zum Versuche führen mußte, Petri Anwesenheit in Rom überhaupt zu leugnen. Das Resultat dieser Versuche war allerdings derart, daß Harnack[2] schon 1897 erklärte: „Daß es ein Irrtum war" — den Martertod des Petrus in Rom zu bestreiten —, „liegt heute für jeden Forscher, der sich nicht verblendet, am Tage." Noch deutlicher drückt sich neuestens H. Lietzmann[3] aus: „Alle ältesten Quellenaussagen aus der Zeit um 100 werden klar und leicht verständlich, passen gut in den Zusammenhang und stimmen zueinander bei der von ihnen deutlich nahegelegten Annahme, daß Petrus in Rom geweilt habe und daselbst den Martertod gestorben sei. . . . Es ist mir unerfindlich, wie man angesichts dieses Tatbestandes mit der Entscheidung schwanken kann."

Der Ort, an dem sich heute die Kirche S. Sebastiano fuori le mura erhebt, führt bereits im 3. Jahrhundert den Namen ad catacumbas und wurde von alters her mit Petrus in Verbindung gebracht. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts notiert der älteste römische Festkalender zum 29. Juni das Fest Petri mit der Ortsangabe ad catacumbas und dem Konsulatsdatum des Jahres 258. Von Papst Damasus (366—384) erzählt das Papstbuch, er habe „eine Basilika gebaut ad catacumbas, wo die Leiber der Apostel Petrus und Paulus gelegen, in der er die marmorne Grabplatte, wo die heiligen Leiber lagen, mit Versen schmückte". Die Grabplatte

[1] Nuovo Bulletino di archeologia cristiana, 1915, 61.

[2] Chronologie der altchristlichen Literatur II. Tl, 1. Bd S. 244, Anm. 2.

[3] Petrus und Paulus in Rom. Liturgische und archäologische Studien, Bonn 1915, Marcus & Weber, 171.

selbst ist zugrunde gegangen, das Gedicht des Damasus haben uns die Abschriften mittelalterlicher Pilger erhalten; es beginnt: „Wisse, hier haben die Heiligen vor Zeiten gewohnt: Petrus und Paulus, so du nach ihrem Namen fragst.“ Noch deutlicher drückt sich ein Pilgerhandbuch des 7. Jahrhunderts, das sog. „Salzburger Itinerar“, aus: „Dann kommst du auf der Appischen Straße zum hl. Sebastian, Märtyrer, dessen Leib an einem in der Tiefe gelegenen Ort ruht, und dort sind die Gräber der Apostel Petrus und Paulus, in denen sie 40 Jahre ruhten.“ Noch im 16. Jahrhundert gibt ein von Grisar aufgefundenes Privileg Leos X. für S. Sebastiano den Ort des Apostelgrabes mit aller nur wünschenswerten Klarheit an, und zwar liege das Grab des Petrus links vom Fabianusaltar[1] in der Mitte der Kirche, das Grab des Paulus „rechts gegen die Sakristei in der Nähe der Treppe, die hinunter zum Altar des hl. Sebastian führt“. Und 1568 erwähnt Panvinio ein Eisengitter „bei dem Altar, in der Mitte der Kirche, wenn man hereintritt zur rechten Hand, unter dem der heilige Apostel Petrus viele Jahre gelegen haben soll“. Übereinstimmend bezeichnen also diese Berichte die Umgebung des Sebastiansgrabes unter der Mitte der heutigen Kirche als den Ort der Apostelgruft.

Doch S. Sebastiano teilte das Schicksal aller römischen Kirchen. Verfall, Zerstörung, Umbau und „Restaurierung“ führten dahin, daß die genaue Lage der Apostelgruft in Vergessenheit geriet. Dazu kam noch, daß eine an der Westseite der Kirche angebaute, reichverzierte Grabkapelle in der Mitte ein auffallendes marmornes Doppelgrab aufwies. Mit der Zeit begann man auch diese Kapelle als Apostelgrab zu zeigen. So sehr war das Verständnis für die alten schriftlichen Quellen verloren gegangen, daß man den Namen „Platoma“, „Platonia“, mit dem die Berichte aus dem frühen Mittelalter die marmorne Grabplatte bezeichnen[2], auf die Kapelle übertrug. Solange die in der Mitte der Kirche vorhandenen Inschriften und Gitter noch an die alte Tradition mahnten, zeigte man zwei verschiedene Apostelgräber, eines in der Mitte der Kirche, das andere in jener marmorgeschmückten Grabkapelle, der „Platonia“. Als aber die Restaurierungen des 16. und 17. Jahrhunderts die letzten Spuren der alten Grabstätten im Kircheninnern beseitigt hatten, behauptete jene Platonia allein den Platz als ehemaliges „Apostelgrab“. Man kann sich daher die

[1] In der Tat fand man bei den Ausgrabungen 1915 unter der Mitte der Kirche einen Sarkophag mit der Inschrift: „Hier ruht S. Fabianus.“

[2] Lietzmann a. a. O. 110.

allgemeine Überraschung vorstellen, welche die Ausgrabungen Msgre de Waals in der Platonia (1893) verursachten, da an Stelle der erwarteten Apostelgruft das Grab des unter Diokletian gemarterten Bischofs Quirinus von Siscia (Sissek in Kroatien) gefunden wurde. Eine rings an den Wänden hinlaufende Inschrift bezeugte die Errichtung des ganzen Baues bei Gelegenheit der Übertragung der Reliquien des Heiligen nach Rom im 5. Jahrhundert.

Mehr als 20 Jahre sollten nun noch vergehen, ehe es Msgre de Waal möglich wurde, an dem von der alten Tradition bezeichneten Orte im Kircheninnern Nachforschungen anzustellen. Die im Februar 1915 begonnenen Arbeiten [1] bestätigen glänzend die Wahrheit dieser Überlieferung, die hierher die zeitweilige Ruhestätte der Apostelreliquien verlegte. Ihr Ergebnis ist, daß die heutige Sebastianskirche auf einem im 3. Jahrhundert aufgeführten Gebäudekomplex steht, dessen Wände beim Bau der Kirche abgetragen wurden, deren unterer Teil aber bis zu einer Höhe von etwa 2 Meter unter dem Pflaster der Kirche erhalten ist. Im wohlerhaltenen Mörtelbewurf dieser Wände fand man nun zahlreiche eingeritzte Inschriften, sog. Graffiti, die klar und deutlich die Bestimmung des ganzen Bauwerkes angeben. Der Schrift nach gehören dieselben dem 3. Jahrhundert an. Dem Inhalt nach sind es teils Anrufungen der Apostelfürsten: Petre et Paule petite pro Victore (Petrus und Paulus bittet für Viktor), Petre et Paule in mente habete Sozomenum (Petrus und Paulus gedenket des Sozomenus), — teils Kundgebungen über Teilnahme am liturgischen Mahle zu Ehren der Apostelfürsten: Petro et Paulo Tomius Coelius refrigerium feci (Ich Tomius Coelius habe zu Ehren Petrus' und Paulus' das Mahl gehalten oder veranstaltet), At Petro et Paulo refrigeravi (Bei Petrus und Paulus habe ich am Mahle teilgenommen), Dalmatius botum is promisit refrigerium (Dalmatius hat das Mahl als Gelübde versprochen).

Was folgt nun aus diesen Inschriften und ihrem Vorkommen gerade an diesem Ort? Es ist ein Erfahrungssatz der christlichen Archäologie: Wo immer sich derartige Graffiti vorfinden, stehen wir vor der Grabstätte hochverehrter Märtyrer. So finden wir in der Kallistuskatakombe ganz ähnliche Anrufungen der dort begrabenen Päpste des 3. Jahrhunderts: „Heiliger Sixtus, gedenke im Gebete des Aurelius Repentinus" — „Pon-

[1] Siehe die Berichte Dr P. Stygers im 2. und 3. Hefte der Römischen Quartalschrift, XXIX. Jahrgang, 1915. Das dritte Heft konnte ich bisher nicht einsehen. Dafür sei auf die trefflichen Ausführungen Sießmanns a. a. O. 116 ff und Plan 1 und 2 verwiesen, ebenso auf Grossi-Gondis Aufsatz in der Civiltà Cattolica vom 15. Mai 1915, 459—468.

tianus, lebe in Gott mit allen heiligen Bischöfen"; in der Hippolytusgruft: „Hippolyt, gedenke des Sünders Petrus"; in der Katakombe der hll. Petrus und Marcellinus: „Petrus und Marcellinus bittet für den Christen Gallus." Daraus also, daß wir in der ausgegrabenen Kammer in S. Sebastiano so zahlreiche Anrufungen der Apostelfürsten finden, geht hervor, daß man hierher zum Besuche ihrer Gräber pilgerte. Eines lehren uns aber diese Inschriften noch, wofür die bisher aufgefundenen Katakombeninschriften keine oder nur verschwindende Parallelen aufweisen: In dem Raume, dessen Wände die Graffiti bedecken, fanden am Grabe der Apostelfürsten liturgische Feiern statt. Solche sind mit dem in obigen Inschriften so oft genannten refrigerium gemeint. Refrigerium bedeutet „Erquickung", im christlichen Sinne die Erquickung im Paradiese, und so finden wir häufig in christlichen Grabinschriften die Wendung „Erquickung werde dir zu teil" und ähnliches. Aber als Veranstaltung am Grabe der Märtyrer begegnet uns hier refrigerium zum ersten Male. Daß es sich um eine Mahlzeit handelt, geht wohl aus der Bedeutung des Wortes hervor, vor allem aber daraus, daß in der Tat liturgische Mahlzeiten am Grabe der Märtyrer einen Bestandteil der jährlichen Gedächtnisfeier bildeten. So schildert uns der hl. Augustin diese Sitte: „Manche bringen auch ihr Mahl zum Grabe der Märtyrer ... legen es darauf, beten und nehmen es dann weg, um es zu verzehren, oder auch den Armen zu verteilen."[1] Auf eine solche Veranstaltung zu Gunsten der Armen dürfte sich das Gelübde des Dalmatius in der oben erwähnten Inschrift beziehen. Auf die Bestimmung des ganzen Raumes zur Feier solcher Mahlzeiten weisen auch die gemauerten Bänke hin, die rings an den mit Inschriften bedeckten Wänden am Boden hinlaufen, ebenso ein dort vorhandener Brunnen. Endlich hat Grossi-Gondi[2] mit Recht auf das auffallende Vorkommen von Goldgläsern mit dem Bilde der Apostelfürsten in der Umgebung dieses Raumes hingewiesen. Diese Goldgläser — Gefäßböden mit einem durchgravierten Goldblatt — werden wohl zu Gefäßen gehört haben, die beim refrigerium Verwendung fanden. So haben uns die Ausgrabungen nicht bloß die Grabstätte der Apostelfürsten, sondern auch einen der ältesten liturgischen Versammlungsorte der römischen Christengemeinde wiedergegeben[3].

[1] De civitate Dei l. 7, cap. 27. [2] Civiltà Cattolica a. a. O. 464.

[3] Grossi-Gondi hat in der Civiltà Cattolica a. a. O. 464 ff refrigerium als liturgische Mahlzeit eingehend erörtert. Vgl. ferner Lietzmann a. a. O. 119 ff.

Daß man in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts in Rom ad catacumbas das Grab der Apostelfürsten verehrte, ist somit sicher erwiesen. Wie steht es aber mit dem ursprünglichen Grabe Petri am Vatikan und dem Paulusgrab in der Via Ostiensis? An der Echtheit auch dieser Grabstätten ist kein Zweifel möglich. Denn das Zeugnis des Priesters Gaius aus der Zeit um 200 muß für unanfechtbar gelten; er weist die Rompilger auf die „Trophäen" der Apostelfürsten hin, von denen das eine sich am Vatikan, das andere an der Straße nach Ostia sich befindet, womit nur die Apostelgräber gemeint sein können. Wie ungereimt die Annahme wäre, daß diese beiden Grabstätten einer tendenziösen Erfindung ihren Ursprung verdanken, hebt Lietzmann mit Recht hervor. Solche Erfindung hätte sich gehütet, die Grabstätten der Apostelfürsten zu trennen, und vollends sie an die vatikanische und ostiensische Grabstätte zu verlegen, mitten in rein heidnische, noch bis ins 3. Jahrhundert in Gebrauch stehende Friedhöfe. „Wer sollte wohl . . . an diesen zum Kult völlig ungeeigneten Plätzen, in dieser unsaubern Umgebung die heiligsten Stätten Roms erfunden haben?" [1]

Mitten in den Stürmen des Weltkrieges hat die Hand des glücklichen Finders das fehlende Glied in die Reihe der archäologischen Beweise eingefügt, die nun im Verein mit den schriftlichen Zeugnissen die Echtheit der heiligsten und ehrwürdigsten Stätten Roms noch heller erstrahlen läßt. Rom ist die Stadt der Apostelfürsten, ihr Arbeitsfeld, das sie mit ihrem Blute geheiligt, die Stätte ihres Grabes. Möge das heutige Rom die Mahnung beherzigen, die eine Präfation des ältesten Meßbuches der römischen Kirche [2] „in Voraussicht der vielen Prüfungen, die über unsere Stadt kommen würden", an diese richtet: „Wie glücklich wärest du, o Rom, wenn du deine Fürsten (Petrus und Paulus) erkenntest, und solche Herrscher würdig zu feiern suchtest. Keine Feinde würden dich bestürmen, keine Waffen dich schrecken, wenn du, ihren Lehren folgend, wahr und treu in christlicher Aufrichtigkeit ihnen dienen wolltest!"

---

[1] A. a. O. 171.

[2] Das Sacramentarium Leonianum aus dem 6. Jahrhundert. In der Ausgabe von Feltoe, Cambridge 1896, 47 f.

Karl von Silva-Tarouca S. J.

«Die Teilung der Türkei.»

(Ein 600jähriges Problem.)

„Hundert Pläne zur Aufteilung der Türkei", so lautet der Titel des Buches, das ein rumänischer Diplomat kurz vor Ausbruch des Weltkrieges in Paris veröffentlicht hat[1].

Es gewinnt im Lichte der Gegenwartslage ein eigenartiges Interesse. Wohlgemerkt, es sind nicht bloße Spielereien, quixotische Träume, sondern wirkliche Pläne, ernstgemeinte Entwürfe, geschichtliche Dokumente, aus authentischen gedruckten und ungedruckten Quellen zusammengetragen und nach ihrer Zeitfolge geordnet.

Pläne des ritterlichen Mittelalters, der Humanistenzeit, der Renaissance, der neueren und neuesten Zeit, Pläne von Päpsten (Leo X., Pius V., Klemens VIII.), von Kardinälen, Prälaten, Pläne von Kaisern, Königen, Fürsten, berühmten Staatsmännern und Feldherren, gefeierten Philosophen und Historikern, ja selbst von weltflüchtigen Mönchen und Einsiedlern.

Pläne zum Teil recht abenteuerlicher Art, zum Teil fein abgewogene diplomatische Kabinettstücke, zum Teil kühn und großzügig auslangend.

Es hat einen eigenen Reiz, im Augenblick, da das so alte Orientproblem im Geschützdonner der Dardanellen und an der ägyptischen Grenze nach einer neuen überraschenden Lösung ringt, rückblickend diese lange Reihe von Projekten zu überschauen. Sie sind wie Meilensteine der Geschichte, spiegeln sich doch sowohl in den immer neuen Teilungsnormen wie in der Größe der Teilungsstücke deutlich die jeweiligen Machtverhältnisse der beteiligten Staaten und deren stets wechselnde Umgruppierung wider.

Noch schärfer und beschämender kommt aber in diesem Kaleidoskop der religiös-sittliche Charakter der betreffenden Zeitperioden zum Ausdruck.

---

[1] Cent projets de partage de la Turquie (1281—1913) par T. G. Djuvara, Ministre de Roumanie en Belgique et au Luxembourg, ancien chargé d'affaires à Belgrade, ancien agent diplomatique à Sofia, ancien envoyé extraordinaire et Ministre plénipotentiaire à Constantinople. Avec 18 cartes hors texte. 8° (X u. 648) Paris 1914, Libr. Félix Alcan.

Während aus den älteren Teilungsplänen noch der ganze christliche Idealismus der Kreuzzüge flammt, flaut dieser Geist in den späteren mehr in kühl berechnende Staatsraison ab.

Djuvara faßt den Begriff der Teilungsprojekte im weitesten Sinne. Im Grunde sind die der älteren Periode wesentlich nur Eroberungspläne.

„Wie werfen wir den Türken aus Europa wieder heraus?" so fragt die Zeit, in der noch die Türkenglocke aufschreckend durch die christlichen Lande läutete. „Wie teilen wir uns in den Besitz?" ist die Sorge der späteren Zeit, die den allmählichen Verfall der Osmanenherrschaft schaute.

Der erste eigentliche Teilungsplan geht bezeichnenderweise vom Sonnenkönig Ludwig XIV. aus[1] und verrät unzweideutig die damals überwiegende Machtstellung Frankreichs. Das verhaßte Österreich muß bei dieser Teilung sich mit seinen Eroberungen in Ungarn begnügen, der von Ludwig XIV. begünstigte Polenkönig erhält die Walachei und Moldau; Venedig, damals noch eine Macht, Slavonien, Kroatien, Dalmatien, Bosnien, Albanien und Epirus; der Löwenanteil aber fällt natürlich Frankreich zu. Aus Griechenland, Mazedonien, Serbien, Bulgarien, Rumelien, mit Konstantinopel wird ein neues byzantinisches Reich unter dem Zepter eines französischen Prinzen geschaffen.

Und wohlgemerkt, dieser Teilungsplan wird in Versailles zur selben Zeit entworfen, da Ludwig XIV. den Großsultan als seinen teuersten Freund und Bundesgenossen umschmeichelt und die türkische Kriegsflamme im Rücken Österreichs mit allen Mitteln schürt.

Man hat neuerdings in Frankreich hämisch auf das Bündnis des Deutschen Kaisers mit dem Türken hingewiesen. Allein die Waffenbrüderschaft „des allerchristlichsten Königs" mit dem „Erzfeind des christlichen Namens" in einer Zeit, da der christliche Westen von der Islamgefahr allen Ernstes bedroht war, dürfte doch wesentlich anders einzuschätzen sein, als das Zusammengehen mit der Pforte in einer Zeit, da der Türke hauptsächlich nur noch als politischer Faktor rechnet.

Im gleichen französischen Sinne ist der Teilungsplan gehalten, den 1686 der ehemalige Kavallerieoffizier und Orientfahrer Jean Coppin in seiner Eremitage von Chaumont entwarf und in seinem Bouclier de l'Europe ausführlich entwickelte[2].

---

[1] Cent projets de partage 230 ff. [2] A. a. O. 237 ff.

Doch wird hier Österreich reichlicher bedacht und darf sich außer Ungarn auch noch Serbien und einen Teil von Mazedonien und Bulgarien nehmen, Venedig erhält die an die Adria grenzenden Länder, Polen Podolien, die Moldau-Walachei und einen Teil von Bulgarien, England wird mit Tanger, Thessalien, Lazedämonien, Spanien mit Algier, Oran in Afrika und Argos, Achaia und Theben in Griechenland, Portugal mit Tripoli, mit Sikyome in Morea, der mazedonischen Küste, ägäischen Inseln und einem Teil von Syrien, Holland mit Barka (Nordafrika) und Pissa (Griechenland), Savoyen mit Cypern und einem Teil der griechischen Provinz Elis bedacht, während in die andere Hälfte Florenz, Genua und Lucca sich teilen können.

Die Malteser holen sich Rhodus zurück, der Heilige Stuhl wird mit Jerusalem beglückt und erhält mit den Herzögen von Parma und Modena einen kleinen Besitzstand in Arkadien, damit alle einen Anteil an dem klassischen Boden von Hellas gewinnen.

Der ganze Rest der europäischen Türkei mit Konstantinopel, Kleinasien bis Trapezunt, Bone (Algier), Tunis, Ägypten fallen Frankreich zu, da die „älteste Tochter der Kirche" durch ein großes Reich im Osten für die ihr eigentlich zukommende römische Kaiserkrone zu entschädigen sei.

Bezeichnenderweise spielt Rußland in allen älteren Teilungsplänen vor 1700 gar keine Rolle. Es gilt eben noch ganz als asiatisches Reich und hat in europäischen Fragen nicht mitzusprechen.

Dies wird anders mit Peter d. Gr. († 1725)[1]. Mit ihm tritt das moskowitische Reich in den westeuropäischen Kulturkreis und erhält eine neue politische Orientierung, deren Ziel das alte Byzanz, der Schlüssel der Dardanellen, ist.

Von jetzt an drängt sich Rußland bei allen Teilungsplänen stark in den Vordergrund.

Bereits das Projekt (1734) des spanischen Ministers Kardinal Alberoni[2], der durch einige Jahre die ganze europäische Politik lenken zu können glaubte, macht Rußland zum Erben von Byzanz.

Das alte Reich, Rumelien und die asiatische Türkei umfassend, soll wieder hergestellt und dessen Krone dem Herzog von Holstein-Gottorp[3]

[1] A. a. O. 242 ff. [2] A. a. O. 258 ff.

[3] Zweifellos ist Herzog Karl Friedrich (geb. 1702, gest. 1739) gemeint, der Anna Petrowna, eine Tochter Peters des Großen, zur Gemahlin hatte und mit ihr Stammvater des heute noch regierenden russischen Herrscherhauses wurde. Ihr Sohn Karl Peter Ulrich bestieg 1762 als Peter III. den Zarenthron.

aufs Haupt gesetzt werden mit allen Vorrechten der byzantinischen Kaiser, nur daß der Römische Kaiser den Ehrenvorrang behält.

Österreich wird für seine Verdienste im Kampf gegen den Erzfeind mit Bosnien, Serbien, Slavonien, Mazedonien und der Walachei bedacht. Frankreich muß sich mit Tunis, Spanien mit Algier, Portugal mit Tripoli bescheiden, England und Holland sind als seefahrende Handelsvölker mit günstigen Stapelplätzen, ersteres mit Kreta und Smyrna, letzteres mit Rhodus und Aleppo zu beglücken.

Zum ersten Male wird jetzt auch Preußen berücksichtigt und erhält Negroponte, die größte der ägäischen Inseln. Polen nimmt sich die Moldau und ein Stück Tatarei, Venedig Dalmatien und Morea, Genua Livadien in Griechenland.

Von den Malteserrittern und den Schweizern, die bei dem Kreuzzug mitgekämpft, sollen sich die ersteren mit dem Ruhm, die letzteren mit doppelter Löhnung begnügen.

Der Rest der griechischen Inseln wird an jene Prinzen und Generäle verteilt, die sich in den Kämpfen besonders ausgezeichnet. Die Dardanellenfestungen werden geschleift und alle Meere und Handelswege freigegeben. Wie schon früher Sully[1], der berühmte Minister Heinrichs IV., in seinem merkwürdigen Projet de pacification générale et confédération européenne (1607) ein höchstes europäisches Schiedsgericht mit dem Sitze in Metz vorgeschlagen hatte, so legt nun auch Alberoni die Entscheidung über alle Streitigkeiten unter den Mächten in die Hand eines internationalen Friedenstribunals, das, in der Form des alten deutschen Reichstages eingerichtet, zu Regensburg seine Tagungen hält.

Da nach der Lage der Dinge Rußland und Österreich die nächstbeteiligten Mächte im Orient waren, so lag es nahe, daß sich beide über die türkische Erbteilung auf freundschaftlichem Wege zu verständigen suchten.

Aus diesem Wunsche heraus wächst der 1780 zu Mohilew zwischen Joseph II. und Katharina II. besprochene Teilungsplan[2], der Rußland Bessarabien, Rumänien, Bulgarien, Rumelien mit der Bosporusstadt, Österreich Slavonien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro, Serbien, Mazedonien, Griechenland und den größeren Teil der Inseln zusprach. Der Plan scheiterte, da Konstantinopel in russischen Händen eine zu große

---

[1] A. a. O. 163 ff. [2] A. a. O. 273 ff.

Gefahr für Österreich bedeutete. Interessant ist aus diesen Verhandlungen noch der russische Vorschlag, an die Spitze des aus Moldau und Walachei vereinigten Fürstentums (Rumänien) einen preußischen Prinzen zu setzen, eine Idee, die ein Jahrhundert später verwirklicht wurde.

Aus dem Projekt (1777) des Franzosen J. L. Carra[1] sei nur der Vorschlag herausgehoben, das so heiß umstrittene Konstantinopel Venedig zu geben, dessen Verwaltung aber durch vier von Frankreich, Rußland, Österreich und Preußen gestellte Ratskollegien kontrolliert werden soll.

Ein französischer Anonymus[2] vom Jahre 1788 wirft die Türken nicht nur aus Europa, sondern aus dem ganzen Mittelmeergebiet heraus und baut aus den zurückeroberten Ländern drei neue erbliche Monarchien.

Die erste unter einem französischen Prinzen umfaßt die ganze europäische Türkei mit Konstantinopel und einem 30 Meilen tiefen Küstenstreifen von Kleinasien, der von der Bosporusmündung bis Rhodus reicht. Die zweite unter einem russischen Prinzen begreift Kleinasien, Armenien und Georgien, die dritte unter dem Großherzog von Toskana Polen, Kurland und das Land zwischen Bug und Dnjestr ein. Eventuell mag aus Syrien und Palästina noch eine vierte Monarchie unter einem spanischen Prinzen gebildet werden. Außerdem werden Frankreich mit Ägypten und den französischen Niederlanden, Bayern (der Bundesgenosse Frankreichs) mit der Moldau und Walachei, Spanien, Sardinien, Modena mit den Barbareskenstaaten bedacht. Nur Österreich geht leer aus.

Die Dardanellen, der Sund und die Straße von Gibraltar werden allen Nationen freigegeben.

Ganz anders lautet der Plan des französischen Philosophen und Historikers Volney (1788)[3]. Nach ihm hat Frankreich kein Interesse an einer Aufteilung der Türkei. Es mag sich Morea, Kreta, Cypern und vielleicht Ägypten holen, im übrigen Rußland und Österreich die Teilung überlassen. Was westlich von der Linie Widdin—Corfu liegt, fällt Österreich, das übrige Rußland zu, das hier unter einem seiner Großfürsten das byzantinische Reich erneuert.

Dieser einseitige Machtzuwachs Österreichs und Rußlands, so macht de Peyssonel gegen Volneys Plan geltend, würde das europäische Gleichgewicht hoffnungslos zu ungunsten Frankreichs erschüttern. Rußland möge erst die weiten noch brach und öde liegenden Strecken seines

---

[1] A. a. O. 315 f. [2] A. a. O. 318 ff. [3] A. a. O. 320 ff.

eigenen Landes bebauen und besiedeln, ehe es auf weitere Eroberungen denke. Die Völker und Christen des Orients ständen sich zudem unter „dem türkischen Joche" immer noch weit besser, als sie es unter der russischen Knute bekämen. Man lasse die Hände von der Türkei; sie bedürfe nur eines starken Mannes, um sich wieder zur Stellung einer Großmacht zu erheben.

In eine neue Phase tritt das Teilungsprojekt während der napoleonischen Periode.

Der Korse fühlt sich als Herrn Europas und gedenkt, sich auch zum Herrn des Orients zu machen.

Vorläufig freilich hat er für seine Orientpläne noch mit der gedemütigten aber nicht gebrochenen Macht Rußlands und Österreichs zu rechnen. Mit einer von beiden muß er teilen, und er entscheidet sich für Rußland.

So kam denn 1808 bei den Verhandlungen Napoleons mit Kaiser Alexander auch die türkische Teilungsfrage zur Sprache[1].

„Ich hätte das türkische Reich", so sagte später Bonaparte auf St Helena, „mit Rußland teilen können; die Frage wurde mehr als einmal besprochen; was die Türkei rettete, war Konstantinopel." Beide Teile fühlten, daß der Besitz der Bosporusstadt und der Dardanellen für sie die Weltherrschaft bedeuteten.

Anders als Napoleon I. dachten die beiden leitenden Staatsmänner jener Zeit: Talleyrand[2] und Metternich[3].

Nicht das Osmanenreich, sondern Rußland sei zu fürchten, urteilte Talleyrand. Daher müsse Österreich, das vor allen berufen sei, den russischen Vorstoß nach Westen und Süden aufzuhalten, gestärkt und für den Verlust von Venetien und Tirol durch die Moldau, Walachei, Bessarabien und einen Teil Bulgariens entschädigt werden. Dafür garantiert es den Türken ihren übrigen Besitzstand in Europa.

Ähnlich wünscht Metternich um jeden Preis die Erhaltung der Türkei als beste Flankendeckung Österreichs. Eine Abdrängung Österreichs nach dem Balkan würde das Ende seiner bisherigen Großmachtstellung in Westeuropa bedeuten.

Läßt sich aber die Aufteilung des Osmanenreiches nicht aufhalten, dann sieht Metternich dort am liebsten ein neues griechisches Reich erstehen, das der natürliche Bundesgenosse Österreichs gegen Rußland sein würde.

---

[1] A. a. O. 345 ff. [2] A. a. O. 337 ff. [3] A. a. O. 368 ff.

Diese Idee, das alte byzantinische Reich zu erneuern, gewinnt seit der Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche mehr und mehr Boden. Denn nun treten die großgriechischen Aspirationen als neues Moment beim Teilungsprojekte ins Spiel. Schon gleich der Plan des ersten Präsidenten der griechischen Republik, Graf Johann Kapodistria[1] (ermordet 1831), läßt dieses Ziel, wenn auch noch verhüllt, erkennen. Er will aus der europäischen Türkei fünf alte Reiche wieder aufbauen: Dacien mit Moldau und Walachei, Serbien mit Bosnien und Bulgarien, Mazedonien mit Mazedonien, Thrazien und den Inseln Thasos, Imbros und Samothrake, Epirus mit Ober- und Unteralbanien, und Hellas mit Griechenland und den nächstliegenden Inseln.

Konstantinopel mit einem Umkreis von 13—14 Meilen soll (vorläufig!) zur freien Stadt und zum Kongreßort der fünf Bundesstaaten erklärt werden. Da drei der genannten Staaten eine wesentlich griechische Bevölkerung und Dacien einen phanariotischen Prinzen an der Spitze hatte, so war das hellenistische Übergewicht gesichert.

Noch hellenistischer denkt der französische Prälat und Diplomat Dominik de Pradt[2] (1828). Er scheint das Wort von der slavischen Gefahr geprägt zu haben. Alles kommt darauf an, den russischen Machtgelüsten eine große europäische Konföderation entgegenzustellen. Die Türkei selbst ist zu kraftlos. Eine Aufteilung ihres europäischen Gebietes in kleinere Staaten würde die Schwierigkeiten nur vermehren. Ein großes christliches Balkanreich bietet allein einen wirksamen Schutz gegen Rußland. Der Deutschpole A. F. Bronikowski[3] dagegen sieht das Heil in der Wiederherstellung eines größeren Polenreiches, das von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reicht (1833).

Aber Rußlands Auge bleibt unverwandt auf die Bosporusstadt gerichtet, und da eine Verständigung mit Österreich ausgeschlossen scheint, sucht Nikolaus I.[4] sich über die türkische Erbteilung heimlich mit England zu verständigen. England soll sich Ägypten und Kreta holen, Rußland aber will sich mit einem „Protektorate" über die zu bildenden Balkanreiche Rumänien, Bulgarien und Serbien bescheiden. Der schlaue Brite aber wittert die eigentlichen Endabsichten des Moskowiters und bringt dessen Pläne ans Licht. Dies führt im Krimkrieg zu einem gemeinsamen Vor-

---

[1] A. a. O. 380 ff. [2] A. a. O. 383 ff.
[3] A. a. O. 393 ff. [4] A. a. O. 383 ff.

gehen gegen Rußland und stellt die Türkei fürs nächste wieder sicher. Allein der Teilungsgedanke kommt nicht zur Ruhe und wird zu einer Art Schachproblem, an dessen Lösung sich große und kleine Geister versuchen.

A. Bonneau[1] (1860) fordert bei der Teilung eine reinliche Scheidung der griechischen und slavischen Balkanelemente; das vergrößerte Griechenland soll alle griechischen, das wiedererweckte serbische Kaiserreich Duschan des Großen (14. Jahrhundert) alle slavischen Völker zusammenfassen. Konstantinopel wird internationalisiert. Einige Reste werden sonstwie verteilt. So erhält Belgien Cypern, Piemont Rhodus u. dgl.

J. G. Pitzipios[2] (1860) teilt das ganze ottomanische Reich frischweg in 15, Rattos[3] (1860) und Stephanowitsch[4] in 12 neue Reiche auf.

Konstantinopel muß nach allen freie Stadt und Sitz des ökumenischen Kongresses dieser Staaten werden.

Ein neues, originelles Teilungsprinzip führt der Dalmatiner Mathias Ban[5] (1885) ein, indem er auf die alte kirchliche Einteilung dieser Länder in ein griechisches, serbisches (Ipek, 1347), bulgarisches (1196) und albano-mazedonisches (Ochrida, 6. Jahrhundert) Patriarchat zurückgreift.

Philipp Fr. Bresnitz[6] (pseud. von Sydakoff) will 1898 die Balkanländer durch eine Linie Struma-Warda in eine West- und Osthälfte trennen. Auf der einen übt Österreich, auf der andern Rumänien (mit Bulgarien durch Personalunion vereint) eine gewisse Oberhoheit. So wird eine undurchdringliche Schranke gegen den russischen Vormarsch auf Konstantinopel geschaffen. Der Balkan muß europäisch werden, oder Europa wird russisch; es gibt kein drittes (S. 433). Umgekehrt prophezeit der Russe V. de Gorloff[7] (1899) mit Zuversicht, daß Konstantinopel und der Bosporus wie auch Österreichisch-Polen und Galizien russisch werden, Siebenbürgen zu Rumänien, Südalbanien zu Griechenland, Bosnien-Herzegowina und Montenegro zu Serbien, Mazedonien mit Saloniki, Thrazien mit Adrianopel bis zur Tschataldscha zu Bulgarien kommen. Böhmen und Ungarn werden unabhängig, der Rest Österreichs samt Wien geht an Deutschland über. Finis Austriae! Während das neue Italien bisher nur so nebenher gelegentlich miterwähnt wird, erhält es in einem rumänischen Teilungsprojekt von 1904[8] auf einmal eine führende Rolle.

[1] A. a. O. 404 f. [2] A. a. O. 405. [3] A. a. O. 407.
[4] A. a. O. 409. [5] A. a. O. 428. [6] A. a. O. 431.
[7] A. a. O. 433. [8] A. a. O. 434.

Um dem Rangstreit unter den Balkanstaaten ein Ende zu machen, soll aus ihnen ein großer Staatenbund, und zwar unter dem Protektorate Italiens, gebildet werden. Frankreich und England wohnen für diese Aufgabe zu weit ab, Österreich ist zu nahe, Rußland zu groß und gierig. Also Italien.

Rumänien, Bulgarien und Serbien behalten ihren Besitzstand. Der Rest des türkischen Landes wird in drei Zonen geteilt. Die eine: Rumelien mit Adrianopel und Stambul bleibt samt den asiatischen Provinzen in türkischem Besitz. Die zwei andern, nämlich Mazedonien mit Saloniki und Albanien mit Skutari als Hauptstadt kommen unter die Verwaltung italienischer Generäle. Als offizielle Sprache wird hier das Italienische eingeführt, das Land nach dem schweizerischen Kantonalsystem geteilt, die Klöster säkularisiert, das Heer durch eine christliche Gendarmerie ersetzt.

Der Staatenbund hält seine Kongresse unter dem Vorsitz des Königs von Italien in Saloniki oder in Rom ꝛc. Die Crux aller Teilungsprojekte bildete fast immer der Besitz Konstantinopels, der Schlüssel zu den Dardanellen. Warum also nicht auch Konstantinopel selber teilen?

So macht denn ein Ungenannter kurz vor dem Balkankriege in der Indépendance belge (7. Januar 1912) den Vorschlag, Konstantinopel und Umkreis nach Art der chinesischen Hafenstädte in Konzessionen aufzuteilen. Die deutsche Konzession mag Haidar Pascha mit einem Stück asiatischer Seite, die russische den obern Bosporus, die französische Pera mit Vorstädten, die englische Stambul mit den anschließenden Quartieren umfassen. Italien wird mit Tripoli abgespeist.

Einen „schönen Traum" nennt der Verfasser selber seinen Plan [1].

Ganz anders löst Ralph de Nerict [2] diese Frage in seiner Schrift: Seule solution possible de la question d'Orient (Paris 1913), indem er Byzanz, die Gründung des großen Konstantin, dem römischen Papste zuweist, der dorthin zwischen zwei Welten seinen Sitz verlegen soll.

Das ist in flüchtigen Umrissen ein Bild dieses Problems der Teilung, das seit 600 Jahren den Kern der orientalischen Frage bildet.

Was ist aus all diesen klugen, überklugen und unklugen Teilungsprojekten geworden? Wohl ist im Laufe der Zeit Stück um Stück vom alten Osmanenreiche abgebröckelt, wenn auch ganz anders, als die Diplomatenweisheit es sich dachte. Von Ungarn und der Donau wird die

---

[1] A. a. O. 436. [2] A. a. O. 438.

Türkengrenze weiter und weiter zurückgeschoben, der Norden Afrikas, Ägypten, die Kaukasusländer, Asow, Krim ꝛc. gehen verloren. Seltsam genug, der „kranke Mann" übersteht mit zäher Lebensdauer all diese und andere Amputationen.

Da kommt der letzte Balkankrieg. Die ihrer eigenen Kraft bewußt gewordenen Balkanstaaten werfen sich mit Wucht auf den gemeinsamen Feind und schlagen die ängstlich gehütete Status-quo-Doktrin der Großmächte in Scherben.

Von den Schlachtfeldern des Balkans klang es wie Grabesgeläute, das Grabesgeläute für den „kranken Mann".

Und heute! Merkwürdig! Die ganze Lage hat sich mit einem Schlage geändert. Der Türke scheint stärker, als er seit Jahrhunderten gewesen. Mehr noch, er glaubt wieder an eine Zukunft, eine neue, größere Zukunft. Aus seiner nicht unberechtigten Siegeszuversicht steigt, wenn auch noch in unbestimmten Umrissen, das längst verblichene Bild des alten Kalifenreiches, das von Marokko bis Arabien und Indien reichte.

Wird dieser stolze Traum sich erfüllen, und würde seine Erfüllung ein Verhängnis für das christliche Europa und seine christlichen Hoffnungen im Orient bilden?

Eines scheint gewiß. Dies neue Osmanenreich könnte sich nicht länger außerhalb des westeuropäischen Kulturkreises halten. Es würde mehr und mehr in denselben hereingezogen und müßte dort die Kräfte zu seiner Erhaltung und Fortentwicklung saugen.

Der Wüstenboden der Halbkultur, in dem der Islam als religiöser Widerpart des Christentums am besten gedeiht, würde dadurch notwendig ein anderer werden, und so könnte hier einer jener langsam aber sicher wirkenden Faktoren der Weltmission[1] einzusetzen beginnen, die in den großen Plänen der göttlichen Vorsehung eine so bedeutsame Rolle spielen.

[1] Vgl. diese Zeitschrift Jahrgang 1913/14 274 ff.

Anton Huonder S. J.

Charaktertypen neuer deutscher Kunst.
2. Matthäus Schiestl.

Ist Samberger der Maler des deutschen Charakters nach seiner intellektuellen Seite hin, so ist Matthäus Schiestl der Maler des deutschen Gemütes, der deutschen Innerlichkeit. „Der tiefe Hang zum Poetisieren“ (Max Klinger), der unserem Volke eigen ist und sich seit alten Tagen in wunderlieben Volksmärchen ausgesungen hat, führt auch unserem Meister Griffel und Pinsel. Beruht ferner das Charakterforschen Sambergers auf Analyse, so ist die Schiestlsche Kunst wie alle Lyrik Synthese; seine Bilder sind farbige Lieder von einer ganz köstlichen volkstümlichen Naivität. Die Welt, die sein Interesse weckt, sind nicht die großen Heroen des Geistes, Gelehrte, Staatsmänner und Künstler, sondern das schlichte Volk. Dort, wo das Gemüt die Vorherrschaft hat, fühlt er sich zu Haus, dort ist sein Königreich.

Die Erkenntnis äußerer Objekte und Begebenheiten ist notwendige Vorbedingung für die Erkenntnis der Innenwelt und geht dieser voraus. Auch die bildende Kunst mußte sich erst in langer mühsamer Arbeit in der Außenwelt vorantasten, bevor sie in die Seele dringen und seelische Vorgänge schildern konnte. Schon die Studie über Samberger hat uns gezeigt, wie spät erst sich der Blick für das Geistige geschärft hat, und wie viele Jahrhundertschritte die Menschheit bereits gemacht hatte, bis das psychologische Element in der Kunst zur klaren und bewußten Ausprägung kam. Psychologisch ist aber nicht nur jene Art des Charakterschilderns, die Samberger so meisterlich beherrscht, sondern auch der Ausdruck innerer Stimmungen, den Schiestls Künstlerseele anstrebt.

Die bildende Kunst konnte also den Weg der Poesie nicht mitmachen. Denn hier steht allerdings die Lyrik, das Stimmungsgedicht in der Form von Gebets- und Opfergesängen, an der Schwelle der Literatur. Das Ausdrucksmittel der Sprache lag eben für den Dichter fertig vor, während die bildende Kunst sich erst in jahrhundertelangem Ringen die Meisterschaft in der Formgebung erwerben mußte. Zudem ist die Sprache schon ihrer Natur nach Ausdruck des Innern, und schon die primitivsten Ausdrücke des Staunens, der Freude, des Schmerzes sind wurzelhafte Lyrik, während die Ausdrucksmittel des Malers in erster Linie der illusionären Wiedergabe äußerer Objekte dienen.

Wie aber mochte es kommen, daß wir dramatische Bilderkompositionen viel früher in der Kunstgeschichte finden als lyrische, trotz der ungleich höheren technischen Anforderungen, die erstere an den Künstler stellen? Der Lyrik liegt ja nichts ferner als Handlung und nichts näher als schlichte Einfalt, und so könnte man glauben, daß gerade in der Primitive die besten Voraussetzungen für Malerpoeten wären. Allein die Schwierigkeiten für lyrische Kompositionen liegen nicht so sehr im Technischen als vielmehr im Geistigen. Bevor der Künstler gelernt hatte, reflex aufzuhorchen auf die Schwingungen der Seele, konnte er auch nicht dazu kommen, psychische Klangwellen in dem Gefüge seiner Linien und Formen anzittern zu lassen. Die stumme Sprache einer Zeichnung oder Malerei ist eben nicht wie die natürliche Sprache und die Musik Stimmungsüberträger ihrer innersten Natur nach, sondern muß erst vom Künstler dazu gemacht werden.

Zwar ist es richtig, daß jedes Bild ebenso wie jedes Stück Natur in gewissem Sinne stimmungsbetont ist; aber eine solche lyrische Unterströmung genügt nicht, um ein Bild als lyrische Komposition schlechthin zu bezeichnen. Bei einer solchen muß vielmehr die lyrische Stimmung als ein in besonderer Weise erhöhtes Lebensgefühl über Gegenstand und Technik hinweg in die Seele des Beschauers hineinfluten wie bei einem Musikstück, das wir nicht erst offiziell nach Namen, Stand und Herkunft befragen, bevor wir uns in den Bann seiner klingenden Schmeichelworte begeben, wenigstens dann nicht, wenn es uns ausschließlich um den ästhetischen Genuß zu tun ist. So kommt auch ein Malerpoet oft in Verlegenheit, wenn er seinem Werk einen Namen geben soll. Es ist eben ein Lied ohne Worte. Schiestl hat eines seiner Bilder, wo ein Tirolerbüblein hoch oben auf dem Zaun sitzt und in den einsamen Wald hineinträumt, „Zaunkönig" genannt. Poetische Titel von solcher Art entsprechen noch am besten.

Darum ist es aber auch keine leichte Aufgabe, über die Kunst Schiestls und der Malerpoeten überhaupt zu schreiben. Wo stilles Bewundern am Platze ist, versagt das Wort oder wird mit seinem rauhen Klang geradezu als unwillkommener Störenfried empfunden. Schweigen ist die beste Sprache bei so intimen Nerven- und Gefühlserregungen. Unsere Worte sind gut genug für die reale Welt, für Wissenschaft und Geschäft aber viel zu wenig scharf geschliffen, um das feine Wellenkräuseln der Seele abzubilden. Die Sprache kennt nur konturierte Begriffe, während das wirkliche Erleben konturlos ist und die Gemütswallungen wie die Farben eines Prismas unmerklich ineinander übergehen. Man wird also diese Abhandlung nur als einen Wegweiser zur Schiestlschen Kunst betrachten dürfen und das viele Unausgesprochene und Unaussprechbare durch die Bilder selbst ergänzen müssen. Und das sollte sich niemand entgehen lassen, denn Schiestl kennen und eine unverlierbare Sympathie für ihn gewinnen, sind eins. Das Köstlichste, was in unserem Volkstum lebt, aufblitzt und vorüberhuscht, weiß sein Griffel festzuhalten und uns so den Genuß seliger Augenblicke, so oft wir nur wollen, immer wieder aufs neue zu verschaffen.

Aber liegt ein solches gemaltes Lied den eigentlichen Aufgaben der Malerei nicht allzu fern? Haben wir nicht oben selbst gesagt, daß die

stumme Sprache einer Zeichnung nicht ihrer Natur nach Stimmungsüberträger sei? Es ist allerdings noch nicht lange her, seit man für alle Arten von Anekdoten-, Historien- und Stimmungsmalerei nur Worte des Spottes übrig hatte und sie als Verirrungen der Kunst geißelte und verhöhnte. Das neue Ideal lautete „Malerei in Reinkultur", und unsere Erinnerung ist heute noch voll von all den Baumstrünken, Krautäckern, Schneefeldern, bunten Wiesen, badenden Buben, männlichen und weiblichen Akten, in denen sich diese „Reinkultur" auslebte und austobte. Es war das Zeitalter oder vielmehr die kurze Lebenszeit des Impressionismus und der Mehlstaubmalerei.

Nun war es ja gewiß gut und notwendig, daß unsere Maler wieder malen lernten und die Farbe nicht als eine unwesentliche Sache betrachteten wie die „Kartonmaler" des 19. Jahrhunderts. Den Ausspruch Führichs „Wenn nur der Satan die Farben wenigstens auf 15 Jahre holen wollte!" wird niemand unterschreiben, der nicht eine einseitige Auffassung der Malkunst vertritt. Aber die Impressionisten fielen in die entgegengesetzte Einseitigkeit. Ein Maler muß eben nicht nur malen können, sondern auch zeichnen, komponieren, er muß imstande sein, Ideen zu verkörpern, als Monumentalmaler die dekorative Raumwirkung vorausempfinden. Alle unsere modernen Kunsttheorien wollen die Kunst durch die Methode der Chemiker zur Vollendung bringen, die einen zusammengesetzten Stoff in seine Bestandteile zerlegen und die einzelnen Scheidungsprodukte zum Gegenstand ihrer Experimente machen. So wollte der Impressionismus den einen künstlerischen Faktor der Farbe isolieren und kam damit von selbst zur Vernachlässigung der übrigen Elemente des Kunstwerkes. „Künstlerische Qualität und malerische Werte sind nicht identisch; wir erschlagen auch mit Rembrandt Dürer nicht." (Klein-Diepold, Das deutsche Kunstproblem der Gegenwart.)

Lassen wir also den Kleinen und Unmündigen in der Kunst die Freude am Gegenstand, am dargestellten Vorgang. Das schadet weder der Kunst selbst noch den Ästheten. Diese letzteren aber werden sich vom Gegenstand durchaus nicht beirren lassen, ein Kunstwerk einzig nach seinen künstlerischen Vorzügen zu beurteilen. Mag die Erzählung noch so interessant sein, sie werden das Bild für ein schlechtes halten, wenn ihm der künstlerische Gehalt mangelt. Das lyrische Bild hat zudem vor dem Anekdoten- und Historienbild das voraus, daß seine Wirkung auf die Stimmung rein ästhetischer Art ist, selbst wenn diese ganz auf Rechnung des dargestellten Gegenstandes kommt.

Heute ist die Theorie des Impressionismus bereits von einer andern verdrängt, und nur selten hört man noch die alten Einwände von Leuten, welche

die letzten Jahre verschlafen zu haben scheinen. Nunmehr gilt der Geist alles, die Form nichts. Mag ein moderner Künstler die menschliche Gestalt doppelt so lang oder doppelt so breit darstellen wie die wirkliche, mag er sie aus ungeschlachten Quadraten oder Dreiecken zusammensetzen oder sie gar in einige unartikulierte Linienschwünge verflüchtigen, mag das ganze Bild nichts zeigen als ein unrhythmisches farbiges Chaos à la Kandinsky, so tut das alles dem Kunstwerte eines Bildes keinen Eintrag, wenn nur irgend eine seelische Regung Ausdruck gefunden hat, auch wenn dieser Ausdruck noch so subjektiv ist und jedem unparteiischen Beurteiler als unverständliches Lallen vorkommt.

So hat der Expressionismus in der einseitigen Formulierung der Moderne, statt uns die so notwendige Zusammenfassung der Errungenschaften der Vergangenheit zu bringen, wieder einen andern Wesensbestandteil des Kunstwerkes, den geistigen Gehalt, zu isolieren versucht und die Konzepte des Weltschöpfers korrigieren wollen, der den menschlichen Körper nun einmal in den gegebenen Proportionen als die beste Versinnlichung des Geistes in die Welt setzte. Mit Vorliebe geberdet sich dieser Expressionismus „monumental", wie etwa in den mehr als seltsamen Fresken an der Haupthalle der Kölner Werkbundausstellung, die sich ungefähr wie mikroskopische Präparate in riesenhafter Vergrößerung ausnehmen.

So ist das Pendel vom Impressionismus weg über die Gleichgewichtslage hinaus nach der entgegengesetzten Richtung abgeschwenkt, und es mag noch geraume Zeit vergehen, bis es wieder zur Ruhe kommt, bis all diese Sondertheorien ihr Gutes und Berechtigtes als Baustein für das Kunstwerk der Zukunft abgeben und bis die traditionslose Kunst ihren psychologisch übrigens sehr lehrreichen Gärungsprozeß beendet hat und wieder dorthin gelangt ist, wo eine echt traditionell begründete Kunst bereits steht. Denn diese hat, ohne die Revolution eines künstlerischen Übermenschentums mitzumachen und seine wilden Geberden nachzuahmen, dankbar all die fruchtbaren Keime in ihr Erdreich aufgenommen, die durch die heftigen Stürme über die Lande getrieben wurden. Die jugendlichen Stürmer aber wollten mit Gewalt über die primitivsten ästhetischen Grundregeln hinaus und werden doch schließlich erkennen müssen, daß alle Kunst in Planetenbahnen um das festgefügte Zentrum dieser Urregeln kreisen muß, wenn sie nicht als gleißender, leuchtender Augenblicksmeteor zur Erde stürzen will, um auf immer zu erlöschen. Die ewigen Gestirne stehen ruhig am Himmel. Die zuckenden, hastigen Bewegungen der Modekunst sind darum alles eher als ein Zeugnis für Ewigkeitswert. Wir haben nun schon zu viele solcher Pseudomessiasse erlebt, als daß wir vor jedem neuen Ungewöhnlichen glaubensvoll auf die Knie niedersinken möchten.

Auch unser Matthäus Schiestl hat alle diese Bewegungen an sich vorbeirollen sehen, und er selbst gesteht, daß gerade die impressionistische Theorie ihn fast irre gemacht hätte. Das ist leicht zu verstehen, wenn man einerseits die apodiktische Sicherheit und Selbstverständlichkeit betrachtet, mit der dieses wie überhaupt jedes moderne Programm ausgeschrien und in un-

heimlicher Produktion praktisch durchgeführt wurde, und anderseits bedenkt, daß eben Schiestl damals erst ein Werdender war. Es mußte für ihn ein quälendes Gefühl sein, durch jene Theorien gerade überall das Gegenteil von dem als einzige Kunst gepriesen zu sehen, was in seiner innersten Seele als Ideal wohnte. Er, der kräftige Farben liebt, sah überall das kreidige Freilicht, in dem man die Geheimnisse des Sonnenlichtes ergründet glaubte, angestaunt, an Stelle seiner starken und entschieden herausgearbeiteten Konturen wurden weiche, verschwimmende Übergänge beliebt, sein poetisches Fühlen sah er als ganz unkünstlerisch und als weibische Sentimentalität verlacht. Heute wird der Künstler Gott danken, daß er der Versuchung nicht unterlegen ist und sein eigenes instinktives Künstlergefühl nicht vor der Mode verleugnet hat. Mit vielen Hunderten müßte er heute am Grabe unerfüllter Hoffnungen trauern.

Viel leichter wurde unserem Künstler die innere Auseinandersetzung mit dem Expressionismus. Hier fand er doch in der Grundtendenz verwandtschaftliche Züge. Denn mochte er auch nicht in die abstruse Einseitigkeit dieses neuen Künstlertums verfallen und seine seelischen Expressionen lieber auf gemäßigt traditioneller Grundlage zur Wirkung bringen, so war doch sein Hauptprinzip, daß die Sprache der Kunst aus der Seele und nicht bloß aus dem Auge kommen müsse, auch der Leitsatz der neuen Theorie. Was diese durch lehrhafte Anweisungen zu erreichen suchte, lag ihm in Fleisch und Blut, und um Expressionist im besten Sinne des Wortes zu werden, brauchte er keinen andern Führer als sein natürliches Künstlertemperament.

Es ist romantisches Fühlen, das in den meisten seiner Bilder gemütvoll ausklingt, und zwar deutsch-romantisches Fühlen. Seine Wege führen nicht durch Palmen- und Orangenhaine, durch heiße Tropenluft und über sonnenglühende Felsen, sondern durch deutsche Waldeinsamkeiten und traulich mittelalterliche Städtchen, weltverlorene Dorfkirchlein und Bauernhäuschen. Als er einmal eine Orientreise gemacht hatte, die ohne Zweifel voll war von überwältigenden Eindrücken, schrieb er an einen Freund: „Orientmaler werde ich deswegen nicht werden, sondern der deutschen Kunst treu bleiben. Verlangt nicht die Dankbarkeit, daß auch das deutsche Volk seiner Kunst treu bleibt?"

Georg Fuchs hat in seinem Buch „Deutsche Form" ein großes Wort mit autoritativem Gestus ausgesprochen: „Nach Boecklin kann es keinen Romantiker mehr geben in der deutschen Kunst." Aber warum nicht? Lebt nicht in uns

allen ein gewisses Heimweh nach reiner, vom prosaischen Alltag erlöster Menschlichkeit? Ist denn Romantik und süßliche Sentimentalität dasselbe? Selbst ein Richard Muther, der wahrlich für romantische Neigungen wenig übrig hatte, mußte über die Tatsache, daß Ludwig Richter immer noch gefällt, schreiben: „Der Grund ist, daß bei ihm wirklich Herz und Hand sich deckten, daß sein Idealismus keine Schulschablone ist, sondern einem sonnigen, harmlosen Gemüt entsprang. Der Grund ist weiter, daß auch in uns Menschen von heute noch sehr viel Romantik steckt, daß wir für Augenblicke gerne uns in solche Zustände, die uns eigentlich ganz fremd sind, hineinträumen. Das macht uns die Paradiesgärten der alten kölnischen Meister, die Bilder Fiesoles und Memlings so lieb. Das läßt uns auch Richters Werke mit jener Rührung betrachten, die uns überkommt, wenn wir der Jahre gedenken, als wir abends nicht einschlafen konnten, ohne ‚Ich bin klein, mein Herz ist rein‘ gebetet zu haben."

Ähnlich wie Fuchs dachte auch der Kritiker einer Essener Zeitung bei der Besprechung ausgestellter Schiestlscher Bilder: „Wir haben hier das typische Bild des deutschen Romantikers, wie er heute nicht mehr lebendig sein kann. Wir suchen nicht mehr in weher Sehnsucht ‚Die blaue Blume‘ (so hat der Maler eines seiner Bilder betitelt), sondern wollen Künstler, die aus eigenem Blute schaffen." Als ob Schiestl nicht aus eigenem Blute schaffte!

Fuchs schlägt sich übrigens mit seinen eigenen Worten, wenn er über Karl Haider schreibt: „Dieser Mann und dieses sein Werk, das um ihn her steht auf leuchtenden Tafeln, ist so anders als alles, was man so im oberflächlichen Geplausch des Alltags als ‚moderne Kunst‘ und ‚moderner Künstler‘ zu beklatschen pflegt. Aber Mann und Werk sind e i n s, und da sie das sind, haben sie recht, der Mann und sein Werk! Und wenn sie nicht in unsere Theorien passen, so müssen unsere Theorien weichen. Denn dieser Meister und sein Werk wird uns nie und nimmer den Gefallen tun, von ihrem so klar verbrieften Recht zu lassen."

Gilt das nicht alles Wort für Wort auch von Schiestl? Wo ist einer, bei dem Schulschablonen weniger durchscheinen als bei ihm, bei dem Charakter und Kunst so vollkommen eins sind selbst bis zu einer gewissen Knorrigkeit und echt deutschen derben Volkstümlichkeit? Darum werden sowohl Herr Fuchs wie der Essener Kunstprophet, ob sie wollen oder nicht, unsern Matthäus Schiestl als Romantiker gelten lassen müssen und dürfen die Romantik nicht mit Boecklin abschließen, um so weniger, als Boecklin gerade kein Muster deutsch-bodenständigen Empfindens ist und mit seiner Sympathie entschieden zur Antike neigte.

Wir wollen aber jetzt ein wenig inne halten und unsern Blick von der grauen und kalten Theorie weg in die lebendige Kunstgeschichte richten. Denn wenn es lyrisierende Maler immer wieder gab, nachdem einmal die Vorbedingungen gegeben waren, und wenn diese Maler geschätzt und geliebt wurden von Zeitgenossen und Nichtzeitgenossen, dann liegt in dieser Tatsache allein die beste Apologie Schiestlscher Kunst.

Es mag auffallend erscheinen, daß gerade die romanischen Länder verhältnismäßig arm sind an bildenden Liederdichtern. Aber das Streben der Südländer ging jederzeit mehr nach Proportion, Klassizität und Schönheit als auf den Ausdruck des Psychischen. Darüber ist bereits in der Samberger-Studie gesprochen. Wo sich aber Lyrik findet, spricht sie sich meist in den liebeglühenden Weisen einer religiösen Mystik aus, wie in dem minniglichen Bild „Maria im Rosenhag" von Stefano da Verona, dem italienischen Stephan Lochner, ferner in den vielen Bildern Fra Angelicos, in dem bekannten Berliner Madonnenbild Fra Filippo Lippis, wo die seligste Jungfrau im Walde anbetend vor ihrem göttlichen Kinde kniet. Von gedämpfterer Innigkeit sind manche Bilder des Venetianers Giovanni Bellini, wie z. B. sein bekanntes Madonnenbild in der Sakristei der Frarikirche, wo das schwere nordische mit dem leichteren italienischen Gefühl sich verbunden zu haben scheint. Im 19. Jahrhundert tritt sodann als Profankünstler Segantini durch seine Schilderungen des Hochgebirges hervor. Es verrät eine tiefe Empfindung für die Reize der Alpenwelt, wenn der Maler schreibt: „Die großen Akkorde der Natur sind hier am lautesten vernehmbar . . ., alles voll Harmonie: vom Murmeln der Quellen bis zum Läuten der Herden, ja bis zum Summen der Bienen." Gleichwohl sind die Leistungen des Künstlers zumeist naturalistischer Art; die poetische Erfindungskraft zeigt sich wenig hervorragend. — Eine wilde, von stürmischer Rhythmik und Dynamik durchbrauste Lyrik zeigt Greco z. B. in seiner Landschaft „Toledo im Gewitter". Im übrigen ist die poetische Stimmungsmalerei in Spanien noch weniger zuhause als in Italien.

Ganz anders verlief die Entwicklung in germanischen Ländern. Das deutsche Gemüt ist ja sprichwörtlich, und es wäre ein Wunder, wenn aus der Fülle dieser Gottesgabe, die den Deutschen zum besten Musiker der Welt gemacht hat, nicht auch ein gut Teil auf die bildende Kunst übergeströmt wäre. So hat schon die altschwäbische Malerschule das lyrische Element besonders betont im Gegensatz zu der mehr kühleren, aber temperamentvolleren fränkischen. Die Liebenswürdigkeit dieser schwäbischen Schule wurde durch Stephan Lochner an den Rhein gebracht und hat ihre höchste Blüte in Köln erreicht. Die Madonna im Rosenhag ist wohl das gemütvollste und entzückendste Bild aus dieser Zeit, ein Stück Paradiesesunschuld.

Der feine, aristokratische Zug der Kölner Schule fehlt der mitteldeutschen. Dürer, Altdorfer und Cranach waren gewiß echte Dichternaturen, aber ihr Streben ging weniger auf Eleganz als auf Volkstümlichkeit. Immer mehr wird auch die deutsche Landschaft als Stimmungsfaktor beigezogen. Manche Madonnenbilder Dürers, sein „Antonius", „Hieronymus", selbst die Melancholie, trotz ihres stark gedankenmäßigen und allegorischen Einschlags, sind ausgesprochene deutsche Lyrik und lassen die Vorliebe Schiestls für Dürer begreiflich erscheinen. Unter den Niederländern waren die Flamen mit ihrem feurigen, mehr südländisch gearteten Temperament weit schwächer für poetische Schöpfungen begabt als die beschaulichen Holländer. Lyrik dürfen wir darum bei Rubens nicht suchen, wohl

aber bei Rembrandt und bei den Meistern der holländischen Landschaft und des holländischen Interieurs.

Die Barock- und Rokokozeit bot bei ihrer Lust an formalen Problemen einen wenig günstigen Boden für das poetische Bild. Um so kräftiger entwickelte sich dasselbe in der Zeit der Romantik des 19. Jahrhunderts, wo Leben, Kunst und Literatur gleicherweise von Poesie durchdrungen waren. Schwind, Steinle, Richter und der launige, humorvolle Spitzweg kennzeichnen diese Zeit. England besitzt in seinen Prä-Raffaeliten Rossetti, Watts, Burne-Jones, Belgien in Fernand Khnopff, Frankreich in Moreau bildende Lyriker von einer freilich nicht selten angekränkelten Grazie.

Die letzten Jahrzehnte haben in deutschen Landen Boecklin, Welti und Hans Thoma gebracht, die ihre Stimmungskunst trotz des impressionistischen Terrors durchzusetzen wußten. Auch Max Klinger, obwohl in erster Linie Gedankenkünstler, findet seinen Weg bisweilen ins Reich der Poesie und dichtet unter schwarzen Zypressen seine oft so traurigen und trostlosen Elegien, wie etwa in der ergreifenden Radierung „Mutter und Kind" aus der zweiten Serie vom Tode. Die intimen Reize deutscher Landschaft geben in schlichter Natürlichkeit Dill, Leistikow, die Worpsweder und andere, die nicht selten die malerischen Errungenschaften des Impressionismus mit dichterischem Gehalt zu verbinden wissen.

Die meisten dieser Farbenpoesien, die uns die Kunstgeschichte überlieferte, gehören ins Gebiet der Kunstlyrik nach Motiv und Form. Die Malerpoeten der deutschen Romantik des 19. Jahrhunderts insbesondere haben alle etwas Weiches, das sich bei feineren Geistern mehr zur vornehmen Eleganz, beim Durchschnitt aber zum Sentimentalen neigt. Das lag in der Zeit, die nach einer so gewaltigen Kraftverausgabung, wie sie die Befreiungskämpfe erforderten, traumselige Ruhe und Gemütlichkeit liebte.

Wir sehen schon aus diesem kurzen Rückblick, daß die süß-herbe Volkslyrik Schiestls etwas ganz Eigenes in der Kunstgeschichte ist. Denn mochte ihm Dürer auch in etwa den Weg gewiesen haben, so hat seine Ausdrucksweise doch einen sonst nicht gehörten Klang, der altertümlich anmutet und trotzdem zeitgemäß erscheint. Vielleicht kennzeichnen wir diese Art unseres Meisters am treffendsten, wenn wir sagen, er spricht im kernigen Tiroler Dialekt mit seiner Bedächtigkeit, Rauhigkeit, aber auch einschmeichelnden Gefühlsseligkeit und seinem Reichtum an konkreten Bildern, während Hans Thoma, der ja so manche Ähnlichkeit mit ihm hat, den viel weicheren schwäbischen Dialekt spricht.

Schiestl ist zwar nicht in Tirol geboren, sondern im Salzburgischen, und kam schon in ganz jungen Jahren nach Würzburg, wo sich sein Vater,

ein begabter Tiroler Bildschnitzer, ansiedelte. Aber die Familie ist auch im Frankenland durch und durch tirolisch geblieben. Gleichwohl hat Schiestl auch diese seine zweite Heimat liebgewonnen, und in vielen seiner Skizzen und Bilder erkennen wir fränkische Landschafts- und Städtesilhouetten, aber wo er aus seinem innersten Innern herausspricht, sprudelt die kernige, gemütvolle Tirolersprache aus seinem Munde und rauscht in unsere Seele wie ein taufrisches, stimmungsgesättigtes Volkslied. Das hat ihm noch niemand nachgemacht, und wenn andere die Schlichtheit, Natürlichkeit, Herzlichkeit und Naivität des Volkes darzustellen versuchen, geht ihnen auf dem Weg von der poetischen Vorstellung bis zum fertigen Bild meist das Beste verloren.

Eine so liebenswürdige Eigenart wie die Matthäus Schiestls kann natürlich nicht in den Salons der großen Welt heranreifen, nicht unter rauschenden Seidenkostümen und bei den glänzenden Lichtfluten goldener Lüster, sondern in der Stille und Einsamkeit der Gottesnatur, wo der innerlich aufhorchenden Seele zarte Geheimnisse zugeflüstert werden, wo sich das Waldesrauschen in menschliche Sprache wandelt, die Berge zu schreckbaren Riesen werden, die hüpfenden Bächlein zu Nixen und die Blumen zu unschuldigen Kindern. Ein Künstler wie Schiestl lebt weit mehr in einer vorgestellten Märchenwelt als in der wirklichen, deren Gebaren und Reden ihm prosaisch vorkommt und gemein, und, wo er nur kann, flüchtet er in die Stille, um ungestört Zwiesprache zu halten mit den unverdorbenen Geschöpfen der Natur. Abseits von den breiten Straßen muß er seinen einsamen und engen Bergpfad wandeln und duftige, würzige Blumen pflücken. Wäre Schiestl nicht zeitlebens ein Einsamer geblieben, dann wüßte die Welt nichts von seiner holden und rassigen Kunst.

Das reiche Gemütsleben unseres Künstlers und seine originelle Innenwelt sind umrahmt von einem so einfachen äußeren Lebensgang, daß wir es uns nicht versagen können, den Mann und seine Art ein wenig zu skizzieren. Während die meisten Künstler auf dem Umwege der Kultur zum Schaffen kommen, und dieses Schaffen darum leicht ins Unechte hineingerät und den gleißenden Firnis einer in Konventionen befangenen Seele annimmt, ist Matthäus Schiestl trotz der angesehenen Stellung, die er sich allmählich erworben hat, innerlich ein Naturkind geblieben wie auch Leibl, und zeigt in seiner ganzen Lebenshaltung eine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die wir bei den heutigen so übermäßig gesteigerten Anforderungen ans Leben selbst beim einfachen Mann aus dem Volke nur mehr selten treffen. Gerade die Künstler lieben die große Welt und fürstliches Gepränge, auch wenn sie wie Lenbach und Stuck aus kleinen Verhältnissen stammen. Niemand

wird behaupten wollen, daß die Kunst solcher Meister in dem Maße an innerem Gehalt gewonnen, als ihr Ansehen und ihr Reichtum wuchs. Viel eher liegt darin eine Gefahr für die Kunst. Jedenfalls würde eine Eigenart wie die Schiestls auf den Parkettböden und unter den Parfumdüften herrschaftlicher Salons unerträglich verwässert werden. Alpenrosen und Edelweiß sind Einsamkeit und Höhenluft gewohnt.

Lange genug mußte unser Matthäus seinen Herzenswunsch, die Malerakademie besuchen zu dürfen, zurückdrängen. Vorerst galt es, zehn Jahre lang mit dem Schnitzmesser im Atelier seines Vaters zu arbeiten und seine Lieblingsneigung in den Mußestunden autodidaktisch zu pflegen. So brachte er an die Akademie bereits ein bedeutendes Maß von Kenntnissen mit, und insbesondere hatte sich seine Eigenart bereits so kräftig entwickelt, daß die Schule nicht mehr viel verderben konnte. Es hat darum wenig Zweck, auf seine Professoren an der Münchner Akademie hinzuweisen, denn ihr Einfluß drang nicht in die Tiefe, und keine Spur führt von den Werken Schiestls zu seinen Lehrern hin. Wenn man einige Bilder aus seiner vorakademischen Zeit ansieht, ist man erstaunt darüber, wie fertig der Künstler eigentlich schon damals war. Er selbst meint, das Malen habe er in jener Zeit viel besser verstanden als jetzt. Das Streben nach Natur wurde dem Maler allerdings noch bei seinem Abschied von der Akademie eingeschärft, aber Schiestl ist zu sehr Ausdruckskünstler, als daß bei ihm bei allen Einzelheiten vollständige Naturhaftigkeit als Ziel vorschwebte. Es sind bekanntlich gerade immer die Malerpoeten, denen die Kritik Zeichenfehler vorzuwerfen hat. So ist es Boecklin und Thoma ergangen, und auch Schiestl mußte diese Anklage des öftern hören. Alfred Hagelstange schrieb z. B. über ihn (Zeitschrift des Vereins für vervielfältigende Künste. Wien 1904): „Jedermann hat bekanntlich die Fehler seiner Tugenden, und so scheint mir bei unserem Künstler die Stärke in der lebensvollen Charakterisierung der menschlichen Erscheinung manchmal von einer mehr als nötigen Außerachtlassung des Tierstudiums begleitet zu sein; wenigstens schaut uns das Ochslein auf unserem Blatt (Anbetung der Hirten) mit einem gar merkwürdig gezeichneten Auge an; und in ähnlicher Weise finden wir auf andern Skizzen Schweine mit seltsamen Rüsseln und zu hohen Beinen, ferner Hasen, die man allenfalls nur an ihrem Kopf als solche erkennen kann, und Vöglein, die so ernst und griesgrämig dreinschauen, als verstünden sie besser zu schimpfen und zu räsonieren als zu singen und zu jubilieren. Doch wo immer solche Fehler zu finden sind, stets scheint es, als ob sie fast ein integrierender Bestandteil der Szenen wären, an denen sie auftreten, und sie fallen niemals auffällig aus dem Rahmen der Darstellung heraus, weil das darin aufgespeicherte Maß von originaler Kraft so groß ist, daß das hiervon gefangene Auge über unbedeutende Einzelheiten leicht hinweggleitet.“ Der letzte Satz muß besonders unterstrichen und zudem in Rücksicht gezogen werden, daß die meisten dieser Verzeichnungen sich eben an flüchtigen, noch nicht ausgeführten Skizzen zeigen.

Man möchte vielleicht glauben, der Aufenthalt des Künstlers in einer so eindrucksreichen und eleganten Großstadt wie München müßte doch allmählich die

Lauterkeit und sprudelnde Frische seiner Phantasie trüben und lau machen, allein Schiestl lebt eben auch in München als Einsamer, und er hat es längst gelernt, nur solche Eindrücke in sich aufzunehmen, die seine eigene Welt nicht stören. Hoch oben im vierten Stock hat er sein Atelier und sein Junggesellenheim eingerichtet, welch letzteres man vielleicht einem Dienstboten unter Entschuldigungen anbieten möchte, als Wohnung eines angesehenen königlichen Professors aber den Gipfel der Anspruchlosigkeit bedeutet. Nur ein Mensch, der inneren Reichtum besitzt, mag sich mit einem solchen Mindestmaß äußerer Bequemlichkeit zufrieden geben, und es liegt darin viel mehr menschliche Größe, als wenn er sich einen pompösen Palast gebaut hätte. Wie oft sind die großen Menschen klein und die kleinen groß! Da sich der Künstler seine frugalen Mahlzeiten mit Vorliebe selber bereitet, muß er wohl ein fast ebenso großer Kochkünstler wie Maler sein, oder aber — und das wird wohl das Richtige sein — sich an eine beneidenswerte Bedürfnislosigkeit gewöhnt haben. Ist das nicht ein ebenso eigenwilliges wie liebenswürdiges Menschentum?

Gar zu lange leidet es übrigens den Künstler nicht in der Stadt. Ein gewisser Zugvogelinstinkt treibt ihn immer wieder von Zeit zu Zeit nach dem Süden, auf die Höhen unentweihter Tiroler Berge. Dort — im Zillertal — hat er vor etlichen Jahren in der Höhe von etwa 1200 Metern in großartig einsamer Stille ein Blockhaus erworben, wo er oft monatelang allein oder mit seinem gleichgesinnten Bruder Rudolf seine Seele labt und auffrischt. Dann feiern die Märchengeister, die eine poesielose Touristenwelt verscheucht hat, frohe Festtage, kehren in seinem Hause aus und ein und werden nicht müde, ihrem treuen Freunde neue Wunder zuzuflüstern, der jedesmal innerlich bereichert in die bayrische Residenzstadt zurückkehrt.

Vielleicht begreifen wir jetzt besser die holdherben Züge der Schiestlschen Kunst, ihre naturfrische, von keiner Etikette verkünstelte Liebenswürdigkeit. Es ist eine Kunst für beschauliche Seelen, die ein Stück Kindlichkeit ins rauhe Leben hinübergerettet haben. Der Tadel solcher, die der Schiestlschen Kunst fremd gegenüberstehen, fällt darum auf sie selbst zurück.

Wir werden ferner auch verstehen, daß die eigentliche Domäne unseres Künstlers nicht so sehr das Reich des Tatsächlichen ist, sondern das Märchen, die Legende. Geschichtsmalerei überläßt er gerne andern, nüchterner gearteten Malernaturen. Er selbst findet dabei nicht Gelegenheit genug, die stärkste Seite seiner Begabung geltend zu machen. Daß Schiestl übrigens, wenn es einmal sein muß, auch figurenreiche Stoffe meisterlich beherrscht, zeigen seine großen, prächtigen Wandfresken in der Münchner St Bennokirche: „Übertragung der Reliquien des hl. Benno in die Frauenkirche“. Freilich ist schon durch das Thema jede Art von Dramatik, die den Gegenpol der Schiestlschen Eigenart bildet, aus-

geschlossen. Es ist eine Prozession, deren einzelne Teilnehmer in andächtigem Schweigen einherschreiten. Die Leistung ist nicht zum mindesten auch nach ihrer monumental-dekorativen Seite hin glänzend, die Farbenwirkung vornehm und ruhig. Auch das Bild „Maria, die Königin aller Heiligen" in Kaiserslautern wirkt bei seiner charaktervollen linearen Strenge bedeutend. Auch hier fehlt dem Thema entsprechend alles Dramatische. Das schöne Bild der hl. Elisabeth, das der Künstler erst unlängst für Bonn fertig gestellt hat, nähert sich in seiner volkstümlich-poetischen Haltung schon mehr seinem eigentlichen Schaffensbereich. Die christliche Caritas hat hier einen ergreifenden bildlichen Ausdruck gefunden.

Dieser Abneigung vor der trockenen Tatsache und der prosaischen Handlung entspricht es, daß der Maler biblisch-historische Stoffe, wie etwa die Verkündigung, die Anbetung der Hirten und Weisen nie in der konventionellen Art wiedergibt, sondern sie in ganz origineller Weise und mit unbefangenster Naivität in deutsche Lyrik umsetzt. Seine Figuren und seine Landschaften sind nicht orientalisch, sondern deutsch, seine Madonnen keine feinen Damen, sondern anspruchlose bescheidene Mädchen vom Lande. Stets aber weiß der Maler die Gefahr der Trivialität, die in einer solchen gänzlich unhistorischen Fassung biblischer Szenen liegt, und die auch unsere alten Meister nicht immer zu umgehen wußten, durch den Zauber reinster Poesie und rührender Einfalt abzuweisen. Freilich ist die Subjektivität der Auffassung oft so stark, daß manche Bilder, die sonst zu den besten und stärksten zählen, als Kirchenbilder nicht in Betracht kommen, übrigens auch nicht als solche gedacht sind, da sie sich zu weit aus den Grenzen der ikonographischen Tradition entfernen. Aber den prächtigen Steindruck „Anbetung der Hirten", wo der gutmütige Alte, mit beiden Händen auf den Boden gestützt, bäuerlich treuherzig und zärtlich lächelnd dem göttlichen Kinde in die Augen blickt, kann wohl niemand ohne inneres Entzücken betrachten. Nur ein Künstler, der die Volksseele durch und durch kennt und liebt, kann ein solches Meisterstück psychologischer Beobachtung zustande bringen.

Legende, Sage und Märchen sind an sich schon Erzeugnisse des Volksgeistes, darum ist hier Schiestls eigenstes Gebiet, wo er seine Lust zum Träumen und Fabulieren ganz und voll ausschöpfen kann. Für einen Poeten existieren ja die engen Grenzen der Wirklichkeit und der Naturgesetze nicht. Auf seinen Ruf erscheinen befiederte Engel, Gestalten lösen sich von der Schwerkraft der Erde los und schweben, Licht und Glanz

erscheint aus unsichtbaren Quellen, phantastisch neue Tierformen, Zwerge, Riesen und Elfen ruft sein Zauberstab ins Leben, das wilde Raubtier wird zum zutraulichen Begleiter; kurz, der Künstler eignet sich die Schöpferkraft und Wundermacht Gottes an.

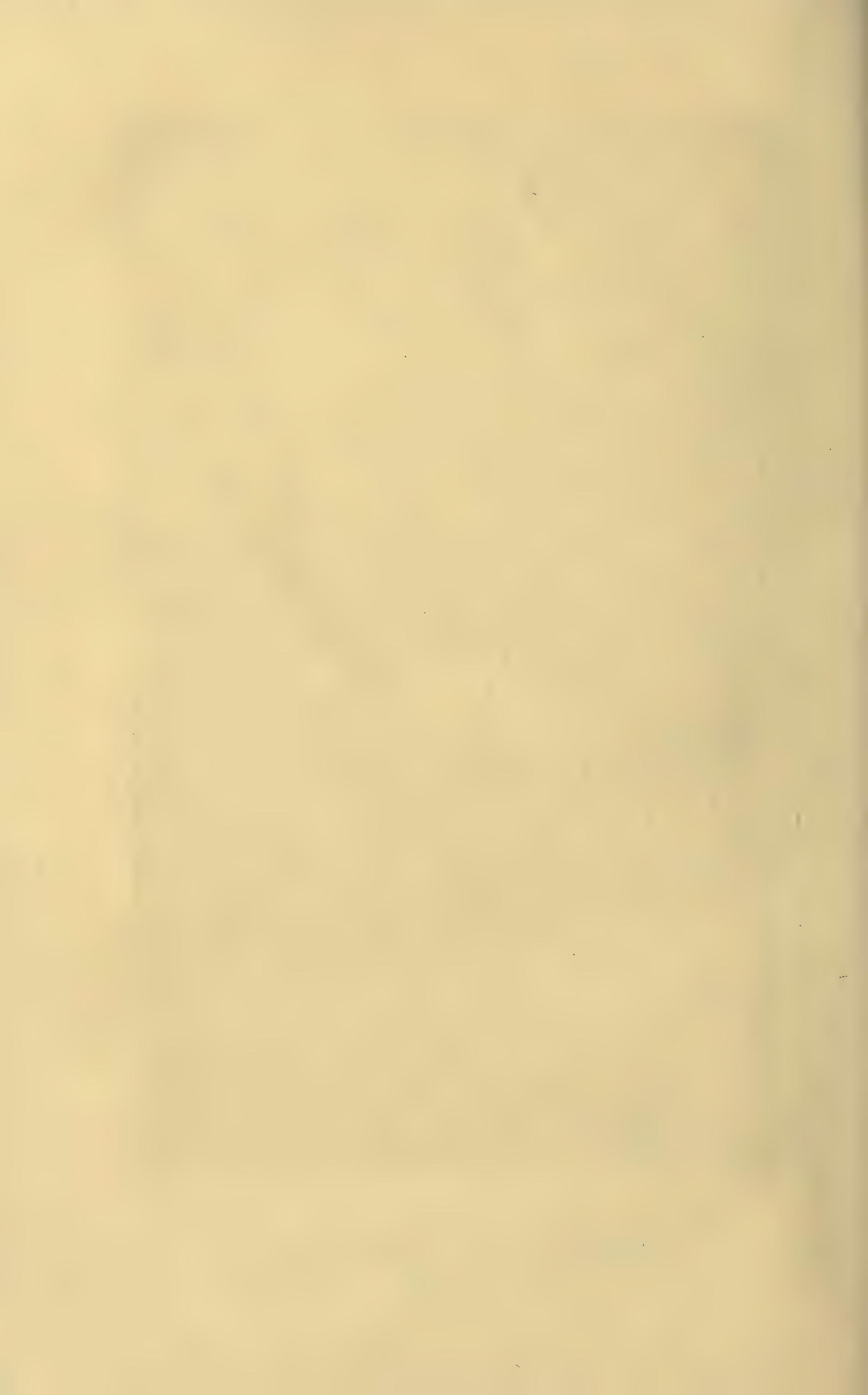
Am souveränsten herrscht unser Meister im Reiche des einstimmigen Liedes oder Soloduettes, wenn wir uns in der Terminologie der Musik ausdrücken wollen, d. h. er liebt es, nur eine oder zwei Personen in das Bild zu setzen und sie mit einer stimmungsverwandten Landschaft zu begleiten. Schon eine dritte Figur stört leicht den beglückenden Gefühlsausdruck, und man kann fast mit Sicherheit behaupten, daß eine Schiestlsche Komposition, je figurenreicher sie ist, poetisch um so schwächer wirkt. Die Liebe zur Einsamkeit, die den Maler als Menschen charakterisiert, charakterisiert ihn auch als Künstler. Er hat nicht gerne viel Menschen um sich, und wir können an seinen Bildern — soweit sie poetische Werke sein wollen — die Beobachtung machen, daß auch bei mehrfigurigen Kompositionen seine eigentliche Schöpferliebe nur einer oder zwei Personen gehört, die er psychisch sehr scharf akzentuiert, während er die übrigen ohne weiteres geistig ignoriert. Diese sollen und wollen unsere Aufmerksamkeit nicht weiter in Anspruch nehmen.

Solche „Sololieder" sind z. B. die Heiligen Wolfgang, Bernward von Hildesheim, Ägidius, Wendelin, ferner Erwin von Steinbach, der fahrende Schüler, Oswald von Wolkenstein, der Kardinal, der Alpenwanderer, der Schäfer, der Zaunkönig, um nur einige aus dieser Reihe zu nennen. Es sind kurzstrophige, prägnante Volkslieder, nicht selten von fast mittelalterlicher Prägung der Form, aber von ganz modernem Stimmungsgehalt. Der herrliche Originalsteindruck „St Christophorus" (vgl. die Abbildung) wird nicht nur in der Geschichte der Graphik einen Ehrenplatz behaupten, sondern ist auch kompositorisch von einer so urwüchsigen und doch so sympathisch niedergehaltenen Kraft, daß es weniges gibt, was sich ihm vergleichen läßt. In der Hauptkurve der Komposition, die von der linken oberen Ecke nach der unteren rechten führt, ist die Funktion des Lastens auf die denkbar einfachste Formel gebracht. Eine Meisterleistung ersten Ranges ist der Kopf des greisen Heiligen. So viel starke Männlichkeit und zugleich so viel Herzensgüte ist selten in einem Kopfe vereinigt worden. Das Mienenspiel im Antlitz des Heiligen läßt wohl auch Spuren der körperlichen Anstrengung erkennen, aber weit mehr die Reflexion darüber, wie es doch kommen mag, daß ihn, der doch die schwersten Lasten wie spielend über den Fluß getragen hat, das kleine Kindlein gar so schwer niederdrückt. Das ist ein besonders feiner psychologischer Zug, den ich in der drei Jahre später entstandenen Fassung desselben Themas vermisse.



Matthäus Schiestl: St Christophorus.

(Nach dem Original-Steindruck.)



Von süßestem Liebreiz ist ein anderes Steindruckblatt „Der Einsiedler", der sich mit einem Vöglein unterhält. Das stille Entzücken, das in dem von harten Lebenssorgen durchpflügten Antlitz des Einsiedlers aufleuchtet, die gespannte Aufmerksamkeit auf das zwitschernde Vöglein, das auf seinem Stabe steht und ihm mit zudringlichem Eifer sein Liedlein vorsingt, dazu die stimmungsreiche landschaftliche Umgebung dringen in unser Gemüt wie Heimweh nach dem Frieden der Einsamkeit. Das treffendste Motto, das sich für dieses Bild denken läßt, hat der Künstler selbst unten in die Ecke geschrieben: „O wie schön sein die Wildnussen".

Nicht minder reizvoll ist eine andere Lithographie „Der Berggreis", der einem Steinbock Kräuter zum Fressen reicht. Der Alte hat zwar die Lippen fest zusammengekniffen, aber sein treuherziges Auge spricht deutlicher, als es der Mund vermöchte, und diese Sprache versteht auch das scheue Tier. Eine höchst originelle künstlerische Lösung des Drachenkampfes findet sich in einer Mappe noch unausgeführter Entwürfe. Eine fast unheimliche Kraft ist in das wetterharte, erzene Gesicht des Ritters eingegraben. Rittlings hat er sich über den Leib des Gewürms geschwungen, stemmt seine eisengepanzerten Füße gegen den Felsen und würgt den Hals des Ungeheuers, das im letzten Todeskampf die Augen in wilder Angst verzerrt und die spitze Zunge aus dem weit aufgesperrten Rachen herausstreckt.

Eine besondere Liebe hat Schiestl für die Kinderwelt, nicht für die bleichen Zierpuppen, die auf den Straßen der Städte herumtrippeln, sondern für die frischen, rotwangigen Kinder vom Lande, für diese herzigen, lieben Geschöpfe, die gesund sind an Leib und Seele. Man kann suchen, wo man will, und wird keinen zweiten Künstler finden, der den Kindern solche Träumeraugen zu geben wüßte wie Schiestl. Das große schweigende Erstaunen vor den Wundern der Natur hat sich auf diese Augensterne gelegt und sie zu nimmersatten geistigen Saugorganen gemacht, die mit Seligkeit an den Bechern der Naturfreude schlürfen. An dem einmal gewonnenen Typus, der so ganz Schiestls eigenste Schöpfung ist, hält er mit zäher, fast allzu großer Konsequenz fest.

Als echter Volkskünstler blickt Schiestl auch dem Tode unbefangener in die Augen, als es Kulturmenschen lieben. Wie ergreifend ist nicht der Steindruck „Auf dem Wege zum Friedhof", wo der Tod einem alten, zusammenbrechenden Wanderer milde den Weg zu den Gräbern weist, die das freundliche Dorfkirchlein umfrieden. Oder ein anderes Bild, wo ein auf den Bergen verirrter Jäger sich an hangendem Gesträuch festzuklammern sucht, während der Tod von oben mit der Sichel naht, um die letzte Stütze durchzuschneiden. So ist es auch nicht von ungefähr, daß Matthäus Schiestl

die Illustration des Bändchens „Tod“ aus der Sammlung „Der deutsche Spielmann“ übernommen hat.

Schiestl kann auch das Reich der Poesie einmal verlassen und realistischere Noten anschlagen. Als Bauernmaler läßt er sich aber nie herbei, groben sozialen Instinkten das Wort zu reden, Unzufriedenheit mit der einfachen Stellung zu predigen, Neid und Haß zu säen, die Nachtseiten des Bauernlebens, wie die Brouwer, Teniers, Ostade und andere holländische Genremaler, zu schildern. Er liebt das Volk zu sehr, als daß er ihm seine Fehler im Spiegel zeigen möchte. Er holt lieber das Gold heraus, das in der rauhen Hülle steckt. Er weiß aus Erfahrung, daß in diesen Leuten, die in der Welt als eine Null gelten, oft eine ungleich höhere und edlere Menschlichkeit steckt als in den Auserlesenen der großen Gesellschaft, wo sich unter einer angekünstelten Höflichkeit nur zu häufig ein kaltes Herz verbirgt. Der Reichtum der freien Gottesnatur, in der der Bauer lebt, hat eine ungleich größere Bedeutung für die Kultur der Seele als alle gelehrten Bücher und feinen Gesellschaften. Bildung und Seelenkultur sind eben zwei recht verschiedene Dinge. So liebt es Schiestl, gerade die ungeheuchelte Güte des einfachen Volkes zu zeigen. Sein „Almosen des Armen“ ist für diese realistischere Art seiner Kunst vielleicht das beste Beispiel.

Man hat Schiestl außer seinen romantischen Themen schon oft seine altmodische Technik zum Vorwurf gemacht. Man meinte, er koloriere mehr seine fertigen Zeichnungen, als daß er von vorneherein mit der Farbe komponiere. Das ist nicht ganz unrichtig; aber es ist falsch, dem Meister das als Fehler anzurechnen. Denn diese Technik ergibt sich ganz und gar aus seinem streng linearen Stil, und dieser lineare Stil ist hinwiederum der einzig mögliche Ausdruck seiner im besten Sinne mehr mittelalterlichen als modernen Persönlichkeit. Das ist aber seine eigenste innere Angelegenheit, und niemand hat das Recht, von ihm zu verlangen, daß er anders sei, als er eben ist. Als Künstler aber ist er nur dann groß, wenn er aus sich heraus schafft, nach seinem Empfinden und nicht nach impressionistischen Doktorrezepten. Dabei hat es gar nichts zu bedeuten, daß auf diesen seinen linearen Stil mit der rassigen Herbigkeit der Form seine frühere Tätigkeit als Bildschnitzer eingewirkt hat, denn diese herbe Form ist die beste und schmackhafteste Würze des lieblichen und gemütvollen Inhaltes. Gerade weil ein so ungewöhnlich konsequentes Verhältnis zwischen der Persönlichkeit des Künstlers und seiner Kunst besteht, ergreift diese auch

den modernen Menschen. Es sind eben Seelenbekenntnisse, die Schiestl in seinen Werken niederlegt.

Ein moderner Schnellmaler, der in wenigen Stunden ein Bild herstellt, ist unser Künstler nicht. Sein Werk schreitet langsam und bedächtig voran und kommt nicht selten an einen toten Punkt, wo der Künstler gezwungen ist, eine angefangene Arbeit auf einige Monate beiseite zu legen, bis die Lust neu erwacht. Ein Lyriker kann eben nicht auf Kommando arbeiten, sondern muß auf die Stunden der Inspiration warten.

Aber die Glut und den emailartigen Schmelz seines Kolorits soll ihm einmal einer nachmachen! Seine einjährige Tätigkeit in einer Innsbrucker Glasmalerei hat für die farbige Haltung seiner Bilder keinen geringen Einfluß gehabt. Die Lasurfarbe, mit der Schiestl so glanzvolle Wirkungen erzielt, ist freilich aus dem modernen Farbenkanon gestrichen worden, wie auch seine altmeisterliche Gewohnheit, sich die Farben selbst gebrauchsfähig herzustellen, manchem Besserwisser ein Lächeln entlocken mag. Aber wer will es beweisen, daß die Modernen die alleinseligmachende Farbentechnik besitzen?

Weil nun Schiestls Technik so ganz auf der Grundlage der Zeichnung beruht, werden wir seine Vorliebe für die Lithographie verstehen. Gewiß verfolgt er hierbei auch den praktischen Zweck, mehr unters Volk zu kommen, aber die letzte Wurzel ist und bleibt sein Künstlerinstinkt, der ohne lange innere Diskussionen die rechten Ausdrucksmittel ergreift. Und was der Künstler bisher an Steinzeichnungen geleistet hat, gehört auch technisch zum Besten, was wir besitzen, und ist der köstlichste, billige Zimmerschmuck, den man sich wünschen kann. Was läßt sich da noch alles aus den vielen Studien und Entwürfen herausschlagen, die in den Mappen des Meisters der künstlerischen Erweckung entgegenharren!

Matthäus Schiestl, der heute im Alter von 47 Jahren in der Vollkraft der Jahre steht, hat noch zwei Brüder, die gleichfalls hervorragende Künstler sind, Rudolf und Heinrich. Letzterer hat das Bildhaueratelier seines erst kürzlich hochbetagt verstorbenen Vaters übernommen, Rudolf ist Professor an der Kunstgewerbeschule zu Nürnberg. Die Kunst ist also bei den Schiestls Familienerbgut, und das alttiroler Geschlecht der Pacher ist durch sie wieder lebendig geworden. Auch ein echt mittelalterlicher Zug![1]

[1] Ein gemeinsames Werk der drei jüngeren Schiestl ist der St Annaaltar in der Adalberokirche zu Würzburg, abgebildet in der Jahresmappe der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst 1906.

Rudolf hat mit Matthäus manche Ähnlichkeit in der Kraft und gesunden Derbheit der Zeichnung. Aber er ist viel mehr Realist als Stimmungsmaler und berührt sich oft auffällig, selbst im Technischen, mit Fritz Boehle. Zwar bewegt sich auch Rudolf gerne in der Märchenwelt, unter Zwergen und Riesen — er hat manche Bände der bereits erwähnten Sammlung „Der deutsche Spielmann" mit zierlichen Bildern geschmückt —, aber er legt es viel weniger auf poetische Stimmungen an als auf geistreiche Illustration. In dieser Richtung dürfte seine Begabung sogar die des Matthäus überragen, und gerade das Kunstgewerblich-Dekorative bringt er zur höchsten Vollendung. Mit spielender Leichtigkeit und Grazie behandelt er Vignetten und Exlibris, ist unerschöpflich an neuen, eigenartigen und humorvollen Einfällen und beherrscht die Technik der Radierung mit nicht geringerer Meisterschaft wie die des Steindruckes. Es war erfreulich, daß vor zwei Jahren auf der Leipziger Bugra gerade die Arbeiten Rudolfs trotz der gewaltigen Konkurrenz die am meisten beliebten und gekauften waren. Er verdiente darum nicht weniger als Matthäus eine eingehende kritische Studie, aber für unsern Zweck war Matthäus der geeignetere Typ.

Schon vor dem Kriege wurde immer wieder darauf hingewiesen, daß Matthäus Schiestl eine echt deutsche Malernatur ist. Sein beschauliches und bedächtiges Wesen, seine Gemütsstärke, die Keuschheit und Reinheit seiner Eingebungen, seine kräftige und kernige, jeder Weichlichkeit abholde Formgebung spiegeln einige der schönsten Züge deutscher Eigenart wider. Eine Kunst wie die Schiestlsche wäre weder in Frankreich noch in Italien, weder in Rußland noch in England denkbar. Nur auf unserem heimatlichen Boden, unter dem Schatten der Eichen, unter rauschenden Tannenwipfeln, auf den Höhen der Berge und in den Hütten der Armen kann sich ein so eigenartiges Talent zur Reife entwickeln. Darum ist uns Schiestl heute, wo wir uns auf uns selbst besonnen haben, besonders teuer geworden. Und wenn die Tagesgötzen längst von ihren Thronen herabgestürzt sind, dann wird er weiterleben und ebenso still und unauffällig, wie er lebt, weiterwirken als der Maler deutscher Innerlichkeit, Treuherzigkeit und Güte.

Josef Kreitmaier S. J.

Übersicht.

Krieg und Evangelium.

Krieg und Evangelium, was haben die miteinander zu tun? Der Waffenlärm und die Friedensbotschaft?

Etwas anderes war es im Alten Bunde, als Israel einen theokratischen Staat bildete, ein zwar gottesdienstliches Reich, aber immerhin ein politisches Reich, rings eingeschlossen von kriegerischen Völkern, mit denen es in beständigem Kampfe um seine Selbständigkeit rang. Von Gott fühlte es sich berufen, das Gelobte Land in Besitz zu nehmen, gegen die heidnischen Umwohner zu behaupten und den Götzendienst zu vernichten. Israel kämpft für Jahwes Sache, und Jahwe führt Israel zum Siege, so lange es ihm treu bleibt.

Wenn es den Israeliten zu gut ging, wurden sie zu Verrätern an Jahwe und ergaben sich dem sinnenberauschenden Götzendienst der Nachbarvölker. Zur Strafe kamen die beutegierigen Scharen der Heiden über sie und erfüllten das Land mit Raub und Mord. Dann besann Israel sich auf seinen mächtigen Beschützer droben, flehte zu ihm mit Gebet und Buße, und Jahwe errettete es aus seiner Not.

Das ist das Auf- und Abwogen in der Geschichte des auserwählten Volkes vom Einzug in das Gelobte Land bis zur Wegführung in die babylonische Gefangenschaft. Kampf mit den Heiden im Vertrauen auf Gott, Sieg und Wohlstand, Übermut, Abfall von Gott, schwere Heimsuchungen, Rückkehr zu Gott, Befreiung von den Feinden. Vom Buch Exodus bis zum Ende der Makkabäerbücher ist Israels Geschichte Kriegsgeschichte.

Diesen Gegenstand bespricht Alfons Schulz, Professor der Theologie in Braunsberg, in den „Biblischen Zeitfragen", 7. Folge, 10. Heft (Münster i. W. 1915): „Die sittliche Wertung des Krieges im Alten Testament." Der Titel besagt schon, worauf der Nachdruck gelegt wird: es sind die sittlichen Kräfte, die der Krieg in Israel geweckt und entwickelt hat. Die erste dieser sittlichen Kräfte war das Vertrauen auf Jahwe, den wahrhaft Seienden, den starken Helfer in schwerer Schicksalsstunde, wie das Jubellied Ex 15 ihn besingt. Zwei Kapitel weiter sehen wir Israel im Kampf gegen die Amalekiter und Moses auf dem Berge in heißem, andauernden Gebet den Sieg erflehend. Eigene Anstrengung und Gebet um Gottes Hilfe sichern den Erfolg. — Im Buche Josue tritt uns die für uns befremdliche Erscheinung des „Bannes" entgegen. Alles, was dem Banne verfallen war, mußte restlos vernichtet oder dem Herrn geweiht werden (Jos 6, 17 ff). Auf die Übertretung war strenge Strafe gesetzt (Jos 7, 1 ff).

Es war einerseits die Ausführung des göttlichen Urteilsspruches über die Götzendiener und zugleich ein Schutz Israels gegen die heidnische Ansteckung; anderseits ein der Beutelust jener Zeit auferlegtes schweres Opfer. — Das Buch der Richter zeigt uns den Krieg im Licht eines Zuchtmittels zur sittlichen Erneuerung des entarteten Volkes. Die Israeliten verließen Jahwe und liefen fremden Göttern nach. Da entbrannte sein Zorn, und er gab sie in die Hände von Plünderern. Jetzt riefen sie wieder zu Jahwe, und er sandte ihnen Richter, um sie zu erretten (Richt 2, 11 ff). — Ein Mann „nach dem Herzen Gottes", d. h. ein König und Kriegsheld, der niemals Jahwe untreu geworden und zu den falschen Göttern gegangen ist, tritt in den Königsbüchern auf. David wird uns gewiß nicht als ein Tugendvorbild in allen Dingen geschildert, aber für seine Sünden tat er Buße, und als Lohn für sein unentwegtes Festhalten an der Religion Jahwes wurde ihm eine Siegeslaufbahn zuteil, wie keinem andern König in Israel. Sein Nachfolger versinkt während einer langen Friedenszeit in Weichlichkeit. Die Trennung Israels von Juda bahnt sich an und tritt schon unter dem Enkel Davids ein, der Beginn einer langen Reihe blutiger Kämpfe zwischen den Bruderstämmen.

Israel versank immer mehr in Götzendienst und wurde, wie die Propheten es vorhergesagt hatten, im Jahre 722 in die Gefangenschaft geführt. Es geschah dies, weil die Israeliten sich an Jahwe versündigten, andere Götter verehrten, schlimme Dinge trieben und so Jahwe reizten (4 Kg 17, 7 ff). Da begann auch Juda zu zagen, und anstatt auf den Herrn zu vertrauen, suchte es bei den Ägyptern Hilfe. Aber gerade für dieses Mißtrauen wurde es durch Assur gezüchtigt (Js 8, 5 ff; 31, 1), das freilich seinerseits nur eine Zuchtrute in der Hand Gottes ist (Js 10, 5 ff). Wird darum Assur übermütig, und kehrt Juda wieder vertrauensvoll zu Jahwe zurück, so kann auch die große Macht der Assyrier nichts ausrichten; ihrer 185 000 sterben in einer Nacht, der Rest kehrt um, Juda ist gerettet (Js 37, 21 ff). Gerettet, ja, aber nur für eine Zeit, bis die Bosheit des Volkes unheilbar geworden ist, und der Herr die heilige Stadt und das ganze Land dem Feinde preisgibt; 597 wurde Jerusalem von Nebukadnezar erobert. „Dein Wandel und deine Taten haben es dir angetan; es ist bitter und greift dir ans Herz" (Jr 4, 18). — In der Gefangenschaft wurden die Juden von ihrem Götzendienst geheilt. Sie durften zurückkehren in ihr Land und ihre heilige Stadt, die allmählich wieder aus den Trümmern erstand. Seine glorreichste Zeit erlebte das zurückgekehrte Volk unter den Makkabäern, in denen noch einmal der alte religiöse und vaterländische Geist aufflammte. Als Judas mit seinem kleinen Häuflein der gewaltigen Macht der Feinde gegenüberstand, da sprach er zu den Seinen: „Fürchtet nicht ihre Menge und habt keine Angst vor ihrem Ansturm. Denkt daran, wie unsere Väter im Roten Meere gerettet wurden, als Pharao sie mit einem großen Heere verfolgte. Darum laßt uns jetzt zum Himmel rufen, und der Herr wird sich unser erbarmen und des Bundes mit unsern Vätern gedenken und heute dieses große Heer vor unsern Augen vernichten. Dann sollen die Heiden erfahren, daß jener lebt, der Israel erlöst und befreit" (1 Makk 4, 9 ff).

Sie haben es erfahren. Judas fiel zwar später, aber seine Brüder setzten sein Werk fort, und Israel wurde wieder ein freies selbständiges Reich. Freilich nicht für lange; denn es nahte die Zeit, wo der verheißene und erwartete König kam, der ein ganz anderes Reich höherer Art für ewig begründen sollte. — Nicht alles ist ideal in der Geschichte und den Kriegen der Israeliten. „Was aber jene Kriege im Alten Testament gezeitigt haben an sittlichen Kräften, an Vertrauen auf Gott als Schützer der gerechten Sache, an Ergebung in Gottes Willen bei Mißerfolg und Unglück, an Pflichterfüllung gegen Gott und Menschen und Eifer für die heiligsten Güter, an glühender Vaterlandsliebe und heldenhafter Tapferkeit, an gegenseitiger Hingebung und Treue von Fürst und Volk füreinander — das wird seinen Wert niemals verlieren."

* * *

In konservativ=protestantischem Sinne behandelt die gleiche Frage Karl Dunkmann in den „Biblischen Zeit= und Streitfragen" X. Serie, 1. Heft (Berlin=Lichterfelde 1915): „Die Bibel und der Krieg". Er untersucht, „wie sich denn die israelitische Religion als Religion zum Krieg verhält, wie sie sich damit verträgt, da sie doch eine Religion des Friedens ist und sein will." Die Patriarchen sind wesentlich Friedensgestalten. Von Kriegslust kaum ein Hauch. Mit Moses tritt freilich eine Zeit des Kampfes ein, aber in Unterordnung unter den einen Gott der Väter, der doch schließlich den Frieden will und durch die Propheten verheißt. Viele Psalmen sind zwar kriegerisch gestimmt, aber nicht kriegerisch aus Eroberungslust, sondern aus Notwehr und darum im Vertrauen auf Gott, der jedoch mit seinem Volk nur gemeinsame Sache macht unter der Bedingung des Gehorsams und der Gerechtigkeit. „Die sittlich bewahrenden Einflüsse der Religion sind ungleich stärker als die fanatisierenden." Die Eroberung des Heiligen Landes, die Behauptung des Eroberten gegen fremde Angriffe, der Untergang der staatlichen Selbständigkeit bezeichnen die drei Epochen der Geschichte Israels. Seine glorreichste Zeit ist die zweite Epoche, besonders unter David. Aber seit der Königsherrschaft entwickelte sich immer mehr der Kampf zwischen dieser und der Gottesherrschaft. Die Vertreter der letzteren sind die Propheten. Sie machen die Interessen der Religion geltend gegenüber den ausschließlich auf politisch nationale Ziele hinstrebenden Königen. Den Zwiespalt zwischen Religion und Nation trug das Volk von Anfang an in sich, weil Jahwe nicht wie die Heidengötter sich mit Israel eins machte im Guten und im Bösen, sondern sich von dem frevelnden Volke abwandte, ohne daß er darum aufhörte, sein Herr zu sein. Das Wort der Propheten konnte das schließliche Verhängnis nicht abwenden. Die letzte Epoche zeigt uns das Volk in völliger Abhängigkeit von andern Völkern. Die Folge ist, daß der Blick sich immer mehr auf die Zukunft wendet und mit Sehnsucht nach dem Messias schaut, der den letzten und größten siegreichen Krieg auskämpfen und dann den ewigen Frieden herbeiführen soll, einen Frieden, in dem Israel herrscht und alle Weltreiche ihm unterworfen sind. Diesen nationalen Wahn zu zerstören und den inneren Zwiespalt, an dem das Volk krankte, zu lösen, war die Aufgabe der christlichen Religion. —

Es ist gewiß manches Wahre an dieser Darstellung, aber sie macht immerhin den Eindruck einer etwas künstlichen Konstruktion, ganz abgesehen von einigen Einzelbemerkungen, die ein Katholik ablehnen muß.

* * *

Ganz auf rationalistischem Standpunkt steht der Berliner Pastor und Privatdozent Otto Eißfeldt, der in der Sammlung „Religionsgeschichtliche Volksbücher“, 5. Reihe, 15. bis 16. Heft (Tübingen 1915), über „Krieg und Bibel“ redet. Viel Belehrendes ist hier selbstverständlich nicht zu suchen. Es wird in drei Kapiteln ein Überblick über die Geschichte und die Kriege des jeweiligen Zeitraums, sodann die religiös-sittliche Beurteilung des Krieges in dem gleichen Zeitraum geboten. Wie die Geschichte Israels nach rationalistischer Zurechtmachung aussieht, ist bekannt. Es hat sich alles ganz natürlich aus natürlichen Ursachen entwickelt. Was in den biblischen Geschichtsbüchern von übernatürlichen Offenbarungen und Werken Gottes erzählt wird, ist von späteren Geschlechtern in die Geschichte hineingedichtet. Die fünf Bücher Moses' bieten nur wenig geschichtliches Material. Auch ihre historischen Notizen zeichnen Verhältnisse späterer Zeit, die in das Altertum hineingestellt werden. Nun dichtet uns Eißfeldt seinerseits einen Abriß der Geschichte Israels, den hier wiederzugeben oder zu besprechen keinen Zweck hat. In Bezug auf die religiös-sittliche Beurteilung der Kriege war nach seiner Behauptung im ersten Zeitraum Jahwe schlechthin und naturnotwendig mit Israels Sache eins, in seinen Siegen siegte er. Kam eine Niederlage, so lag eine Verfehlung des Volkes gegen Jahwe vor. Ist das Vergehen gehoben, so tritt sofort das frühere Verhältnis wieder ein. — Trotz aller Kampfesfreude sehnte sich auch Alt-Israel nach den Segnungen des Friedens. Da sie damals versagt waren, so verlegte man sie an den Anfang und das Ende der Zeiten. So entstanden der Paradies-Mythus und die Patriarchen-Legenden mit ihren Schilderungen idyllischen Nomadenlebens. So entstand auch die Vorstellung von der Endzeit als einer goldenen Friedens-Zukunft. Ist das schon eine Einschränkung des positiven Verhältnisses zum Krieg, so liegt ein ethisches Verständnis in der Auffassung des Krieges als eines sittlichen Läuterungs- und Erziehungsmittels, wie sie von den Propheten vertreten wird. Auch das Verhältnis zu Jahwe wird allmählich ein anderes; aus einem Nationalgott wird er ein Gott der sittlichen Weltordnung; nicht Israels Krieg ist Gottes Krieg, sondern der ums Recht geführte Kampf ist Gottes Kampf. Freilich fand auch wieder ein Rückfall in die national-partikularistische Frömmigkeit statt, an dem Isaias durch seine Verheißungen von Jahwes Schutz über Jerusalem nicht unschuldig war. Man lebte sich in die Überzeugung hinein, Jahwe müsse Juda und Jerusalem wie seinen Augapfel hüten. Umsonst widersetzte sich Jeremias diesem falschen Vertrauen. Das Verhängnis des Exils kam und damit bei den meisten dumpfe Verzweiflung; aber daß das Vertrauen auf den endlichen Triumph nicht erstorben war, zeigen Deuterojesaias und viele Psalmen. Auch die trotzige Zuversicht der Makkabäer entstammt dieser falschen Überzeugung. Da aber doch die Gegenwart meistens solchen Vorstellungen wenig entsprach, so „hat die jüdische

Phantasie diese Träume von eigenem Glück und von der Rache an den Feinden nach rückwärts in die Vergangenheit und nach vorwärts in die Zukunft projiziert". So entstanden die übertriebenen Schilderungen von der ehemaligen Größe und den Taten Israels in den Geschichtsbüchern und förmliche Tendenz-Romane wie Judith und Esther; „Fieberphantasien einer geknechteten Nation, deren Kraft in Ketten gehalten wird, und die um so zügelloser ihre Hoffnungen und Wünsche sich austoben läßt". Dahin gehören in den prophetischen Büchern die Drohungen gegen die fremden Völker, dahin gehören auch manche Stellen in der neutestamentlichen Apokalypse, in denen kein christlicher, sondern jüdischer Geist weht. Doch muß man diesen Chauvinismus bei den Juden so gut entschuldigen wie bei den Griechen und Römern. — Das ist also die Erbauung, die der Rationalismus aus den Büchern des Alten Testamentes schöpft. Dahin kommt es, wenn ein totes Buch die ganze Grundlage der Religion und Sittlichkeit sein soll und jede lebendige Lehrautorität ausgeschlossen wird. Wehe dem Volk, dem von seinem Christentum nicht mehr bleibt, als was die Rationalisten ihm lassen!

* * *

Gehört das bisher Gesagte zu dem Thema „Krieg und Evangelium"? Ja, insofern die sittlichen Anschauungen des Alten und des Neuen Testaments nicht völlig voneinander getrennt werden können. In den heiligen Schriften der Christen wird auf die heiligen Schriften der Juden Rücksicht genommen als auf eine Offenbarungsquelle und eine Richtschnur für Glauben und Sitte. Das gilt auch für die Beurteilung des Krieges. Es sei nur erinnert an das 11. Kapitel des Hebräerbriefes, in dem die ganze Geschichte des auserwählten Volkes Vorbilder des Glaubens liefern muß. „Im Glauben verschmähte Moses, groß geworden, Sohn einer Tochter des Pharao zu heißen. . . . Im Glauben verließ er Ägypten, ohne den Zorn des Königs zu fürchten. . . . Im Glauben sind sie durch das Rote Meer gegangen wie durch trockenes Land, während die Ägypter, als sie das gleiche versuchten, verschlungen wurden. . . . Durch Glauben fielen die Mauern Jerichos, nachdem sie sieben Tage umzogen worden waren. . . . Und was soll ich noch weiter sagen? Denn es würde mir die Zeit gebrechen, wenn ich erzählen wollte von Gedeon, Barak, Samson, Jephte, David, Samuel und den Propheten, die im Glauben Königreiche überwanden . . . Helden wurden im Krieg, und Heerlager der Fremdlinge überwältigt haben."

Das ist die „große Wolke von Zeugen", auf die auch die Christen hinblicken sollen. Also kann jemand auch im Geist des Glaubens am Krieg teilnehmen und sich durch Kriegstaten auszeichnen. Wäre jeder Krieg und Kriegsdienst mit den Grundsätzen des christlichen Glaubens durchaus unvereinbar, dann hätte auf solche Vorbilder nicht hingewiesen werden dürfen.

Es ist wohl richtig, zu sagen, daß der Alte Bund nicht auf der sittlichen Höhe des Neuen stand. Aber man darf das nicht mißverstehen. Etwas in sich und unter allen Umständen Unsittliches konnte auch den Israeliten von Gott nicht erlaubt oder gar geboten werden. Das größte und erste Gebot im Alten

und im Neuen Bunde ist dies: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen“ (Dt 6, 5. Mt 22, 37). Das zweite aber ist diesem gleich: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Lv 19, 18. Mt 22, 39). Auf diesen beiden Geboten beruht der gesamte Inhalt des Gesetzes und der Propheten, aber auch die ganze Sittenlehre des Evangeliums. Darin besteht kein Unterschied zwischen den Lehren des Alten und des Neuen Testaments.

Der Unterschied besteht darin, daß das Evangelium die ganze sittliche Vollkommenheit und Reinheit predigt, während die Israeliten, die bei ihrem Auszug aus Ägypten noch auf einer niedern Kulturstufe standen, erst allmählich zu höheren Auffassungen erzogen werden mußten. Ein guter Erzieher fängt nicht gleich mit dem Schwersten und Unfaßbaren an, sondern beginnt mit dem Anschaulichen und Naheliegenden.

Gott ist ein guter und liebevoller Erzieher. Dem Volk, das er zur Heranbildung vierzig Jahre in der Wüste herumführte, mußte er mit sinnfälligen, handgreiflichen Zeichen seiner Macht, Erbarmung, Sittenstrenge kommen. Ihm mußte er als Arzneimittel zur Beobachtung des Gesetzes irdische Güter versprechen; ihm konnte er noch nicht alle Folgerungen der ethischen Prinzipien bis in ihre feinsten Anwendungen vorlegen. Er mußte sich anfangs sozusagen mit dem Gröbern begnügen und erst nach und nach an der Verfeinerung arbeiten; aber er durfte ihnen darum doch die zu einem religiösen und sittlichen Leben unumgänglich notwendigen Wahrheiten nicht vorenthalten, noch weniger sie geradezu in Irrtum führen.

Auch die Israeliten wußten, daß es ungerechte Kriege gibt (Richt 11, 27); aber was in einem gerechten Krieg alles erlaubt ist, darüber konnten sie Meinungen haben, die mit den unsrigen nicht übereinstimmen. Manche ihrer Kriegsbräuche und Kriegslisten muten uns sonderbar an. Wenn jedoch viele Fragen der Kriegsmoral auch heute noch strittig sind, so darf man um so weniger für jene Zeit eine einwandfreie Anwendung der allgemeinen Sittengrundsätze in allen Einzelhandlungen verlangen.

Das Gebot der Nächstenliebe war den Juden bekannt; daß es sich aber auf alle Menschen, auch auf die Feinde, erstrecken müsse, lag ihrem Verständnis fern. Sie sollten ja als „heiliges Volk“ möglichst von der Berührung mit den Heiden abgeschlossen werden. Und diese Heiden hätten sie lieben sollen?

„Die Israeliten, insbesondere ihre Könige, fühlten sich als ‚Söhne Gottes‘. Ihre politischen Feinde waren Feinde des Gottes Israels. Ihre Kriege waren heilige Kriege — geführt um die Ehre des einen wahren Gottes und den Bestand seines Volkes. Der Messias macht nun dieser kriegerischen Religiosität ein Ende, indem er hinweist auf das Verhalten Gottes selbst, das auch maßgebend sein muß für die, welche wirklich seine Söhne werden wollen. Wie der Vater im Himmel seine Liebe nicht auf die Guten und Gerechten beschränkt, sondern Tag für Tag seine Wohltaten ebenso seinen Feinden, den Bösen und Ungerechten, zukommen läßt, so müssen auch seine wahren Söhne, die Bürger des neuen Gottesreiches, Liebe und Guttat auch denen zuweisen, welche religiös-

sittlich nichts mit ihnen gemein haben, ja sie sogar eben wegen dieses Unterschiedes anfeinden. . . . Die universalistische Erweiterung der ‚Nächstenliebe‘ zu einer auf den höchsten Grad gesteigerten Menschenliebe ist das große Neue, das Jesus hier gebracht hat. Zugleich stellt er damit die Erhaltung seines Reiches auf rein religiös-sittliche Mächte. Daß es dem Messias sehr am Herzen lag, die Schranken, welche die national-religiösen Gegensätze zwischen Juden und Nichtjuden aufgerichtet hatten, von innen heraus zu überwinden durch die Forderung uneingeschränkter Menschenliebe, zeigt aufs deutlichste die Parabel vom barmherzigen Samaritan.“ So Karl Benz in den „Biblischen Studien“, XIX. Band, 1. Heft (Freiburg i. Br. 1914): „Die Stellung Jesu zum alttestamentlichen Gesetz“ (S. 26 f)[1].

* *
*

Verurteilt also das Evangelium mit seinem Gebot der allgemeinen Menschenliebe jeden Krieg? Ist der jetzige Weltkrieg wohl gar ein Bankrott des Evangeliums, wie man schon behauptet hat? Gerade das Gegenteil ist der Fall. Denn wenn es auf Erden keine Kriege mehr gäbe, dann wäre die Weissagung des Evangeliums falsch, die viele und große Kriege bis zum Ende der Zeiten prophezeit hat.

Bischof Michael v. Faulhaber weist in dem Büchlein „Der Krieg im Lichte des Evangeliums“ (München 1915) darauf hin, „daß das Evangelium den Krieg als geschichtliche Tatsache des christlichen Zeitenlaufs auf der ganzen Entwicklungslinie von der ersten bis zur elften Stunde in Aussicht stellt. Das Wort von den Blutzeugen (Mt 24, 9) läßt schon für die apostolische Zeit blutige Tage ahnen, und für den Vorabend des Weltgerichtes werden in prophetischer Fernsicht je später je blutiger die furchtbarsten Völkerkriege angekündigt. ‚Ihr werdet von Kriegen hören und Kriegsbotschaften. Es wird Volk wider Volk sich erheben‘ (Mt 24, 6 f). Der Zusatz im Markusevangelium ‚solches muß geschehen‘ (13, 7) hat die Tatsache des Krieges sogar als unabwendbares Angebinde der Weltgeschichte bezeichnet. Das Evangelium träumt trotz aller Vorliebe für den Frieden keinen weltfernen Friedenstraum und hat nicht einmal die Friedensgedichte der Propheten vom Umschmieden der Schwerter in Pflugscharen wiederholt. In seinem Lichte ist der Glaube an einen ewigen Weltfrieden ein Aberglaube. Die ewige Ruhe ist nur in der Herberge der Toten auf dem Campo santo zu Hause und in den Wonnegefilden derer, die in Gott überwunden haben. Einen Zusammenbruch der christlichen Weltordnung kann der Krieg also nicht bedeuten, da im Evangelium nur der Weltkirche, nicht dem Weltfrieden unverwüstlicher Bestand verbürgt wird. Ohne Frage hat das heilige Vierbuch den Krieg als geschichtliche Tatsache der christlichen Ära bejaht“ (S. 17 f).

Also Kriege müssen kommen. Aber freilich damit sind sie noch nicht gerechtfertigt, ebensowenig wie die Ärgernisse, die ebenfalls kommen müssen (Mt 18, 7).

---

[1] Über das Verhältnis des Alten und Neuen Bundes vergleiche Kleutgen, Theologie der Vorzeit V[2] 361 ff.

Jesus hatte gar keine Veranlassung, die Juden über den sittlichen Wert des Krieges und die Bedingungen eines rechtmäßigen Krieges zu belehren. Sie waren kein selbständiges Volk mehr, und ihre Kriege konnten kaum in etwas anderem bestehen als in Empörungen gegen die Römer. In der Tat haben die Feinde Jesu sich an ihn mit der Frage gewagt, wie sie sich ihren Gewaltherrn gegenüber zu benehmen hätten. Die einfache Antwort lautete: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ (Mt 22, 21).

* * *

Gibt es nun in den Evangelien und den Apostelbriefen gar keine Maßstäbe zur Beurteilung des Krieges? Professor Simon Weber antwortet in dem Vortrag „Soldat und Krieg im Neuen Testament“ (Freiburg i. Br. 1915) S. 10 f: „Wir dürfen nicht einfach die Frage an Christus und die Apostel stellen, was sie vom Kriege halten und gehalten haben. Der Name ‚Krieg‘ bezeichnet menschliche Anstrengungen mit der Waffe von ganz verschiedener sittlicher Beschaffenheit. Und die Stellungnahme des Ethikers zu ihnen kann daher nur eine sehr verschiedene sein. Niemand wird vom Neuen Testament verlangen, daß es den Krieg um seiner selbst willen preise. Der Krieg trägt seine Rechtfertigung nicht in sich selbst, sondern in dem Rechte der Güter, für die er geführt wird, und in dem Rechte der Autorität, unter der er unternommen wird.“

Wenn wir mit Bischof Faulhaber in dem schon erwähnten Werkchen die Lust am Krieg um des Krieges willen „Martialismus“, die unbedingte Forderung des Friedens unter allen Umständen „Sabbatismus“ nennen, so hat weder der Martialismus noch der Sabbatismus im Evangelium einen Stützpunkt. Der Martialismus nicht; denn „eine Religion, die über alle Grenzpfähle hinaus die Völker wie Brüder im weltweiten Einfamilienhaus der Kirche sammelt und einem Jenseits ohne nationale Farbe entgegenführt, wird naturgemäß der Entzweiung der Völker kein Hosianna singen und die Gemeinschaftswerte der Menschheit stärker betonen als die Sonderwerte der einzelnen Völker“. Aber ebensowenig kann der Sabbatismus sich auf das heilige Buch berufen. „Es gibt im neutestamentlichen Christentum keinen Ausdruck gegen den notwendigen heiligen Kampf der Völker. Wir dürfen auch hier im Evangelium nur Evangelium suchen und nicht unsere Menschengedanken in die heiligen Rollen hineinlesen, statt Gottesgedanken aus ihnen herauslesen.“

Der Heiland befiehlt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Der Apostel schreibt an Titus (3, 1): „Ermahne sie, den Fürsten untertan und den Befehlen gehorsam zu sein.“ Ebenso fordert Petrus auf, untertan zu sein „um des Herrn willen, sei es dem Kaiser als dem Oberherrn, sei es den von ihm gesandten Statthaltern“ (1 Petr 2, 13 f). Die staatliche Gewalt wird als zu Recht bestehend anerkannt, auch ihr Schwertrecht. „Jedermann sei der obrigkeitlichen Gewalt untertan; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott. . . . Sie trägt das Schwert nicht umsonst. Denn sie ist Gottes Gehilfe, Gerichtsvollstrecker für den, der Böses tut“ (Röm 13, 1 4), nicht bloß für die Übeltäter im Staat, sondern auch für den von außen drohenden Feind der bestehenden Ordnung.

Jesus vergleicht sich selbst mit einem König, dessen Diener mißhandelt und getötet wurden. „Als der König das hörte, ergrimmte er, sendete seine Heere aus, vernichtete jene Mörder und zündete ihre Stadt an" (Mt 22, 7). Und wiederum mit einem König, der seine rebellischen Untertanen niederhauen läßt (Lk 19, 27). Hier wird also die Waffengewalt als ein Zuchtmittel in der Hand Gottes bezeichnet. Ebenso in der Weissagung von der Zerstörung Jerusalems durch die Römer: „Das sind die Tage der Vergeltung, damit alles erfüllt werde, was geschrieben steht" (Lk 21, 22). Das gleiche lesen wir in der Apokalypse: „Ein anderes Roß zog aus, feuerrot; und dem, der darauf saß, wurde gegeben, den Frieden von der Erde wegzunehmen, und daß sie einander töten, und es wurde ihm ein großes Schwert gegeben" (Offb 6, 4). Auch Christus selbst wird geschildert auf einem weißen Roß sitzend, und ein Schwert geht aus seinem Mund, um die Völker zu schlagen, und Könige und Feldherrn, Freie und Unfreie, Große und Kleine werden als Leichen das Feld bedecken (Offb 19, 11 ff). Der Krieg hat also eine Stelle in der göttlichen Vorsehung und Weltregierung.

Etwa nur als schlechthin Böses, aus dem lediglich Gottes Allmacht wieder Gutes erweckt wie aus jeder Sünde? Ist der Stand des Kriegers oder wenigstens der freiwillige Söldnerstand, dem das Kriegshandwerk Beruf ist, ein Sündenstand, unvereinbar mit der Zugehörigkeit zum Reiche Gottes hienieden? Keineswegs.

Professor Weber macht aufmerksam auf die Behandlung, die den Vertretern des Kriegerstandes im Neuen Testament zuteil wird. Zu Johannes dem Täufer kamen Soldaten und fragten: Was sollen wir tun? Die Antwort lautet nicht: Zieht euern Waffenrock aus, sondern: Seid mit euerm Sold zufrieden und verübt gegen niemand unberechtigte Gewalttätigkeit (Lk 3, 14). Christus selbst kommt mit einem römischen Hauptmann zusammen, der ganz als Soldat fühlt und denkt. Mit keinem Wort deutet er ihm an, daß er einen verwerflichen Stand habe, den er aufgeben müsse. Er hat nur Lob für seinen Glauben: „Wahrlich ich sage euch, einen so großen Glauben habe ich bei Israel nicht gefunden. Ich sage euch aber: Viele werden von Osten und Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen, die Kinder aber werden hinausgeworfen werden in die Finsternis draußen" (Mt 8, 10 ff). Also der Waffenberuf schließt nicht vom Himmelreich aus. Zur Zeit, als die vom Judentum bekehrten Christen noch nichts davon wissen wollten, daß auch Heiden ohne Beschneidung in die Kirche aufgenommen würden, erhielt der Apostel Petrus von Gott den Befehl, zu einem Heiden zu gehen, ihm und seiner Familie das Evangelium zu predigen und sie zu taufen. Während Petrus noch predigte, kam der Heilige Geist über die Zuhörer, so daß Petrus sagte: Wer kann ihnen die Taufe verweigern, da sie den Heiligen Geist empfangen haben wie wir? Wer war nun dieser Heide, der von Gott mit solchen Gnaden ausgezeichnet wurde? Ein braver römischer Hauptmann, „gerecht, gottesfürchtig, wohlbeleumundet bei allen Juden" (Apg 10, 22). Wir hören nichts davon, daß er veranlaßt wurde,

seine Zenturionenstelle niederzulegen. Kann aber das Evangelium den Krieg unter allen Umständen verfluchen und doch Vertreter des Kriegerstandes selig preisen? Unmöglich. Die Kirche steht hier durchaus auf dem Standpunkt des Evangeliums, wenn sie eine ganze Anzahl Soldaten als Heilige verehrt, Gemeine, Offiziere und Feldherren.

* * *

Der Krieg ist als Zerstörer vieler irdischen Güter gewiß ein Übel; aber in sittlicher Hinsicht kann man weder im allgemeinen sagen: der Krieg ist gut, noch: der Krieg ist schlecht. Es kann sittlich gute und sittlich schlechte Kriege geben. Darum hat auch die christliche Lehre für den Krieg als solchen kein sittliches Prädikat. Der Krieg stammt wie alle Übel ursprünglich aus der Sünde; er kommt also vom Bösen. Auch der Tod kommt von der Sünde, und doch ist das rechte Sterben sittlich gut. So ist auch der Krieg sittlich gut, wenn er ein gerechter Krieg ist. Dazu gehört, erstens, daß er im Auftrag der höchsten politischen Gewalt geführt wird, deren Pflicht es ist, das Land vor Feinden zu schützen; zweitens, daß ein gerechter Grund zum Krieg vorliegt, d. h. ein Streitfall zwischen zwei Staaten, der mit gütlichen Mitteln nicht beigelegt werden kann, und der, weil es sich um Wohl oder Wehe des Staates und Landes handelt, mit Waffengewalt entschieden werden muß, da es über der obersten Staatsgewalt keine höhere irdische Macht gibt, die den Streitfall vor ihren Richterstuhl ziehen könnte; drittens, daß der Krieg in der rechten Absicht geführt wird, nicht aus Streit-, Rache- oder Beutelust, sondern um ein allgemeines Unheil abzuwenden oder ein der Größe der Kriegsopfer entsprechendes Gut zu erlangen oder zu schützen (S. Thom., Sum. theol. 2, 2, q. 40, a. 1).

Die Gerechtigkeit des Krieges vorausgesetzt, können wir nach den Grundsätzen des Evangeliums den Krieg, der zunächst nur als ein furchtbares Übel erscheint, unter anderer Rücksicht als den Förderer hoher Güter betrachten und auf ihn das Wort des Heilandes anwenden: „Ihr werdet Trauer haben, aber eure Trauer wird in Freude verwandelt werden" (Jo 16, 20). Die *irdischen* Güter, um die der Krieg geführt wird, sind, wenn sie überhaupt kommen, eine erst nach dem Krieg erscheinende Frucht. Aber im Krieg selbst werden *sittliche* Güter gezeitigt, die kein zu verachtender Preis für die Hingabe von Gut und Blut sind.

Das Evangelium empfiehlt den Glauben und das Vertrauen auf Gott. Was kann dieser Empfehlung mehr Nachdruck verleihen als der Krieg, dessen Schrecken ohne den Glauben an die Vorsehung vielfach unerträglich wären? Der Glaube mahnt zu inständigem, andauerndem Gebete. Not lehrt beten, vor allem die große Not des Krieges. Das Evangelium lehrt Selbstverleugnung und Kreuztragen. Die beste Schule dieser Kunst ist der Krieg, nicht bloß für die Soldaten in den Strapazen des Feldzuges, sondern auch für die Daheimgebliebenen, die sich manche Beschränkungen auferlegen müssen, deren Körper zwar unverwundet bleibt, deren Herzen aber oft aus vielen Wunden bluten, und die dabei, wenn sie echte Christen sind, in dem Aufblick zum Heiland am Kreuz immer wieder Kraft finden, selber aufrecht zu bleiben und unter der Last der Leiden nicht zusammenzubrechen.

Das Evangelium preist über alles die Liebe, die auch das Leben hingibt für die Freunde. Tun das nicht viele Soldaten in christlicher Gesinnung Tag um Tag? Tun es nicht ebenso Männer und Frauen, die in den Seuchen- und Verwundetenlazaretten ihre Gesundheit und ihr Leben im Dienst der Nächstenliebe aufs Spiel setzen?

Diese bewunderungswürdigen Schauspiele, die im Frieden seltenere, im Krieg tagtägliche Ereignisse sind, haben schon viele begeisterte Schilderer gefunden. Otto Zimmermann zeichnet uns in „Kriegsleid und Gottesglaube“ (Münster i. W. 1914) erst in ergreifenden Zügen das Unglück des Krieges, um dann auf diesem dunkeln Hintergrund um so heller das erfreuliche Bild der Kriegstugenden erscheinen zu lassen, das Heldentum, in dem Volk und Heer erstrahlen: „Der Starkmut triumphiert; Todesverachtung, damit das Gute lebe, ist jetzt häufig geworden wie die Blumen des Feldes.“ Nie war der Gemeinsinn so stark. „Indem man einsah, was auf dem Spiele stand, wandte sich die auf Sondergüter zersplitterte Liebe dem gemeinsamen Vaterlande zu“ und verweigerte ihm kein Opfer, sondern ging über das Notwendige weit hinaus. Eine Läuterung in Sitte und Gesinnung trat ein, die viel unedle Schlacke ausschmolz und das Kernhafte wieder zur Geltung brachte. Von den Gräbern der teuern Toten hob sich der Blick wieder zum Himmel, wo die Guten ewig leben und wir abermals und zwar für immer mit ihnen vereinigt zu werden hoffen. Viele sittliche Güter, die aus dem Krieg erwachsen, hätte wohl auch der Friede gebracht; aber jetzt sind es Siegesgüter, in hartem Kampf errungen. Und die Siegesfreudigkeit, das Bewußtsein, im Kampfe sich bewährt zu haben, hebt den Menschen. Seine Liebe wird „selbstlos, gesäubert vom Ich, nur auf Gott gerichtet; keinen Verkündiger seiner Liebenswürdigkeit hat Gott im Himmel und auf Erden, der zuverlässiger als der Kreuzträger bewiese, daß er Gott allein für würdig hält, seines Herzens reine Liebe zu sein“. Insofern der Kriegsweg ein Kreuzweg ist, paßt er vorzüglich zur Lehre des Evangeliums.

„Der Völkerkrieg als Prediger des Vertrauens“ wird geschildert von Professor August Knecht (Freiburg i. Br. 1915): „Der Völkerkrieg predigt unerschütterliches Vertrauen auf Gott, hingebungsvolles Vertrauen auf die Kirche, opferwilliges Vertrauen auf unser deutsches Vaterland und demütiges Vertrauen auf uns selbst.“ Der Schluß der drei Predigten, die im Straßburger Dom gehalten wurden, lautet: „In diesem demütigen Vertrauen auf den Allgerechten und Allgütigen sei es mit vaterländischem Stolze hoffnungsvoll in deutscher Sprache gesagt, auf deutschem Boden, im deutschen Elsaß-Lande, in der deutschen Stadt Straßburg, der ‚wunderschönen‘, in dem durch den deutschen Meister Erwin von Steinbach berühmten Münster, an dieser geweihten Stätte, auf der für den deutschen Prediger Geiler von Kaysersberg vor fast fünfhalbhundert Jahren erbauten Kanzel: Wir Deutsche werden siegen. Amen.“

Auf einer österreichischen Kanzel in der St-Klemenskirche in Prag hielt Professor Joseph Jatsch zehn Predigten, die er herausgegeben hat unter dem Titel „Unser Gottesglaube und der Krieg“ (Freiburg i. Br. 1915). „Der

Prediger muß das, was draußen in der Welt geschieht, hier drinnen ins Licht der Gotteswahrheit rücken, es deuten in diesem Lichte und so seinen Zuhörern eine Richtschnur geben für ihr Denken und ihr Handeln im Alltagsleben. Weil die Heilige Schrift das Leben als einen Kriegsdienst bezeichnet, so können wir die hauptsächlichsten Soldatentugenden auf das christliche Tugendleben deuten. Was predigt uns in dieser Beziehung der jetzige Krieg? Er predigt uns Gehorsam, Selbstverleugnung, opferwillige Liebe. Der Krieg lehrt uns beten, demütig beten, immer wieder im Gebet Seelenkraft und Trost suchen. Der Krieg erhöht den Lebensernst und mahnt uns an unsere Jenseitsbestimmung. Der Krieg zerstört die gottabgekehrte falsche Weisheit, bewährt dagegen die Religion und ihre Güter. Die Religion ist der Vaterlandsliebe durchaus nicht feindlich, aber sie bewahrt das Nationalgefühl vor Verirrungen und gibt dem Patriotismus eine heilige Weihe und einen festeren Grund. Sie lehrt uns, daß der allheilige und allmächtige Gott das Recht nicht dauernd unterdrücken, das Unrecht nicht dauernd siegen läßt. „Mißerfolge werden abwechseln mit Erfolgen, zuletzt aber wird die gerechte Sache doch siegen — vielleicht anders, als wir es uns denken, aber dafür dauernder, segensreicher."

Gleichfalls aus Österreich kommen uns Predigten zu, die unter dem Sammeltitel „Kriegstrost" erschienen sind (Feldkirch, F. Unterberger, und Innsbruck, Verlag Tyrolia), allein fast eine jede Predigt dieser stattlichen Folge wurde auf einer andern Kanzel gehalten; in Bregenz und Feldkirch, im Bregenzerwald oder im Montafon, zu Hohenems, am Gebhardsberg ob des Bodensees, bei einer Kriegswallfahrt in der Rochuskirche zu Reutte, in Säckingen am Fridolinsfest usw. Der apostolische Wanderprediger, der im Kriege allen seinen Gemeinden mehr als je seine Hirtensorge und Hirtenliebe zuwendet, ist der hochwürdigste Herr Bischof Dr Waitz, Generalvikar von Vorarlberg. Stellen die gewaltigen Kriegsereignisse den erschütternd ernsten Hintergrund aller dieser Predigten dar, so sind es auch persönliche Kriegserlebnisse, die in einigen bald leidvoll nachzittern, bald zu sieghaftem Vertrauen emporheben, Eindrücke und Erinnerungen, die der Bischof auf seiner Reise an die Tiroler Front gesammelt hat. Sie erstreckte sich vom Stilfser Joch bis nach Kärnten. Zu Nr 12 ist ein Artikel des Bischofs aus dem „Tiroler Volksboten" wiederabgedruckt worden, der der Stimmung des Landes beim Ausbruch des italienischen Krieges Ausdruck gibt in klangechtester, rührender und begeisternder Tirolerart. Selten wird eine Ansprache schon durch die äußeren Umstände so ergreifend sein wie das „heilige Vermächtnis" (bei Nr 12). Sie wurde am Todestage Franz Ferdinands in der Kirche zu Hall gehalten. Der Thronfolger war anwesend und seine Gemahlin, Erzherzogin Zita. Die Kirche der immerwährenden Anbetung in Hall ist die Tiroler Gedächtniskirche des Ermordeten und wie ein Wahrzeichen des Weltkrieges geworden: „Volk von Tirol! Seit mehr als hundert Jahren dem göttlichen Herzen Jesu geweiht und verlobt; Volk von Tirol, das du deine Söhne in den Krieg gesendet, um Gottesliebe und Kaisertreue aufs neue zu bewähren; in deinem Lande ist dieses Heiligtum der Herz-Jesu-Andacht erstanden, als Stätte des Gebetes für die

größten Anliegen unseres Reiches", „ein heiliges Vermächtnis des verewigten Erzherzogs und seiner edlen Gemahlin" (S. 36).

Kriegspredigten aus einem neutralen Staat müssen an sich schon Aufmerksamkeit erregen; wie erst, wenn sie einen so großen und berühmten Meister zum Verfasser haben wie Msgr. Kanonikus Meyenberg. Im 8. Heft der „Brennenden Fragen" (Luzern 1915, Räber), „Zeichen der Zeit" überschrieben, ist der „Zeitstimmen" genannte Teil (4 Züricher Konferenzen) zur Hälfte dem Krieg, zur Hälfte dem Frieden gewidmet. Unter den fünf Predigten, die als „Nachklänge" folgen, handelt die letzte vom christlichen Soldatenstand; zwei Predigten, „Ewigkeitsstimmen", eröffnen das stattliche Heft (335 S.). Die „Totenklage der Bibel" (S. 7—18) hat wahrhaft tragische Aktualität. Die elf Ansprachen und Predigten stehen alle im Bann der erschütternden Weltereignisse, Kriegspredigten im eigentlichen Sinn sind indes nur die zwei ersten von den vier Züricher Konferenzen. Die sind es aber in besonders eindringlicher Weise. Sie wollen den Krieg in die christliche Weltanschauung einordnen und die aus den Kriegen wider Vorsehung und Weltplan erhobenen Einreden erledigen. Bei der Fülle des Gebotenen läßt sich einzelnes kaum herausheben; der Inhalt „überbordet", mit dem Verfasser zu reden, jede Stichprobe. Liest man diese Predigten, als befände man sich unter den Zuhörern des gefeierten Redners, so wird man begreifen, wie sehr diese hochmächtige Beredsamkeit die Seelen zu erheben vermag. Liest man sie studierend, kritisch, wird mancher Leser oft innehalten, sei es, weil er so hochfliegendem Schwung nicht immer zu folgen vermag, sei es, weil anregende Gedanken freigebig ausgeschüttet werden, oder furchtbare Andeutungen auf Schritt und Tritt begegnen. So erwähnt der Verfasser S. 60 f die Rosenkranzenzyklika Leos XIII. aus dem Jahre 1893, worin u. a. dargelegt wird, zwischen der Liebe zur himmlischen Heimat und der zur irdischen Heimat bestehe nicht Gegensatz, sondern Eintracht. Im Anschluß daran fragt der Redner, ob sich nicht gerade dieses in unsern Tagen erstaunlich erfülle. Die knappe Ausführung dieser Frage eröffnet den Ausblick auf Gedankenreihen von großem Belang und erheblicher Wucht. Wie oft mußte man hören, die jenseitige und die diesseitige Zielsetzung des menschlichen Lebens stünden einander im Wege, wirkten sich auf Kosten voneinander aus. Was lehren nun die Massengräber namenloser Helden? Sie lehren, daß die höchste Kraftprobe der Liebe zur irdischen Heimat, die vollkommene Hingabe aller Diesseitswerte in ihrer Quelle und ihrem Endziel über sich hinausgreift, mit den Jenseitswerten der heroischen Pflichterfüllung und des ewigen Lebens innig verbunden ist. Mit der befehlenden Staatsmacht geht die segnende Kirche auf die Schlachtfelder der Weltgeschichte. Das Auge des Geistes meint trostlose Finsternis über die Hügelreihen der Massengräber immer dichter sich ausbreiten zu sehen. Was hellt sie auf wie das Gebet der Kirche: dem König, dem alles lebt, ihn laßt uns anbeten!

Es geht nicht an, hier die ganze religiöse Kriegsliteratur auch nur zu verzeichnen. Es genügt, gezeigt zu haben, welche Fragen der Krieg in seiner Beziehung zum Evangelium anregt, und welche Antworten auf diese Fragen gegeben werden.

Es möge gestattet sein, das über die heilsamen Wirkungen des Krieges Gesagte hier zusammenzufassen in einigen Sätzen, die Bischof Wilhelm v. Keppler in seiner „Leidensschule“ (Freiburg i. Br. 1914) Nr 235 ff ausspricht:

„Aus Leiden Lehre. Der Krieg ist das Vollmaß der Leiden. Er ist auch ein Lehrer im großen Stil. Er erteilt Massenunterricht. Er zwingt ganze Völker und Großmächte in seine harte Schule. In wenigen Lehrstunden wirft er künstliche Gebäude der Weltweisen, ganze Reihen von Weltanschauungen der Hochgebildeten wie Kartenhäuser um, stoßt Ideen, Grundsätze, Werturteile, die herrschend geworden waren, über den Haufen. Er zwingt die Menschheit, in erstaunlich kurzer Zeit umzulernen, ganz andern Maßstab anzulegen, respektvoll zu behandeln, was sie eben noch verachtet, wegzuwerfen, was sie hochgewertet hatte. Der Krieg ist auch ein Religionslehrer, ein Prophet, der mit der Donnerstimme seiner Kanonen den Unglauben, die Leugnung und Lästerung jäh zum Schweigen bringt und in die Gewissen der Menschheit hineinruft die gewaltigen Worte: Schuld und Sühne, Tod und Ewigkeit, Gott und Christus.

„Auch ein Erzieher großen Stiles ist der Krieg. Er fährt derb drein und hat eine furchtbare Strafgewalt. Er bricht die verhärtetsten Gewissen auf mit dem Brecheisen des Schreckens und der Todesnot. Er weckt im Entartetsten den letzten Rest von sittlicher Kraft. Er dringt mit seinen mächtigsten Einflüssen hinab bis auf den Grund der Volksseele und deckt hier verborgene Kräfte, ungeahnte Schätze, frische Lebensquellen auf. Wo eben noch Selbstsucht, Weichlichkeit, Genußsucht, Eigennutz, Habsucht alles zu beherrschen schienen, da zeigt sich auf einmal ein Geist freudigen Entsagens, willigen Leidens und Opferns. Wo vorher Parteisucht, Streitsucht und Hader trennte, spaltete, zerfaserte, da sieht man staunend mit einemmal alles geeint zu einem großen Ganzen. Der vordem so kleine Alltagsmensch wächst über sich selbst hinaus ins Heldenhafte.

„Die obengenannten guten Erfolge kann der Krieg nur da erzielen, wo im einzelnen und im Volk noch ein gesunder, sittlicher und religiöser Kern vorhanden ist, nur da, wo die Religion mitwirkt. . . . Die Religion gibt auch der Vaterlandsliebe erst die volle Weihe, übermenschliche Kraft, unverwüstliches Leben.

„Die Religion feiert im Kriege ihre stillen und offenen Triumphe. Da nimmt sie edle, liebreiche Rache für die schlechte Behandlung, die sie oft im Frieden erfährt. Da wendet sie großmütig auch denen ihre Hilfe zu, die sie eben noch verachtet und verlästert haben; sie erobert viele Herzen, die sich ihr verschlossen hatten; sie sieht ihre Kirchen wieder gefüllt, heiligt das Heer vor dem Ausmarsch und begleitet es mit unsichtbaren Scharen frommer Beter. Sie heiligt den Krieg selber und legt Gnadenkräfte hinein in seine Siege und seine Niederlagen, in seine Strapazen und Wunden.

„Überaus wichtig ist es, daß von allen Gläubigen die ganze Kriegsnot und Kriegssache durch Gebet und gute Meinung, durch Opfer und Gottesdienst, durch Fürbitte und Danksagung in die reine, heilige Sphäre der Religion emporgehoben werde. In dieser Sphäre wird der Krieg selber geheiligt, wird das Kriegsleiden erträglich, verdienstlich, fruchtreich. Auch darin sind unsere Krieger mit

gutem Beispiel vorangegangen. Sie sind von der Kirche in den Krieg gezogen; von den Altären der Heimat und von den Altären im Feindesland haben sie sich Opfermut geholt; sie wissen auch Schmerzen und Wunden betend und opfernd zu tragen und betend und opfernd zu sterben. Durch Gebetsgeist und Opfergesinnung sollen die draußen und die daheim fest aneinandergeschlossen bleiben, den Krieg wirklich als Gotteskrieg führen, damit auf ihn ein Gottesfriede folgen kann.

„Das Höchste aber ist die Liebe. Sie umwebt mit warmem, goldenem Sonnenschein die Greuel des Krieges, die gräßlichen Szenen der Schlachtfelder, die entsetzlichen Bilder der Verwüstung, die verstümmelten Körper, die blutigen Leichname, die Massengräber, die wunden Herzen der Witwen und Waisen. Sie macht sofort beim Ausbruch des Krieges auch mobil und läßt niemand als unabkömmlich gelten; sie beansprucht alle für ihren Dienst ohne Ausmusterung, ohne Altersgrenze, ohne Geschlechts-, Standes-, Vermögensunterschied; sie hat Arbeit für alle und besteuert alle. Der Krieg ist ein Höchstmaß der Leiden; es gilt, dieses in ein Höchstmaß der Liebe umzusetzen."

Diese schönen bischöflichen Worte stellen den Krieg, wenn er nun einmal unvermeidlich ist, wieder mitten hinein in das Zentrum des Evangeliums. Sie zeigen ihn als Veranlasser und Aneiferer der Werke der Nächstenliebe. „Denn das ist die Verkündigung, die ihr gehört habt von Anfang an, daß ihr einander liebt. . . . Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns eingesetzt hat. So müssen auch wir für die Brüder das Leben einsetzen" (1 Jo 3, 11 16).

Christian Pesch S. J.

Besprechungen.

Kirche und Theologie.

1. Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches La Guerre allemande et le Catholicisme. In Verbindung mit G. Briefs, G. J. Ebers, M. von Faulhaber, H. Finke, H. von Grauert, K. Hoeber, F. X. Kiefl, A. Knöpfler, P. Lippert, J. Mausbach, A. Meister, K. Muth, A. Pieper, H. Platz, J. Sauer, F. Sawicki, J. Schmidlin, H. Schrörs, W. B. Switalski herausgegeben von Georg Pfeilschifter. gr. 8° (VIII u. 494) *M* 5.— 2. Der deutsche Katholizismus im Weltkriege. Gesammelte Kriegsaufsätze aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube", herausgegeben von den Professoren der Bischöflichen philosophisch-theologischen Fakultät zu Paderborn mit einem Vorwort von Dr Karl Joseph Schulte, Bischof von Paderborn. 8° (VIII u. 192) Geb. *M* 2.50

Die deutschen Katholiken haben es sehr ernst genommen mit der Frage, ob ihre Teilnahme an diesem Kriege erlaubt und berechtigt sei, und mit der andern, welche Pflichten er ihnen auferlege. Ihr Gewissensernst ist noch verstärkt worden durch die Anklagen und Vorwürfe, welche von einer Gruppe hervorragender Männer des feindlichen Auslands gegen das deutsche Volk und besonders auch gegen seinen katholischen Teil erhoben wurden.

Neben der früher besprochenen Schrift von Prof. Rosenberg verdienen die beiden oben angezeigten Bücher allgemeine Aufmerksamkeit, weil sie mit den erhobenen Bedenken gründlich ins Gericht gehen.

1. Der Herausgeber des erstgenannten Werkes, Universitätsprofessor G. Pfeilschifter, berichtet über die Art, wie es entstand, im Vorwort: Nach vorbereitenden Besprechungen im Kollegenkreise in Freiburg kamen die Herren Michael v. Faulhaber, Bischof von Speyer, Geheimrat Finke, Prälat Mausbach, Universitätsprofessor Schrörs und der genannte Herausgeber am 14. und 15. Juni 1915 in Koblenz zu einer Besprechung zusammen. Hier verbanden sich die Anwesenden zu einer Redaktionskommission, um die Herausgabe der geplanten größeren Abwehrschrift in die Wege zu leiten und die Mitarbeit anerkannter Fachmänner zu erwerben. „Wenngleich die erbetenen Beiträge durch die Hände der Kommissionsmitglieder gegangen sind, so tragen doch unsere verehrten Mitarbeiter allein die volle Verantwortung" (S. IV). Zwanzig Aufsätze von ebensovielen auf dem Titelblatt genannten Verfassern bilden das Ergebnis, das hier vorliegt. Weit über die Abwehr hinaus „ein Buch von dauerndem

Werte zu schreiben", war das Ziel, das ihnen vorschwebte, und dieses Ziel ist erreicht worden.

Es mag der Redaktionskommission nicht ganz leicht gewesen sein, das Zusammenwirken der zwanzig Gelehrten so zu lenken, daß ein durchaus harmonisches Ganzes von mäßigem Umfang (30 Bogen) ohne störende Wiederholungen zustande kam. Gegenüber der französischen Herausforderung wird man auch in diesem Werk ein Erzeugnis überlegener Organisation und planmäßiger Durchführung erkennen müssen.

Da es darauf ankam, den Katholiken der neutralen Länder Red' und Antwort zu stehen, so sind zwei Anklagen schärfer und ausgiebiger bedacht: Die Verletzung der belgischen Neutralität (Nr 5, S. 89—116) und das Verhalten gegenüber Kunst und heiligen Stätten (Nr 9, S. 173—234). Welch ein Unterschied zwischen den leidenschaftlichen, schnell fertigen, den Mangel an Sachlichkeit und gewissenhafter Prüfung der Tatsachen durch hohlen Redeschwall ersetzenden Anklagen der Pariser Herren und der ruhigen, vornehm kühlen, nur auf die Sache bedachten Notwehr der deutschen Sachwalter!

Ein genaueres Eingehen auf den Inhalt der zwanzig Abhandlungen verbietet sich an dieser Stelle von selbst. Diejenigen Leser, welche der Streitfrage näher treten wollen, werden natürlich zu dem Buche selber greifen, und wir können nur dringend dazu raten. Alle Beiträge sind auf ein gemeinsames Ziel gerichtet, jeder ist in hervorragender Weise geeignet, der neutralen Welt Rechenschaft zu geben von dem reinen Gewissen, mit dem die deutschen und österreichischen Katholiken Gut und Blut für das Wohl und den Schutz der Heimat einsetzten. Jeder Verfasser trägt auch in seiner Art dazu bei, unsern Glaubensgenossen und Landsleuten das Gemüt zu erheben und die Freudigkeit zu stärken; aber auch spätere Geschlechter werden aus einer Vergleichung des französischen mit dem deutschen Buche lichtvolle Aufschlüsse über die Art des Denkens und Fühlens auf beiden Seiten der Vogesen schöpfen können.

Gleich der erste Aufsatz „Die literarische Kriegserklärung der französischen Katholiken" ist bei aller Kürze ein Meisterstück. Der Stand der Frage wird hier im ruhigen, akademisch vornehmen Überblick klar gelegt und der Gang der Verteidigung im großen Ganzen angedeutet.

„Recht und Notwendigkeit des Weltkrieges" lautet das zweite Thema (S. 19 bis 46). Wie kindlich unreif die Vorstellung ist, als sei mit der Antwort auf die Frage: Wer hat angefangen? auch schon die andere: Wer hat Recht? ein für allemal beantwortet, das ist zwar von den Moraltheologen in thesi schon oft gezeigt worden; hier aber stellt ein Geschichtsforscher den Unterschied der beiden Fragen in das Licht seiner Wissenschaft und kommt auf Grund der entfernteren und näheren Zusammenhänge ebenfalls zu dem Schluß, daß es nicht angeht, mit Berufung auf den gesunden Menschenverstand zu sagen: Österreich und Deutschland haben den Krieg erklärt, also sind sie im Unrecht und allein für den Krieg verantwortlich. So einfach läßt sich die Rechts- und Schuldfrage nicht beantworten. Dagegen sollte man meinen, daß, wenn je ein Krieg

mit religiösen und konfessionellen Gegensätzen nichts zu schaffen hatte, dies bei dem gegenwärtigen Weltkrieg unleugbar der Fall sei. Trotzdem will die Anklageschrift das Gegenteil beweisen. „Ist der Krieg ein Religionskrieg?" lautet darum die dritte Frage (S. 47—74), und das Fadenscheinige der Scheinbeweise wird mit fast überreichem Material nachgewiesen.

Zur wirksamen Verstärkung der auf den vorangehenden Seiten gebotenen Beweise folgt an vierter Stelle ein Aufsatz: „Die Gottesverehrung im deutschen Volke" (S. 75—88). Ohne alle Polemik stellt er dem Zerrbilde einer entchristlichten, religionsfeindlichen und gottesschänderischen Haltung und Gesinnung des deutschen Heeres, mit dem man die Neutralen zu schrecken suchte, die schlichte Wahrheit entgegen und bringt dadurch angenehmen Wechsel in die Reihe. Leider gibt es unter den vielen Millionen Deutscher auch eine Anzahl Vertreter des Atheismus oder der Freidenkerei, wahrscheinlich jedoch nicht mehr als im französischen Heere; aber das deutsche Volk als Ganzes, d. h. seine überwältigende Mehrheit ist tief und ernsthaft religiös und darum sind die Anklagen absichtlicher und auf Kommando verübter Greuel der Gottlosigkeit bis zum besseren Beweis der Wahrheit unglaubwürdig. Selbst die deutsche Philosophie, die gewiß viel gesündigt hat in manchen ihrer Vertreter, ist trotz des unseligen Nietzsche nicht der Abgrund von Schlechtigkeit und Widersinn, zu dem man sie jetzt stempeln will; darüber handelt Nr 6: „Die deutsche Philosophie und der Weltkrieg" (S. 117—132). Die zwei folgenden Beiträge: „Der Krieg und die Lüge" (S. 133—148) und „Zur Psychologie der Greuelaussagen" (S. 149—172) weisen auf einen Grundirrtum in der Anklageschrift hin, der aus der Unfähigkeit der Verfasser entsteht, Kriegsberichte auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. In jedem Kriege kommen Roheiten, Grausamkeiten und wüste Verbrechen aller Art vor, das kann selbst die beste Mannszucht nie ganz verhindern. Mit dieser Begleiterscheinung des Krieges haben auch die katholischen Theologen immer gerechnet und eben daraus bewiesen, daß es Pflicht der Regenten sei, nur im äußersten Notfall zu diesem Rechtsmittel zu greifen. Allein noch unvermeidlicher sind bei der Überreizung aller Leidenschaften die falschen Berichte und Zeugenaussagen über solche Missetaten. Den Beteiligten ist es in den allermeisten Fällen gar nicht möglich, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Wenn die französischen Herren das bedacht und dementsprechend Kritik geübt hätten, würden sie der geschichtlichen Wahrheit und ihrer eigenen Sache einen Dienst geleistet haben.

Die bisher behandelten Anklagen beziehen sich auf die deutsche Kriegführung im allgemeinen. Von Nr 10 bis 14 kommen Vorwürfe zur Sprache, welche die deutschen Katholiken und ihre religiösen Verhältnisse im besondern angehen. „Seelsorge und religiöses Leben im deutschen Heere" (S. 235—268) — „Deutsche und französische Kriegshirtenbriefe" (S. 269—290) — „Der französische und der deutsche Kulturkampf" (S. 291—317) — „Katholizismus und Protestantismus im gegenwärtigen Deutschland" (S. 319—342) — „Reich, Kaiser und Parität" (S. 343—356) lauten die Überschriften, unter denen eine solche Fülle des Tröst-

lichen, Erhebenden, Belehrenden und grundsätzlich Wichtigen mitgeteilt wird, daß die Zerrbilder der Pariser Anklageschrift völlig zerrinnen oder auf recht zweifelhaften Kleinigkeiten zwischen viel Bombast zusammenschrumpfen.

Imperialismus und Militarismus sind zwei Schlagwörter, mit denen man den Neutralen vor den Deutschen und ihrer „Kultur“ bange machen will. Da war es angebracht, daß auch diese Schreckbilder auf ihren Wesensgehalt untersucht würden, da sich gar nicht leugnen läßt, daß unter der Maske der „Kultur“ bei uns vor dem Kriege allerlei recht zweifelhafte Ausgeburten der Überzivilisation feilgeboten wurden. Aber es waren großenteils ausländische Gewächse. Die wirkliche deutsche Kultur in ihrem Kern und ihren großen Linien, das Kulturstreben der deutschen Katholiken kann in Ehren den Vergleich mit französischer, englischer und jeder andern Kultur oder Zivilisation aushalten; unter deutscher Weltherrschaft aber haben die fremden Völker bis zur Stunde viel weniger geseufzt, und es ist auch in Zukunft dessen keine Gefahr. Davon handeln die Kapitel „Deutsche Weltherrschaft?“ (Nr 15, S. 357—388), „Staat, politische Freiheit und Militarismus in Deutschland“ (Nr 16, S. 389—414), „Deutsche soziale Kultur“ (Nr 17, S. 415—430), „Das Allgemeinmenschliche in deutscher Art und Kunst“ (Nr 18, S. 431—450). Ein besonders wichtiges Kapitel ist das vorletzte: „Unsere religiöse Kultur“, wichtig auch deswegen, weil es das einzige ist, das einen Bischof zum Verfasser hat. Mag auch der Umstand, daß Dr Faulhaber zuvor Universitätsprofessor war, ihm die Mitarbeit in der Reihe der übrigen Gelehrten schon nahe gelegt haben, so erklärt er doch selbst, daß er sich auch in seiner Eigenschaft als Bischof gedrängt fühle, das Wort zu ergreifen, weil einige der gallischen Anwürfe, wenn sie ohne Zurechtstellung blieben, geeignet wären, die pflichtmäßige Hirtentreue des deutschen Episkopats in ein übles Licht zu bringen. Jedenfalls haben wir alle Ursache, ihm für seinen herrlichen Beitrag zu danken und uns daran zu erfreuen. Auch von protestantischer Seite wird die ganze Schrift „ein gutes Buch“ genannt und beigefügt: „Der bischöfliche Beitrag wird mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen werden“ (Dr Rade in der Christl. Welt 1916, Nr 1). Die Mitarbeit des Bischofs von Speyer ist zugleich der beste Beweis dafür, wie ungehörig die Bemerkung eines andern protestantischen Blattes war. Zu den Worten des Arbeitsausschusses der deutschen Katholiken vom August 1915: man habe „davon abgesehen, die deutschen Kardinäle und Bischöfe um ihre Beteiligung zu bitten, weil er (der Ausschuß) der Meinung ist, daß das rein politische Ziel und die Art der Polemik über Katholizismus und Weltkrieg nicht mit der Würde und den Aufgaben des bischöflichen Hirtenamtes vereinbar ist“, machte die „Chronik der christlichen Welt“ (Nr 38 v. 23. Sept. 1915) den Beisatz: „In Wirklichkeit aber wohl, weil der Vatikan es nicht erlaubte.“ Als ob diese Bischöfe erst beim „Vatikan“ um Erlaubnis bitten müßten, wenn die Frage entsteht, ob sie den eigenen guten Ruf und den ihrer Diözesen gegen ungerechte Anwürfe verteidigen sollen!

Ein Glanzstück der französischen Kriegsschrift bildet der Abschnitt über die äußeren Missionen oder über „Die katholische Rolle Frankreichs in der Welt“,

wie der Verfasser sich ausdrückt. Es ist wahr, Frankreich hat auf diesem Felde eine glänzende Rolle gespielt, und wir können es dem ungenannten französischen Missionär nicht verargen, wenn er sich mit Stolz in diesen großen Erinnerungen an eine herrliche Vergangenheit sonnt. Aber es ist eben leider Vergangenheit, tempi passati. Die Gegenwart zeigte schon vor dem Krieg ein anderes Gesicht. Das schildert der Schlußsatz (Nr 20, S. 477—490) mit großer Sachkenntnis.

Wenn wir nochmals auf das ganze Werk der zwanzig Gelehrten zurückschauen, so können wir nur unsere Freude und Anerkennung über das Geleistete aussprechen. Ganz besonders wohltuend berührt es, daß alle Mitarbeiter der naheliegenden Versuchung standgehalten haben, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und daß sie es nach Möglichkeit vermieden, Blößen und Gebresten am französischen Katholizismus aufzustöbern. Völlig ließ sich ja der Hinweis auf den Spruch: „Arzt, heile dich selbst", nicht immer vermeiden, aber jener Ton voreiliger Verallgemeinerung, willkürlicher Unterschiebung von geheimen Beweggründen, unedler Schadenfreude über wirklichen oder vermeintlichen Schwächen des Nächsten, der auch den Neutralen an dem Buch der Franzosen aufgefallen ist und auffallen mußte, ist hier nicht zu finden. Es gehört schon ein scharfes Auge und eine zarte Empfindlichkeit dazu, wenn ein Leser vielleicht da oder dort eine Spitze gern vermieden oder eine Wendung gefeilter oder gewählter wünschen sollte. Durchweg hält sich die Sprache auf edler Höhe, und so wird das Buch trotz des Fehlens prunkender Rhetorik und gleißender Stilkünste auch als Literaturdenkmal seinem Nebenbuhler überlegen sein. Die beabsichtigte Übertragung in fremde Sprachen dürfte keine ganz leichte Aufgabe sein.

Hervorzuheben ist auch die im besten Sinne wissenschaftliche Bescheidenheit, welche die Mitarbeiter vor der Klippe bewahrte, jedem Leser, der nicht gleich ihrer Ansicht wäre, den gesunden Menschenverstand abzuerkennen. Mehr als einmal wird vielmehr betont, daß es jetzt noch gar nicht möglich ist, über die wirklichen Kriegsursachen, über Recht und Unrecht und über Fehler und Verbrechen, die im Verlauf des Krieges vorgekommen sind, das letzte Wort zu sprechen. Das ist aber nach katholischer Moral weder zu erwarten noch nötig, um trotzdem mit gutem Gewissen an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen. Ein katholischer Amerikaner hat nicht mit Unrecht die Bemerkung gemacht, es werde in diesem Kriege zu viel mit Papier und Tinte gefochten, wo doch keiner der Beteiligten volle Einsicht in die wirklichen Ursachen und hinreichend ruhiges Urteil habe; darum wäre es sein idealer Wunsch, man könnte allen Angehörigen der kriegführenden Staaten und vielleicht auch allen Neutralen verbieten, über Schuld und Ursache des Krieges etwas zu schreiben, ehe ein Jahr und ein Tag nach Friedensschluß vergangen sei. Den Verfassern dieses Buches wird die unparteiische Welt das Zeugnis geben, daß sie die bestehenden Schranken eingehalten und in ihrer Verteidigung das Notwendige nicht überschritten haben.

2. Das zweite Buch, das hier zu besprechen ist, zeigt mit dem vorhergehenden manche Ähnlichkeit. Die von den Professoren der Paderborner Fakultät heraus-

gegebene Zeitschrift „Theologie und Glaube" hat den Weltkrieg in einer Reihe von Artikeln besprochen, die teils über den Krieg im allgemeinen und die Stellung des katholischen Gewissens zu ihm, teils über besondere Erscheinungen dieser Kriegsjahre handeln. Auf das französische Buch nehmen, soviel wir sehen, nur drei Aufsätze ausdrücklich Bezug, aber alle sind nach Inhalt, Lehre und Geist geeignet, die falschen Anklagen desselben richtig zu stellen. Es sind im ganzen 26 Beiträge von 19 Verfassern, Hochschullehrern von Paderborn, Bonn, Freiburg, Fulda, Braunsberg, Pelplin, ferner von Mitgliedern verschiedener Orden und Kongregationen und andern Theologen von Ruf. Die Artikel sind alle kürzer als die in dem ersten Buche, nur einer, der über „den freimaurerischen Untergrund des Weltkrieges" handelt, kommt auf 20 Seiten. Die Aufsätze sind ferner so gemeinverständlich gehalten, daß gebildete und bildungsbeflissene Laien, besonders auch in den Lazaretten, vielleicht gerade darum gern nach diesem Buche greifen und es mit großem Nutzen lesen werden. Um eine Vorstellung von dem reichen Inhalt zu geben, setzen wir die Titel der Aufsätze her: „Das religiöse Ideal bei Kaiser und Volk im Weltkrieg" — „Krieg und Weltregierung" — „Die Weltgeschichte als Weltgericht" — „Die sittlichen Grundlagen und Ziele der Vaterlandsliebe" — „Vom Segen des Krieges" — „Krieg und Gottesglaube" — „Kriegswissenschaft und Volksethos" — „Der Priester im Kriege" — „Typisches aus der Tätigkeit eines Kavalleriepfarrers" — „Kriegsseelsorge und Kriegsfürsorge" — „Mit St Bonifatius II. auf dem Kriegsschauplatz" (Bonifatius II. ist ein Kapellenauto, dessen Fahrten geschildert werden) — „Die Kriegsarbeit der katholischen klösterlichen Genossenschaften" — „Über Gefangenenseelsorge" — „Die Versorgung der Soldaten mit Lesestoff" — „Die kirchliche Kriegshilfsstelle in Paderborn" — „Weltkrieg und Weltmission" — „Die Krisis der katholischen Missionsarmee" — „Papst Benedikt XV. und der Krieg" — „Der deutsche Krieg und der Katholizismus" (über das so betitelte französische Buch) — „Der französische Katholizismus im Bilde" (über das zu vorgenanntem Buch gehörige Bilderalbum) — „Zum Missionsartikel des Buches La Guerre allemande et le catholicisme" — „Die irische Frage und der Weltkrieg" — „Ziel und Weg der russischen Kirchenpolitik" — „Tiefere Ursachen des italienischen Treubruches" — „Der freimaurerische Untergrund des Weltkrieges" — „Am Ende des ersten Kriegsjahres; Umschau und Ausschau". Besondere Erwähnung verdient noch das kurze aber gehaltvolle Vorwort, durch das der Bischof von Paderborn markig und würdig in die Gesinnungen und Stimmungen einführt, aus denen heraus die Aufsätze geschrieben sind und die sie im Leser wecken: „Der Wille muß den Frieden im Auge haben; der Krieg darf nur die Folge der Notwendigkeit sein — bis die Glocken den guten Sieg und den annehmbaren Frieden verkündigen."

Die Verfasser der erstgenannten Schrift „Deutsche Kultur" usw. sehen ihre Hauptaufgabe darin, die Lichtseiten unseres Volkes hervorzuheben (S. 17), daher erscheint ihnen auch die Zukunft der deutschen Katholiken überwiegend im günstigen Lichte, und diese Hoffnung ist, Gott sei Dank, immer noch berechtigt. Es fehlt aber auch nicht ganz an Warnungszeichen, die einen zu rosigen Optimismus herabstimmen können. Auf derartige Sturmzeichen und Ansätze zu einer neuen

Art von Kulturkampf macht hier in der zweiten Sammlung Prof. Rosenberg, der schlagfertige Verfasser des früher besprochenen Abwehrbuches „Der deutsche Krieg und der Katholizismus“ (Berlin, Germania), aufmerksam. Nachdem er die Eintracht des ganzen deutschen Volkes und die herzliche Mitwirkung der Katholiken hervorgehoben hat, beantwortet er die Frage: „Ist ein neuer Kulturkampf nach dem Kriege zu erwarten?“ (S. 182) zwar nicht mit einem vollen Ja; in der alten Form ist eine solche Vergewaltigung, wie er mit andern hervorhebt, ganz unwahrscheinlich: Gebrannte Kinder fürchten das Feuer. Aber schon Windthorst hat vor vielen Jahren vorausgesagt, der nächste Kulturkampf werde sich um die Schule drehen. Diesen Kulturkampf sieht der Verfasser näher gerückt. Die Umgestaltung des preußischen Wahlrechts sei notwendig. Dann aber stehe Trennung von Kirche und Staat sofort auf der Tagesordnung. „Die erste Position, welche erstürmt werden wird, ist die konfessionelle Volksschule, wenigstens gilt ihr der erste Ansturm“ (S. 184). Auch der Umstand, daß die Regierung unter allerlei Ausflüchten die Änderung der gehässigen Ausnahmegesetze gegen die Orden immer hinausschiebt, kommt ihm mit Recht verdächtig vor. Übrigens wird auch in dem andern Buch „Deutsche Kultur“ usw. mit schmerzlicher Verwunderung daran erinnert, daß von andern Beschwerden der unparitätisch behandelten Katholiken abgesehen „der Abbau einzelner Gesetzesreste des Kulturkampfes zumal in Bezug auf die Freiheit der Orden sich überaus langsam vollziehe“ (S. 458).

Ist also auch das zweite Buch auf einen etwas ernsteren, zurückhaltenderen Ton gestimmt, so durchdringt doch beide Kundgebungen ein und derselbe echt katholische Geist, ein Geist des Glaubens, der Liebe — auch zu den uns gegenüberstehenden Feinden — und der Hoffnung auf den endlichen Sieg, zunächst auf einen Sieg der Waffen, wenn es Gottes Wille ist, und endlich den Sieg des Guten über das Böse, der Wahrheit über Irrtum, Verblendung und Lüge, den Sieg des Christentums und der Kirche Christi über die Mächte der Finsternis.

Diesem echt katholischen Geist, den man in jenem französischen Buch stellenweise vergebens sucht, werden auch die Neutralen ihre Anerkennung und Teilnahme nicht versagen. Ein erstes Zeugnis hierfür geht uns soeben aus Amerika zu. The Ecclesiastical Review, eine theologische Monatschrift aus Philadelphia, gibt in ihrer Januarnummer (S. 120 ff) ein Referat über eine Reihe meist französischer Kriegsbücher. Mit Ausnahme eines religiösen Trostbuches des Benediktiners Dom Hébrard (Le livre de la consolation) werden diese alle als einseitig, unkritisch und anfechtbar abgelehnt. An letzter Stelle kommt der Kritiker au unser Paderborner Buch und sagt:

„Die deutschen Katholiken sind von ihren Brüdern in Frankreich hart angelassen worden wegen ihrer angeblichen Mitschuld an der verschrienen Gewalttätigkeit des Reiches. In einer Reihe von Artikeln, welche in „Theologie und Glaube“ erschienen sind, werden diese Anklagen widerlegt und die Ehre der deutschen Katholiken verteidigt. Diese zeitgemäßen Aufsätze sind jetzt in Buchform ausgegeben. Sie beschäftigen sich mit den religiösen Gesichtspunkten des Krieges

und berühren viele wichtige Probleme. Wir können nicht umhin, die Selbstbeherrschung und Mäßigung der verschiedenen Verfasser zu bewundern, welche angesichts von Anklagen, die ihnen ebenso ehrenrührig als boshaft erscheinen müssen, sich von ihrem teutonischen Temperament nicht überwältigen lassen. Gedankenschwere Stoffe wie Vorsehung und Krieg, Ethik der Vaterlandsliebe sind mit der gewohnten deutschen Gründlichkeit und einer reichen Fülle Einzelheiten behandelt.'"

Wir dürfen also hoffen, daß beide Schriften ein Erhebliches beitragen, um nah und fern bei allen billig Denkenden ein gerechteres Urteil über die deutsch-österreichische Sache und über die Haltung der Katholiken beider Länder anzubahnen. Was übrigens gegenwärtig vor allem nottut, ist nicht Streit über Dinge, die wir nicht wissen und an denen wir nichts ändern können, sondern daß wir nach besten Kräften darauf Bedacht nehmen, den Jammer und die Not des Krieges zu lindern und bei aller ausdauernden Opferwilligkeit für das Vaterland und seine Verteidigung Gedanken des Friedens in uns und andern zu fördern und so den katholischen Glauben durch Tat und Leben zu bekennen und zu fördern. Auch unsere beiden Bücher werden dies Ziel anbahnen helfen. Mögen sie recht viele Leser finden.

Matthias Reichmann S. J.

Deutsche Literatur.

Clemens Brentanos sämtliche Werke. Herausgegeben von Carl Schüddekopf unter Mitwirkung von mehreren Fachgelehrten. 8° München und Leipzig 1914, Müller. Subskriptionspreis für den broschierten Band *M* 6.— Band XI u. XII[1]: Märchen I und II herausgegeben von Richard Benz. (LXXVI u. 336 u. 370.)

Die im Verlag von Georg Müller in München unter der Leitung von Carl Schüddekopf veranstaltete Ausgabe von Brentanos sämtlichen Werken macht infolge des Krieges zur Zeit nur langsame Fortschritte. Seit der letzten Besprechung in dieser Zeitschrift Bd 87, S. 599—613 sind Bd XI und XII[1] neu erschienen, d. h. die Rheinmärchen sowie die Kleinen und Großen Italienischen Märchen in der ursprünglichen kürzeren Fassung. Bd XII[2], der die beiden letzten Bearbeitungen der Italienischen Märchen aus der Zeit nach 1836, den sog. Großen Gockel mit den Bildern der Ausgabe von 1838 und das erweiterte Fanferlieschen, bringen soll, war auf dem Weihnachtsmarkt 1915 noch nicht zu finden.

So bedauerlich die Störung ist, die der Krieg im Fortgang des verdienstlichen literarischen Unternehmens verursacht, so liegt nun doch mit diesen zwei Bänden bereits das Wertvollste vor, was von Brentanos prächtigen Märchen jemals im Druck erschien. Die späteren Umarbeitungen und Erweiterungen, die der Dichter an seinen frischen Jugendwerken vornahm, haben den poetischen Wert der geistsprühenden Improvisationen im allgemeinen gewiß nicht gesteigert; ja, wenn wir den Berichten von Zeitgenossen glauben dürfen, so vermögen selbst

diese kürzeren ersten Fassungen den unnachahmlichen Zauber nur unvollkommen wiederzugeben, den Brentanos freie Phantasieschöpfungen, von ihm selbst erzählt, im engen Freundeskreise ausübten. Der Dichter wollte aber jahrelang von der Veröffentlichung seiner „Sünden der Langeweile", wie er diese ungekünsteltsten unter seinen Werken in einem Brief an den Historiker Böhmer nannte, nichts wissen und war äußerst ungehalten, als die Frankfurter schöngeistige Zeitschrift „Iris", ohne ihn zu fragen, im Januar 1827 einige Proben und allerdings auch eine etwas ungeschickte Anpreisung der Märchen brachte.

Als er dann endlich auf dringendes Anraten der Freunde sich für die Veröffentlichung einiger Märchen entschied und den Ertrag für die Armen bestimmte, da schien es, als ob ein Unstern über der Mühe und Arbeit des Herausgebers walte. Schon die Ausgabe des Gockel im Jahre 1838 hatte ihm Unannehmlichkeiten, Enttäuschungen, Ärger und Verdruß in überreicher Fülle eingetragen. Die Vorbereitungen für den Druck der übrigen Märchen erwiesen sich noch mühseliger und zeitraubender und kamen durch Krankheit und Todesfälle von Mitarbeitern oder Verlegern wiederholt ins Stocken. Gleich einer schweren, lästigen Kette schleppte der kränkelnde Dichter diese Arbeit durch seine letzten Lebensjahre. Er sollte die Vollendung der Herausgabe nicht mehr sehen. Die Veröffentlichung erfolgte erst 1846 und 1847 in zwei Bänden durch Guido Görres.

Die vorliegende neue Ausgabe, die von Richard Benz in mustergültiger Weise besorgt und eingeleitet wurde, fußt indes direkt auf der Böhmerschen Abschrift vom Jahre 1831 und unterscheidet sich von der Görresschen Ausgabe sowohl in der Anordnung als auch im Text oft recht wesentlich. Sie bringt auch, was in den bisherigen Ausgaben noch fehlte, eine frühe Fassung des Märchens vom Fanferlieschen Schönefüßchen, die zuerst von dem 1912 verstorbenen Gelehrten Alfons Maria v. Steinle nach der wiederaufgefundenen Böhmerschen Abschrift im „Der Gral" veröffentlicht wurde.

Obgleich die Abfassung der Märchen in der ursprünglichen Form, die uns hier geboten wird, noch fast ausschließlich der ersten stürmischen Periode von Brentanos Leben und Schaffen angehört, so finden wir in den beiden Bänden doch nichts von der Lüsternheit und dem Zynismus, die im Pentamerone des Basile, der italienischen Vorlage für die Mehrzahl dieser Stücke, herrschen. Von den Rheinmärchen aus dem Jahre 1811, die den ersten Band ausmachen, sind übrigens die beiden ersten, das wundervolle Rahmenmärchen vom Rhein und dem Müller Radlauf und das langausgesponnene Märchen vom Hause Staarenberg, im wesentlichen ganz Brentanos Erfindung. Das Märchen vom Murmeltier geht auf eine französische Vorlage zurück, während „Schneider Siebentot auf einen Schlag" aus einer Verbindung mehrerer Märchenmotive entstanden ist. Sowohl diese wie auch sämtliche Stücke des zweiten Bandes, die ihren Stoff zumeist dem Pentamerone entnehmen, sind von einer so kindlich reinen Auffassung und sittlichen Zartheit, daß sie schon dadurch sich von jenen ausländischen Vorbildern wohltuend unterscheiden. Dazu kommt in den allermeisten Fällen bei Brentano eine durchaus selbständige Behandlung und Verwertung der über-

nommenen Motive, wenn auch nicht in ihrem Kern, so doch in vielen Einzelheiten, die freie Verknüpfung der verschiedenartigsten Momente, die geschmackvolle Kürzung von unerträglichen Längen, endlich ein gemütvoller Wechsel von Ernst und Humor, Trauer und Frohsinn, Naivität und Schalkhaftigkeit, der ganz den Charakter des Dichters selbst widerspiegelt und schon im Titel der einzelnen Erzählungen durchschimmert: Das Märchen von den Märchen oder Liebseelchen, vom Myrthenfräulein, vom Witzenspitzel, vom Rosenblättchen, von dem Baron von Hüpfenstich, von dem Dilldapp oder Kinder und Toren haben das Glück bei den Ohren, vom Fanferlieschen Schönefüßchen, von dem Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen, von Gockel und Hinkel, vom Komanditchen, vom Schnürlieschen.

Ausgesprochen religiöse Züge finden sich hier in der ersten Fassung der Märchen noch nicht. Nur Fanferlieschen Schönefüßchen macht eine Ausnahme. Das Märchen stammt aus dem Jahre 1814, aus einer Zeit, da sich beim Dichter bereits die ersten Anzeichen seiner späteren tiefreligiösen Lebensauffassung bemerklich machten. Diese deutlich erkennbare Tendenz bleibt aber ganz im Rahmen der literarischen Forderungen und wird deshalb vom Leser in keiner Weise als etwas Fremdes oder Gekünsteltes empfunden. Das Märchen von Gockel und Hinkel, das in der Görresschen Ausgabe allzu breit und lehrhaft geraten ist, erscheint hier noch als harmloses köstliches Phantasieprodukt voll Farbe und Wechsel, voll Humor und Laune, ein wahres Musterbeispiel einer naiv heitern, bei aller Harmlosigkeit lehrreichen, für Kinder und kindlich frohe Erwachsene bestimmten Erzählung. Es paßt zu diesem Farbenton und kennzeichnet Brentano in der Frühzeit seines Schaffens, wenn zum Schlusse das Töchterchen Gackeleia im Zenit ihres Glückes den Wunsch ausspricht, es möchten alle Geschehnisse dieser Geschichte nicht Wirklichkeit, sondern nur die Erfindung eines Märchenerzählers sein.

Die Einleitung des Herausgebers stellt eine literarkritische Leistung von seltener Gediegenheit und Reife des Urteils dar. In knapper, aber alle wesentlichen Momente umfassender Form behandelt Benz hier Brentano als Märchenerzähler, -sammler, -verfasser und -herausgeber. Die Kleinen Italienischen Märchen, die Rheinmärchen, die Großen Italienischen Märchen werden nach ihren Vorlagen und ihren charakteristischen Zügen beim deutschen Romantiker kritisch untersucht und miteinander verglichen. Verhältnismäßig lange verweilt dann Benz bei den ersten Veröffentlichungen sowie bei den Herausgeberplänen, den Mühen und Enttäuschungen Brentanos. Das einschlägige Material ist überall mit dankenswerter Vollständigkeit und Zuverlässigkeit zusammengestellt. Die interessantesten Gedankengänge finden sich auf den letzten acht bis zehn Seiten. Hier werden wir auf einige neue oder doch bisher noch kaum beachtete Gesichtspunkte aufmerksam gemacht. Was da der Herausgeber über „Erfindung", „Form", „Gotik und Renaissance", „Brentano als Epiker" sagt, zeugt von einem hochentwickelten Schönheitssinn und einem durch gründliche Schulung geschärften Urteilsvermögen. Die etwas auffallende Überschrift „Gotik und Renaissance" erklärt uns Benz mit den Worten: „Der formale Gegensatz, der sich hier auftut, betrifft nicht allein

Brentano; er hat in ganzen historischen Epochen seinen Ausdruck gefunden. Er wird mit ‚Gotik und Renaissance‘, wie mir scheint, bezeichnender und gerechter formuliert als, wie es sonst geschieht, mit ‚Klassik und Romantik‘. Denn mit der letzten Unterscheidung wird schon historisch die Sache umgekehrt und das Klassische als das Ursprüngliche und Gesunde, das Romantische als das Willkürliche, Kranke, als Verfall hingestellt; während es in Wirklichkeit so gewesen ist, daß es im Mittelalter eine uns Deutschen naturgemäße Form gab, die dann durch die Renaissance verdrängt ward und erst später von einigen der sog. Romantiker wiedergefunden und belebt wurde." Die Poesie der Renaissance, so führt er in der Hauptsache weiter aus, schafft für das Auge und entnimmt ihr Prinzip der bildenden Kunst: sie schildert, beschreibt, vergleicht, schmückt aus. Die Gotik oder Romantik dagegen bannt den Inhalt ins Sinnliche des Wortes, sie wendet sich an das Ohr und erzeugt daher ähnlich wie die Musik das sinnliche Phantasiebild. Brentano, der nach Nietzsches Ausspruch von allen deutschen Dichtern am meisten Musik im Leibe hatte, „ist der Beweis, daß auch in der modernen Zeit das Epos in einem ursprünglichen Sinne gedeihen kann, daß das Anknüpfen an die naiven Formen der alten Kunst nicht reaktionär und unfruchtbar sein muß". In der Lyrik hat sich bekanntlich auch Goethe bis zu einem gewissen Grade der naiven Kunst des sangbaren Volksliedes genähert. Aber Brentano geht viel weiter: er hat das musikalische Prinzip fast auf alle Gebiete der Dichtkunst übertragen und besonders in der Epik mit höchster Meisterschaft zur Geltung gebracht. „In der Dichtung", so urteilt daher Benz abschließend, „ist seit dem Mittelalter der reine Typus des Künstlers fern von aller Spekulation und Wissenschaft wohl in keinem so sehr verkörpert gewesen wie in Brentano, dem Märchendichter. Er hatte die Naivität, die nur der allergrößte Reichtum verleiht: er hielt von seinen Märchen theoretisch nicht viel, weil sie ihm nicht schwer fielen; er schätzte das höher, was er in der Art anderer bewußter Kunstdichter erarbeitet hatte, seine Dramen, seine Romanzen. Bei seinen Märchen setzte er sich nicht hin, um zu dichten: er strömte das Hohe aus, ohne es zu wissen und zu wollen."

Alois Stockmann S. J.

Marte Schlichtegroll, Roman. Von **Karl Linzen**. 8° (667) Kempten 1915, Kösel. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Als vor sechs Jahren Dr iur. Karl Linzen seine Erstlingsbücher „Der Treubecher" und „Um die sechste Stunde" bei Benziger (Einsiedeln) veröffentlichte, wurde er als „ein eigenartiges Talent, von dem wir noch manches, und zwar recht Tüchtiges zu erwarten haben", gekennzeichnet und die „kunstvolle Form" ganz besonders hervorgehoben. Die hoffnungsvolle Voraussage erfüllte sich nicht allzugleich und stürmisch. Erst vier Jahre darauf begann der so erwartungsvoll Geschilderte einen größeren Roman in der Zeitschrift „Hochland" unter dem Titel „Marte Schlichtegroll", der aber vor seinem Abschluß abgebrochen werden mußte, „weil sich der Verfasser, der infolge einer Operation krank lag, nicht entschließen

konnte, die der letzten Durcharbeitung entbehrenden Schlußkapitel jetzt schon der Öffentlichkeit zu übergeben". Nunmehr, nach zwei vollen Jahren, erscheint der Roman abgeschlossen in Buchform, und so kann man ihn, statt tropfenweise daran zu nippen, in vollen Zügen genießen. Es ist in der Tat ein würziger Trank der edelsten Art, wie Kenner und Feinschmecker ihn wünschen und würdigen, oder um in der Kunstsprache unseres Faches zu reden, es ist neu auflebende Romantik, nicht unwert, mit Eichendorff und Novalis zusammengestellt zu werden. Aber vielleicht läßt sich das lebende Geschlecht nicht gern als Nachfolger bezeichnen, es liebt es vielmehr, sich der neu geschaffenen Heimat- und Höhenkunst zu rühmen. Nun, dann hat Linzen die beiden bis zu einer hohen Vollendung vereinigt.

Diese Marte Schlichtegroll ist ja, nach des Dichters eigener Erklärung, „im Grunde nichts anderes als die Verkörperung seiner nebelgrauen, von Gesichten und Ahnungen beschwerten nordischen Küstenheimat — ein fabelhaftes Menschenwesen, das er aus toten Dingen: aus Bäumen, Brunnentiefen, Hauswinkeln, alten Möbeln und Särgen heraus ersonnen und mit einem gespenstigen Leben erfüllt hat". Und in diesem „sonderbaren Märchen" spielt der Schiffsdoktor Olaf Haddenbrook, der die Geschichte seiner Jugend einer auf der romantischen Meerfahrt kennen und lieben gelernten Donna Leocadia Cardoza erzählt, am Ende nur die Rolle des Märchenprinzen, der nach langer Irrfahrt die Heimat mit der Braut wiederfindet, „seine Heimat, die jeder Mensch hochhalten muß, auch wenn — ja wenn sie arm, eng, dunkel und sonderbar wäre"; „denn heilig ist die Heimat, heilig das Kindesland, in dessen Erdreich unser Wesen und Sinn — allen späteren Schicksalen zum Trotze — mit hundert feinen, aber starken Lebensfäden verwurzelt bleibt". Und als der glückliche Prinz nach der Heimkehr alles wider Erwarten so verändert findet und wieder gehen wollte, da „war es der Dämon der Heimat, der ihn nicht gelassen hat. Der Baum seiner Kindheit rauschte aus den Tiefen der versunkenen Jahre auf, er streckte klammernd, ihn zu halten, alle Zweige empor". „In der oberen Türfüllung des eichenen Haustores seines Heims stand der Spruch zu lesen:

‚Ost und West —
Tu Huus am best!'"

Kurz nacherzählen läßt sich das wundersam gesponnene Märchen nicht. Der Roman ist nämlich, wie der Herausgeber des „Hochland" schon von dem damals mitgeteilten „Torso" urteilt, „mustergültig umsichtig und planvoll angelegt und bis in die Einzelheiten hinein durchgeführt, so zwar, daß wie selten in einem neuen Roman die Kunst der Motivierung sich sogar bis in die Stimmungseinzelheiten hinein erstreckt". Der ganz ungewöhnliche Vorzug einer „bis in jede Einzelheit hinein sorgfältig motivierenden Ausgestaltung" tritt nunmehr nach Abschluß des Ganzen in noch viel glänzenderem Lichte hervor. Der Weimarer Altmeister wird wegen der Kunst der „Verzahnung" besonders gerühmt; hier hat ein Schüler dem Lehrer mit mehr als alltäglichem Erfolge nachgestrebt.

Die Gestalten des Buches gehören den verschiedensten Ländern an und bewegen sich in den entgegengesetztesten Anschauungen und Bestrebungen, aber alle sind mit der gleichen sichern kleinmalerischen Kunst gezeichnet. Besonders greifbar erscheint diese Kunst in der Schilderung der „Schiffsgesellschaft", die der Dichter selbst ein „Kaleidoskop" nennt, und in der Entwicklung der „ozeanischen Akademie", in der alle möglichen Zweige der Wissenschaft und Kunst behandelt werden, und zwar mit staunenswerter Sicherheit.

Von den welterschütternden Ereignissen des großen Krieges findet sich in dem Roman keine Andeutung; Inhalt und Entstehungszeit schließen jeden Gedanken daran aus. Überhaupt verwertet der Dichter keines der sog. Zugmittel für die Romanmache; ihm gilt nur die Kunst. Und so dürfte man unter ruhigen Zeitverhältnissen das Buch Linzens als ein Probiermittel für den Geschmack der heutigen Romanlesewelt gelten lassen. Aber auch jetzt, da der Krieg mit seiner Erregung der Geister in allen Schichten der Gesellschaft mehr oder weniger das ganze Schrifttum und seine Leser beherrscht, wird sich „Marte Schlichtegroll" zum mindesten eine kleine stille Gemeinde gründen und dem Dichter die Freude gewinnen, den Besten seiner Zeit genug getan zu haben.

Nikolaus Scheid S. J.

Umschau.

Naumanns Mitteleuropa.

In seinem Buch „Mitteleuropa“ schreibt Friedrich Naumann, die Einwohner von Kolonialländern, er denkt dabei zunächst an die Vereinigten Staaten, hätten „weniger geschichtliche Hartnäckigkeit“ als wir; „zwischen ihnen und der alten Heimat liegt der Ozean, und auf der langen Überfahrt hatten sie sich vorgenommen, sich in neue Verhältnisse fügen zu wollen“ (S. 59). „Diese Überfahrt fehlt uns im alten Europa.“ „Gut aber würde es sein und herrlich, wenn etwas frohe und bewegliche Überfahrtsstimmung“ sich einstellte, „eine tapfere Heiterkeit derer, die nach übermenschlichen, blutigen Kämpfen noch mehr an die Zukunft glauben als an die Vergangenheit“. „Wir reichen grüßend die Hand von Nord bis Süd allen denen, die vorwärts wollen“, vorwärts nach Mitteleuropa! Naumanns eigenes Buch, dieses Buch reichen Inhalts, klarster Sprache, beispiellosen Erfolgs, ist vom ersten bis zum letzten Wort von solch tapferer Überfahrtsstimmung erfüllt, von hochgehobener Stimmung; denn Naumann meint zudem das Land auftauchen zu sehen, dahin die Fahrt geht und davon er den Blick nicht mehr abzuwenden vermag: Mitteleuropa.

In den ersten Wochen des Krieges erschien als zweites Stück der Folge „Zwischen Krieg und Frieden“ (Leipzig, Hirzel) die Flugschrift des berühmten Völkerrechtslehrers Franz v. Liszt „Ein mitteleuropäischer Staatenbund“. Die Leitsätze der Schrift sind diese: Auch die Staaten müssen sich untereinander organisieren, feste Dauerverbände ganzer Gruppen von Staaten schaffen (17). Die europäisch-kontinentale Gruppe, zu der das Deutsche Reich gehören soll, müßte „den Weltherrschaftsgelüsten auch des mächtigsten Weltstaates erfolgreich entgegenzutreten imstande sein“. Daraus ergibt sich „die Notwendigkeit eines mitteleuropäischen Staatenverbandes, der unter günstigen Verhältnissen zu einem kontinentaleuropäischen Staatenverband sich auswachsen könnte“ (18). Dessen festen Kern bilden nach Landlage und Wehrkraft die beiden Zentralmächte (27). „Aber auch zusammengenommen“ sind sie noch keine Weltmacht erster Ordnung (29). Ihr Zusammenschluß jedoch soll der „Kristallisationspunkt für die Organisation der übrigen mitteleuropäischen Staaten“ werden, und dabei wird zu Mitteleuropa der ganze Kontinent gerechnet mit Ausnahme von Frankreich, Spanien und Portugal im Westen, von Rußland im Osten (30).

Dieser Gedanke fand seitdem viele Anwälte, aber keinen, der zugleich und ingleichem als Gelehrter und Künstler, als Politiker und Volksmann, einfach und tief, offen und klug, zurückhaltend und doch treffsicher, alles in allem mit so unvergleichlicher Werbekraft für Mitteleuropa gesprochen hätte, wie Fr. Naumann es tat.

Was ist Mitteleuropa nach Naumann? „Es wird unter der Überschrift ‚Mitteleuropa‘ kein neuer Staat geschaffen, sondern ein Bund existierender Staaten geschlossen“; ein Staatenbund, kein Bundesstaat; dieser Staatenbund beruht auf Verträgen, welche von Staaten geschlossen werden, die souverän sind und in ungemindertem Vollbesitz ihrer Souveränität in den Staatenbund eintreten. Es wird zunächst offen gelassen, „wieweit solche Verträge kündbar sein sollen oder nicht“ (233 238). Es ist kein bloßes Bündnis, keine bloße Allianz; der Staatenbund hat gemeinsame Angelegenheiten. Er ist „ein Militärverband und ein Wirtschaftsverband“ (249). Alle weiteren Pläne über mitteleuropäische Völkerverbindungen hängen davon ab, ob die beiden Zentralmächte einen solchen Dauerverband eingehen oder nicht. Alle übrigen mitteleuropäischen Staaten, Holland etwa, Dänemark, Norwegen, Schweden, die Schweiz, Griechenland, Rumänien usw. „wollen und müssen erst mit Augen sehen, ob der Kern von Mitteleuropa sich gebildet, ob das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn sich finden“ (2). Alle die genannten kleineren Staaten haben für ihre Entscheidung noch „geschichtliche Wartezeit vor sich“. Für die Zentralmächte aber schlägt die Schicksalsstunde, die keine Ewigkeit zurückbringt, wenn sie unbenutzt verstrich. Der militärische und wirtschaftliche Dauerverband legt sich den beiden beteiligten und benachbarten Großmächten als zwingende Notwendigkeit auf. „Der Geist des Großbetriebes und der überstaatlichen Organisation hat die Politik erfaßt“ (4). Dauerverbände, die große Staatsgebiete zusammenschließen, müssen geschaffen werden. In entgegengesetzte und feindliche Dauerverbände können die Zentralmächte nicht eintreten. Sie sind gezwungen, einen solchen miteinander zu bilden. Bismarck hat diese Nötigung von allen Seiten durchdacht und beleuchtet. Naumann geht von Bismarcks Erwägungen aus, um zu zeigen, daß der Weg nach Mitteleuropa als Fortsetzung Bismarckscher Bahnen erscheint. Neu ist, daß er zudem „das wichtigste kriegstechnische Ergebnis“ des Weltkrieges geltend macht. Nämlich, daß der Schützengraben fürder die Grundform der Vaterlandsverteidigung sein wird (7 8 183), eine Ansicht, die auch im zweiten Januarheft der Revue des deux mondes zu lesen ist. Danach werden benachbarte Großmächte nur die Wahl haben: Dauerverband mit den größtmöglichen Sicherungen, oder Schützengräben der Grenze entlang; Militärkonventionen oder Militärgrenzen.

Nachdrücklich prägt Naumann die zwingende Notwendigkeit des engeren Zusammenschlusses der beiden Zentralmächte ein; dabei unterschätzt er die entgegenstehenden Schwierigkeiten so wenig, daß er sie vielmehr scharf, fast schneidend hervorhebt.

Vom Standpunkt politischer Technik erscheint es als ein allzu schwieriges Kunststück, zwei Mächte miteinander dauernd zu verbinden, von denen die eine ein Nationalstaat ist, der aus seiner Volkseinheit unversiegbaren Kraftzufluß erhält, während die andere als Völkerstaat den Nationalismus mit dem Staatsgedanken zu bändigen versuchen muß; zwei Mächte, von denen die eine ein Bundesstaat mit starkem Einschlag von Einheitsstaat ist, während die andere aus zwei durch Realunion verbundenen Staaten besteht, die selbst wieder beide von außerordentlich

kompliziertem, politischem und nationalem Gefüge sind [1]. Dazu kommen weitere Unterschiede und Gegensätze, die viel mehr Abneigung als Zuneigung hervorzurufen geeignet erscheinen. Da wird gleich zu Anfang des Buches (13) eine ganze Liste von Gegensätzen vorgelegt, die mit ungemeiner Treffsicherheit formuliert sind. Beispielsweise: „Der Rhythmus des Lebens ist verschieden. Es wird bei uns mit mehr Rotation gearbeitet. Wir sind geldwirtschaftlicher, pünktlicher, geschäftlicher, dabei ärmer an schlichter Behaglichkeit und einfacher Kunst des Lebens. Das geht so weit, daß jeder Teil den andern im stillen etwas mit Mitleid und Nachsicht betrachtet, weil er gerade das nicht hat, was als eigentliche Kultur anzusehen sei.“ Man könnte in den Worten „im stillen“ doch noch einen Anflug von Schönfärberei sehen. Von der ist der Verfasser aber weit entfernt. Er kennt und kennzeichnet die Parteien oder Gruppen, von denen Schwierigkeiten und Reibungen ausgehen können (14 ff 18 ff), und schont dabei die engeren Landsleute weniger als die weiteren, diese weniger als die Bundesbrüder. Man vergleiche, was er S. 31 über „harten Verhandlungston“, S. 180 über „Rechthaberei“ u. dgl., S. 10 über die Auffassung des Weltkrieges als eines Entscheidungskampfes zwischen Germanen und Slawen, was S. 84 darüber gesagt wird, daß die Deutschen des neuen Reiches sich nicht als allzu glückliche Germanisatoren erwiesen. Beispielsweise: „Wenn am Markt in Kolmar nicht mehr französisch gesprochen werden soll, so ist ein solcher Erlaß selbst im Kriege einfach unmöglich. Dann lacht man eben auf französisch“ (73). Oder: „Aller deutsche Schulunterricht macht die Polen zwar zu brauchbaren und erwerbsfähigen Zweisprachlern, aber nicht zu Deutschen“ (74). Nie werden derlei in mehr als einem Belang „kritische“ Bemerkungen auch nur mit einem Anflug von absprechender Herbe und Härte vorgebracht, vielmehr mit so viel Wohlwollen für die Personen, so viel Begeisterung für die Sache, die große Sache des unauflöslichen Dauerverbandes, daß sie die Werbekraft des Buches nicht schmälern, sondern steigern, die vornehme Objektivität, die indes im Politischen und Nationalen größer ist als im Konfessionellen, nicht mindern, sondern mehren.

„Auch wenn man dem mitteleuropäischen Bund nicht mit Begeisterung entgegengeht, so muß man ihn wollen, weil alles sonst noch viel schlimmer aussieht“ (4). „Die Zahl der Gefühlswiderstände und der praktischen Interessengegensätze ist beträchtlich.“ „Es ist hier wahrhaftig keine Liebe auf den ersten Blick. Es ist vielmehr ein Ausweichen und Nichtwollen, ein Ablehnen aus innerer Angst vor unübersehbaren neuen Verwirrungen“ (14). Indes erscheint „jeder übernationale große Staat“ als „ein Kunstwerk, ein Wagnis, ein täglich sich erneuernder Versuch“ (167); so recht „eine Arbeit für große Staatsgestalter, die Volksseele in sich tragen“ (61). Allein selbst wenn der Gedanke Mitteleuropa wachsende Zustimmung findet, gerade daraus mögen sich wieder unentwirrbare

---

[1] Vgl. Naumann 12, einer von den wenigen Sätzen, dessen Fassung uns nicht einwandfrei scheint, weshalb wir den nämlichen Gedanken hier anders ausgedrückt haben.

Schwierigkeiten ergeben: „die Menschen werden die Lust an der Sache verlieren über der Unendlichkeit des formalen Geredes“ (230).

Wenn der innige Dauerverband von Notwendigkeit erzwungen wird, so eignet ihm der mäßige Reiz einer bloßen Vernunftehe; faßt man zudem alle die „Gefühlswiderstände“ und „Interessengegensätze“ ins Auge, so könnte man gar den Eindruck einer auf gegenseitiger Abneigung begründeten Vernunftehe gewinnen. Damit gewänne man wenig und das Damoklesschwert der Scheidung schwebte ständig darüber. Unter den vielen großen Vorzügen des Naumannschen Buches ist wohl einer der größten und wirksamsten, daß es ihm gelingt, den Begriff Mitteleuropa von der Vergangenheit her geschichtlich zu durchleuchten: Mitteleuropa war schon einmal; daß es ihm ferner gelingt, Mitteleuropa mit großen Zukunftsaufgaben zu durchleuchten, die für den eigenen Hausstand jedes Beteiligten von außerordentlichem Wert sind.

Diese Zukunftsaufgaben liegen zum großen Teil auf wirtschaftlichem Gebiet. Da aber die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn einer eigenen Behandlung in dieser Zeitschrift vorbehalten bleibt, beschränken wir uns auf einige berichterstattende Bemerkungen zur „Vorgeschichte Mitteleuropas“; ist doch das so überschriebene, zweite Kapitel des Naumannschen Buches vielleicht das glänzendste. Dieser Blick in die Vergangenheit stellt zudem selbst Aufgaben der Zukunft, auf die Naumann selbst anregend hinweist.

In dem „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte“, das G. v. Below und Meinecke herausgeben, wurde der historisch-geographische Teil von K. Kretschmer bearbeitet und 1904 als historische Geographie von Mitteleuropa veröffentlicht. In der Tat ist Mitteleuropa der territoriale Grundriß unserer mittelalterlichen Geschichte, und das heilige römische Reich deutscher Nation war die Zentralmacht Mitteleuropas. Ohne diese historische Vertiefung wäre der Gedanke Mitteleuropa „wie ein altes Kursbuch mit einigen neuen Eisenbahnverbindungen“ (39). Mit dieser historischen Vertiefung jedoch erscheint es als Wiederaufnahme, Fortsetzung und Erfüllung historischen Schicksals. Darum kann Mitteleuropa „nicht von Geheimräten allein zurechtgedacht werden. Der Geheimrat ist wahrhaftig im Vordergrund der Politik an seiner Stelle sehr nötig, aber hinten aus dem Wald der Geheimnisse heraus muß es dabei rauschen und brausen von weiter Vorzeit und von alten Rittern, von sehnendem Volk, von verlorenen und gewonnenen Schlachten, von gemeinsamem Wuchs aus Sumpf und Gestrüpp. Der Naturton der Geschichte selbst muß gefunden werden, der Wille, der in den Dingen waltet, vor und über aller schreibenden Vernunft“ (39). „Man hat nach 1870 zwar viel von Barbarossa und Wilhelm I. gesungen, aber es fehlte der innere sachliche Zusammenhang zwischen beiden Gestalten. Heute im Krieg von der Nordsee bis Anatolien, heute steigt Barbarossa aus dem Flusse Selef im fernen Türkenland in die Höhe“ (40). Das alte Reich „wird von jetzt an viel besser als unsere Vorgeschichte gesehen werden können als bisher, denn weder das kaiserliche Österreich, noch das königliche Preußen konnten sich in ihrer Trennung ganz auf den Boden dieser romanischen und gotischen Kaisergeschichte stellen, weil jedes eben nur einen

Teil der einstigen Fülle in Händen hatte" (41). „Merkt ihr, wie jetzt im Kriege, im übermenschlichen Kriege die Vorfahren erwachen? Gehen unsere Söhne bloß deshalb in den gemeinsamen Tod, weil wir einen geschriebenen Vertrag haben, oder ist es mehr? Ballten sich nicht die Wolken am Himmel über den Karpathen und über Antwerpen, als ob uralte Rosse und Reiter sich zu grüßen suchten? Das alles war schon einmal ein Reich! Jetzt ist es nur erst der Traum eines Reiches. Was aber, meine Freunde, was wird es morgen sein?" (42.)

Wie nun das neue Reich seine Dichter und Denker hatte, welche die Volksseele mit der Erwartung kommender Dinge erfüllten, so müsse nun auch das weitere Reich, der mitteleuropäische Staatenbund, Barden finden, die ihn als Erfüllung aller mitteleuropäischen Völkersehnsucht und des mitteleuropäischen Völkerberufes darzustellen verstünden.

Freilich müßte das in einem Dutzend verschiedener Sprachen geschehen. Man braucht das nur auszusprechen, um der ungeheuren Schwierigkeit bewußt zu werden. Alles, was man bisher vom Nationalismus gesehen, gehört und erlebt hat, zeigt, daß er lieber bis zur Sinnlosigkeit intolerant ist, als maßvoll und wohlwollend; daß er nicht bloß vereint, die Volksgenossen, sondern auch abschließt und Front macht, nach außen zu; daß er nicht bloß ein geborener Volkssänger ist, sondern auch ein ebenso geborener Völkerzerzwister, Völkerhasser, Völkertyrann. Ob Naumanns Überfahrtsstimmung in diesem Punkt nicht allzu optimistisch sein mag? Er schreibt, „mit diesem Krieg im Rücken, können wir Berge versetzen" (32). Er wähnt, „der höchste Temperaturgrad der Nationalitätenkämpfe sei ‚schon nicht mehr vorhanden'" (25). Das läßt sich jetzt schwer entscheiden; man wird das erst beurteilen können, wenn freie Aussprache in der Presse und den Parlamenten wieder über uns hereinbricht. Naumann meint, der Krieg sei „ein starker Lehrmeister und Erzieher zur Mäßigung national-partikularistischer Ansprüche" (ebd.). Darauf ist zu sagen, in maßvollen Leuten ja, die haben es aber weniger nötig; in Maßlosen schwerlich; die sind aber in erdrückender Mehrheit, und Mehrheit ist Trumpf. Naumann kommt darauf wiederholt zurück, und fast scheint es, als ob die eigene Zuversicht ein klein wenig schwankte: „Das ist es, was im Krieg gelernt werden muß: staatserhaltende Nachgiebigkeit in den Dingen, die ohne Staatsgefahr gewährt werden können. Überall, überall in Mitteleuropa ist eine freundlichere Denkweise über nationale Minderheiten dringend nötig. Das muß recht eigentlich der Geist unseres mitteleuropäischen Staatsverbandes sein, wenn dieser überhaupt etwas Gedeihliches werden soll. . . . Es muß, wenn wir nicht am Nationalitätenstreit verbluten sollen" (92). Naumann schreibt sogar wie folgt: „So unvollkommen die Ergebnisse der Nationalitätenbehandlung in Österreich und Ungarn sind, so findet sich doch dort immer noch viel mehr Sachverständnis für diese Aufgaben als bei uns, wo sie nur nebenher und widerwillig erledigt werden" (73); beides erklärt sich indes aus dem Umstand, daß die Nationalitätenkämpfe im Deutschen Reich nur peripherische Bedeutung haben, zentrale dagegen in Österreich und Ungarn. Naumann fügt hier hinzu: „es gibt

so viele Gebiete, auf denen die Österreicher von uns lernen können, daß wir uns nicht scheuen sollen, ihnen die größere Erfahrung in den mancherlei Sachen willig zuzugestehen, wo sie in der Tat vorhanden ist" (73). Dies gibt Anlaß hervorzuheben, daß Naumann alle Angelegenheiten der Donaumonarchie mit wahrhaft großartigem Geschick behandelt. Nirgends scheut er davor zurück, die heikelsten Dinge beim wahren Namen zu nennen; es geschieht aber mit vollendetem Takt, vorab deshalb, weil ernstes Wohlwollen den Verfasser leitet. Und deshalb muß gesagt werden, Naumanns Buch eigne eine außerordentliche Werbekraft zu gunsten des Programms „Mitteleuropa" nicht bloß durch den meisterlich dargelegten Inhalt, sondern auch durch die Gesinnung des Verfassers und seine Art, sie auszusprechen. Urdeutsch, in jenem alten Sinn, da das Deutschtum in Mitteleuropa „voran" war, urdeutsch ist die Paarung von Tapferkeit und Milde in Naumanns Wesen, wie auch daß die Tapferkeit den Primat hat. Tapfer ist seine Art, keiner Schwierigkeit aus dem Weg zu gehen, es ehrlich mit jeder zu meinen und aufzunehmen, tapfer seine milde und doch wie gerad treffende Kritik, tapfer sein hochgemuter Optimismus, tapfer und mild der Bekehrungseifer seiner Überfahrtsstimmung, die vom Ruf getragen und gehoben ist: Neuland in Sicht, Mitteleuropa!

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Spanien und die französische Kirchenpolitik.

Unter den Katholiken der neutralen Länder, an die das französische Propagandaunternehmen mit dem Buche La Guerre allemande und andern Erzeugnissen sich wendet, nehmen die Spanier unzweifelhaft den ersten Platz ein. Auf diese aber macht der Bekehrungsversuch, wie wir schon früher sahen, so gut wie gar keinen Eindruck. Vielleicht läßt sich mündlich mehr erreichen, dachte Herr Louis Bertrand, ein guter Kenner Spaniens und Mitarbeiter der Zeitschrift Revue des deux mondes, und machte sich auf den Weg nach Spanien. Seine Eindrücke und Erfolge schildert er jetzt im zweiten Heft des neuen Jahrgangs 1916 der Zeitschrift sehr ausführlich und wortreich (S. 241—280). Der Artikel ist von Anfang bis zu Ende ein Beweis dafür, daß die Antwort, die P. Ibeas O. S. A. Herrn Baudrillart und Genossen erteilte, von ganz Spanien, verschwindende Ausnahmen abgerechnet, geteilt wird. Einige Stellen daraus sind es wert, hier mitgeteilt zu werden.

Der Weg führte Herrn Bertrand über Barcelona und San Sebastian, das vornehme Seebad an der baskischen Küste, nach Madrid.

„Kaum hatte ich die Grenze überschritten, als alle meine Luftschlösser zusammenfielen. Das kalte Sturzbad der Wirklichkeit brachte mich zur klaren Erkenntnis der Lage. ... Ich suche mit den Leuten zu plaudern: Ich komme aus einem Lande, wo man leidet, wo täglich Heldentaten der Tapferkeit und des Opfermutes geschehen. Die Landsleute des Cid und der hl. Theresia wollen von allem dem nichts wissen. Man ist versucht zu sagen, das sei ihnen einerlei, oder gar, unsere Prüfungen bereiten ihnen eine stille Freude.

„Vor der Tapferkeit im Unglück verneigt sich ein wahrer Soldat. Belgien flößt hier nur geringschätzendes Mitleid ein. Offiziere spotten öffentlich darüber, und an hoher Stelle, wo man diese unpassenden Späße hört, findet man kein Wort des Tadels für die Schuldigen."

In Madrid ärgert ihn neben dem lustigen, weltlichen Treiben der Menge besonders der Umstand, daß immer nur von Deutschland und kaum je von Frankreich die Rede geht. „Die Bilder Hindenburgs, des Kaisers, des Kronprinzen sind überall ausgestellt." Ganz Spanien wimmelt von Deutschen, „man versichert, daß ihrer wenigstens 50 000 sind". Sie machen eine riesige Reklame für ihre Geschäfte und haben großen Erfolg. „Es ist kaum eine Stadt, die nicht ihr Café suisse[1] hat, worin durchweg blonde Deutsche walten." Viele andere deutsche und österreichische Untertanen verweilen nur gezwungen auf spanischem Boden, weil ihnen die Heimkehr abgeschnitten ist. „Was suchen, was zetteln, welche dunkeln Geschäfte besorgen diese Rudel arbeitsloser Deutschen?"

Überaus verdächtig kommt Herrn Bertrand sogar der in Madrid lebende Exsultan von Marokko Muley Hafid vor!

Zwei Ursachen hat nach Bertrand bei vielen Spaniern die Vorliebe für Deutschland: die vielgepriesene Organisation, die planmäßig geordnete Tatkraft der Deutschen und ihre Bereitwilligkeit, von den Fremden, auch von den Spaniern, zu lernen; auf der andern Seite die Selbstgefälligkeit, das „weibische Wesen" der Franzosen, mit dem diese alles Nichtfranzösische verachten. „Uns gefällt die Kraft besser als die Anmut", sagte ihm ein Spanier. Indessen den tiefsten und entscheidenden Beweggrund für die Stellungnahme des spanischen Volkes findet der Franzose in der katholischen Religion und in der Stellung, welche die kriegführenden Mächte zu ihr einnehmen.

Von der Theorie des Religionskrieges, wie das Buch Baudrillarts sie entwickelt, wollen die Spanier nichts hören: „Keine Baumeistereien, halten wir uns an die Tatsachen! Ist der deutsche Kaiser ein respektvoller Beschützer des Katholizismus, ja oder nein? Ist es wahr, daß die französische Republik die Katholiken verfolgt hat und noch verfolgt, ja oder nein? Können Sie diese Tatsachen bestreiten?" ...

„Unsere religionsfeindliche Politik hat uns nicht nur die Katholiken, sondern die Gläubigen der ganzen Welt auf den Hals geladen. Ich erinnere mich noch, wie im Orient sogar in den Kreisen des Islams Gambettas bekannte Formel: ‚Der Antiklerikalismus ist kein Ausfuhrartikel', Anstoß erregte. Es war der große Fehler der Republik, zu meinen, sie könne sich innerhalb unserer Grenzen alles erlauben, und nicht zu bedenken, daß alle Schläge, die sie gegen die Katholiken und die Konservativen richtete, ihren Widerhall im Ausland fanden. Das ist uns in Spanien begegnet. Wir haben die Spanier in ihrer religiösen Über-

---

[1] Vor einigen Jahren, als die Jesuitenhetze tobte, ging ein Artikel in deutschen Zeitungen um, nach dem die spanischen Cafés suisses alle im Besitz der Jesuiten sein sollten!

zeugung verletzt. Das katholische Gemeingefühl ist dort kein leeres Wort. So kamen sie dazu, unsere Kirchenverfolgung als eine persönliche Beleidigung anzusehen. Die Spanier tragen uns das böse Beispiel nach, das wir ihren radikalen aufrührerischen Parteien gaben. Spanien ist als unser nächster Nachbar durch die Vertreibung unserer Orden besonders in Mitleidenschaft gezogen worden. Unsere Verbannten sind überall auf seinem Gebiet, besonders im Norden. Da gibt es kaum eine irgendwie bedeutende Stadt, die nicht ein oder mehrere Klöster solcher französischer Flüchtlinge beherbergte. Bei ihrer Ankunft gab es da peinliche Auftritte. Ein Rechtsanwalt in San Sebastian sagte mir mit Entrüstung: ‚Mein Herr, wir sahen Ihre Klosterschwestern in unsern Straßen betteln gehen. Das Unrecht, das Sie diesen Frauen angetan haben, betrachten wir als uns zugefügt. Das sind Dinge, die man nie vergißt.‘ Die beständige Gegenwart dieser Verbannten reizt die Empfindlichkeit der katholischen Spanier immer von neuem. Für uns Franzosen liegen diese Dinge schon in geschichtlicher Vergangenheit. Das begangene Unrecht springt uns nicht mehr in die Augen. In Spanien sieht und spürt man es alle Tage. Das setzt einen Zorn und Ingrimm ab, wovon wir uns keine Vorstellung machen. Man muß Basken über diesen Gegenstand sich äußern hören. Wenn sie daran rühren, geraten sie außer sich. Wahrlich, sie halten ihr Versprechen, sie haben nichts vergessen.

„Man kann es nicht oft genug wiederholen: Wir machen uns keinen Begriff von der schmerzhaften Wunde, die unsere Sektenpolitik dem Gewissen unserer Nachbarn geschlagen hat, noch von der Beschimpfung, die ihr Glaube erlitten hat. Mit den Karlisten zumal ist über diese brennende Frage gar keine ruhige Besprechung möglich; sofort kommt es zu Grobheiten und Flüchen, oder was noch schlimmer ist, zu einem eisigen Schweigen, das eine Verachtung ohne Grenzen und eine unbarmherzige Feindschaft andeutet. Kurz, wir haben uns vor unserer Türe einen Zustand der Feindseligkeit geschaffen, ähnlich dem, den Ludwig XIV. nach gewöhnlicher Darstellung in Holland und Deutschland durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes hervorgerufen hat. Der Anblick unserer vertriebenen Katholiken im Ausland, die trotzdem gute Franzosen bleiben, bringt uns ebensoviel Schaden als vor zwei Jahrhunderten die protestantischen Flüchtlinge.“

Bertrand wollte dergleichen Vorwürfe durch einen Hinweis auf Bismarck und den Kulturkampf entkräften und durch die union sacrée, „die heilige Einigkeit“ der heutigen Franzosen. Aber da begegnete er nur spöttischem, ablehnendem Lächeln. Man verwies ihn auf die antiklerikale Presse von heute mit ihren wilden Ausbrüchen gegen die Geistlichkeit: „Das ist Eure heilige Einigkeit!“ — „Aber daran ist die Regierung doch unschuldig.“ Mit dieser Ausrede kam Bertrand vom Regen in die Traufe. „Wenn sich wirklich in Eurer Regierung etwas geändert hat, warum stellt sie die Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl nicht wieder her?“

So geht es in dem Artikel noch seitenlang weiter. Die gewaltige Rede, die der große Karlistenführer Vasquez de Mella am 31. Mai 1915 in Madrid

über die spanische Neutralität hielt, und worin besonders noch die bittern Beschwerden gegen England wegen Gibraltar, Tanger und Marokko eine wirksame Rolle spielten, wird eingehend besprochen.

Aber nicht bloß die rechtsstehenden Spanier, die zur konservativen Partei zählen, denken über Frankreich so, wie oben geschildert. „Auch die Liberalen zeigen uns ohne Zögern, daß unsere religionsfeindliche Politik ihr Mißfallen erregt. Wir halten sie für antiklerikal, aber sie sind es nicht. Fast alle spanischen Liberalen sind katholisch und setzen eine Ehre darein, katholisch zu bleiben." Als Bertrand an einen kleinen Beamten, der höchst liberale Ideen mit großem Ernst entwickelte, die Frage richtete, ob er vielleicht Protestant sei, war dieser sehr erstaunt: „Ich Protestant? Ich bin römisch-katholisch-apostolisch. Aber ich begreife vollkommen, daß jemand Protestant, Jude oder Muselmann sein kann. Was ich nicht begreife, das ist ein Land ohne Religion."

Einige französische Verbannte wollten, wie Bertrand erzählt, einen bäuerlichen Dorfschultheiß (alcalde) von seiner Vorliebe für Deutschland abbringen und rühmten ihm die Vorzüge Frankreichs. Den Erfolg ihrer Beredsamkeit drückte der Mann mit dem kurzen Spruch aus: „Wenn Deutschland siegt, ist es schlimm, und wenn Frankreich siegt, noch schlimmer."

Kein Wunder, daß Herr Bertrand enttäuscht, abgekühlt und hoffnungslos heimkehrte. Dabei ist zu bemerken, daß er persönlich für den Katholizismus gar keine Teilnahme empfindet. Das geht aus dem ganzen Ton seines Berichtes hervor. „Es ist nicht meine Schuld", sagt er zum Schluß, „wenn die überwältigende Mehrheit in Spanien katholisch ist." Das dürfte wörtlich wahr sein. „Wenn ich nicht von Spanien, sondern von Griechenland zu sprechen hätte, würde ich keinen Anstand nehmen zu sagen, daß der Katholizismus uns dort nur schaden kann." Diese Bemerkung zielt wahrscheinlich auf die Sendung des katholischen Ministers D. Cochin nach Athen und Saloniki. Auf die eben erwähnte „Unschuld" deutet ebenfalls die kühle Gleichgültigkeit hin, mit der er von der Verfolgung der Ordensleute als einem längst vergessenen und vergrabenen Ereignis alter Tage spricht. Ebenso deutet die widerliche Art, wie er bei seiner Durchreise durch San Sebastian das Äußere der spanischen Geistlichen beschreibt, eine nichts weniger als kirchlich gerichtete Gemütsart an. Noch bezeichnender ist die taktlose Verwertung einer törichten Beichtstuhlgeschichte. Um so wertvoller wird unter diesen Umständen sein Zeugnis für das katholische Spanien und für die Verkehrtheit der französischen Kirchenpolitik.

Matthias Reichmann S. J.

Vier statistische Caritasarbeiten.

Das Kriegsjahr 1915 hat der katholischen Liebestätigkeit viel Arbeit gebracht. Ein Beweis dafür, daß sie bestrebt war, sich dieser Arbeit gewachsen zu zeigen und ihr planmäßig gerecht zu werden, bieten vier statistische Arbeiten aus dem Gebiet der katholischen Liebestätigkeit, die das Jahr 1915 zeitigte bzw. zum Abschluß brachte.

Unmittelbar der Tätigkeit an unsern Kriegern galt die von Prof. Dr Liese in Paderborn bearbeitete Statistik der Kriegsarbeit der katholischen Orden Deutschlands vom 1. August bis zum 31. Dezember 1914[1]. Um die Leistungen der Eigenart der einzelnen Orden entsprechend zu werten, teilte Dr Liese die Übersicht nach beschaulichen Orden, Seelsorgsorden, Missionsgesellschaften und Genossenschaften von Laienbrüdern bei den männlichen Orden, nach Genossenschaften für Kranken- und Armenpflege, für Erziehung und Unterricht, beschauliche Genossenschaften bei den weiblichen. Dadurch erhalten wir ein recht eingehendes und ansprechendes Bild der großen Tätigkeit. Nur einige wenige Gesamtergebnisse mögen hier Platz finden. Bis zum 31. Dezember 1914 stellten die beschaulichen Männerorden 171 Soldaten (davon 17 verwundet, 8 gefallen, 5 befördert), 37 Seelsorger (17 Feldgeistliche), 72 Krankenpfleger (2 im Feld), die 323 Mann an 16 205 Tagen pflegten. Die Seelsorgsorden stellten 810 Soldaten (Franziskaner allein 467), davon sind 103 verwundet, 23 gefallen, 39 befördert oder ausgezeichnet (16 Eisernes Kreuz). Als Seelsorger wirkten 268 (im Felde 85), als Sanitäter 498 (im Felde 232). In den von den Klöstern eingerichteten Lazaretten wurden etwa 3800 Mann verpflegt. Von den Missionsgenossenschaften standen 520 Mitglieder im Feld (verwundet 55, gefallen 10, befördert oder Eisernes Kreuz 25). 81 (26 im Felde) taten Dienst als Seelsorger, 147 (im Felde 32) als Krankenpfleger. In eigenen Ordenshäusern wurden gepflegt 4172 Mann an 104 788 Pflegetagen. Von den Brüdergenossenschaften waren eingezogen als Soldaten 411 (49 verwundet, 19 gefallen, 37 befördert oder ausgezeichnet, davon 12 Eisernes Kreuz). Als Krankenpfleger waren tätig im Felde 93, in der Heimat 460; letztere verpflegten 9721 Mann an 270 997 Tagen. Insgesamt stellten die männlichen Orden bis zum 1. Januar 1915 1912 Soldaten, 1222 Krankenpfleger, verpflegten in der Heimat 18 000 Mann an mehr als 400 000 Pflegetagen.

Bei den weiblichen Genossenschaften kommt natürlich der größte Arbeitsteil auf die in der Krankenpflege tätigen. Hier stellen sich bis 31. Dezember 1914 die Zahlen wie folgt: im Feld- und Etappengebiet 1054 Schwestern, in den Heimatlazaretten 11 502 Schwestern. In der Heimat wurden gepflegt 270 250 Verwundete an 5 829 093 Tagen. Die beiden letzten Zahlen sind jedoch wohl noch zu niedrig gegeben. Die Kriegstätigkeit der Erziehungsorden liegt natürlich mehr auf dem Gebiet der Bewahranstalten, Horte usw. Doch pflegten auch sie, meist in den Grenzgebieten an 35 000 Mann. Dasselbe gilt von den beschaulichen Frauenorden, die namentlich auf dem Gebiet der Handarbeiten und Liebesgaben sich betätigten.

---

[1] Die katholischen Orden Deutschlands und der Völkerkrieg 1914/15. Statistik ihrer Kriegsarbeit vom 1. August bis 31. Dezember 1914, veranstaltet vom Caritasverband für das katholische Deutschland, E. V., und bearbeitet von Prof. Dr W. Liese in Paderborn. (Sonderdruck aus Caritas 20. Jahrgang, Heft 10.) 4° (31) Freiburg 1915, Caritasverlag. 60 *Pf.*

Schon die ersten fünf Kriegsmonate boten somit ein erfreuliches Bild regsten Liebeseifers und Strebens, im Dienste des Vaterlands den Beruf zu verwerten. Die Arbeit für 1914 wird sicher noch erfreulichere Ergebnisse aus dem Jahre 1915 folgen sehen. Die Statistik selbst wird den einzelnen Genossenschaften ein Anlaß sein, noch genauer sich über die Kriegstätigkeit ihrer Häuser und Mitglieder Rechenschaft zu geben, so daß wir auf ein ziemlich vollständiges Bild rechnen dürfen.

Eine zweite Statistik beschert uns erstmals das Jahrbuch des Caritasverbandes für 1913/15 [1]. Es wurde dort von Generalsekretär Klieber der Versuch gemacht, eine statistische Übersicht über die Caritasverbandsorganisationen zu bieten. Daß der Versuch gelingen konnte, ist ein erfreuliches Zeichen der Erstarkung dieser Organisationen. Die Statistik kann im ganzen 57 Caritasorganisationen anführen. Darunter befinden sich neben dem allgemeinen Caritasverband noch acht Organisationen, die sich auf größere Gebiete, meist Diözesen, erstrecken und zu denen inzwischen noch der Caritasverband für die Diözese Paderborn getreten ist. 29, mit Freiburg 30, Städte besitzen örtliche Verbände oder Ausschüsse. Fachorganisationen sind 12 angeführt. Den Beschluß bilden die bei Ausbruch des Krieges in Baden eingerichteten sechs Kriegshilfsstellen des Caritasverbandes. Die Mitgliederzahl der Verbände beträgt 13131, davon 2541 Vereine und Anstalten. Die Zahl der hinausgesandten Schriftstücke wird mit 161991, die der empfangenen Besuche auf 106442 für das Geschäftsjahr vom 1. Oktober 1914 bis 30. September 1915 angegeben. Doch sind die beiden letzten Zahlen noch sehr lückenhaft, da von 19 bzw. 22 Verbänden die betreffenden Angaben fehlen. Die Statistik soll in den kommenden Jahren noch weiter ausgebaut werden. Sie wird dann immer mehr zu einem vortrefflichen Hilfsmittel der Anregung und Förderung der einzelnen Caritasorganisationen werden und vor allem der Einheitlichkeit dienen. Neugegründet sind während der Berichtszeit die Verbände in Altona, Limburg (Diözese), Köln, Wattenscheid, Augsburg, Paderborn (Diözese). Leider ging die Mitgliederzahl des allgemeinen Caritasverbandes unter der Einwirkung des Krieges von 5317 Mitgliedern am 30. September 1913 auf 4586 am 30. September 1915 zurück. Es ist ein dringendes Gebot an die geordnete Liebestätigkeit der Katholiken, über den gerade im Krieg sich mehrenden augenfälligen Liebeswerken die stille Tätigkeit der Zentralstelle nicht zu vergessen.

Gibt die statistische Übersicht über die Caritasverbände ein mehr allgemeines Bild der Leitung und Organisation der katholischen Liebestätigkeit, so führt die statistische Arbeit des Zentralverbandes katholischer Kinderhorte Deutschlands [2] mitten in die Praxis hinein. Einen Anfang hatte bereits das

[1] Jahrbuch des Caritasverbandes für die Berichtsjahre 1913/14 und 1914/15, Achter und neunter Jahrgang. (Sondernummer aus Caritas 21. Jahrg., Heft 2/3.) Freiburg 1915, Caritasverlag.

[2] Katholische Kinderbewahranstalten, Kinderhorte und verwandte Anstalten Zusammengestellt vom Zentralverband katholischer Kinderhorte Deutschlands (Sitz Bonn). München 1915, Gerber. *M* 1.—

zweite Heft der Zeitfragen der katholischen Frauenbewegung: Die Kinderhortbewegung von Maria Hopmann (Freiburg 1913, Caritasverlag) als Auszug aus einer allgemeinen deutschen Statistik gebracht. Den praktischen Anregungen und Forderungen dieser kleinen Schrift ist es gewiß mit zu verdanken, wenn die Hortbewegung, aber auch die Sorge für die noch nicht schulpflichtigen Kleinkinder immer mehr verbreitetes und vor allem auch vertieftes Interesse fand. Zählte die Statistik von 1912 erst 152 katholische Horte, so nennt die vorliegende bereits 256 katholische Kinderhorte und 7 Kinderheime. Insgesamt umfaßt die Statistik 2003 Anstalten in 1483 Orten mit 160 882 Kindern. Im einzelnen wurden gezählt: 1610 Kinderbewahranstalten (Kleinkinderschulen), 29 Kindergärten, 256 Horte, 7 Kinderheime, 32 Krippenanstalten, 30 Handarbeitsschulen für schulpflichtige Kinder, 39 Suppenanstalten. 1898 der Anstalten wurden durch Ordensfrauen geleitet. An der Spitze der Diözesen steht Freiburg i. Br. mit 347 Anstalten in 309 Orten mit 29 928 Zöglingen. 336 dieser Anstalten werden von Ordensleuten geleitet. Es folgen Köln mit 267 Anstalten an 157 Orten mit 23 347 Pfleglingen und Rottenburg (Württemberg) mit 233 Anstalten an 213 Orten mit 19 222 Zöglingen. Eine lückenlose Zusammenstellung will die Arbeit nicht sein, doch ist sicher annähernd Vollständigkeit erreicht. Der Hauptwert liegt in der Anregung, durch Studium des Werkes die Gegenden zu erkennen, denen es noch an derartigen Anstalten mangelt. Wie eine vergleichende Betrachtung der einzelnen Diözesen und Landesteile zeigt, gibt es deren nur noch allzu viele. Ferner soll das Studium der einzelnen Spalten Fingerzeige geben, wie die verschiedensten Wege zur glücklichen Erreichung des Zieles führen können.

Die vierte Caritasstatistik, die das Jahr 1915 zum Abschluß brachte, galt den katholischen Waisenhäusern und verwandten Anstalten. Sie hatte einmal den Zweck, den Arbeitern in der Fürsorge eine möglichst vollständige Liste der katholischen Waisenhäuser, Fürsorgeanstalten und einiger verwandten Kategorien, wie der Zufluchtsheime, mit knapper Beschreibung zu bieten, anderseits den engeren Fachkreisen Unterlagen zur Beurteilung des äußeren wie inneren Ausbaues unseres katholischen Waisenhauswesens zu beschaffen. Der erste Zweck wurde durch Herausgabe eines gedruckten Verzeichnisses zu erreichen versucht [1]. Es wurden darin 762 Anstalten der genannten Kategorien angeführt. Von diesen sind als eigentliche Waisenhäuser anzusprechen 454. Fürsorgezöglinge nehmen 251 auf. Der Anteil derselben ist allerdings sehr verschieden. Eine Reihe dieser Anstalten könnten auch als Waisenhäuser bezeichnet werden. Eigentliche Zufluchts-

[1] Die katholischen Waisenhäuser, Fürsorge-Erziehungsanstalten und Zufluchtsheime Deutschlands. Mit Unterstützung des Caritasverbandes für das katholische Deutschland, der Vereinigung für katholische caritative Erziehungstätigkeit, des bayrischen Landesverbandes der katholischen Jugendfürsorge-Vereine und Fürsorge-Erziehungsanstalten sowie zahlreicher Fachleute herausgegeben von Constantin Noppel S. J. (Caritasschriften Nr 23.) 8°. (VIII u. 169) Freiburg i. Br. 1915, Caritasverlag. *M* 1.40; geb. *M* 1.80.

häuser wurden 31 bekannt. Besondern Zwecken dienen 26 Häuser, teils nur Kommunikantenanstalten ohne dauernde Aufnahme von Kindern, teils gehobene oder Spezialschulen, die schon mehr als Pensionate zu rechnen sind. Die zahlreichsten Häuser weist Köln mit 110 auf. Auch zu dieser Statistik wird zweifellos noch mancher Nachtrag gemacht werden können. Dies ist um so wichtiger, als es sich hier vor allem um Auskunft über die bestehenden Anstalten handelt. Dem zweiten Zweck hat die vom Caritasverband veranstaltete Statistik gleich zu Anfang des Krieges dienen können. Ihr ist es vor allem zu danken, daß die Erkenntnis, keine neuen Kriegswaisenhäuser zu bauen, durch statistisches Material erhärtet und so zum Durchbruch gebracht werden konnte. Damit ist aber natürlich nicht gesagt, daß nun überhaupt keine Waisenhäuser mehr gebaut werden sollen. Mancherorts wies die Statistik schon für die Friedenszeit, also für normale Verhältnisse ein Bedürfnis nach (vgl. diese Zeitschrift Bd 88, S. 240). Ein weiterer Dienst, den die Statistik bereits geleistet hat, war die Anregung zum weiteren Ausbau der Organisation der katholischen Waisenhäuser, die in rüstigem Voranschreiten sich befindet.

So geben diese vier statistischen Arbeiten aus den Kreisen der katholischen Caritas einen sprechenden Beweis, wie sehr diese bemüht ist, mit der großen Zeit Schritt zu halten, ja noch mehr als dies, ihr Weg bereitend vorauszueilen. Sie sind aber auch insbesondere geeignet, die Bedeutung starker Zentralorganisationen, die allein solche Arbeit leisten können, vor Augen zu führen.

Constantin Noppel S. J.

Romain Rolland über Kriegsarbeit im Weltreich des Geistes.

Vor kurzem hat der fast zuviel genannte Verfasser der zehnbändigen Romanreihe „Jean-Christophe" aus seinen Kundgebungen zum Weltkrieg ein kleines (Au-dessus-)Buch gemacht, das den bei einem Franzosen etwas unerwarteten Titel Au-dessus de la mêlée (Über dem Streite) trägt. Die Einleitung beginnt mit den Worten: „Wenn über ein großes Volk der Krieg hereinbricht, dann gilt es nicht nur, die Grenzen, es gilt auch, die Vernunft zu verteidigen." Während das Heer mit den Waffen in der Hand den Boden der Heimat schützt, verlangt Rolland vom Geistesarbeiter, daß er die Gedankenwelt seines Volkes vor den aus der brodelnden Leidenschaft des Riesenkampfes aufsteigenden Wahngebilden zu retten suche. Denn der Geist, der ein Volk beseele, sei doch wahrlich nicht das geringste unter seinen Erbgütern. Und zu den ganz unveräußerlichen Stücken dieses geistigen Besitzes gehöre das Bewußtsein, daß es trotz des Krieges die Bestimmung aller Völker der Erde bleibt, einander zu helfen.

Deshalb hat Rolland ungeachtet des heftigen Widerspruches vieler seiner Landsleute kaum einen Monat vorübergehen lassen, ohne an die Pflichten der allgemeinen Menschenliebe zu erinnern. Seine tiefe Ergriffenheit läßt ihn oft eindringliche Worte finden. „Kämpen der Kultur und der Zivilisation", schreibt er einmal (S. 96), „Menschen der germanischen und der romanischen Rasse, Feinde und Freunde, schauen wir uns ins Auge. ... Mein Bruder, siehst du

da nicht ein Herz wie das deine, dieselben Leiden und dieselben Hoffnungen, denselben Eigennutz und denselben Heldenmut, dasselbe Weben immer neuer, immer alter Träume?"

Eine so weitherzige Menschenliebe hindert indessen nicht, daß Rolland durchaus Franzose bleibt. Im preußischen Militarismus sieht er auch auf geistigem Gebiete den ärgsten Feind Westeuropas. Rußland sei weit weniger zu fürchten; denn die edelsten Russen seien selber erbitterte Gegner der rohen Gewalt, die auf ihnen laste, und dem weichen russischen Charakter fehle die eiskalte Folgerichtigkeit, mit der Preußen jede menschliche Regung in den stahlharten Gang seiner Staatsmaschine zwinge. Für das wilde Veilchen der Freiheit verzichte ein Lateiner mit Freuden auf alle Herrlichkeit der vorschriftsmäßigen Gewächse deutscher Kultur. — Es ist unnütz, darüber mit dem Verfasser zu streiten. Die Preußen kennen das französische Sprichwort: On a toujours les défauts de ses qualités. Sie wissen ebenso gut, daß sie sich davor hüten müssen, ihre Schneidigkeit zu einer schartig machenden Schärfe zu steigern, wie sich die Franzosen aus Erfahrung bewußt sind, daß ihre Freiheitsliebe leicht in schlimmste Ungebundenheit ausartet. Die Preußen wissen aber auch, daß nicht alle Lateiner so denken wie die Franzosen, sondern daß z. B. führende Spanier das, was die Franzosen als menschenunwürdigen Zwang verschreien, als bewunderungswürdigen Sinn für Ordnung preisen. Da Ordnung ein Urbedürfnis des Geistes, Geist aber nicht nur als esprit, sondern auch als bon sens ein Grundzug des französischen Wesens ist, so wird die richtige Auffassung wohl die sein, daß Franzosen und Deutsche von verschiedenen Seiten her nach dem gemeinsamen Ideal einer auf Ordnung gegründeten Freiheit streben.

Sehr schön drückt Rolland den Wert des Domes von Reims aus. „Ein Werk wie Reims", sagt er (S. 10), „ist viel mehr als ein Einzelleben: es ist ein Volk. Es ist seine vielhundertjährige Geschichte, die wie eine Symphonie durch diese steinerne Orgel braust. Es ist das Andenken seiner Freuden, Ehren und Schmerzen. Es ist sein Sinnen, Lächeln und Träumen. Es ist der Baum seiner Rasse, der die Wurzeln in die innerste Tiefe seines Bodens senkt und mit erhabenem Schwung die Arme in den Himmel streckt. Es ist noch viel mehr: Seine Schönheit, die über den streitenden Völkern thront, ist die harmonische Antwort der Menschheit auf das Rätsel der Welt, ist das geistige Licht, das den Seelen nötiger ist als das Licht der Sonne." — Gewiß, das alles ist der wunderbare Bau, wenn ihn ein denkender und fühlender Mensch betrachtet. Nur der Geist erweckt diese Steine zum Leben, und über ihre tote Schönheit ragt auch der schlichteste Mensch sternenhoch empor. Die ganze Erde hat ihm der Schöpfer zu Füßen gelegt, und solange der Herr mehr ist als der Diener, ist es keine Verkennung geistiger Werte, daß Deutschland lieber einen fremden Dom gefährdet als einen eigenen Soldaten.

Daß Romain Rolland sich hier und in einigen verwandten Fragen nicht ganz in die Lage des Gegners hineindenken kann, ist immerhin noch eher begreiflich als seine Behandlung des Christentums, der katholischen Kirche und des

Papstes. Obwohl er in Genf an der internationalen Auskunftsstelle für Zivilgefangene arbeitet und der Agence internationale des prisonniers de guerre, dem Emergency Committee for the Assistance of Germans, Austrians and Hungarians in Distress, der Berliner „Hilfsstelle für Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland“ und einigen ähnlichen Gründungen Lob spendet, hat er für die kirchlichen Hilfsstellen in Paderborn und Rom und sogar für die unaufhörlichen persönlichen Bemühungen Benedikts XV. kein Wort. Er behauptet vielmehr (S. 28): „Die zwei geistigen Mächte, deren Schwäche diese Kriegsseuche am klarsten offenbart hat, sind das Christentum und der Sozialismus.“ Ja, er wagt (S. 31) zu schreiben, daß die kriegerischen Christen von heute, wenn sie im heidnischen Rom gelebt hätten, willige Götzendiener gewesen wären, und daß Pius X., statt zu sterben, gegen die Anstifter des Krieges seine Blitze hätte schleudern müssen!

Nein, wer dem Frieden unter den Völkern dienen will, darf so nicht sprechen. Wer die Gedanken der Zeit verstehen und Hüter ihres geistigen Besitzes sein will, darf nicht glauben, es genüge, die liberalen Zeitungen und Zeitschriften zu lesen, um alles zu kennen, was die bedeutenden Denker der Zeit zu sagen haben. Wer sich Monat um Monat an die führenden Geister Europas wendet, darf eine geistige Weltmacht wie die katholische Kirche nicht so blind verkennen. Hoffentlich hat Rolland auch an diese Schwächen seines Buches gedacht, als er (S. 3) zu dem unveränderten Abdruck seiner Artikel bemerkte: „Man wird infolge des Dranges der Ereignisse gewisse Widersprüche und übereilte Urteile finden, die ich heute ändern würde. . . . Im allgemeinen hat die Entrüstung sich in Mitleid verwandelt. Angesichts der riesengroß wachsenden Verwüstung fühlt man, daß Verwahrungen so machtlos sind wie gegenüber einem Erdbeben. ‚Das ist mehr als ein Krieg‘, schrieb mir der alte Rodin am 1. Oktober 1914. ‚Was da vor sich geht, ist wie ein Strafgericht über alle Welt.‘“

Es ist wirklich ein Strafgericht. Der Größe und dem Ernste der schweren Jahre, die wir jetzt durchleben, entspricht nur diese Auffassung. Oft ist sie von deutschen Denkern ausgesprochen worden, und es wäre zu wünschen, daß bald auch ein deutscher Dichter sie in einem großen Werke verkörperte. Rolland hält es zwar für unrecht, in einem Augenblicke, wo das Vaterland so entsetzlich leide, ein Drama oder einen Roman zu schreiben. Als aber Bourget mitten im Krieg durch seinen Roman Le sens de la mort den Franzosen zeigte, daß Schmerz und Tod sinnlos wären, wenn es kein Jenseits gäbe, da fanden Hunderttausende in diesem Buche Trost. Bei uns ist es leider nötig geworden, daß die Tapfern, die an der Front das ungeheure Leid des Krieges vor Augen haben, gegen eine gewisse „Immer feste bruff“-Stimmung mancher Daheimgebliebenen Einspruch erhoben. Vielen steht es noch nicht als lebendige Wahrheit vor der Seele, daß wir eiserne Entschlossenheit mit menschlichem Fühlen verbinden müssen, daß wir zwar gewillt sind, zu siegen, aber so edel als möglich zu siegen, daß Freund und Feind einen gemeinsamen Vater im Himmel haben und gemeinsames Leid auf Erden tragen, daß wir alle keinen Tag müde werden, durch immer neue

Sünden das alte, böse Feuer zu schüren, an dem sich die Kriege der Vergangenheit entzündet haben und die Kriege der Zukunft — entzünden werden — und daß trotzdem jeder wackere Mensch in demütiger Ausdauer unverzagt zur Höhe strebt.

Je tiefer unsere Denker und Dichter diese unergründliche, zugleich stählende und versöhnende Tragik unseres Geschlechtes in jedes Bewußtsein graben, desto herrlicher bereiten sie den Boden für einen dauernden Frieden, desto sicherer wächst ganz Deutschland in die Aufgabe hinein, die seine größten Geister ihm von jeher gestellt haben, und die auch Rolland (S. 20) ausdrücklich anerkennt: alles Große, das auf Erden erdacht wird, in sich aufzunehmen und es der Welt in vollkommener Einheit wiederzuschenken.

Jakob Overmans S. J.



Begründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

